

21 335/1 80M



1917

Eifelvereinsblatt

18. Jahrgang * 1917

Herausgegeben vom Hauptvorstande des Eifelvereins

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Zender, Rektor der Münsterschule in

A. Verzeichnis der Mitarbeiter,

die den dankbaren Leserkreis durch schätzenswerte Beiträge im Jahrgang 1917 erfreut haben:

Stellvertretender Vorsitzender Dr. Andrae in Burgbrohl, Amtsgerichtsrat Rimond, z. Z. Hauptmann d. L. in Bonn, Schriftführer Oberpostsekretär J. Berghoff in Bonn, Hans Breh, Prüm, z. Z. im Felde, Schulrat Dr. Baedorf in Bonn, Kammerherr Dr. Barthels in Godesberg, Viktor Baur in Daun, Notar Dr. Bigenwald, Vorsitzender der D.-G. Nideggen, Stadtverordneter Karl Breuer, Vorsitzender der D.-G. Neuß, Oberpostsekretär Wilh. Beder in Köln, Oberlandmesser Buerbaum in Bonn, Emmy Beckhoff in Katernberg bei Essen, Aug. Bremkamp, Lehrer an der Münsterschule in Bonn, Geh. Reg.-Rat Dr. Franz Cramer, Provinzialschulrat in Münster, Rittmeister d. L. Clemens Dahmen in Köln, Rentmeister Dederichs in Köln, Amtsgerichtsrat Draß in Hillesheim, Verleger Heinrich Doepgen in Guskirchen, Professor Dr. Eversheim in Bonn, Professor Dr. Follmann, Vorsitzender der D.-G. Coblenz, Oberlehrer Dr. Giebe-Richter in Prüm, Konservator Pet. Hörter in Mayen, Direktor Dr. Karl Hessel in Coblenz, Redakteur M. Görden in Essen, Professor Hürten in Münstereifel, Lehrer Seb. Hürter in Mayen, Agl. Hegemeister Hees in Quint bei Trier, Hans Hoß, Leiter der Schülerherbergen des E.-V. in Rhöndorf, Mittelschullehrer Kasp. Hebler in Münster, Akademie-Professor Dr. Alf. Herrmann in Posen, Architekt H. Herrmann in M.-Gladbach, Rektor a. D. Wilh. Idel in Bonn*, Telegraphensekretär Karl Jost in Bonn, Heinrich Kessel in Bonn, Pfarrer Krause in Schweiler bei Münstereifel, Leutnant d. R. A. Zuchem, Lehrer, D.-G. Kaisersech, z. Z.

im Felde, Lehrer Hub. Kamps in Köln, der Vorsitzende des Eifelvereins Geheimrat Dr. Kaufmann, Major, z. Z. bei der deutschen Zivilverwaltung in Belgien, Kaufmann Gottfr. Kleine in Bonn, Professor Dr. Knickenberg in Bonn, Leutnant d. R. Karl Jünger in Mayen, z. Z. im Felde, Schulrat Lenß in Wittburg, stud. germ. Herm. Ley in Köln, z. Z. im Felde, Museumsdirektor Prof. Dr. Lehner in Bonn, Kaufmann H. J. Moesch in Brüssel, Rittergutsbesitzer Max v. Mallindrodt, Haus Broich, Kreis Guskirchen, Lehrer H. Meyers, St. Joseph a. d. Höhe b. Bonn, Professor Dr. Müller in Bonn, Assistenzarzt d. Ref. Dr. Müller, z. Z. in Bonn, Martin Ruß in Münstereifel, Landrat Dr. Peters in Mayen, Clara Pfeiffer in Bonn, Justizrat Dr. Schumacher II, Rechtsanwalt in Bonn, Professor Schürmann in Düren, P. Gilbert Rahm, O. S. B., Maria-Laach, Direktor J. von Reih in Mayen, Dr. Reitemeyer, Direktor der Landwirtschaftsschule in Wittburg, Gymnasialdirektor Dr. Riepmann in Bonn, Ref. und Oberlehrer Oster in Prüm, Oberlehrer Dr. Gustav Schöttle, Leutnant d. R., z. Z. im Felde, Leutnant d. R. Theod. Seidenfaden, Lehrer in Bessenich bei Zülpich, z. Z. im Felde, Schriftleiter Martin Selt in Werden a. d. Ruhr, Schriftleiter A. Selbach in M.-Gladbach, Postdirektor Stahl in Worms, Karl Stollenwerk in Montjoie, Bankdirektor Jul. Steinberg in Bonn, Lehrer Lämmeler, Neuß, z. Z. im Felde, Dr. jur. Vonachten, Schatzmeister des Eifelvereins, in Aachen, Oberlehrer Tix, Stolberg, z. Z. im Felde, Oberpostsekretär Wilich in M.-Gladbach, Apotheker Winter in Gerolstein, Pfarrer Weisenahl in Niederstadtfeld, Kreis Daun.

B. Inhaltsverzeichnis.

I. Amtliche Nachrichten.

a) Mitteilung des Hauptvorstandes:

1. 7, 66, 81, 117, 130, 148, 161

Mitteilung der Schriftleitung 1, 18, 34, 161, 170

Hauptvorstandssitzungen:

*Gerolstein 17, 33, 39, 67, 68

*Mayen 130, 132, 163, 164

Mitteilungen des Wegeauschusses 34, 68

Nachruf 38, 83, 131, 169

Jahresbericht 163, 171

Rechnungsablage des Eifelvereins 35

Ehrentafel 2, 18, 34, 50, 66, 82, 98, 117, 131, 146, 162, 170

Neue Mitglieder 16, 33, 49, 80, 97, 113, 129, 145, 161, 170

b) Mitteilungen aus den Ortsgruppen:

Bonn 17, 33, 81, 97

Brohlal 33

D.-G. Köln 17, 48, 81, 97, 129, 145, 161, 169, 177

Düsseldorf 17, 33, 48, 81, 97, 113, 129, 145, 169, 177

M.-Gladbach 169

Die mit * bezeichneten Aufsätze haben Bilderdruck.

Röln Eifelverein 81, 97, 113, 129, 161, 169, 177	Neuß 48
Cöln-Mülheim 33, 48, 62, 97, 113, 129, 145, 161, 169, 177	Waxweiler 145
	Wiesdorf 81

II. Schülerherbergen des Eifelvereins

S. 36, 37.

III. Das Eifelland im Weltkriege.

Kriegsereignisse in der Mitteleifel 11

Das rote Kreuz in Herbesthal 11

Von unsern treuen Eifelreunden in Chicago 24

Die Eifel in Polen 30

*Gerolstein

Unsere heimische Landwirtschaft im Zeichen des Krieges 41

Etwas über Geschütze und deren Wirkung 45

Amerika im Weltkrieg 46

Unsere wirtschaftlichen Beziehungen im Kriege zwischen Stadt und Land 70

Feldpostfahrten durch die Eifel und Ardennen 108

Brüssel im dritten Kriegsfrühjahr	110
Vorsicht bei Kriegsgefangenen	110
Kriegsanleihevortrag im Eifelort	112
Ein drittes Jahr Weltkrieg	114
Das deutsche Land dem deutschen Volke	118
*Cölner Kinder in der Eifel	122
Eifelmoor	126
*Mayen	132
Da war der Krieg im Land	141, 159, 166
Eisler und Eifelverband, für Heimat und Vaterland	148
Die Cölner Kriegsküche und die Eifel	174

IV. Kriegskundgebungen von Mitgliedern aus dem Felde.

Die Eifel in Polen	30
Amerika im Weltkrieg	46
Aus dem Cölner Eifelverein	61
Aus der Schlacht bei Arras	97
Russischer Angriff	110
Nacht am Toten Mann	127
Briefe aus dem Felde der D.-G. Brohltal	143
Briefe aus der D.-G. Essen	144
Eifelheimat	160
*Die deutschen Barbaren in Frankreich	175

V. Kriegsdichtungen.

Kriegsverse von Max v. Mallinckrodt 2, 19, 35, 50, 67, 83, 99, 116, 131, 147, 162, 170	
Hermannstadt	7
1917	10
Zum letzten Kampf	24
Heimattreue	42
Ein Mädchen	45
Heimat	49
Auf den Tag	53
Ihr alle	66
De ahl Holzems Bällegströdde	74
Eifel-Legende	78
Auf zum Eifelwald	90
Hilf, Landmann, hilf dem Arbeitsmann	97
Kriegsgloden	101
De Ejele Frau em Kreeg	108
Abschied eines Vaters	121
Heimat	123
Hubaetichens erster Schulgang	126
Die 7. Kriegsanleihe	143
*Hindenburg zum 70. Geburtstag	145
Gebt, o gebt!	149
Ich hab' es nicht gewollt	159
Soldatengräber	162
Herbstabend am Gemünder Maar	165
Pilger Tod	174

VI. Aufsätze wissenschaftlichen Inhalts.

*Gott Merkur in der Eifel	8
*Eifeler Neujahrswede	9
Kriegsereignisse in der Mitteleifel 1795—1813	11
*Die Matronenverehrung in der Eifel	19
Talsperrenkultur	25
*Der Laacher See in Winters Bann	43
Etwas über Geshütze und deren Wirkung	45
*Die Klosterkirche der Propstei Buchholz	51

Der Eifel- und Moselbezirk im Forschungsbereich der rheinischen Provinzialverwaltung	53, 103
Stammen die Siebenbürger Sachsen aus dem Eifelgebiet?	61
*Die Kultur der Hallstattzeit in der Voreifel	74
Anfrage betr. Eifelnamen	79
*Wanderer, sei Natur- und Menschenfreund	84
*Die Römervilla bei Blankenheim	93
Die Eifellandschaft in der Literatur	99
*Himmelspferdchen am Laacher See	119
*Eine Sommernacht am Laacher See	138
Alte Bonner Straßennamen	150
Eine empfehlenswerte Eifelschrift	165
Volkstümliche Pflanzen- und Tiernamen im Below	173
*Römischer Kopf aus der Eifel	175

VII. Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Eifelvereinsblatt	3
*Die Schütte Hollerath	4
Sitten und Bräuche des Montjoier Landes	12
Die Eifel im Schnee	27
Der Schmied von Hammerhütte	28
Eine interessante Wildschweinjagd	30
König Ferdinand, ein Freund des Naturschutzes	30
Schutz dem Eifelbauer	37
Wintertage	44
Der Verein zur industriellen Entwicklung der Südeifel	51
Es war einmal	55
*Eine Wanderung im Eifelschnee	57
Schutz dem Winterport	60
Zur Hebung der Eifeler Schafzucht	61
Meine ersten Eifelerlebnisse	77
Die Eifel im Bilde	77
Eifelwanderung im Frühlingschnee	78
Reichs- und Landtagsabgeordneter Wallenborn †	83
Aus Münsterfelds schwerster Zeit	91
*Bertrich im Maienschmud	101
Ergiebige Eifeler Schwarzwildjagden	107
Zur Abwehr der Wanderauswüchse	118
Auf Heimaturlaub	123
Aus Ribegger Ferientagen	125
*St. Jost und das Nixtal	137
Die Firma Georgi gegen das Vereinsblatt	141
Krankheit und Tod im Eifeler Volksleben	153
*Das Bonner Wibbelsberggebiet	157
*Richard Wolff	156
*Unsere Tagung in Mayen	164

VIII. Literarisches und Verwandtes.

15, 31, 48, 94, 112, 128, 144, 177

IX. Berichte aus den Ortsgruppen.

Brohltal	31, 143	Mayen Land	128
Bällingen	31, 177	Montjoie	49
D.-G. Cöln 16, 31, 95, 168, 177		Cöln-Mülheim	80
Crefeld	16, 49	Lüderath	49
Düsseldorf	79	Neuß	49
Essen	144, 169	Prüm	49
M.-Glabbach 17, 79, 112, 169		Ratingen	83, 80
Kaiserfeld	32, 169	Speicher	96, 128, 177
Röln Eifelverein	32	Schneifel	96
Münsterfeld	96	Saarlouis	83, 80

der
53, 103
et?
61
74
79
84
93
99
119
138
150
165
173
176



3
4
12
27
28
30
30
37
44
51
55
57
60
61
77
77
78
83
91
101
107
118
123
125
137
141
153
157
156
164

Nummer 1 Mitte Januar 1917 18. Jahrgang

Verantwortlich. Schriftleiter:
Rector Zender, Bonn,
Münsterschule.
Druck des Rheinania-Verlags,
Buch- und Steindruckerei, in
Bonn, Gangolfstraße 9 u. 11.

Eifelvereinsblatt

Erscheint Mitte jed. Monats.
Jährlicher Bezugspreis durch
die Post M. 3.—, vierteljährlich
75 Pf. Einzelnummer 25 Pf.
Anzeigengebühr für die
5 gefaltene Kleinzeile 40 Pf.
Anzeigen auf dem Umschlage
nach besonderem Tarif im
Beilagen nach Uebereinkunft.

Auflage: 20000.

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Letzten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzufenden.

44, 177
128
49
80
49
49
83, 80
8, 177
96
83, 80

Bekanntmachung des Hauptvorstandes.

1. Am 25. März d. J. findet in Gerolstein eine Sitzung des Hauptvorstandes statt. Die Tagesordnung wird in der Februar-Nummer des Eifelvereinsblattes bekannt gemacht werden. Etwaige Anträge der Ortsgruppen werden alsbald an den Unterzeichneten erbeten.

2. Die Ortsgruppe Chicago hat in dankenswerter Weise für die Zwecke der Kriegshilfe in der Eifel neuerdings wieder 800 Mark gesammelt und dem Hauptvorstand des Eifelvereins zur Verfügung gestellt. Die rührige Mitarbeit dieser Ortsgruppe in der Liebestätigkeit zu Gunsten der Eifelbewohner erfüllt uns mit hoher Freude. Ihr sei auch an dieser Stelle für diese Befundung treuen Gedenkens herzlichst gedankt.

3. Den im Felde stehenden Mitgliedern wird das Eifelvereinsblatt durch die Ortsgruppen, denen sie angeschlossen sind, regelmäßig mittels Feldpostbrief zugesandt. Ihnen ist, wie zahlreiche Zuschriften aus dem Felde beweisen, das Eifelvereinsblatt ein willkommener Heimatgruß. Vielfach werden ältere Nummern nachgefordert. Den Wünschen auf Nachlieferung kann jedoch oft nicht entsprochen werden, weil solche nicht mehr überzählig vorliegen. Die Ortsgruppen werden daher erbeten, alle Nummern, die keine Verwendung mehr finden können, gefälligst baldmöglichst an den Schriftführer, Oberpostsekretär Berghoff in Bonn zu senden.

Burgbrohl, 1. Januar 1917. Dr. Andrae,
stellvertr. Vorsitzender.

Bitte der Schriftleitung.

Die Feinde haben in unheilvoller Verblendung die dargebotene Friedenshand schände abgewiesen und mit ihren Kriegszielen ihre maßlose Eroberungssucht und den frevelhaften Willen, uns und unsere Verbündeten zu vernichten, enthüllt. So werden denn unsere braven Truppen mit erneuter Kraft in stahlhartem Kampfe da draußen in West und Ost auch im neuen Jahre weiterringen um die Palme des endgültigen Sieges. In Treue steht hinter ihnen einmütig und entschlossen das deutsche Volk und in besonders dankbarer Hingabe das schwer bedrohte Eifelland. Unentwegt nimmt auch das vaterländische Wirken im Eifelverein seinen Fortgang, und auch das Vereinsblatt will durchhalten und allen Mitgliedern daheim und vor dem Feinde Kunde bringen von der geliebten Heimat im Zeichen des Weltkrieges. So bitte ich erneut die verehrlichen Mitglieder, mir wie bisher zeitgemäße Berichte und Beiträge aus allen Teilen des Vereinsgebietes zugehen zu lassen. Damit unsern wackeren Heiden aus dem Eifelverein in der Ehrenkajel des Vereinsblattes ein liebendes Gedenken gesichert wird, wiederhole ich auch recht dringlich die herzliche Bitte an die Vorstände der Ortsgruppen, mir von jeder Auszeichnung der Eifelkrieger oder von deren Hingebungen alsogleich Kenntnis zu geben.

Bonn, 1. Januar 1917. Der Schriftleiter:
Zender.

Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

Kölner Eifelverein: Leutnant der Reserve Walter Aring, Kaufmann;
Landsturmmann Max Buscher, Ingenieur.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Bonn:** Garnisonpfarrer Dechant Böhrer, Münsterpfarre (Eis. Kreuz am weiß-schwarzen Bande); Einjähr. Unteroffizier Hermann Breuer, stud. med., Bonn.
- O.-G. Düsseldorf:** Leutnant d. L. Albert Radermacher, Benrath.
- Kölner Eifelverein:** Hauptmann d. L. Dr. Schroembgens, Rechtsanwalt (Eis. Kreuz I. Kl.); Bauleiter einer Pionier-Abt. Hans Weißweiler, Ingenieur; Bizewachtmeister Wilhelm Martin, Ingenieur; Landsturmmann Dr. jur. Ernst Walbaum, Bankbeamter; Hauptmann d. L. Josef Tillmann, Oberzollsekretär. Den Württemberg. Friedrichs-Orden II. Kl. mit Schwertern erhielt Leutnant d. L. R. Bauer, Kaufmann.
- O.-G. Mechernich:** Pionier Engelbert Misgeld.
- O.-G. Spelcher:** Bizefeldwebel Peter Hahn, Lehrer, Beilingen; Unteroffizier Klemens Freid, Lehrer; Feldwebel Cornelius Kanzler, Kaufmann, Grefeld; Leutnant d. Res. Jos. Scherer, Dillingen (Eis. Kreuz I. Klasse).
- O.-G. Rodsberg:** Leutnant d. Res. Rudolf Hölle (Eis. Kreuz I. Kl.); Oberleutnant d. Res. Schopp, Gerichtsassessor.
- O.-G. Prüm:** Leutnant der Res. Alb. Uels.

Kriegsverse XXIX.

Von Max v. Mallindrodt, Hans Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Das Wollen.

Mit erstem Ruf beginnt das Jahr den Weg,
Aus Hoffnung baut die Welt sich schwanken Steg.
Ein Wollen nur, und Hoffnung wird Gehehn,
Der Steg zur Straße, sicher zu begehn.
Ein Wollen nur, und die gewalt'ge Zeit,
Die fürchterliche, wird Vergangenheit.

König Krieg.

Die sind nicht Herr mehr, die die Kronen tragen,
Noch sind's die Völker, die da frei sich wähen.
Ein neuer Fürst erstand in unsren Tagen,
Ein Fürst des Leidens und ein Fürst der Tränen.
Von seines Szepters Spitze flammt der Tod,
Vernichtung schmiedete ihm seine Krone,

Sein ehernes Gesetz verkündet Not,
Die Furien sind die Nächsten seinem Throne.

Ihn schuf der Menschheit tiefster Lebensfluch,
Ihn nährte reich ihr immerregger Zwist;
Erst ein Gedanke nur, dann ein Versuch,
Ein Moloch nun, der unerfättlich ist.

Ins riesenhafte wuchs sein graues Bild,
Nun hindert nichts mehr seine Flammenbahn.
Die Kön'ge und die Völker sind das Wild,
Der Jäger, er, dem alles untertan.

Der Goliath rast. Wo ist die Retterhand,
Die einst mit sich'rem Wurfe ihn bezwingt,
Die Hand, die grenzenlosen Segen bringt?
Will's Gott bei uns, will's Gott im Vaterland.

Eifelvereinsblatt 1900—1917.

Von Dr. Andreae in Burgbrohl, stellv. Vorsitzender des Eifelvereins.

Von heute an geht das Vereinsblatt, mit allem was drum und dran ist, in den Verlag des Eifelvereins über. Der Verein wird in Zukunft alle Kosten für Druck und Versand bestreiten, aber auch alle Einnahmen aus dem Anzeigenteil haben und hofft, damit auf die Dauer kein schlechtes Geschäft zu machen. Man hat das „einen Schritt ins Dunkle“ genannt. Das war aber vor 17 Jahren ebenso und ich glaube, daß es nützlich ist, über die Vorgeschichte unseres Vereinsblattes heute etwas zu berichten, was doch sonst der Vergessenheit anheimfallen würde.

Nach Begründung des Vereins war es vor allem Bürgermeister **Thielen**, der stellv. Vorsitzende zu Drontes Zeit, der die Notwendigkeit eines Vereinsblattes, das regelmäßig erscheinen müsse, betonte. Ein nur vierteljährlich erscheinendes Organ könne den Zusammenhalt im Verein mehr stärken, als Mitteilungen, die nur von Fall zu Fall erschienen. Indessen war die Mehrzahl der Hauptvorstandsmitglieder nicht seiner Meinung. Der Eifelvater **Dronte** war selbst das mitteilhame Bindeglied zwischen den 50—60 Ortsgruppen des Vereins, die er mit großer Treue aufsuchte. Er sagte mir gelegentlich, er habe sich als Direktor des Trierer Gymnasiums die Samstag- und Montagmorgens dienstfrei gehalten, um fast 3 Tage wöchentlich für seine liebe Eifel frei zu haben.

In den letzten Jahren freilich ließ seine Gesundheit diese vermittelnde und verbindende Tätigkeit nicht mehr zu: das Vereinsleben litt merklich darunter, die Mitgliederzahl ging stark zurück.

Als 1898 Vater **Dronte** und kurz danach auch sein Stellvertreter **Thielen** heimgegangen waren, und General v. Voigt und ich an ihre Stelle berufen wurden, machte sich immer mehr geltend, daß ein besserer Zusammenhalt im Verein geschaffen werden müsse. In der Mai-Versammlung 1899 in **Bonn** wurde deshalb schon die Gründung eines Vereinsblattes angeregt. Die Mehrheit wünschte jedoch nur das Erscheinen zwangloser Mitteilungen, die nach Bedürfnis vom Hauptvorstand an die Ortsgruppen versendet werden sollten. Immerhin wurde ein Ausschuß gewählt, der die Frage der Kosten eines Vereinsblattes prüfen sollte. Dazu gehörten außer dem Vorsitzenden die Herren **Bram-Coblenz**, **Saassen-Bonn** und ich. Wir forderten von verschiedenen Druckereien Kosten-Anschläge ein und machten darauf den Vorschlag, Herrn **Conrad Weigt** in Andernach mit dem Druck des Vereinsblattes zu beauftragen. Die Bedingungen waren im wesentlichen: Der Verein trägt alle Kosten des Verjandes und der Verteilung an die Ortsgruppen und Mitglieder, zahlt an den Verleger (Drucker) für je 1000 Stück 4seitigen Quartformats (so groß wie heute noch) Mark 15.— (Satz, Druck, Papier und Expedition einbeziffen) und erhält die Hälfte des Ertrags der Anzeigen, für deren Werbung er auch die Hälfte der Kosten beiträgt. Für den Betrag von Mark 1000.— sollten jährlich 12 Nummern hergestellt und an alle Vereinsmitglieder verjandt werden. Dieser Vorschlag wurde in der Augustversammlung in Montjoie angenommen, wo ihn außer General v. Voigt auch unser derzeitiger Vorsitzender Landrat Kaufmann **Walmedy** warm befürwortete.

Der Drauer und der Schriftleiter (**Weigt** und ich) hatten also nun die Aufgabe, ins Werk zu setzen, was dem Verein zu Nutz und Frommen gedeihen sollte. General von Voigt schlug vor, daß an alle einzelnen Mitglieder das Blatt unter Umschlag mit Sonderadresse versandtfertig zu machen, die Verteilung aber den Ortsgruppen zu überlassen sei. Wir verhehlten uns nicht, daß unser ohnehin knappes Budget dadurch mit einer großen Summe belastet werden würde. An andere schlimmere Schwierigkeiten dachten wir aber noch nicht. Alle Ortsgruppen mußten dem Drauer die Mitgliederlisten einreichen, danach wurden die Briefumschläge mit Aufschriften bestellt. Der Trierer Drauer, der diese Umschläge zu liefern hatte, ließ uns warten, lieferte nachher nur einen Teil der Sachen und davon viele mit falschen

Anschriften. Dafür mußten denn als Ersatz neue Umschläge beschafft, Adressen geschrieben und später Aufklebeadressen gedruckt werden. Das ging alles auf die bewilligten tausend Mark!

Die erste Jahresrechnung wies das denn auch aus:

Für Satz, Druck, Papier wurden ausgegeben	789.—	„
Für Werbung von Anzeigen usw.	17.—	„
Für Versand, Adressen, Umschläge usw.	510.50	„
	1316.50	„

Dagegen an Einnahmen für Anzeigen und Post-exemplare

290.30 „

Mehrausgaben 26.20 „

Von den oben genannten Kosten für Versand usw. kamen allein 178.— „ auf Beschaffung der Adressen und der fehlenden Umschläge. Die von Trier gelieferten sind von der Hauptkasse bezahlt worden, es waren auch noch annähernd 50.— „.

Es schien also ein teures Vergnügen gewesen zu sein, daß alle Mitglieder ihr Blatt unter Umschlag bekommen sollten.

Und doch hatte General v. Voigt's Idee zunächst einen überraschenden Erfolg. Die Januar-Nummer 1900 war mit 4000 Stück gedruckt, da wir zu Werbezwecken mindestens 1000 Stück übrig halten wollten und die Mitgliederlisten ungefähr 2700 zählten. Im Februar druckten wir 3000 Stück, 2700 für die Mitglieder und 300 für Werbezwecke. Das war aber zu wenig gewesen. Es stellte sich heraus, daß die Mitgliederlisten der Ortsgruppen nicht vollständig waren. Mehr als 500 Mitglieder des Vereins waren von ihren Ortsgruppen nicht in den Listen angegeben worden, und die verlangten jetzt ihr Recht, ihr Vereinsblatt, obwohl für sie kein Beitrag an den Hauptverein abgeliefert war. Mich erreichte die Nachricht in Rom, wo ich mit meinem alten Vater war. Weigt telegraphierte „Dreihundertfünfzig Exemplare fehlen, Satz abgedruckt, was tun.“ Ich drahlte zurück „Neu setzen und drucken.“ Es war schade, daß wir nur 350 Stück neugedruckt haben, denn die Februar-Nummer 1900 ist ganz selten noch zu sehen. Die 350 Neudrucke und die noch vorhandenen Werbeeemplare haben nicht genügt, das Bedürfnis zu befriedigen und wir haben von da an immer mehr Nummern gedruckt, als vorzusehen war.

Ob General von Voigt aber einen solchen Erfolg mit seiner Adresse an alle Mitglieder bezweckt hat, weiß ich nicht.

Aber einen anderen Erfolg hatte er sicher nicht vorausgesehen. Das war eine Klage des Postfiskus gegen „den Verein, vertreten durch den Vorsitzenden, den Schriftleiter und den Verleger des Eifelblattes“. Durch die Versendung der Vereinsblätter an die Ortsgruppen in Paketen, in welchen die adressierten Blätter enthalten waren, hätten wir eine Posthinterziehung begangen. Die Blätter seien als Briefe anzusehen, da in der ersten Nummer des Jahrgangs ausdrücklich davon die Rede gewesen sei „das Vereinsblatt solle Mitteilungen des Hauptvorstandes an alle Ortsgruppen und die einzelnen Mitglieder des Vereins vermitteln“. Die eingeklagte Summe belief sich auf mehr als 3300 Mark. Es war doch etwas peinlich, auch noch eine Klage und die dadurch notwendig werdende Verhandlung über sich ergehen zu lassen. Eine persönliche Aussprache war ohne Erfolg, die Klage wurde aber vom Landgericht Coblenz zu unseren Gunsten entschieden und vom Oberlandesgericht Köln die Berufung der Oberpostdirektion abgewiesen.

Darauf haben wir die Versendung in besonderen Umschlägen eingestellt — nicht dieser Klage wegen, sondern weil sie zu kostspielig war und immer Änderungen der Adressen und Neudrucke von beitretenden Mitgliedern nötig wurden.

Dieses erste Jahr war eben ein böses Lehrjahr — wir lernten allerlei, wie es nicht mehr gemacht werden sollte!

Die nächsten Jahre wurden dann auch besser, wie schon die Jahresausweise ergeben.

1901 kostete die Herstellung des Blattes, weil die Seitenzahl und die Mitgliederanzahl größer geworden war 1140.80 „, die Versandkosten 200.49 „. Die Einnahmen aus Anzeigen waren 363.79 „, so daß ein Ueberschuß blieb von 12.50 „.

1902 waren dieselben Zahlen 1015.50 und 220.42 „ Ausgaben; 398.52 „ Einnahmen. Es wäre also ein erheblicher

Ueberschuß geblieben, wenn wir nicht die Kosten des Drucks und Verbands der Wegebezeichnung, die General v. Voigt besonders herausgehen ließ — 55.80 M — mit übernommen hätten.

Das Blatt hatte somit in den ersten 3 Jahren dem Verein jährlich kaum 1000 M gekostet, und dabei hatte sich die Auflage auf 3900 Stück vermehrt. Die nächsten Jahre, bis ich das Amt als Schriftleiter niederlegen mußte, weil mir eigene Arbeit über den Kopf wuchs, hielten sich in gleichen Grenzen. Wir bemühten uns eben, mit den ausgeworfenen 1000 Mark auszukommen und sparten, wo wir konnten. An dieser Stelle möchte ich der sorgfamen und vorsichtigen Art gedenken, in denen unser Verleger Weigt uns überall unterstützt hat. War es ihm auch nicht möglich gewesen, durch Erwerbung von Anzeigen die Einnahmen zu vergrößern — er war eben darauf nicht eingerichtet, so hat er mit Hingabe und Treue darüber gewacht, daß wir nicht über den uns eingeräumten Kredit hinausstamen. Für seine eigene Mühewaltung, für die äußerst saubere Korrektur, die er selbst besorgte, hat er niemals etwas gefordert. Wenn aller Anfang schwer ist, hat er diese Schwere ohne Murren getragen! Der Dank des Vereins ist ihm sicher!

Januar 1905 wurde der Vertrag mit Weigt auf ein Jahr erneuert. Da General von Voigt am 3. Januar 1904 den Vorsitz niedergelegt hatte und Herr Landrat Kaufmann am 30. Mai in Wittlich an seine Stelle gewählt worden war, wollten wir erst abwarten, wie das Vereinsblatt und seine Kosten sich des Weiteren entwickeln würden. In diesem Zusatzjahre erhielt Weigt nur ein Drittel der Einnahmen aus den Anzeigen, was wenig am Resultat änderte.

Dann wurde nach einem Ausschreiben an verschiedene Verleger „aus finanziellen Gründen“ der Verlag an die Universitätsdruckerei von C. Georgi in Bonn übertragen. Herr Weigt konnte nicht mit dessen Bedingungen wetteifern. — Daß die Bedingungen, unter denen der Vertrag mit Georgi geschlossen wurde, für die Dauer nicht dem Verein, sondern dem Verleger zu Gute kommen würden, hatte niemand im Verein geahnt. Die Folge hat es aber dargetan. Es war ja bestechend, daß die ersten 6500 Exemplare des Blattes dem Verein nichts kosteten, dagegen gab man die Einnahmen aus dem Anzeigenteil gern auf, denn sie hatten bisher nur wenig gebracht. Daß jedes weitere Hundert Exemplare 2 Mark kosten würde, schien nicht zu viel, es summierte sich aber auf die Dauer derart, daß für den Verleger ein erheblicher Gewinn sich bei steigender Auflage von selbst ergab. Von anderen Mehrausgaben — für Bildraum und dergl. — will ich nicht reden, denn sie gaben dem Blatt ja ein anderes Ansehen. Daß aber die Anzeigen, über deren Aufnahme und Abweisung der Verein nichts mehr zu sagen hatte, eine ständig sich mehrende Einnahmequelle für den Verleger sein mußten, war ohne weiteres durch ihre ständig wachsende Zahl verständlich. Bis zum heutigen Tage lief der noch einmal für 5 Jahre verlängerte Vertrag mit Georgi, um von heute an einem auf ganz anderer Grundlage aufgebauten Platz zu machen. Während im Vertrag mit der Druckerei „Athenania“ in Bonn die Bedingungen und Preise über Druck, Papier usw. nur unwesentlich sich geändert haben, geht auch der Verlag und die Leitung des Anzeigenteils mit allen Kosten und Einnahmen auf den Verein über. Die Leitung des Anzeigenteils — eine dornendolle Aufgabe — hat Herr Berghoff, unser treuer Schriftführer, übernommen. Des ganzen Vereins Ehrensache wird es sein, ihm das für den Verein einträglichste Werk fördern zu helfen. Darüber wurde ja an anderer Stelle berichtet.

Die Schriftleitung des Vereinsblattes übernahm nach meinem Rücktritt unser verehrter Herr Vorsitzender Geheimrat Kaufmann im Frühommer 1905. Ihm folgte das Jahr darauf Herr Kreisbaumeister Enyriem in Malmedy und diesem nach fast zwei Jahren Herr Rektor M. Zender, Bonn, der sie bis heute in fester Hand hält und mit großer Emsigkeit Schatz auf Schatz in den Blättern sammelt. Namentlich die letzten Kriegsjahre geben Zeugnis von der Treue, mit der er im Vereinsblatt die große Zeit festzuhalten bestrebt ist.

Viele treue Mitarbeiter helfen ihm dabei, wie es dem lieben Vereinsblatt ja seit der ersten Zeit seines Bestehens niemals daran gefehlt hat.

Wir warten jetzt furchtlos und standhaft im Durchhalten auf die Zeit, wo der Friede eintreten wird und im ganzen Vaterland alle Arbeit freudiger und stolzer getan werden wird. Wir sind gewiß, daß dann mit dem Verein auch sein Vereinsblatt sich weiter entfalten und daß es dann erst vollständig „unser“ Blatt sein wird. Möge es ihm, wie jetzt, auch in künftigen Zeiten nie an treuen Leitern und Mitarbeitern fehlen!

Die Schihütte Hollerath.

Von Julius Berghoff-Bonn.

Seit einem Jahrzehnt ist die winterliche Eifel in jährlich steigendem Maße das Ziel der erholungsbedürftigen Städter geworden. Namentlich die Hocheifel mit ihren massigen Berggipfeln und den weiten Hochflächen zieht die Wintersportfreunde in hellen Haufen in ihren Bann. Dort oben, in den Höhenlagen von 500—700 Meter über dem Meere, ist der Winter ein ständiger Gast. Anhaltende Schneefälle, oft schon im Oktober einsetzend, schaffen die Möglichkeit zu ausgiebiger Ausübung des Wintersportes. Freilich sind die „langen und graufigen Wintertage“, von deren Schrecken uns manch bärtiger alter Eißler so oft erzählt hat, seltener geworden. Nur an wenigen Nordhängen, die von den abwechselnd eintretenden milden Seewinden nicht gesaft werden können, bleibt der erste Schnee den ganzen Winter hindurch liegen.

Erst seitdem vor zwei Jahrzehnten der Schilauß in die deutschen Mittelgebirge eingeführt worden ist, hat sich in diesen ein winterlicher Verkehr entwickelt. Die Eifel nahm hieran zunächst nicht teil. Freilich hatten einige Freunde des Wintersports aus Stolberg und Düren das Gelände in den höheren Berglagen zur Ausübung des Schisports als günstig erkannt und dort seit Jahren mit Eifer den Winterfreunden gehuldigt. Eine eigentliche allgemeine Ausbreitung des Wintersports, im besonderen des Schilaußes, setzte jedoch erst ein, nachdem sich zu diesem Zwecke im Dezember 1907 in Bonn die Wintersportfreunde im Schiklub Bonn zusammengeschlossen hatten und unter Leitung ihres ersten Vorsitzenden, Professor Dr. Hessenberg, jetzt in Breslau, eine eifrige Werbetätigkeit entfalteten. Als bald darauf auch Vereine in Köln, Euskirchen, Montjoie usw. auf den Plan traten, ergab sich rasch ein starkes Aufblühen der Wintersportbewegung. Wie schnell sie Aufnahme gefunden hatte, beweist zur Genüge die Tatsache, daß auein an einem einzigen schonen Schneesonntag Anfang 1910 ein 40 Wagen starker Sonderzug rund 1000 Wintersportfreunde nach Hellenthal-Hollerath hinausbrachte!

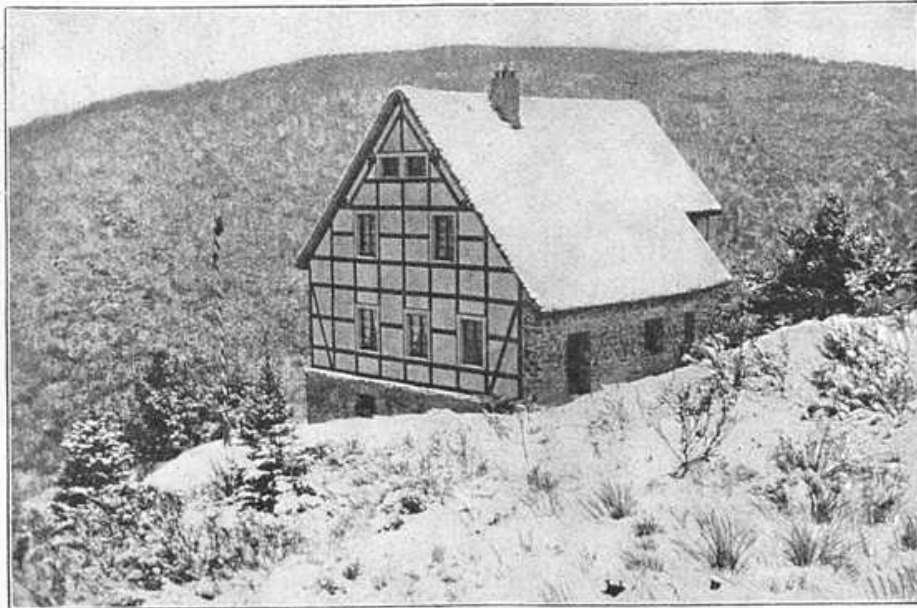
Aus diesem sprunghaften Aufschwungen des Verkehrs ergaben sich für die Teilnehmer bald große Anzutraglichkeiten in Unterkunft und Verpflegung. Um dieser Herr zu werden, pachtete der Schiklub Bonn im Winter 1911/12 ein Landhaus in Oberreifferscheid und von der herzogl. Arenbergischen Forstverwaltung die Radermannscheiderhütte im Hellenthaler Wald und rüstete diese mit Hausgerät und Lagerstätten aus. Beide Unterkunftsgelegenheiten konnten auf die Dauer den Erfordernissen nicht gerecht werden, weil sie vom Hauptportort Hollerath gar zu sehr entfernt lagen.

So blieben denn die Bemühungen zur Erlangung eines passender gelegenen Unterkunftshauses weiter rege. Pläne wurden geschmiedet, andere Hütten eingesehen und die Erfahrungen befreundeter Sportvereine eingeholt. Diese Schritte blieben jedoch vorläufig ergebnislos, weil über die Ausgestaltung des neuen Heims brauchbare Grundlagen zunächst nicht in dem erforderlichen Umfange gewonnen worden waren. Ein Zufall brachte eine schnelle Lösung. Regierungsbauführer Diplom-Ingenieur Werner Schürmann-Düren veröffentlichte in der Januar-Nummer des Eifelvereinsblattes im Jahrgang 1914 einen trefflichen Entwurf zu einem Eifel-Ferienheim. Gar bald waren die führenden Kreise im Schiklub sich darüber klar, daß für diesen die Schaffung einer ähnlichen Unterkunftsstätte zu erstreben sei. In einer kurz nachher abgehaltenen außerordentlichen Sitzung wurde denn, nachdem auch Schürmann inzwischen seine Bereitwilligkeit zur Anfertigung des Bauplanes erklärt hatte, der Hausbau beschlo-

thal wärmste Unterstützung. So beschloß denn der Gemeinderat von Hollerath im vollen Verständnis für den Zweck des Unternehmens und in wohlwollender Berücksichtigung der immerhin beschränkten Baumittel, die dem Schi-Klub zur Verfügung standen, in seiner Sitzung vom 11. Mai 1914 den Verkauf des benötigten Baugeländes, dessen Umfang nach Lage der Verhältnisse später auf rund 3 Morgen festgesetzt wurde, in dankenswerthem Entgegenkommen zu einem verhältnismäßig niedrigen Preise. Der Kreisauschuß gab die erforderliche Zustimmung und so konnte alsbald an die Ausarbeitung des Bauplanes herantreten werden.

Dieser fand denn auch durch Baumeister Schürmann, obgleich er durch militärische Übungen vielfach behindert war, eifrigste Förderung.

Bereits im Mai wurde die vorläufige Bauerlaubnis erteilt, sodaß mit den vorbereitenden Bauarbeiten ungesäumt begonnen werden konnte. Diese wurden dem Zimmermeister Püker in Hollerath übertragen, der sich



Die Schihütte Hollerath

Aufnahme Mitte Dezember 1916 von Bernhard Belling in Hellenthal.

Zunächst galt es, den nötigen Baugrund zu erwerben. Hier wies Fabrikant Bernhard Belling-Hellenthal den Weg. Wo die Hochfläche von Hollerath sich östlich zum Pretherbach hinabjagt, entfließt der Erde ein kleiner Siefen, der Leßsief, der Sommer und Winter in ungeschwächter Stärke seine Wasser zu Tal schiebt. Der Eigenbesitz einer nutzbaren Quelle war für den Entschluß zur Wahl des Bauplatzes ausschlaggebend, nicht minder aber auch der Umstand, daß das Gelände in seiner fast unberührten Urwüchsigkeit, mit seinen mannhohen Ginsterbüschen und seinem dichten Heidekraut, seinen knorrigen Kiefern und Fichten einen außerordentlich starken Reiz ausübte. Dazu kam die windfreie Lage und die entzückende Aussicht in das prächtige Wiesental des Pretherbaches und auf die angrenzenden reichbewaldeten Berggründen.

Das Gebiet des Leßsief ist Eigentum der Gemeinde Hollerath, die, wie viele andere Eifelorte, sich eines ausgedehnten Grundbesitzes erfreut. Der an diese gerichtete Antrag auf Abtretung des Baugeländes fand durch den zuständigen Bürgermeister Heinrichs-Blumen-

in seinem Fache und in der nachfolgenden Zeit auch in den übrigen Bauarbeiten als eine überaus tüchtige und geschickte Kraft erwies. Schon im Laufe des Sommers 1914 war mit dem Ausschachten begonnen worden, und nachdem inzwischen auf benachbartem Gemeindegelände die für den Unterbau erforderlichen Steine gewonnen worden waren, war für den schnellen Fortgang der Arbeiten die sichere Gewähr gegeben.

Da brach der große Krieg aus, und die militärpflichtigen Arbeiter eilten unter die Fahnen. So lag die Baustelle mit einem Schlage verwaist da und erst im folgenden Frühjahr gelang es den Bemühungen Pükers, neue Arbeiter zu gewinnen. Im Laufe des Sommers konnte bereits das Balkenwerk gerichtet und mit dessen Ausmauerung begonnen werden. Das für die Bedachung erforderliche Stroh war inzwischen gleichfalls herbeigeschafft worden, so daß auch sofort mit der Eindeckung des Daches begonnen werden konnte. Anfang September 1915 war das Haus unter Dach und Fach gebracht. Unterdessen hatte auch bereits mit dem Verputz der Innenwände begonnen werden können. Das

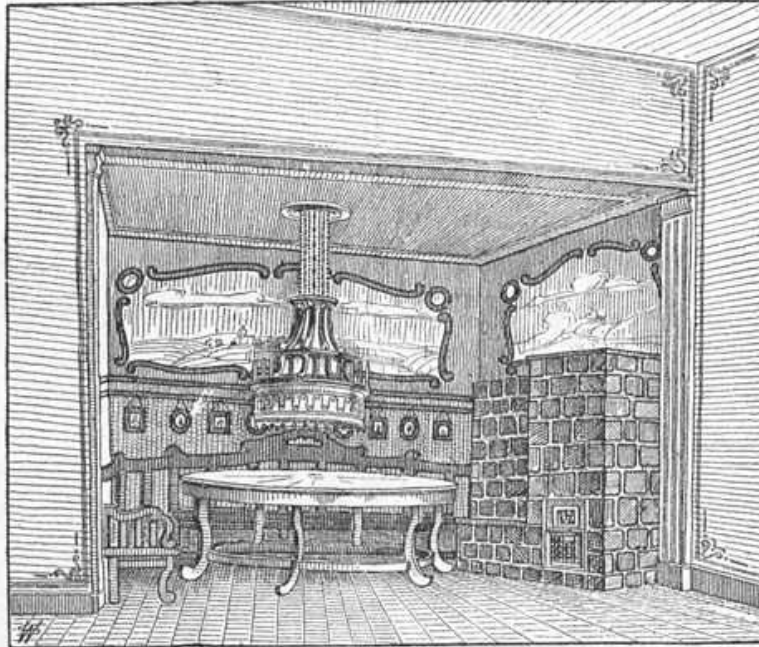
früh eintretende Frostwetter machte jedoch bereits Ende Oktober die Einstellung der Bauarbeiten nötig; sie konnten erst mit Eintritt besserer Tage Anfang 1916 wieder aufgenommen werden. Wiederum mangelte es an Bauhandwerkern. Da entschloß sich Pücker selbst zur Inangriffnahme der noch auszuführenden Arbeiten und führte sie im Herbst 1916 zu Ende.

So steht die Hütte fertig da und schaut jetzt stolz in die Lande. Auf einem kräftigen Bruchsteinsockel setzt sich der Hauptbaukörper aus Fachwerk auf mit einem steil aufsteigenden Dache aus 30 Zentimeter dicker Strohlage. Zur besonderen Sicherung des Hauses gegen Nässe und Kälte sind die Fachwerkwände im Innern des Hau-

eine Nische gebildet, in der sich der Kachelofen befindet. Während der sonnige Sitzplatz an den Fenstern mehr zum Aufenthalt am Tage dient, ermöglicht der am Ofen gelegene besonders in den Abendstunden ein behagliches Verweilen.

Aus dem Aufenthaltsraum wendet sich die Treppe nach oben. Nach Ueberwindung ihrer beiden ersten Stufen erreicht man den Eingang zu der etwas höher gelegenen Wohnküche. Aus ihr gelangt man zu dem darunter liegenden Keller.

Das Obergeschoß enthält drei große Schlafräume, einen für Damen mit 5 Betten und zwei für Herren mit je 6 Betten. Die beiden letzten Räume hängen durch



Entwurf zur Ausgestaltung der Ofenecke in der Schihütte Hollerath von Dipl.-Ing. Regierungsbauführer Werner Schürmann, z. Zt. im Felde.

ses mit einer vorgesehten Zementplattenwand vermauert, wodurch eine Luftisolierschicht entstanden ist, die dem beabsichtigten Zweck in vollkommenstem Maße dienlich ist. Durch geschickte Wahl des Bauplatzes und geeignete Aufstellung des Hauses ließ es sich ermöglichen, das gegen die Westseite herabfallende Dach gegen den schützenden Berghang anzulehnen, wo dieser auf der Wetterseite gegen die Höhe von Hollerath ansteigt. Nach dieser Seite hin liegen die Nebenräume, während Wohn- und Schlafzimmer in der Hauptsache nach Süd-Ost hin liegen.

Durch die Haupteingangstüre in dem zurücktretenden südwestlichen Eckwinkel betritt man den geräumigen Vorraum, der als Kleiderablage und als Trockenraum dient. An ihn schließen sich unter dem zur Wetterseite hin abfallenden Dach ein Abort und ein langgestreckter Aufbewahrungsraum für Schier und Rodel an. Ebenso vermittelt dieser Vorraum den Zugang zu dem größeren Aufenthaltsraum und dient diesem als Windsfang.

Der Aufenthaltsraum. — eine rund 30 Quadratmeter große Wohnstube — enthält zwei besonders ausgeprägte Sitzecken. Die eine, größere, zur fensterreichen Aussicht nach dem Tale des Pretherbaches hin, liegt etwas erhöht und läuft in einen kurzen erkerartigen Vorbau aus. Die andere ist kleiner und wird durch

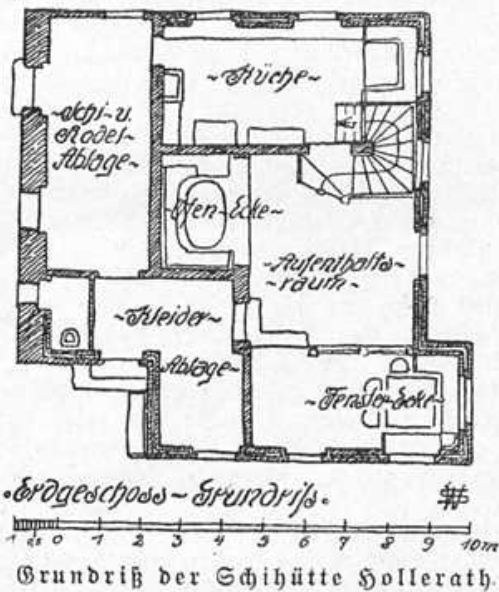
eine Tür und einen besonderen Vorraum miteinander zusammen. Der über dem Obergeschoß liegende Dachraum bleibt einstweilen unbenuzt; er wird der später voraussichtlich notwendig werdenden Schaffung von Notlagern vorbehalten.

Die Beheizung des Hauses erfolgt durch einen Kachelofen, der mit dem Herd der Küche derart in Verbindung steht, daß die beim Kochen nicht benutzte Wärme durch die schlangenförmig gewundenen Rohre des Stubenofens zieht, so daß bei nicht großer Außentemperatur die Herdwärme ausreicht, gleichzeitig auch die große Wohnstube mäßig zu erwärmen. Für gewöhnlich wird an kalten Tagen der Kachelofen der Wohnstube unter Feuer gesetzt, was sowohl ausschließlich mit Holz als auch mit Kohlen geschehen kann. Seine Wärme zieht durch Heißluftkanäle gleichzeitig in ausreichender Menge auch nach oben, um dort in allen drei Schlafräumen eine gelinde Wärme zu erzielen. Die Beheizungsanlagen hat die Firma Drüner u. Mattenberg in Köln-Deutz in musterhafter Weise ausgeführt.

Die Frage der Wasserversorgung ist durch die auf dem Baugrundstück liegende Quelle des Leßstief verhältnismäßig leicht zu lösen. Der von Dipl.-Ingenieur Bunkel-Bonn ausgearbeitete Entwurf zu dieser Anlage, der eine einwandfreie Quellensfassung und eine städti-

ischen Verhältnissen angepasste Hausleitung und Abführung des Schmutzwassers vorsieht, hat wegen der Schwierigkeit der Materialbeschaffung zur Kriegszeit zunächst nicht ausgeführt werden können. Einstweilen ist die Quelle daher nur gefasst und abgedeckt worden, so daß das Wasser bequem geschöpft werden kann.

Die Beleuchtungsfrage ist zunächst noch nicht restlos gelöst. Der Kreis Schleiden, der im allgemeinen durch das Kraftwerk der naheliegenden Urtsperre eine ausgedehnte Versorgung durch elektrische Kraft aufzuweisen hat, entbehrt für seinen südwestlichen Teil einstweilen noch eines Leitungsnetzes. Bis zu dessen Errichtung muß, da auch für diesen Teil des Kreises die Einführung der elektrischen Beleuchtung zweifellos gleichfalls im Bedürfnis liegt, zunächst auf die künstliche Beleuchtung mit Erdöl usw. zurückgegriffen werden.



Grundriß der Schihütte Hollerath.

Die planmäßige Inneneinrichtung des Hauses hat fürs erste noch nicht in Angriff genommen werden können. Zunächst sind die Brittschenlager von Oberreifferscheid durch kundige Hände in brauchbare Tische und Bänke umgewandelt worden; die in früheren Jahren beschafften Möbelstücke und das Haus- und Küchengerät haben gleichfalls zweckmäßige Aufstellung gefunden; sechs neue Feldbetten stehen mit dem notwendigen Bettzeug zur Benutzung bereit. Die heimelige Ofenecke schmückt ein kunstfertig geschnitzter Kronleuchter aus des Bildhauers Heinen-Hellenthal geübter Meisterhand. Er schuf gleichfalls ein reizendes „Schimännchen“, das als Krönung des Treppenhofens dient. Ein Kreuz für die Herrgottsecke ist augenblicklich noch in Arbeit. Die weitere Ausstattung des Hausinnern kann, solange der Krieg dauert, nur Schritt für Schritt vor sich gehen. So wird die geplante Ausmalung, die in die Hand von Maler Kippers-Bonn gelegt ist, auch erst nach Eintritt friedlicher Zeiten begonnen werden.

Im Landschaftsbilde macht das Haus den denkbar besten Eindruck. Ganz dem Charakter der Gegend angepasst, verrät es schon von außen eine gewisse Behäbigkeit, wie sie auf dem Lande dem guten Besitz eigen ist, ohne dabei jedoch eine unnatürliche Aufdringlichkeit zu zeigen. Auf der First des prächtigen Strohdaches dreht sich lustig die Wetterfahne, nach einem Entwurf von Schürmann durch Kunstschlossermeister Georg Baumann =

Beuel kunstvoll hergestellt. Sie zeigt ein kraftvolles Schiläuferpaar, das auf die Bestimmung des Hauses als gastliche Stätte für die Freunde des Wintersports sinnbildlich hinweist.

Die Eifel kann stolz sein auf dieses erste Heim, das ein Verein in ihrem Gebiet errichtet hat. Und nicht geringer ist die Freude des Schi-Klubs Bonn, daß es ihm als dem ersten Verein gelungen ist, in kühnem und festem Wurf im Hochgebirge der Eifel sein Nest zu bauen. Dankerfüllt sei dabei des Baumeisters Schürmann gedacht, der, seit dem Mobilmachunastage unter den Fahnen stehend, dem Bau sein fortlaufendes Interesse zuwandte und in den spärlichen zwischenzeitlichen Erholungsstunden weiter für ihn besorgt war. Nicht geringerer Dank muß auch Ingenieur Paul Timm-Bonn gezollt werden, der bis zu seinem vor mehreren Monaten erfolgten Eintritt ins Heer die Zügel der Bauleitung führte und damit die ordnungsmäßige Ausführung der Bauarbeiten sicherte. Bauunternehmer Pücker-Hollerath hat das in ihn gesetzte Vertrauen in reichstem Maße in die Tat umgesetzt. Nur seiner vielseitigen Tüchtigkeit in allen bauhandwerklichen Arbeiten ist es zu danken, daß das Haus trotz des Arbeitermangels noch während des Krieges vollendet werden konnte. Er hat bewiesen, daß da draußen im Eifellande Kräfte genugsam vorhanden sind, befähigt, auch anspruchsvolle Stätten restlos zufrieden zu stellen. Fabrikant Bernhard Belling-Hellenthal und Lehrer Klithammer-Hollerath, die eifrigen Förderer des Wintersports in der Eifel, waren besonders um den Fortgang der Bauarbeiten bemüht.

In aller Stille ist inzwischen die neue Hütte ihrer Bestimmung übergeben worden. Schenkt uns Gott den ersehnten ehrenvollen Frieden — daß das bald geschehe, wünschen wir ja alle so recht von Herzen —, dann erst soll die feierliche Einweihung vorgenommen werden. Heute aber schon senden wir unsere heißen Wünsche für die Zukunft hinaus zur trauten Hütte am wilden Berghang:

**Trautes Heim im Eifelland,
Bleibe stets in Gottes Hand.
Friedenswerk aus Kriegeszeit,
Sei allzeit Hort der Gastlichkeit,
Gib allen Freunden schützend Dach,
Die Zuflucht bei dir suchen nach.**

Hermannstadt.

Dich führte einst, da noch in deutschen Gauen
Die Märchenfrauen nächtlich Wunder schufen,
Ein kühner Geist an trug'ge Bergesstufen
In eines jernen Himmels südlich Blauen.

Er ließ dich neue, bunte Bilder schauen!
Doch ungehört verhallt' ihr lodend Rufen,
Du bleibst uns treu, an deinen Felsenstufen
In fremder Welt ein deutsches Heim zu bauen!

Du Hermanns-Stadt! Gleich einem Edelsteine,
Umfaßt von silberblanken Alpenkronen,
Und glückumflößt von weichen Südwindträumen,
So stehst du deutsch und stark im Wölterhaine! —
Ich grüße dich! ... Für immer sollst du thronen
In deutschen Geistes heil'gen Tempelräumen!

Hermannstadt, November 1916.

Theodor Seidenfaden (3. St. im Felde).

Gott Merkur in der Eifel und ihrer Nachbarchaft.

Von Provinzialschulrat Dr. Franz Cramer-Münster.

Daß unsere Eifel in alter Zeit nicht als das Aschenputtel galt, das sich vor den anspruchsvollern Gestalten anderer deutscher Mittelgebirge in die Ecke zu stellen hat, daß sie vielmehr in vielen ihrer Teile dichter besiedelt und besser angebaut war als heute oder doch vor wenigen Jahrzehnten, das haben wir im Eifelvereinsblatt schon mehr als einmal ins rechte Bild zu stellen versucht. Im Mittelalter hausten über dreihundert Grafen und Rittergeschlechter auf ihren Höhen, und welche prächtige Römerwillen vordem dagestanden, weiß jeder, dem die Namen Odrang, Welschbillig, Blankenheim, Weingarten (bei Münstereifel) usw. geläufig sind.

Wo einst blühende Siedlungen ein Land bedeckten, erwarten wir auch Ueberreste dieser Kultur; wir erwarten auch bestimmte Aeußerungen und Zeugnisse des Handels und Wandels in Gestalt von Grabmälern, Denksteinen, Münzen usw. Daß alles dieses auf Eiseler Boden in reichstem Maße sich der neuzeitlichen Forschung erschlossen hat, haben wir ebenfalls mehrfach ausgeführt. Besonders bemerkenswert scheint uns die Tatsache, daß Merkur, der Gott des Handels und Verkehrs, der Gott der Kaufleute und des Gewinnes, gerade auch auf dem Boden der Eifel und ihrer Nachbargebiete besonders zahlreiche Verehrer gefunden hat. Das ist ein Zeichen für die Lebhaftigkeit des Verkehrs, der in zahlreichen Lebensadern, auf wohlgebauten Heer- und Handelsstraßen pulsierte und das Gebirgsland mit der großen Welt des Römerreiches verband. Und dabei ist wohl zu berücksichtigen, daß nicht etwa bloß italisch-römische Kolonisten oder Soldaten die Verehrer Merkurs und der übrigen Olympier gewesen sind. Die Kelten und Germanen — diese besonders in den nördlichen Teilen des Gebirges — waren durchaus gelehrige Schüler der südlichen Lehrmeister: sie bewegten sich gern, soweit es ihnen zusagte, in den römischen Formen, wengleich sie keineswegs ihre alten Götter leichtens Herzens aufgaben. Wenn sie dem Gotte Merkur ihre Huldigung brachten, so dachten sie doch an ihre heimischen Göttergewalten, und besonders die Germanen hatten für Merkur eine klare Gleichung bei der Hand: der flügelstüßige Götterbote Hermes-Merkur wurde ihnen zum reißigen, durch die Lüfte fahrenden und das Menschenvolk beherrschenden Wodan. Sehr bezeichnend ist eine Weihinschrift, die am Rande der Nordeifel in Lohn (bei Eschweiler an der Inde) sich fand¹⁾: sie ist einem Mercurius Lendisius gewidmet. Dieser Beinamen Merkurs ist germanisch, und zwar bedeutet Lendisius soviel wie „Volksherrscher“, eine Bezeichnung, die für Wodan besonders sich eignet; ähnlich wird Merkur = Wodan auf einer Nymwegener Inschrift „König“ (rex) genannt. In den Teilen der Eifel, die zum Moselgebiet gehören, herrschte die keltische Bevölkerung vor, und in Trier haben wir einen merkwürdigen Beleg für einen keltisch-gallischen Merkur. Im Jahre 1895 wurde unfern des Moselufers ein großes Weihedenkmal gefunden, das auf der Vorderseite vor einer Geldkiste Mercurius in römischer Tracht zeigt und daneben die gallische Göttin Rosmerta, die mit Füllhorn und Beutel ausgestattete Göttin des Gewinnes. Auf

der einen Seitenfläche aber ist ein Mann dargestellt, der im kurzen gallischen Arbeitskittel Weidenbäume am Flußufer fällt, offenbar zu dem Zweck, um ein Verkehrs- hindernis für die, den Leinpfad entlang von Zugtieren oder Menschen gezogenen Schlepplähne²⁾ wegzuräumen. Dieser Mann aber ist kein anderer als der gallische Verkehrsgott Esus; denn auf einem anderen Weihstein, den Pariser Schiffsleute zur Zeit des Kaisers Tiberius setzten, wird genau dieselbe Figur ausdrücklich als Esus bezeichnet. Auf dem Trierer Stein haben wir also eine romanisierte und eine unverfälscht gallische Darstellung des Verkehrsgottes nebeneinander.

Zu Idenheim, unweit Wittburg, hat einmal ein Merkurverehrer gleich zwei Tempel auf einmal gestiftet, und die steinerne Stiftungsurkunde nennt als den Erbauer „Sautus, des Novialchus Sohn“. Hier wird schon gleich durch die gänzlich unrömisch klingenden Namen die provinzielle Herkunft dieser Familie kundgetan; daß diese Leute mehr ihre heimischen Götter als die hellenisch-römischen bevorzugten, wird man leicht zugeben. Anderswo gibt sich Merkur durch unrömische Abzeichen und Zutaten als gallischen oder germanischen Gott zu erkennen. So wurde in Nachen i. J. 1900 ein Merkurbild gefunden, dem zwar die übliche Schildkröte (als Anspielung auf seine Erfindung der Laute durch Benutzung einer Schildkrötenschale) beigegeben ist, daneben aber auch ein Hahn; der Hahn steht fed auf der Schildkröte, gleich als wollte er sich als die Hauptsache betrachten. Es ist eben der gallische Hahn. Ein gallischer Merkur ist auch der vielverehrte Mercurius Arvernus, der im Gebiete der Arverner, also in der heutigen Auvergne, besonders verehrt wurde; ihm hat ein biederer Eiseler Landsmann bei Wenau im Wehetal (unweit Eschweiler) eine Weihinschrift gesetzt.

Einen merkwürdigen Beinamen zeigt Mercurius Hanno, der durch einen Denkstein in Rohr bei Blankenheim bezeugt ist; vielleicht ist aber statt Hanno — die Inschrift ist schlecht leserlich — Nanno zu lesen, und Nanno ist auch ein altgermanischer Personennamen. Vermutlich steckt überhaupt in diesem Blankenheimer Merkur germanisches Blut und Wesen.

Ganz besonders aber müssen wir hier noch auf einen auffallenden und wichtigen Vertreter dieser seltsamen Merkurgestalten hinweisen, der vor wenigen Jahren auf Nachen er Boden — im Bereich der Grundmauern des Münsters — zum ersten Male ans Tageslicht trat. Es ist ein Mercurius Sufurrio, dem ein Mann namens Viktorinus, Sohn des Badius, seinem Gelübde gemäß ein Weihbild gestiftet hat; das Bild ist leider nicht erhalten, die Inschrift um so besser. Dieser Sufurrio, von dem die italisch-römische Merkurverehrung nichts weiß, war ein Gott heimlicher List und geheimnisvollen Zaubers; denn Sufurrio, wörtlich der Klüsterer, bedeutet im Spätlatein den Zauberer. Eine Verwandtschaft mit dem ursprünglichen Merkur besteht also doch insofern, als auch der kluge Götterbote Hermes ein erfinderischer und listenreicher Kopf war.

Endlich bleibe nicht unerwähnt, daß wir außer den kleinen Idenheimer Merkurheiligtümern zwar nicht im Bereiche der Eifel selbst, aber doch in unmittelbarer Nähe, nämlich im Coblenzer Stadtwald, einen bedeutenden Tempelbezirk des Götterpaares Mercurius und

¹⁾ Sie ist in den dortigen Kirchturm eingebaut.

²⁾ Ein solcher Schlepplahn (von Knechten gezogen) ist auf einem Bilde der Jgeler Säule dargestellt.

Rosmerta besitzen; er liegt inmitten eines stattlichen keltisch-römischen Dorfes. Wie schon die Tatsache, daß auch hier wieder Rosmerta als Gefährtin des männlichen Gottes erscheint, den gallischen Kern dieses „Mer-



M E R C V
R I O S V S V R R I
O N I V I C T O R I
N V S V A D I N I F I L I V S
V S I M L P D

*Mercurio Susurrioni V[ic]torinus Vadini
filius (solvit) (libens) (merito)
(actus) (posuit) (dedicavit).*

kur“ verrät, so tritt außerdem die quadratische Anlage des Tempels bestätigend hinzu. Und den gleichen Grundriß zeigen die Bauten des stattlichen Tempelbezirkes bei Belsch (unweit Münstereifel), der neuerdings besonders gründlich untersucht wird; freilich ist er nicht dem Merkur, sondern den Matronae, den Muttergottheiten, also doch ebenfalls einheimischen Göttergestalten gewidmet gewesen. Jedenfalls haben wir in den letzten Jahrzehnten ganz neue Einblicke in die Kultur der Rheinlande zur Römerzeit gewonnen, und die Eifel erscheint dabei in immer hellerem und erfreulicherem Lichte.

Eifeler Neujahrswecke.

Von Peter Hörter, Konservator des Geschichts- und Altertumsvereins in Mayen.

Durch den langandauernden Krieg sind alle die bekannten Badwaren der verschiedenen Festzeiten aus den Schaufenstern verschwunden. Da eben kein Mensch weiß, wie lange der Krieg noch dauert, muß ja mit allen Nahrungsmitteln sparsam umgegangen werden. Aber vor dem Krieg erschienen als Vorboten der kommenden Weihnachtszeit schon einige Wochen vor St. Nikolaus in allen Bäckereien die aus Weckeia hergestellten Hagen und Dike (Puppen), Schäferstranzen usw. Die Entstehung dieser Badformen gehen vielfach in alte Zeiten zurück. Einzelne Formen sollen sogar bis zur Heidenzeit zurückreichen; ist es doch bekannt, daß bei heidnischen Opferfesten Bilder von Göttern und heiligen Tieren hergestellt wurden.

Aber von allen diesen heutigen, ja in allen Gegenden, wenn auch verschieden hergestellten Gebildwecken will ich heute nicht schreiben, sondern nur von solchen aus früheren Zeiten aus der Eifel, dem westlichen Teile des Kreises Mayen und dem südlichen Teil des Kreises Adenau. Ob die zu beschreibenden Formen noch weiter in der Eifel verbreitet waren, ist mir nicht bekannt. Es wurde mir erzählt, daß ungefähr bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in genannter Gegend zu Neujahr in jedem Hause rautenförmige Wecke mit eingepreßtem Bildwerk hergestellt und diese dann an Nachbarn und Verwandte verschenkt wurden. Es gelang mir nun, 6 Stück der Holzformen zum Einpressen der Bilder aus den Orten Hirten, Birneburg, Uersfeld und Mannebach für das Mayener Museum zu erwerben. Alle haben Rautenform in verschiedener Größe und sind auf beiden Seiten geschnitten. Die größte mißt 27 Zentimeter und die kleinste 14 Zentimeter in der Länge. Leider trug nur eine Tafel die Jahreszahl 1793, aber bei ein paar anderen läßt das morsche und wurmfressige Holz auf ein hohes Alter schließen.

Auf Kunstwerke können die Tafeln allerdings nicht den geringsten Anspruch machen. Es sind meist in Kerbschnittmanier, wahrscheinlich von den Ortsbewohnern selbst hergestellte Bildertafeln. Vielleicht fertigten auch einzelne Personen für eine oder mehrere Ortschaften die Tafeln an.



Um dem freundlichen Leser einen besseren Begriff von dem Aussehen der Badformen zu geben, habe ich eine Seite einer Tafel nach einem Gipsabdruck abgezeichnet und beigegeben. Es ist ein 21 Ztmtr. langes Stück. In der Mitte sehen wir den Baum der Erkenntnis mit der Schlange, auf der rechten Seite Eva, auf der linken Seite Adam. Die andere Seite zeigt außer einem Kerbschnittmuster einen laufenden Hund (?) mit geringeltem Schwanz.

Ich kann nur nicht alle 12 Seiten beschreiben, da dies auch oft recht schwer würde, denn die eingeschnitzten Menschen und Tiere sind oft derart, daß es bei letzteren einem zünftigen Zoologen sogar schwer würde, diese einer bestimmten Gattung zuzuschreiben. Die erkennbaren Tiere sind Hase, Hund, Schaf und ein drachenartiges Tier. Aber eine der Tafeln möchte ich doch noch wegen der sonderbaren Zusammenstellung der Bilder etwas näher beschreiben. Wir sehen hier in der Mitte als Hauptbild eine Monstranz, auf beiden Seiten ein schlangenförmiges Tier. Neben dem Fuße der Monstranz rechts und links also Jesus, Heiland, Seligmacher. Darunter beiderseitig je eine zusammengeingelte Schlange oder vielleicht auch Wurm. Darunter rechts ein griechisches Kreuz, links einen Drudenfuß, oder wie man in den hiesigen Ortschaften früher sagte, **Maarzeichen**; darunter in der Mitte eine menschliche Figur mit Strahlenkranz um den Kopf und erhobenen Händen, darüber ein unkenntliches Tier. Wir sehen also hier christliche und heidnische Zeichen nebeneinander, Monstranz, Namenszug Christi und den heidnischen Drudenfuß, letzteres Zeichen sieht man heute noch vereinzelt an alte Bauernmöbel und Häuser eingemeißelt oder gemalt. Wie sich ältere Leute noch erinnern können, wurde dieses Zeichen zur Abwehr der bösen Geister angebracht, darauf deutet auch schon der Name Maarzeichen.

JHS



Drudenfuß

Wenn nun auch die oben beschriebenen Tafeln künstlerisch wertlos sind, so sollten derartige Sachen doch von den betreffenden Geschichts- und Altertumsvereinen gesammelt werden, denn diese erhalten das Andenken an alte Gebräuche und lassen uns manchen Blick in die Volksseele früherer Zeiten tun.

1917.

Von H. V. Vinkenbach in Mainz.

Das Jahr verfliehet im Strom der Ewigkeit,
Doch was es nahm und was es uns gegeben,
Bleibt unvergessen uns für alle Zeit,
Denn aus der Saat von Blut und Herzleid
Gehar es, weiter zeugend, junges Leben.

Jetzt klingen glückverheißend unserm Ohr
Silbesternglocken, und in lichter Ferne
Winkt uns der Zukunft weit geöffnet Tor,
Und strahlend steigen über uns empor
Aus Nacht und Graus des Glaubens goldne Sterne.

Sie führen uns durch Trauer und Gefahr
Den rechten Weg, daß wir nicht abseits irren;
Und so begrüßen wir das neue Jahr,
Drückt auch der Eisenhelm noch Stirn und Haar,
Und geht es auch einher mit Schwerterklingen.

Willkommen, junges Jahr, im Stahlgewand!
Reif' bald die Saat, die üppig steht im Halme!
Verleih' uns Kraft des Herzens und der Hand,
Laß herrlich ausblühn unserm Vaterland
Des Sieges Lorbeer und des Friedens Palme!

Gib, daß der großen Zeit, die jetzt verrann,
Die groß're folge; laß es wohl gelingen,
Daß alles das, was deutsche Kraft gewann
Und deutscher Geist und Fleiß erkann und spann,
Die Welt erfüllen möge und durchdringen!

Erlöser und Beglucker sei zugleich,
Und, eh' du gehst, vermach' uns das Vertrauen,
Daß unsre Kinder einst im neuen Reich,
Im Frieden stark und ohne Schwertesstreich,
Die teure Heimatdolle froh bedauen!

Das Rote Kreuz in Herbestal.

Eine Reise nach Belgien zur Besichtigung der Fürjorgeausstellung hat mir noch als guten Schluß einen Einblick in eines der bedeutungsvollsten Kriegsarbeitsfelder deutscher Frauen gebracht, eins von hervorragender Größe und Bedeutung. Ich durfte einen vollen Tag hineinschauen in das Walten und Schaffen des Roten Kreuzes von Herbestal, in die treue, liebevolle, ausdauernde Arbeit der Frauen und Töchter des Rheinlandes an der westlichen Schwelle des Vaterlandes.

Die Rotekreuzstation Herbestal! — In der Kriegsgeschichte wird auch dies Wort seinen Klang behalten. Sicher wird es im Herzen von Millionen unserer tapfren Krieger unauslöschlich eingebrennt stehen. Was ist es denn, dieses Herbestal? Vor dem Krieg ein unscheinbares Beamtennest, jene ärgerliche Grenzstation an der Scheide von Deutschland und Belgien, an der der Reisende seine Koffer durch viel Durchgänge und über viele Gleise an die leidige Zollstation schleppen oder schleppen lassen mußte. Vom ersten Augenblick des Krieges an ein Wort von einschneidender Wichtigkeit; ein Stauwerk für die gewaltige graue Flut, die ihre Wogen aus Deutschland gen Westen ins Feindesland wälzte, ein letzter Aufenthalt in der Heimat für die Hinausziehenden, ein tiefstes Atemholen, halbe Stunden, Stunden, Tage, Nächte lang, voll fiebriger Unruhe, voll herzzerstreuendem Tatendrang, ein Zusammenfluß von Tausenden von Soldaten, oft in kürzester Zeit. Binnen 24 Stunden sind es einmal 33 000 gewesen. — Und ein erster Aufenthalt, ein Heimatwiedersehen, ein noch tieferes Atemholen für die Heimkehrenden, die Urlauber, die Leichtkranken, die Schwerverwundeten, Blutbenetzten.

Wenn irgendwo eine Hilfs- und Erfrischungsstelle nötig gewesen ist vom ersten Hammerschlag des Krieges an und nötig bleibt, fortdauernd, alle Tage, Tag und Nacht, solange wir kämpfen müssen, so war und ist es hier.

Und dabei war nichts vorbereitet. Hier gab es keinen eingerichteten, eingeübten Apparat, keinen Verein, der etwas vorgeesehen hatte. Aber im nahen Aachen, der Stadt vom altägyptischen deutschen Ehrentum, gab es eine Frau mit hellen Augen, mit rechtem Herzen und raschem Entschluß. Im ganzen Rheinland ist jetzt der Name Olga Eisler bekannt als der der Seele der Schwesternschaft von Herbestal, einer Schwesternschaft edler Frauen und Mädchen, echter, vornehmer Rheinlandsstöchter aus Aachen, aus Eupen, aus Stolberg, aus Eschweiler, aus Düren, und anderen Rheinorten, die sämtlich seit Anbeginn des Krieges Dienst taten, anstrengenden, eisernernten, oft unerbittlich schweren, aber immer lieben, gar manchesmal von rührendem Eant belohnten Dienst auf dem Grenzbahnhof Herbestal.

Frau Olga Eisler hatte, als die große Stunde des Krieges schlug, in rascher Eile zunächst eine Erfrischungsstelle für ausziehende Soldaten in Aachen errichtet. Da kam der erste Notruf von Herbestal. Und im Augenblick war das Werk in Geist und Herzen geschaffen. Im Verein mit dem praktischsten Helfer und Berater, dem treuen Freund des Hauses, Professor Holz, Hydrologen an der Technischen Hochschule Aachen, wurde die Hilfsstelle Rotes Kreuz Herbestal aus dem Boden gezaubert: teinen Augenblick hat sie seitdem geruht. Allen Wünschen und Bedürfnissen der durchkommenden Heerscharen wird sie gerecht. In Herbestal gibt's dampfenden Kaffee, soviel jeder will. Milch n'a plus heißt's freilich jetzt in der letzten Zeit von den übermütigen Uraubeern. In Herbestal gibt's köstliche warme Suppen; auf „Karrsche" werden sie in Riesentöpfen von den jungen Mädchen mit den feinen, schmalgewordenen, aber von innerem Leben und Helferglück eigenartig verjüngten Gesichtern an die Züge gefahren und in reizenden, aus einer Porzellanfabrik in erobelter Stadt erworbenen Kräpfern auf dem Bahnsteig ausgeteilt oder in die Züge hineingereicht, immer wieder von neuem gefüllt, — natürlich umsonst! In Herbestal gibt's Kakaos für die Wehen und Wunden. Und einen Bahnhofsraum voll bequemer Betten zum Auschlafen gibt's für die langerastenden, ach, oft so recht Müden. „Ich komme von der Somme! Ich bin recht müd!" Wie taglos, wie selbstverständlich

wird so ein Wort hier hingesprochen! Welch eine Welt liegt darin! Braun und dreißig, strahlend wie die Götter, drängen sich die Urlauber flutenweise mit ihrem Paß durch die Poststellen von Herbestal und dann weiter in den großen Esaaal der Rotenkreuzstation. Man weiß es schon: Prachtessen gibt's in Herbestal, von Frachtmädcheln ausgeteilt, von Prachtfrauen getocht. Für einen Groschen den Teller voll und wieder voll und wieder voll, so lange, so oft man will: Rotkraut und Kartoffeln, Nudeln, Erbsen, Reis, Zusammengekochtes. Ein Krösusstück Würst oder Fleisch gibt's für 30 Pfennig.

Die Magazine von Herbestal sind reich gefüllt, müssen mit an erster Stelle gefüllt werden von der Heeresverwaltung. Aus dem Hauptmagazin mit den großen Kühlräumen füllt sich das Tagesmagazin.

Welche Mengen! Aber ohne reiche, reichste Liebesgaben-zuwendungen wäre trotzdem nichts zu machen. Denn der Zusammenfluß von Erquidt-Fein-Wollenden ist ein zu überströmender großer. Man kann sich die Hilfsbereitschaft des reichen, gebrohen, vaterländisch durchglühten Rheinlandes und darüber hinaus des ganzen Deutschen Reiches, soweit es von der Rotenkreuzarbeit in Herbestal weiß, ungefähr denken, den Bedarf und Verbrauch aber vielleicht doch nur zum Teil. Verwendung für alles, was warme Herzen, die durch diese Zeilen vielleicht angeregt werden, spenden wollen und können, ist natürlich da willkommen: Frachtwendungen von Gemüse, Obst. — Äpfel werden so gern mit frohem Wort in die Züge gereicht und so gern genommen! — Marmeladen, Katala, Weine für die Kranken, Säfte für die fiebernden Schwerverwunden, Drucksachen, einzelne Nummern, ganze Jahrgänge vom lieben Daheim und anderen Familienblättern für die Raftenden, Würstje, Seifen, Fette. Und Musikinstrumente und Noten! — Denn es geht im großen Kasinoal der Rotenkreuzstelle von Herbestal oft rheinisch-heitler und kriegstrophisch zu, daß manch ein einsam traurig zages Herz nach wehem Abschied vom Liebsten auf der Welt mit neuem Mut und Blutstrom durchspült ward. Da werden die langen öden Bahnhofsauenthalte zu etwas gar Schönerm und Frohem. Ein gutes Pianino ist geschenkt worden, und mancher große Künstler im grauen Soldatenrock hat schon dessen schlafende Seele geweckt. Beethoven und Bach und Meisterfingerweisen sind durch den von wimmelndem Kriegsvolk gefüllten Saal erklungen. Das Vaterland hat aus den kräftigen Mannestehlen brausend und jauchzend seinen ewigen Bestand verkündet.

Und Weihnachtsbäume haben nun schon zweimal im Wartesaal der Hilfsstelle Herbestal die heilige Nacht durchstrahlt. Das klang wohl manchem, der gerade zum Heiligen Christ hingewegfahren mußte von Frau und Kind, überraschend und beseligend, wie den Hirten auf dem Felde der Engelsfang. Glücksgreifen aus großen Glücksjäden gab's; eine schöne Brotsche, rasch noch als letzten Gruß aus der Heimat der Frau oder dem Schatz zu schicken (da ist ein reiches Geld für die Gebelust! Denke jeder dran!), ein Ländchen Goethe, ein gut Stück Rauchwerk, ein wertvoller Weiskist. Und warm und traut und von Düften erfüllt war der Saal. Die jungen Trabantinnen der geliebten Rheinlandmutter Olga Eisler, die Gruppe, der gerade diese Art Weihnachten vergönnt war, hatten sich Schwielen geschritten an guten Stollen; Pfefferludchen gab's und Tee, „all umsunt“. Und die heiligen Nieder stiegen in die heilige Nacht; und die Herzen wurden dabei noch einmal zart und gerade dadurch feister als fest. Und am Silvester brannten sie wieder, die flammenden Bäume der Hoffnung und Zuversicht flammten hinein ins neue Latenjahr, gespiegelt in manchem blinkenden Heldenbild.

Der Name Herbestal zog wie ein Liebestklang mit hinaus. Er hat eine starke Gewalt. „Heimat, Herbestal!“ Für die Wiederkehrenden ist's der elektrische Funke des Glücks. Wieder daheim! Daheim! Daheim!

„Kamerad, wach' auf! Wir sind in Deutschland! Heimat! Herbestal!“ hat ein Kamerad dem andern, der nach monatelangem Blutwerk den festen Schlaf namenloser Erschöpfung im rollenden Eisenbahnwagen schlief, mit glückseligem Wecklunge zugerufen. Da fuhr der andre wie taumelnd von Glück in die

Höh', strahlte auf, schlug dann zurück, tot. Ein Herzschlag hatte Halt gesagt. Zu groß war die Freude gewesen. —

Die Organisation des Dienstes im Roten Kreuz Herbestal ist so: Die Eskar der Helferinnen aus dem Rheinland wurde in acht Gruppen geteilt, und jede Gruppe hat einmal jede Woche eine volle Nacht und wieder einen vollen Tag, jedesmal zwölf Stunden — die Hin- und Heimfahrt nicht eingerechnet — Dienst zu tun. Möglichst wenig fehlen, außer im Krankheitsfall, ist Ehrensache. Das gibt einen allerliebsten Kontrollplan, auf dem schaurige feuerrote und schwarze Vollmonde das Fernbleiben vom Tag- oder Nachtdienst betunden. Winter und Sommer, in Schnee und Glut, in unerbittlichem Eissturm und an den lieblichsten Wintertagen, in dicken Wollstrickjaden und in leichter Sommertracht, die der blaue Gallentittel mit dem Rotenkreuzabzeichen deckt, wird Dienst getan. Jeder Gruppe steht eine Gruppenführerin und ein Gruppenführer, Damen und militärdienstfreie Herren aus dem Rheinland, vor. Alle Arbeit, außer der sehr nötigen kaufmännischen im Büro, ist ehrenamtlich. „Stete Bereitschaft“ lautet das Lösungswort. Stundenlanges Warten auf angemeldete Züge, abgelöst von schier unübersehbarem Andrang auf allen Gleisen ist man gewöhnt. Man schafft's! — Schwefelsternschaft von Herbestal, tüchtige Frauen, liebe, junge Dinger, die auf den ersten Blick sich alle ähnlich sehen durch das Gepräge der Menschenliebe und des seelischen Wachseins, der aushaltenden, kräftestählenden Aufopferung, wie werdet ihr aber auch geachtet und geachtet von denen, die Bescheid wissen von euch.

Da ist noch kein Tadel gefallen, Frau Olga Eisler und Professor Holz, die auf der Station Herbestal ihr zweites Heim haben, tragen in ihren Händen eins der ganz großen und reinen Werke inneren Kriegsdienstes. Der Herr Generalgouverneur von Belgien weiß das und hat der Schwefelsternschaft Herbestal durch eine Einladung zum Besuch der Ausstellung für soziale Fürsorge in Brüssel neulich eine besondere Ehre erwiesen. Diese Reise ist eine teure Erinnerung für alle Teilnehmerinnen. Die Fürsorgeeinrichtungen in Löwen, Namur, Dinant wurden besichtigt: viel Schönes gesehen!

Einige Tage vorher besichtigte Erzellenz von Bisping Herbestal.

Das hat auch unser Kaiser schon getan. Und das traute, einfache „Grüß' Gott!“ der Frau Eisler, der vornehmen Frau im blauen Werkstoffkleid, mag ihn wohl ebenso geireut haben wie Frau Eislers und ihres Helfers Werk, dieses eiserne, getreue Pfortnerinnenwerk und Schwellenwerk der großen Sache im Westen — das Gegenstück zu dem in Thorn am Ostor des Vaterlandes.

Kriegsereignisse in der Mitteleifel zur Franzosenzeit 1795—1813.

Von Rentmeister Dederichs in Cöln.

Ein günstiger Zufall spielte mir bei meinem letzten Besuche in meiner Heimat ein altes Buch in die Hand, welches in handschriftlichen Aufzeichnungen und ziemlich ausführlicher Weise eine Darstellung darüber bringt, wie durch die Kriegsjahre 1795—1813 die Eifel in Mitleidenschaft gezogen worden ist und welche Folge-Erscheinungen die Kriege jener Zeit auch auf wirtschaftlichem Gebiete hervorgebracht haben.

Für die Geschichte der Eifel dürften die Erzählungen eines Zeitgenossen einen kleinen Beitrag abgeben, umjomehr als dieselben manches bisher wenig bekannte betreffen:

In der zweiten Hälfte des Monats Oktober 1795 rüdten die französischen Truppen von Malmédy her in die Eifel ein; die österreichische Armee zog sich vor ihnen zurück, ohne daß es in der Eifel zu mehr als kleinen Plänkelleien gekommen war. Aber schon vorher, am 8. September 1795, waren die Einwohner von Blantenheim, Schmidtheim, Cronenburg und Baasem von den Oesterreichern gezwungen worden, große Schanzarbeiten auf der Hochebene zwischen Schmidtheim und Blantenheim auszu-

führen. Diese Verteidigungsstellung wurde aber von den Oesterreichern ohne Gefecht geräumt in der Befürchtung, von den Franzosen umgangen zu werden. Diese Erdwälle, welche von der später erbauten Kreisstraße Dahlem-Blankenheim durchschnitten wurden, sind heute noch erkennbar.

Mit dem Einrücken der Franzosen begann für die Eifel eine Zeit schwerer Bedrückung, denn diese Verkünder und Bringer von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit scheuten nicht davor zurück, in willkürlichster Weise in die Rechte und das Privateigentum der von ihnen befreiten Bevölkerung einzugreifen.

Um dem großen, bei ihnen herrschenden Mangel an Getreide und Geschützmaterial abzuwehren, nahmen sie von den 3 Glocken der Kirche Baasem die größte mit, ebenfalls 2 am Kirchhofe befindliche schwere, eiserne Tore; es ist anzunehmen, daß sie in anderen Dörfern der Umgegend ein gleiches getan haben. Das damals annähernd 80 Häuser umfassende Dorf Baasem mußte mehrere 1000 Frs. Kontribution bezahlen; „Brandtschak“ wird dieselbe in der alten Handschrift genannt.

Darüber, wie der arme Eifelbauer des weitern ausgeplündert wurde, gebe ich dem Zeitgenossen am besten selbst das Wort: „Außer Brandtschak mußten wir dem Franzos alles geben, Küh, Ochsen, Schaaß, Brod, auch Schuh u. alles. Also mußten wir ihm alles geben. Im Frühjahr 1796 mußten die Fuhrleute, heu u. Haber in dieser Gegend aufladen u. fuhren es nach der Mosel u. nach Andernach.“

Dieser fortgesetzten Bedrückungen endlich müde, schritten die Einwohner von Cronenburg und Baasem im Herbst 1796 zu einem Akte der Selbsthilfe, der für dieselben böse Folgen hatte. Hierüber schreibt die Chronik folgendes:

„Nun folgt die Beschreibung vom Herbst 1796, wo wir Baasener u. Cronenburger ein Spaß mit den Franzosen hatten. Die Nacht vor Martini kamen eines Abends 40 Trakterer (Dragoner) bei uns zur Herberg u. keiner wollt sagen was ihr Begehrt war, bis am Morgen wollten sie alles Gespann im Dorf fortnehmen. Da huben die Gemeinds-Leuth sich auf am Morgen u. sahten sich gegen die Soldaten zur Wehr mit Rärsten, hauen u. Senfeln u. trieben die Soldaten aus dem Dorf heraus bis nach Dahlem. Dann packten die meisten des Dorfs sich auf mit Gabeln u. Flinten u. zogen auf Dahlem an. Das wurden die Soldaten gewahrt u. zogen gegen die Bauern und trieben die Bauern über haagen (lebende Heden) u. Zäune u. tödteten ihrer zwei mit der Kugel, Franziskus Manß u. Anton Heinen. Den Gerichts-Bott von Cronenburg, der hieß Nicol. Michels erwischten sie am hl. häuschen (heutiger Dahlemer Kirchhof) u. banden ihn mit einem Strid an ein Pferdeshwanz. u. schleiften ihn durch Dahlem bis an Balteshaus, wo ein Soldat ihn mit dem Degen zu Todte gestochen hat. Des nämlichen Abends wurden die drei bester Bürger alhier nach Stadtkyll zum Captein berufen zur Geißel, u. wurden in die Prison alda getan bis Morgens, so mußte das Geld sie zuletzt losmachen. Dann wurden des Morgens alle Pferd aufgebotten im Dorf nach Stadtkyll mit dem Rahmen (Karren) zu kommen um nach Andernach zu fahren, auch all unser Geld mußten wir als Brandtschak geben.“

Wenn nun weiter noch erzählt wird, daß die besten Pferde den Bauern weggenommen wurden, ohne daß irgend eine Bezahlung dafür erfolgte, daß alle Wälder in Beschlag genommen und kahl geschlagen wurden, versteht man, daß die hochgradige Erregung zu einer solchen Tat der Notwehr führen konnte, bei der man den kriegerischen Mut der Bauern bewundern muß.

Auch darüber, in welchem Umfange Rekruten für die Armee ausgehoben wurden, wird uns Aufschluß gegeben:

„Die Franzosen haben des Dorfes junge Leuthe uns weggenommen, 28 Mann, davon sein ihrer 15 Tot blieben.“

Die von Napoleon I. angeordnete Kontinentalsperre brachte eine große Verteuerung aller Lebensmittel mit sich, unter welcher die Bevölkerung bis zum Jahre 1813 stark gelitten hat.

Es finden sich darüber folgende Angaben: „a. II. 1796 kostete ein Pfund Salz 18 Stüber, 6 Pfund Brot 36 Stüber, das Pfund Tubak kostet 60 Stüber, das Pfund Kaffee kostet 120 Stüber, ein kleines Gläschen Brandweihn kostet 10 Stüber.

Die Ellen-Gewehr (Manufakturwaren) waren sehr theuer, denn 1 Ellen schlechten Duchs kostet bis 150 Stüber.“

Da der Stüber sich nach unserer heutigen Währung mit ungefähr 3½ Pfg. aufrechnet, ergeben sich teilweise ganz ungeheure Preise, z. B. für 1 Pfund Salz 63 Pfg., für ein 6 pfündiges Brot 1,26 Mark, für 1 Pfd. Kaffee 4,20 Mark. Hierbei muß aber noch besonders berücksichtigt werden, daß die Kaufkraft des Geldes damals mindestens das vierfache der heutigen betrug.

Auch über die hohen Steuern wird bewegliche Klage geführt:

„So war unser Land hier hart getränkt mit Volk zu geben u. Geld über alle Maaß mit Abgab aller Art. Es müßt jeder jenseit 8 Stüber zahlen, jeder hausbüch 36 Stüber, von jeder Haus ein halb Cron französisch Münz u. 3 Stüber. Es war auch Personal u. Mobilar-Steuer gesetzt, auch Grundsteuer: Von 1 Morgen Ackerland 30 Stüber, 1 Morgen heu (Wiese) 45 Stüber, 1 Morgen Fauland (Oedland) 8 Stüber.“

Die Steuerlasten sind somit erdrückende gewesen, besonders die Grundsteuer hat mindestens die fünffache Höhe der heutigen Veranlagung betragen.

Im gegenwärtigen Zeitpunkte, wo durch die jetzt mehr als zweijährige Dauer des Krieges jedem von uns Beschränkungen in Ernährung und Lebensweise auferlegt sind und wo eine unangenehme Verteuerung aller Nahrungsmittel und Lebensnotwendigkeiten eingetreten ist, wird es nicht ohne Wert sein, wenn uns näheres darüber bekannt wird, was unsere Vorfahren an ähnlichen Beschwernissen vor einem Jahrhundert auf zwei Jahrzehnte hinaus unter der Herrschaft der Franzosen zu erdulden hatten. Wir wissen es, daß der Sieg, der Fortbestand und die Wohlfahrt des heißgeliebten Vaterlandes uns derartige Opfer zur Pflicht machen und bringen diese Opfer dem hohen Zwecke zuliebe gern und freudig, während der Mann der geschilderten Zeit, der mit zäher Treue und Liebe an seiner früheren Herrschaft hing, in dem Franzosen nur den fremden Bedrücker sah und dessen schwer auf ihm lastende Unterdrückung nur mit Widerwillen und in stets steigendem Zorn duldete.

.....

Sitten und Gebräuche des Montjoier Landes.

(Fortsetzung)

Von Karl Stollenwerk, Montjoier.

Ermunternde Zuschriften von schätzenswerter Seite bestimmen mich, meinem Beitrag zum Septemberhefte des Eifelvereinsblattes, betitelt: Sitten und Gebräuche des Montjoier Landes, hiermit eine Fortsetzung und Vervollständigung folgen zu lassen. Ich hoffe, das Verständnis für das naturgemäße gesunde Wesen des Volkslebens hierdurch zu befördern, weitere Kreise anzuregen, auch über ihren Heimatsbezirk zu referieren und auf diese Weise den wissenschaftlichen Instituten, welche sich mit dem Studium der Volkskunde befassen, nützliche Unterlagen zu liefern.

Obgleich seit Jahrhunderten wegen der früheren bedeutenden Tuchindustrie im Montjoier Lande stets lebhaft Beziehungen zur alten Kaiserstadt Aachen bestanden, ist die einheimische Mundart doch ganz frei von Beimischungen des Aachener Idioms geblieben. Das „Monscher Platt“ klingt entschieden deutlicher an die Kölnische Mundart an, es gehört eben in den Bereich des mittelfränkischen Sprachgebietes und weist alle Merkmale der ripuarischen Artikulation auf.

Freilich weichen die einzelnen Ortschaften, auch wenn sie nur 2—3 Kilometer entfernt liegen, in der Aussprache des Dialektes noch erheblich von einander ab. So finden sich Ortschaften, in welchen das „r“ scharf rollend, ja oft mit einem Anlaut zu „r“ ausgesprochen wird, während an anderen Stellen das „r“ fast wie „d“ herauskommt. In den Dörfern Kesternich, Ruhrberg, Dedeborn und Umgegend, welche früher zu einem Kirchspiel gehörten und daher heute noch mit dem Sammel-

namen „Kieschpel“ umfaßt werden, spricht man z. B. den Namen Friedrich flüssig rollend wie „Friedrich“ aus, in Mügenich klingt das Wort dagegen wie „Friedrich“. Auch ist in manchen Orten, z. B. Montjoie und Imgenbroich, eine durchgängige Herabstimmung der Vokale zu bemerken. I klingt wie e, e wie ö, u wie o. In Montjoie sagt man beispielsweise zu Buch „Boch“, zu Kuchen „Koch“; in Imgenbroich zu Herz „Hörz“, zu Kind „Könt“ usw. Hier gibt es natürlich keinen absoluten Maßstab dessen, was richtig ist, jedes Land hat seinen Klang, die Abarten der Mundart sind tiefgeheimnisvoll mit dem Volkscharakter der Lokalität verwachsen. Diese Abweichungen bilden jedoch den Gegenstand gelegentlicher Sticheleien, mit denen die Bewohner der verschiedenen Ortsschaften einander necken.

Es ist auf den Dörfern gebräuchlich, statt der Familiennamen die Angehörigen der verschiedenen Verwandtschaftsgruppen mit Namen zu belegen, welche zwar nicht etwa als Spitz- oder Spottnamen gelten, sondern entweder die Lokalität, wo die Familie früher wohnte, oder das Gewerbe bezeichnen, welches seit Generationen in der Familie betrieben worden ist. So weiß z. B. jeder Schulknabe, wenn man ihn fragt, wo Schüttesch Jüpche, oder Schnitdesch Chrestige, oder Schmetches Fränzge wohnen, wer gemeint ist; nennt man dagegen den bürgerlichen Familiennamen, so begegnet man gewöhnlich verlegten glänzenden Gesichtern. Auch darf man getrost nach Gaage-Päulsgge (Gaage-Paul), Hüsges-Pitche (Häuschens-Peter), oder lange Böids-Johannes (langen Büchs-Johann), und Bennches-Röll (Arnold von Benn) fragen; man findet seinen Mann! Noch häufiger kommt es vor, daß man ganze Familiengruppen nach dem Vornamen des Altvaters (Utervater) benennt. So hat z. B. der Arggrovater Peter geheißt, sein Sohn gleichfalls, dessen Sohn dito. Man pflegt dann zu sagen: Pitt, Peddepitt, Peddepdepitt; zu der ganzen Familie aber sagt man: bei Pitte! Heißt der Vater Paul, der Sohn Peter, so nennt man den Sohn: Päulsges-Pitche!

Wird ein angehender „Moncher“ getauft, so erhält er meistens mehrere Vornamen, die jedoch in organischem Zusammenhang stehen. So wimmelt es denn von Peter-Mathes (Peter-Mathias), Peter-Juesep (Peter-Josef), Paul-Juesep (Paul-Josef), Pitt-Michel (Peter Michael), Gaß-Lennert (Johann-Leonhard), Maß-Henderich (Mathias-Heinrich), Anne-Marieche (Anna-Maria), Jänne-Marieche (Johanna-Maria), Mariketting (Maria-Katharina), Anna Josefa.

Die eigentümliche Zusammenziehung vieler Ortsnamen des Montjoier Landes haben Stoff zu einer launigen Auslegung gegeben. Kein Geringerer als der mächtige Kaiser Karl der Große, dessen Andenken noch immer im deutschen Volke, besonders jedoch in der Eifel, wo man ihn auch als Namenspatron verehrt, lebendig ist, soll diese Ortsbezeichnungen eingeführt haben. Als er mit seinem kaiserlichen Gefolge auf den Hochflächen des hohen Bennis dem Waidwerk oblag, hielt er einst beim heutigen Dorfe Simmerath Raft. Im Hinblick auf den weiten Weg, der schon zurückgelegt war, rief er mit Befriedigung aus: „Se immer at!“ (Hier sind wir schon!) Da äußerte einer aus dem Jagdgefolge, drüben in den Waldungen sei gestern die Jagd abgehalten worden. Der Kaiser aber antwortete bestimmt: „Nein, dort war ich gestern nicht!“ Seitdem heißt dieser Ort Kesternich. Als der Jagdzug Karls dem Bennis zurückkehrte, riefen die Bewohner der dortigen Gehöfte: „Do kommt se!“ (Da kommen sie.) Der Ort aber heißt seitdem Conzen. Und weiter gings dem Bennis zu, immer schroffer wehten die Winde und der Kaiser rief schließlich: „Ich habe meine Mühe nicht!“ Dies geschah beim heutigen Dorfe Mügenich. Eine Stunde weiter verbrachte der kaiserliche Jagdzug die Nacht, und da des andern Morgens die Klage über die kalte Herberge allgemein war, nannte man diesen Ort Kalterherberg. Wie man merkt, versteht auch das Volk sich vortrefflich auf Etymologie, und was ihm an Gelahrtheit abgeht, weiß es durch schalkhaften Humor zu ersetzen.

Jeder, der in der Eifel geboren und aufgewachsen ist, wird mit Freude an die glückseligen Tage seiner Kindheit und

Jugend zurückdenken, denn unmittelbarer Verkehr mit der freien Natur und weitgehendste Bewegungsfreiheit gewähren den Kindern der Eifel Vergnügen edelster Art, wie sie die Großstadt, besonders in Industriebezirken, nicht kennt. Diese glückselige Kindheit ist auch der Jugend des Montjoier Landes beschieden. Eine Reihe origineller Spiele sind dabei seit Menschengedenken in Übung. Erlaubt es die Witterung, so ist die Jugend immer draußen, spielt Verstedenspiel (Altree), oder es wird mit runden Spielsteinen (Mormele, Hüfe) gestudt oder geknept (geknidert, geknibbelt). Ferner ist in den Frühlingstagen das Kreißelschlagen (Dopp schlaa) sehr beliebt. Außerdem gibt es ein urwüchsiges Spiel, genannt Küs schlaa (Sau schlagen), wobei wohlgezielte Hiebe nach einem alten Knochen nur so krachen. Bei schlechtem Wetter tummelt die Jugend sich zu Hause, spielt Hudschemännche (Huhelmännlein) oder bearbeitet sich gegenseitig beim Schentekloppe (Schinkentklopfen) herzhaf die Erziehungsläche.

Im Winter trieb man, so lange keine auswärtigen Rodler mit neuen Sportjaden und neuen Sportruhen die Landstraße unsicher machten (im wörtlichsten Sinne gemeint), Schlittensfahren. Der gebräuchliche Warnungsruf war: Us der Weich! (Aus dem Wege.) Damals fuhren kleine Kinder auf niedlichen „Rotteln“, die heranwachsende Jugend aber saß auf breittkuffigen Holzschlitten, die die Bahn schön glätteten. Alle diese Eiselbuben aber konnten „kiehren“. Heute fährt man auf lenkbaren, schmalkuffigen Rodeln, die tief in die Bahn einschneiden, den Schnee staubig machen und nicht glätten. Dabei ruft man gar kein: Achtung! Oder aber, man läßt eines jener albernsten Zanitschareninstrumente auf die Ohren und Nerven der Passanten wirken.

Der Herbst bringt der Jugend eine Anzahl vergnügter Tage. Am Martinstage (12. November) oder auch am ersten Sonntage in den Fasten werden allerorts Höhenfeuer (Martesfür-Martinsfeuer) abgebrannt. Des Nachmittags ziehen die Buben von Gehöft zu Gehöft und sammeln Strohgarben (Büüsche), wobei sie singen:

Hellige Zent Märte,	Heiliger Santt Martin.
Mer schlaan de Frau met Gäarte	Wir schlagen die Frau mit
Strüe! Strüe! Strüe!	Berten
	Stroh! Stroh! Stroh!

Die erbeuteten Garben und sonstigen Brennstoffe werden mittels Handarren nach einem hochgelegenen Weideplazze außerhalb des Dorfes geschleppt und aufgestapelt. Tritt dann die Dunkelheit ein, so werden diese Strohgarben in Brand gesetzt und alsbald sieht man im Umkreise vieler Stunden die Höhenfeuer prächtig zum Nachthimmel emporlodern.

Es läßt sich schwer sagen, ob dieser Brauch politischen oder religiösen Vorgängen der Vorzeit seine Entstehung verdankt. Man deutet die Höhenfeuer jetzt allgemein als eine Art Erntefest.

Ein anderer Spruch, den die Kinder beim Sammeln der Strohgarben singen, lautet folgenderweise:

Mer heesche ene Wiärel,	Wir heischen einen Wiärel,
Mer send de bäste Kiärels;	Wir sind die besten Kerle;
Mer heesche öm Zent Jan,	Wir heischen um Sankt Jo-
Mer welle et selever han;	hannes,
Mer heesche öm Zent Hupert,	Wir wollen selbst was haben;
Mer welle et selever bruche;	Wir heischen um Sankt Hubert.
Mer heesche öm Zent Knina,	Wir wollen es selber brauchen;
Mer welle et selever sing.	Wir heischen um Sankt Kning.
Büüsche, Büüsche, Schwegete!	Wir wollen es selber sehen.
	Garben, Garben, Zündhölzer!

Sankt Kning ist wohl ein unbestimmter, erfundener Name; Der Ausdruck „Wiärel“, wie er in obigem Spruch mitgeteilt wurde, läßt jedoch religiöse Beziehungen vermuten. Unter einem Wiärel versteht nämlich das Volk irreligiöse Bücher, welche verbrannt werden sollen. Man erzählt hierüber, daß einst ein frommer Mann alle bedenklichen Schriften, die in der Umgegend verbreitet waren, gesammelt und auf öffentlichem Scheiterhaufen verbrannt habe.

Der Sanct Martinstag ist auch deshalb bei der Jugend in Ehren, weil in der betreffenden Nacht die erste Bescherung der Kleinen stattfindet. Sanct Martin, in der Heiligenlegende als armer, aber mildtätiger Soldat des altrömischen Heeres beschrieben, gilt auch jetzt noch als armer Wohlthäter. „Märtesmännche“ ist arm, das weiß jedes Kind, aber seine bescheidenen Gaben werden mit rührender Dankbarkeit entgegengenommen.

Die zweite Bescherung findet am Sanct Nikolaustage (6. Dezember) statt. Sanct Nikolaus ist schon besser bei Raufe, er kommt mit einem Esel, der seine Gaben trägt, und ist begleitet von einem sagenhaften Gesellen, „Hans Nuff“, der seine Anordnungen ausführt. Sanct Nikolaus liebt es, den Kleinen am Vorabend seines Festes persönlich zu erscheinen. Da sitzen die Kinder mit neugierigen Mienen in der warmen Wohnstube und singen:

Laßt uns froh und munter sein
Und uns heut im Herrn erfreu'n.
Lustig, lustig, trällerallera,
Heut ist Niklaus Abend da!
Niklas ist ein guter Mann,
Dem man nicht genug danken kann.
Lustig usw.
Stellt den Teller auf den Tisch,
Niklas bringt gewiß was mit.
Lustig usw.

Da hört man von ungefähr Sand und kleine Erbjen gegen die Fensterschläge trommeln, im Hausflur klopft es geheimnisvoll, und eine tiefe Bassstimme fragt:

Sind noch kleine Kinder da?
Können sie auch beten?

Und die Kleinen können dann beten, daß sie schwitzen. Plötzlich geht die Thür auf, Sanct Nikolaus im silberweißen Bart und Haupthaar mit seinem Gefährten und dem Grautierchen werden sichtbar und er teilt den Kleinen, die mit klopfenden Herzen am Boden lauern, seine Gaben aus: Lebkuchen, Weckemännchen, Spekulatius und allerliebste Spielsachen.

Der schalkhafte Zug, den das Volk Sanct Nikolaus beimißt, kommt auch darin zum Ausdruck, daß er seine Gaben in der Nacht in die Strümpfe und Schuhe der Kleinen versteckt. Die unartigen Kinder aber erhalten eine Rute.

In der Nacht zum Weihnachtsfeste aber steigt das Christkindchen selbst vom Himmel herab, um die Kinder zu beglücken. Christkindchen erscheint niemals in Person, sondern es liest die Briefe, die die Kleinen ihm hinter den Spiegel gesteckt haben. Am Weihnachtsmorgen werden die Kinder dann von ihren Eltern schon in der Dämmerung in die Stube geführt; Christkindchen ist dagewesen, hat einen Christbaum mit funkelnden Lichtern und prächtigen Schmucksachen gebracht, und auch der Tisch ist mit den lieblichsten Geschenken bedeckt.

Glückselige Kindheit, wo die Wunderwelt des Christentums in die beglückendste irdische Erscheinung tritt!

Ueber die Gebräuche auf dem Tanzboden habe ich noch einiges nachzutragen. Es ist nämlich auf manchen Dörfern Sitte, daß die sämtlichen Rundtänze ohne Unterbrechung durchgehopsft werden. Das ist ein tolles Treiben, zumal auch das Abblatzen dann in ausgiebigster Weise gehandhabt wird. Die Paare wirbeln durcheinander — Klitsch! Klatsch! schallt es bald hier, bald dort, und die Tänzer lösen einander ab.

Es ist dies einer jener Bräuche, die man nicht unbedingt loben kann. Meistens sind es angetrunkene Burschen oder aber heimliche Nebenbuhler, die von dieser garstigen Sitte Gebrauch machen. Da muß denn die Dorfschöne auf Gnade und Ungnade ihren Schatz fahren lassen, um mit irgend einem benebelten Tölpel oder Heißsporn den Rundtanz fortzusetzen. Weigert sie sich, so ist meistens eine heftige Rauferei zwischen den rivalisierenden Burschen die Folge.

Es ist überhaupt im Wesen des Volkstanzes begründet, daß keine ausgelassene Heiterkeit oftmals jählings in ein verhängnisvolles Verderben umschlägt. Besonders ist es den Volksjagen eigentümlich, daß ihre furchtbarsten Ereignisse gewöhnlich

bei Hochzeiten und Hochzeitstänzen hereinbrechen. Das plötzlich eintretende Schrecknis kontrastiert dann desto grauig schroffer mit der heiteren Umgebung, mit der Vorbereitung zur Freude, mit der lustigen Musik. Ein düsterer Hochzeitsgast kann eintreten, den niemand gebeten hat, und den doch keiner den Mut hat, fortzureisen. Er sagt der Braut ein Wort ins Ohr, und sie erbleicht. Er gibt dem Bräutigam einen leisen Wink, und dieser folgt ihm aus dem Hause, wandelt mit ihm weit hinaus in die wehende Nacht und kehrt nimmermehr heim. Gewöhnlich ist es ein früheres Liebesversprechen, weshalb plötzlich eine kalte Hand die Braut und den Bräutigam trennt.

Ich gebe nachfolgend ein Volkslied, welches dieses Thema zum Gegenstand hat und in überrauschender Weise dargetut, daß dieser im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitete alte Sagenstoff auch in modernem Gewande im Montjoier Lande daheim ist.

Ein Mädchen von achtzehn Jahren,
Die hatte zwei Knaben gefreit.
Der eine war ein Jäger
Der andere ein Kaufmannsohn.
„Sag' Mutter, was sang' ich mit beiden wohl an?“
Sie kommen zu gleicher Zeit!“
„Laß du den Jäger wohl laufen
Und nimm dir den Kaufmannsohn!“
Und als der Jäger vernommen nun dies,
Ging er in einen Wald.
Drin ging er so lange spazieren,
Bis daß er das Mädchen fand.
„Sag' Mädchen, was hab' ich von dir gehört,
Du wirst nun bald eine Braut?“
So soll der Böse dich holen
An deinem Hochzeitstag!“
An ihrem Hochzeitmorgen,
Da kam ein finst'rer Mann,
Er trat herein an die Tafel
Und setzte sich oben an.
Sie bot ihm zu essen, zu trinken an,
Einen Becher vom kühlenden Wein.
Er wollte weder essen noch trinken,
Er begehrt nur zum Tanze die Braut.
Er saß' sie bei der Hüfte an,
Bei ihrer schneeweißen Hand.
Er schwang sie wohl auf in die Höhe,
Zum Hochzeitsfeste hinaus.
Sie fiel in des Vaters Garten
In einen Rosenstrauch.
Ihre Glieder waren gebrochen,
Ihr junges Leben entflohn.

Es ist ein hervorragender Zug im Charakter des Volkes, daß es, fremde Einmischungen nicht liebend, eine gewisse Selbstjustiz ausübt, indem es die Beobachtung der landläufigen Rechts- und Moralbegriffe überwacht und den Uebertretern derselben eine exemplarische Zurechtweisung angedeihen läßt. Wenn z. B. einmal ein Ehepaar sich so unverträglich zeigt, daß der Ehefrieden lange Zeit ernstlich gestört ist, so bereiten die Ortsbewohner ihm eines Abends eine Ovation, welche unter der Bezeichnung „das Tier jagen“ bekannt ist. Es wird ein entsetzliches Lärmen vor dem Hause des betreffenden Ehepaares in Szene gesetzt, alte Kochgeschirre und Blechgeräte laufen und prasseln an den Giebelwänden des verschmutzten Hauses dahin, man jöhlt, jauchzt, pfeift und singt stundenlang im Freien und boshafte Zurufe werden in schier unerschöpflicher Fülle verschwendet.

Gibt einmal ein manntloses Dirnlein ihren Privatgefühlen etwas zu glühenden Ausdruck, so suchen die Burschen des Dorfes ihr dadurch ein wenig Linderung zu verschaffen, daß sie des Abends, wenn die Liebesdürstige von ihrem Buhlen nach Hause „latert“, auflauern und ihr mit Keisern eine beträchtliche Portion Hiebe verabfolgen. Die Leidesform dieser Sitte heißt „gerisert“ werden.

Aber ich hätte fast vergessen, zu erzählen, wie „das Ferte gebrannt“ wird. Wechselt nämlich ein Dienstmädchen die Stelle,

bevor sie ein halbes Jahr ausgehalten hat, so kriegt sie „das Ferte gebrannt“. Die Burschen des Dorfes warten dann die völlige Dunkelheit ab, wo sie das Mädchen im Bette wissen; dann zünden sie auf einer benachbarten Wiese ein Strohsfeuer an, erheben ein Hahnengeschrei und jauchzen und pfeifen dem Dienstmädchen zum Spotte in die Nacht hinaus.

Es läßt sich nicht leugnen, daß manche Volksbräuche und Sitten im Laufe der Zeit sich zu Mißbräuchen und Unsitten verkehren. Jede Sitte, jeder Brauch wächst bei seiner Entstehung mit Notwendigkeit aus den Bedürfnissen der Zeit hervor. Die Zeit aber schreitet weiter, die Bedürfnisse nehmen andere Gestalt an, der Gebrauch aber bleibt bestehen und tritt nun mit den neuen Zeitbedürfnissen in förmlichen Widerspruch, mindestens erscheint er als sinnloser Zustand. So kommt es denn, daß manche Einrichtungen der Vergangenheit in der Gegenwart ihre Daseinsberechtigung einbüßen. Mit den Volksbräuchen ist es wie mit den Menschen, sie werden im Wandel der Zeit vor Alter kindisch. Aber eben ihr Alter ist es, welches den Menschen eine geheime Ehrfurcht, ein schauerliches Zartgefühl einflößt und sie pflegen leichter lästige, überlebte Zustände zu ertragen, als sich mit den vernünftigsten Neuerungen zu befreunden.

Literarisches und Verwandtes

Dr. Karl d'Estor, „Die Rheinlande“, Buchschmud von Bärensjinger. Leipzig, Verlag von Brandstetter. Preis geb. 4 Mk. Die Rheinlande dienten in neuerer Zeit nicht zum Mittelpunkt staatlicher Neubildungen, aus kleinstaatlicher Zerplitterung heraus wurden sie dem preußischen Staatswesen angegeschlossen, dessen Herz und Schwerpunkt anderswo lag. Auch wenn daher die rheinische Jugend in der Schule „vaterländische“ Geschichte treibt, erfährt sie nur wenig von der reichen Vergangenheit des engeren Vaterlandes, und so kommt es, daß der Rheinländer meist nur der natürlichen Vorzüge seiner Heimat und ihrer großartigen neuzeitlichen Engaltung froh wird. Daß die Länder am Rhein auch in der Geschichte des Gesamt Vaterlandes vorausstehen und seiner Entwicklung Richtung geben, daß wir auch auf unsere Vergangenheit besonders stolz sein dürfen, dessen sind wir uns viel zu wenig bewußt. Um so erfreulicher ist das vorliegende „Heimatbuch“, das in glücklichster Auswahl das Beste bietet, was Kunst und Wissenschaft in alterer wie neuerer Zeit an Herzerfreuendem über unsere herrliche Heimat hervorgebracht haben. Ein vorbereitender „Lug ins Land“ verflucht mit einem Kranz von Dichterworten zum Preise des Rheines und des Weines eine Reihe wissenschaftlicher Ausbläse in rheinische Kultur und Geschichte, auf Rheinlands größte Söhne in Dichtung, Geschichte und Volkswirtschaft. Es folgt eine Wanderung „vom Goldenen Mainz zum Heiligen Köln“ und weiter zum „Niederrhein“. Dann wendet sich der Weg zu den „Tälern rechts und links“ und schließlich zu „sonnigen und rauhen Höhen“, und überall führt er zum Erlesensten, was der Dichter, der Gelehrte und der Fachmann zum Verständnis des Werdens und Seins der außerordentlich reichen Erscheinungsformen rheinischen Wesens in Gegenwart und Vergangenheit beigetragen haben, wobei auch der treuen Hut des Rheines, die unsere Feldgrauen mit Blut und Leben heute üben, dankbar gedacht wird. Natürlich ist dabei auch die Eifel — uns Eiselfreunden will es scheinen fast etwas zu knapp — vertreten. Immerhin sind die wenigen Beiträge aus der Feder „unseres“ Zollmann, der Clara Viebig und des Dichters Hresolt um so wertvoller. Wer immer den Reichtum rheinischer Geschichte, rheinischer Natur und Kultur bis zur gewaltigen neuzeitlichen Entfaltung rheinischen gewerblichen Lebens genießen und der rheinischen Heimat recht froh werden will, der greife zu diesem trefflichen Heimatbuch, das ihm ein Born edelsten Genusses werden wird.

Bonn.

Schulrat Dr. Baedorf.

Der Historische Verein für den Niederrhein hat in seiner zweiten Jahresausgabe für 1916, Heft 99 seiner Annalen, mehrere Beiträge zu verzeichnen, die auch für die Eiselfreunde bedeutsam sind. Außer einer Studie über Cäsar ius v. Heisterbach von Dr. Greven (Brühl) schreibt Privatdozent Dr. Gerhartz-Bonn in einer längeren Abhandlung über die Herkunft und Eigenart der Kannenbäckerei in der

Adendorfer Gegend, im sog. Ländchen, bei Bonn. Der Text wird begleitet von Zeichnungen Adendorfer Muster und Abbildungen ganzer Stücke. Bislang ist dieser Zweig der rheinischen Tonarbeit noch nicht in solch eingehender Weise behandelt worden. Auch familiengeichtlich ist der Aufsatz wertvoll, da der Verfasser durch Nachforschungen über die Herkunft der Adendorfer Töpfer Aufschluß gibt und zeigt, wie dies Gewerbe vom Westerwald zum Nordrand des Eisellandes gelangt ist. Professor Dr. Paas aus Krefeld beendet in besagtem Heft die sorgfältig bearbeitete Geschichte der Prämonstratenser-Abtei Steinfeld in der Eifel. Damit besitzen wir nunmehr eine vollständige, auf eingehendem Quellenstudium beruhende Geschichte dieser früher so bedeutenden Eiseler Abtei.

Bonn.

Die Schriftl.

Godesberger Heimatgrüße. Wöchentliche Heimatbriefe an alle Kriegsteilnehmer unserer Bürgermeierei. Schriftleiter: Hans Schneider, Godesberg, 1916. Preis monatlich 0,30 Mk. Das jedem Vereinsmitglied wohlbekannte liebevolle Godesberg mit seiner trugigen Burgruine hat in dieser ersten Zeit ein Organ für seine braven Feldgrauen geschaffen, das alle Anerkennung und — wo es irgend möglich — Nachahmung verdient. Es vermittelt seinen im Heeresdienst, fern von der Heimat stehenden Söhnen Nachrichten über Kriegsmagnahmen, bürgerliche Verhältnisse und Personalien, verbunden mit Herz und Gemüt erquickenden Abhandlungen aus Geschichte und Sage, formvollendeten Gedichten, Ansprachen usw. und bildet somit ein starkes Geistesband mit ihnen und der trauten Heimat. Wer die Beobachtung gemacht hat, wie wenig der Mann in der Front und im aufreibenden Sanitätsdienst geneigt ist, Kriegsbereichte und was unmittelbar damit zusammenhängt, zu lesen und breit zu besprechen, — solche Dinge erlebt er und das genügt ihm, er verarbeitet sie innerlich, wünscht aber zur Ablenkung leichte, beruhigende Anregung, — der kann ersehen, wie der Biedere sich freut, wenn ihm regelmäßig Nachrichten aus dem Heimatsort zukommen, wie er beruhigt über das Schicksal seiner Lieben sein wird, die er in treuer Hut, umgeben von der werktätigen Liebe seiner Volksgenossen weiß. Mit neuer Kraft kann er da den Schrecknissen des Krieges entgegengehen. Die Heimat spricht zu seinem Herzen, er lernt sie kennen, wie nie zuvor und faßt mit Bewußtsein das Gelöbniß: „Alles für sie!“ Auch jernerstehende Kameraden lesen gerne die schmunzenden Blätter, sich nach deren Inhalt ein Bild machend, wie es allenthalben, auch in ihrem Heimatsort, in deutschen Gauen zugeht, wie gesorgt und gearbeitet wird zum allgemeinen Wohl und Frommen. In den Zigaretten lösen sie oft in den bedrückten Gemütern Tränen der Erleichterung und Freude aus. Zuletzt soll nicht unerwähnt bleiben, daß die „Heimatgrüße“ für kommende Geschlechter eine wertvolle Chronik bilden, die sie aufklärt über manche intime Gehehnisse und Handlungen, die in keinem Geschichtswerk zu finden sind. Nach meinen Erfahrungen sind die „Heimatgrüße“ hervorragend geeignet, Mut und Selbstvertrauen und den Willen zum Sieg bei den Mannschaften zu beleben, sie zu Pflichteifer und treuem Ausharren anzuspornen, Verwundeten und Leidenden neue Lebenswünsche einzujöhen. Deshalb möchte ich sie in der Hand jedes rheinischen Militärs sehen. Wer einem Angehörigen oder Bekannten im Heeresdienst eine wirkliche, dauernde Freude bereiten will, abonniere für ihn bei der Schriftleitung in Godesberg, die die Uebermittlung zudem kostenlos besorgt.

Beim Roten Halbmond. Dr. K. L. Barthels, Kammerherr.

Kriegs-Jugendpflege-Arbeit in Godesberg. In der kleinen handliche Schrift finden wir in drei Abhandlungen zusammengestellt, was insbesondere im verflossenen Kriegsjahr 1916 vom Ausschuss für Jugendpflege unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Zander in Godesberg an praktischer Betätigung geleistet worden ist. Der erste Aufsatz: „Die Erziehungswoche“ gibt einen Ueberblick über eine Reihe von Vorträgen durch Geistliche, Lehrer und Ärzte über die Frage, wie der Verwahrlosung der Jugend im Kriege entgegen gearbeitet werden kann. Der zweite Beitrag: „Kriegsbürgerkunde“ zeigt die Veranstaltungen, wie durch Schule und Jugendvereinigungen auf die Volkstimmung im Kriege eingewirkt werden kann. Im letzten Teile: „Die Godesberger Garnison“ wird die militärische Vorbereitung der Jugendlichen, wie sie in Godesberg von sachkundiger Hand betrieben worden ist, dargelegt. Die Gemeinde Godesberg hat somit in geradezu vorbildlicher Weise heimische Kriegsarbeit getan.

Bonn a. Rh.

D. Schriftl.

Der Weltkrieg. Ueberblick über den Verlauf des Krieges bis Ende Dezember 1915 von Dr. Franz Cramer, Provin-

Staatsrat in Münster. Verlag Ferd. Hirt in Breslau. Diese Schrift unseres geschätzten Eifelreundes und Mitarbeiters ist als Ergänzung geschichtlicher Lesebücher, vorzugsweise des vom Verfasser neu bearbeiteten Pfeiferschen Lehrbuchs der Geschichte gedacht. Es bringt in seiner 2. Auflage nicht bloß geschichtlich wertvolle Ausführungen über Ursachen und Ausbruch des gewaltigen Völkerringens, sondern gibt auch ein klares, sachkundiges Bild der einzelnen Kriegseinstellungen auf allen Schauplätzen zu Lande und zur See. Dieses Ergänzungsheft wird, wenn es auch zunächst für den Gebrauch an höhern Schulen bestimmt ist, bei der Vorbereitung des Lehrers im Volksschulunterricht gute Dienste tun, da es in seinen Angaben und Darstellungen durchaus zuverlässig erscheint und den erfahrenen Schulmann und Geschichtskenner verrät. D. Schriftl.

Robert Haag. Das Geländezeichnen nach der Natur. Francksche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis 0,25 Mk. In leicht fahlicher Form bietet der Verfasser eine wertvolle, praktische Anleitung zum Geländezeichnen. Der erste Abschnitt behandelt die einfachsten perspektivischen Grundbegriffe: Augpunkt, Auglinie, Fluchtpunkt, Fluchtlinie, die Regeln über Darstellung senkrechter und wagerechter Linien und die bildliche Veränderung eines Geländestüdes beim Wechsel des Standortes. Im zweiten Abschnitt geht der Verfasser auf das perspektivische Kleinbild selbst ein, fordert die Auszeichnung aller Nebensächlichen und zeigt an mehreren Beispielen die Art der Darstellung in einfacher, doch klarer und zugleich charakteristischer Form, wie sie auch dem Angeübten möglich ist. Einen dritten Abschnitt widmet das Büchlein der Verbindung des Krotis und der Geländezeichnung auf der sog. Meldefarte. Durch die zur Erläuterung eingeschobenen Abbildungen ist das Büchlein eine neue Folge der Stuttgarter Bilderbogen, von welchen bereits 12 erschienen sind.

Bei dem großen Werte, den das Geländezeichnen für militärische Zwecke hat, und bei der Bedeutung, welche der Unterrichtsminister durch den Erlaß vom 5. Juli 1915 dem Geländezeichnen als einer neuen Wehrforderung in Schulung des Auges beimißt, wünschen wir dem Büchlein in den höheren Lehranstalten, Kriegsschulen, gewerblichen Fortbildungsschulen und Jugendwehren weiteste Verbreitung.

Bonn. Lehrer A. Bremeckamp.

Kriegsvorträge in der Heimat, erstes Heft, Oktav (100 S.), M. Gladbach 1916, Volkvereinsverlag, Preis 1 Mk. Im dritten Kriegswinter kommt alles darauf an, daß wir mit unseren Verbündeten in dem auf die Entscheidung hindrängenden furchtbaren Messen der Kräfte die höchste sittliche Kraftleistung in der Front wie daheim aufbieten. Akademische Betrachtungen über die Geschichte des Kriegsausbruchs und seine Bedeutung haben jetzt, wo es auf die Tat ankommt, wenig Wert. In den vorliegenden 17 ausgearbeiteten Vorträgen läuft deshalb alles hinaus auf den starken Appell zum Durchhalten bis zum siegreichen Ende. — Neben längeren Vorträgen werden auch kurze Ansprachen geboten, für die manche Gelegenheit in Versammlungen wie bei sonstigen Zusammenkünften sich bietet.

Stolberg, Rhld.

Oberlehrer Tix.

Aus den Ortsgruppen.

D.-G. Cöln. Der zweite Vortragsabend dieses Winters brachte den Mitgliedern und Gästen der Ortsgruppe Cöln erlesene Genüsse musikalischer und deklamatorischer Art. Die bekannte Konzertsängerin, Fräulein Martha Brandt, sang mit ihrer geschulten, klangvollen Sopranstimme eine Reihe von Liedern, um besonders mit ihren perlenden Koloraturen zu erfreuen. Als Begleiter am Klavier zeigte Herr Brandt, Mitglied des städtischen Orchesters, unbeschadet einer einheitlichen Gesamtwirkung, seine eigene künstlerische Auffassung der gut gewählten Lieder. Frau Agathe Högel, im Eifelverein seit Jahren bekannt und als Deklamatorin hochgeschätzt, begeisterte die zahlreiche Zuhörerschaft mit ernstem und heiterem Gedichten, u. a. in Pfälzer und schwäbischer Mundart. Auf die Vortragsabende, die meistens am 1. Freitag im Monat stattfinden, sowie auf die regelmäßigen zwanglosen Zusammenkünfte jeden Freitagabend im Bayrischen Hof wird mit der Bitte um zahlreichen Besuch aufmerksam gemacht.

D.-G. Erefeld. Am Sonntag, den 10. Dezember v. J., veranstaltete die hiesige Ortsgruppe eine Nikolausfeier im Cafe Kölvig, Forstwald. Nach einer kurzen Begrüßung durch den stellvertretenden Vorsitzenden, Lehrer Schnitzler, entwickelte

sich bald eine recht gemüthliche Stimmung. Deklamationen ernstem und heiteren Inhaltes, gemeinschaftlich gesungene Lieder und sonstige Solipenden wechselten in reicher Folge. Zum Besten unserer im Felde stehenden Mitglieder wurde eine amerikanische Versteigerung veranstaltet, die eine hübsche Summe ergab. An die zum Militärdienst einberufenen Vorsitzenden, die Herren Dr. Camphausen und Ridders, wurden Begrüßungen abgesandt. Erst in später Stunde wurde die Heimkehr angetreten, alle schieden in dem Bewußtsein, recht angenehme Stunden erlebt zu haben. Die nächste Veranstaltung wird im Januar an einem noch näher zu bestimmenden Tage stattfinden.

Kölner Eifelverein:

Nachruf. Am 11. Dezember 1916 starb nach längerem, schweren Leiden unser langjähriges Mitglied, Herr Lehrer

Heinrich Ewerts.

Wir betrauern in dem Heimgegangenen einen stets eifrigen Förderer unserer Bestrebungen, als welcher er sich in verschiedenen Ehrenämtern, zuletzt als Schriftführer im Verkehrsausschuß des Eifelvereins außerordentlich rühmlich erwiesen hat.

Wir werden dem treuen Wandergenossen und unermüdblichen Mitarbeiter allzeit ein ehrendes Andenken bewahren.

Der Verkehrsausschuß des Eifelvereins
und der Vorstand des Kölner Eifelvereins.

Inhalt: Bekanntmachung des Hauptvorstandes. — Bitte der Schriftleitung. — Ehrentafel. — Kriegsverse XXIX. — Eifelvereinsblatt 1900—1917. — Die Schütte Hollerath. — Hermannstadt. — Gott Merkur in der Eifel und ihrer Nachbarschaft. — Eifeler Neujahrswede. — 1917. — Das Rote Kreuz in Herbstal. — Kriegereignisse in der Mitteleifel zur Franzosenzeit 1795—1813. — Sitten und Gebräuche des Montjoier Landes. — Literarisches und Verwandtes. — Aus den Ortsgruppen — Mitteilungen aus den Ortsgruppen — Neu beigetretene Mitglieder des Eifelvereins.

Deutsche Kavalleriebrig. schlägt rumänische Kavallerie in die Flucht.



Denkt an
uns! Sendet

Galem Aleikum

(Hohlmundstück)

Galem Gold

(Goldmundstück) Zigaretten.

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: Nr. $3\frac{1}{2}$ 4 5 6 8 10
4 5 6 8 10 12 Pf. d. Stück.

einschließlich Kriegsaufschlag

20 Stück. feldpostmäßig verpackt. portofrei!
50 Stück. feldpostmäßig verpackt. 10 Pf. Porto!

Orient Tabak- u. Cigarettenfabr. Yezidze, Dresden.
Jnh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M.d.Königs v.Sachsen



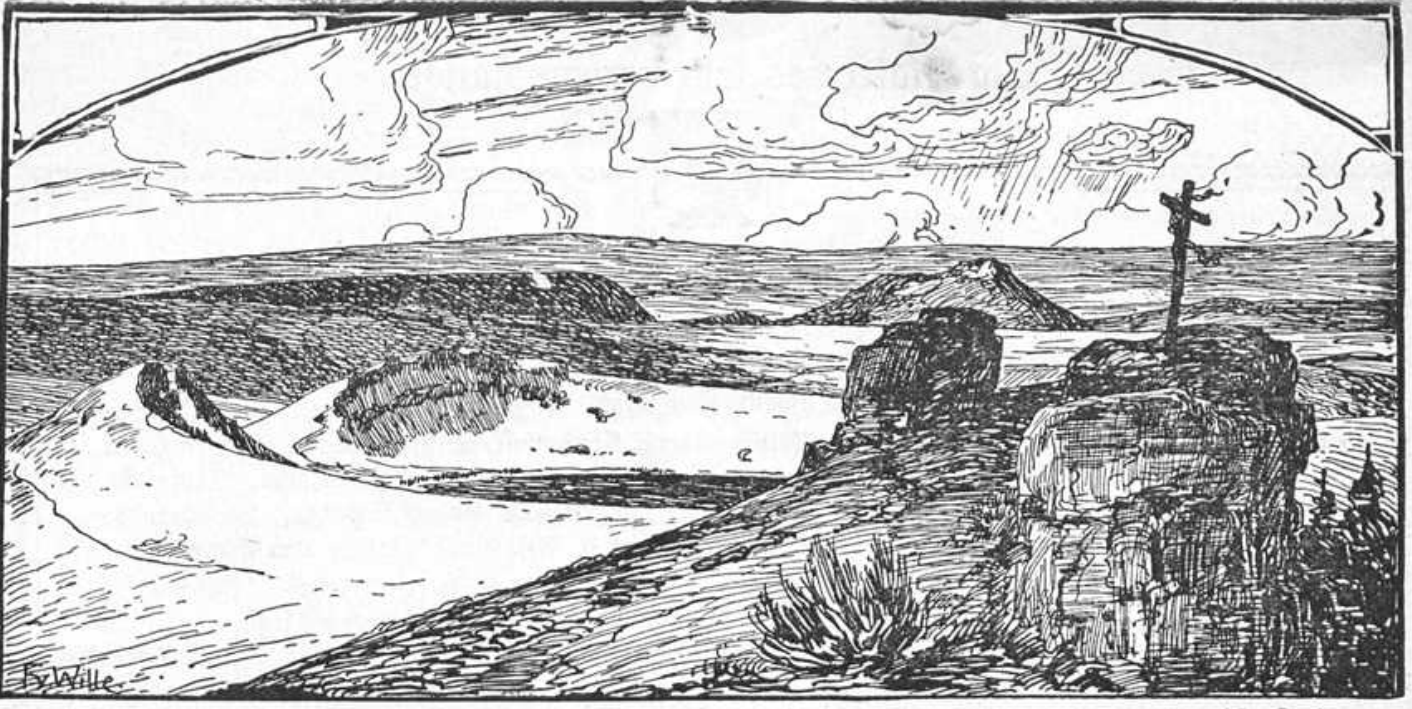
Trustfrei!



2351/50M



2. 1917



Nummer 2

Mitte Februar 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich. Schriftleiter:
Rektor Zender, Bonn,
Münsterschule.
Druck des Rhenania-Verlags,
Buch- und Steinruderei, in
Bonn, Gangolfstraße 9 u. 11.

Auflage: 18500.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom Hauptvorstande des Eifelvereins.

Erscheint Mitte jed. Monats.
Jährlicher Bezugspreis durch
die Post M. 3.—, vierteljährlich
75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
Anzeigengebühr für die
5 gepaltene Kleinzeile 40 Pfg.
Anzeigen auf dem Umschlage
nach besonderem Tarif
Beilagen nach Uebereinkunft.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Letzten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.

Einladung

zu einer Sitzung des Hauptvorstandes

auf Sonntag, 25. März 1917, 11 Uhr vormittags, im Hotel Heß in Gerolstein.

Tagesordnung:

1. Antrag der D.-G. Köln: Bereitstellung der Schülerherbergen in der Eifel an andere jugendliche Wanderer.
2. Der Eifelverein und der Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine.
3. Zusammenschluß der Vereine der Rheinprovinz zu gemeinsamer Tätigkeit in der Heimatpflege.
4. Bericht über die Einnahmen und Ausgaben im abgelaufenen Jahr, den Stand des Vermögens des Eifelvereins und der Kasse der Schülerherbergen.
5. Lieferung des Eifelvereinsblattes im Jahre 1916 durch den Verlag Georgi.
6. Verlag des Eifelvereinsblattes ab 1917; Entwicklung des Anzeigenteiles.
7. Tätigkeit des Wegeauschusses.
8. Wahl des Ortes der diesjährigen Jahreshauptversammlung.
9. Verschiedenes.

Nach Beendigung der Sitzung wird im Hotel Heß das gemeinsame Mittagessen eingenommen. Zur Vermeidung von Unzuträglichkeiten ist die vorherige verbindliche Anmeldung zur Teilnahme am Essen dringend notwendig. Die Anmeldung muß spätestens bis zum 20. März bei dem Vorsitzenden der Ortsgruppe Herrn Apotheker Winter in Gerolstein vorliegen. Später eingehende Anmeldungen können nicht berücksichtigt werden.

Sonnabend, 24. März, für die tags zuvor eintreffenden Teilnehmer Treffpunkt im Hotel Heß. Die Vorbestellung des Nachtquartiers ist anzuraten.

Sonntag, 25. März vormittags, Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Gerolstein (Erlöserkirche, alte Linde usw.); nach dem Essen Wanderung zur Diehenley oder Kasselburg.

Zu recht zahlreicher Beteiligung wird bestens eingeladen.

Burgbrohl, 1. Februar 1917.

Dr. H. Andreae,
stellvertretender Vorsitzender.

Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

O.-G. Hachen: Gefreiter Theodor Mahr, Fabrikant.

O.-G. Bollendorf: Stabsarzt Dr. Math. Schmitz; Kraftfahrer Hubert Schalz.

O.-G. Hillesheim: Gefreiter Hermann Hauth, Kaufmann.

Kölner Eifelverein: Leutnant d. Res. Walter Aring†, Kaufmann; Leutnant d. Res. Richard Bauer, Kaufmann; Bizefeldwebel Fritz Flodenhaus, Kaufmann; Jäger Emil Müller, Kaufmann; Kriegsfreiwilliger Peter Klein, Kaufmann; Erjagreservist Joseph Schoras, Versicherungsbeamter; Stabsarzt Dr. Kurt Herzbruch; Leutnant d. Res. Ernst Leussen, Kaufmann.

O.-G. Schoenecken: Leutnant d. Res. Gedih, Lehrer in Wetteldorf (Eif. Kreuz I. Kl.).

Das Oldenburg. Friedrich-August-Kreuz I. u. II. Kl. und das Braunsch. Kriegsverdienstkreuz erhielt das Mitglied des Kölner Eifelvereins Felddivisionspfarrer Franz Hennes, geistl. Rektor. Das Mecklenburgische Verdienstkreuz II. Kl. erhielt das Mitglied des Kölner Eifelvereins Landsturmmann C. Stahl, Ingenieur.

An unsere Mitglieder!

Mit Rücksicht auf die im Vereinsjahr 1917 neu beigetretenen Mitglieder wird auf vielseitigen Wunsch der in der Dezember-Nummer veröffentlichte Aufruf zur Werbung von Anzeigen für das Vereinsblatt an dieser Stelle unter Hinzufügung einiger Zusätze wiederholt:

„Eine recht ersprießliche Betätigung der Mitarbeit hat das neue Vereinsjahr den Vorständen und Mitgliedern der einzelnen Ortsgruppen gebracht. Der Anzeigenteil des Vereinsblattes ist mit Januar 1917 vom Eifelverein auf eigene Rechnung übernommen worden. Viele Mitglieder des Eifelvereins in Stadt und Land sind Wirte, Landwirte, Fabrikanten und Gewerbetreibende, andere haben geschäftliche oder freundschaftliche Beziehungen zu diesen Berufsständen. Da ergibt sich denn ein dankbares Feld, das zu Nutz und Frommen unseres Vereins fast von jedem Mitglied erfolgreich beachert werden kann, sei es durch Aufträge eigener Anzeigen, sei es durch fleißiges Werben in Freundeskreisen der Geschäftswelt. Im Eifelvereinsblatt finden weiteste Verbreitung Anzeigen über Sommerfrischen und Winter-Aufenthalte, Kur- und Badeorte, Heilquellen und Mineralwässer, Unterkünfte in Gasthäusern, Reiseführer und alle Buchwerke und Karten, die auf die Eifel und ihre Nachbargebiete Bezug haben, Ausrüstungen für Wanderer, Reiseverpflegung, Artikel für Gesundheits- und Körperpflege, Wintersportgeräte, photographische Apparate, optische Gegenstände, Erzeugnisse aus der Eifelindustrie, gewerbliche und landwirtschaftliche Erzeugnisse des Eifellandes, Einrichtungen für Block- und Landhäuser, Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Jagdverpachtungen, Verpachtungen von Fischereien u. a. m.

Auch Familienanzeigen der Mitglieder finden hier einen recht dankbaren Leserkreis. In den Zeitschriften anderer Gebirgsvereine liest man häufig solche Anzeigen, die so recht den inneren freundschaftlichen Zusammenhang im Verein kennzeichnen.

Man berücksichtige: Die Anzeigen im Eifelvereinsblatt finden weiteste, nachhaltige Beachtung, da dasselbe weit über den Eifelbezirk hinaus im ganzen Rheinland verbreitet, geschätzt und zumeist auch aufbewahrt wird. Die Vorauslagen für die Anzeigen erfüllen zu dem eigenen Geschäftsvorteil noch eine überaus dankbare Nebenaufgabe, da sie der Kasse des Eifelvereins zufließen und somit nicht irgend einem einzelnen Privatunternehmen, sondern den gemeinnützigen, edlen Zielen des Vereins und in der Gegenwart auch der allgemeinen Kriegshilfe zugute kommen. Wenn wir in der angedeuteten Weise die Unterstützung durch die Mitglieder finden, so hoffen wir für die Friedenszeit mit einer Einnahme rechnen zu dürfen, welche die Herstellungskosten des Vereinsblattes ganz oder doch größtenteils deckt.

teils zu decken vermag, so daß unsere andern Einkünfte aus Beiträgen und Zinsen frei werden zu weitem großen Aufgaben des Eifelvereins in einer aussichtsreichen Zukunft.

Die Geschäftsführung des neuen Unternehmens steht unter Leitung unseres bewährten, langjährigen Schriftführers Herrn Berghoff in Bonn, liegt somit in bester Hand. So gewähren Sie uns denn, werthe, liebe Mitglieder und Eiselfreunde, volles Vertrauen und Unterstützung, dem unterzeichneten Schriftleiter für den inhaltlichen Teil, dem Schriftführer Herrn Berghoff für den Anzeigenteil unseres lieben Vereinsblattes. So lange uns der liebe Gott die Arbeitskraft erhält, wollen wir sie freudig einsetzen für den edlen Zweck.

Bonn, den 1. Februar 1917.

Zender.

Kriegsverse XXX.

Von Max v. Mallinckrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Winter.

Tief liegt der Schnee, es leuszt der Wald,
Zu Eis ist der Quellen Murmeln geballt.

Tief unter der Decke liegt Gras und Kraut,
Kein Halmchen mehr zum Himmel schaut.

Weis geht im Walde zur Nacht die Not,
Und leiser folgt ihr der Bruder Tod.

Starr liegt der Frost auf aller Welt,
In Geiertrallen die Herzen hält.

Und reckt sich ein Halmchen Hoffnung auf,
Fällt dichter und dichter der Schnee darauf.

Es soll nichts grünen, nichts gedeih'n,
Es soll sich nichts am Dasein freu'n.

Es soll nichts meinen, es sei frei,
Wie gut es sei, wie fromm es sei,

Soll'n alle fühlen die eisige Zeit,
Soll'n alle spüren das Herzeleid,

Soll'n alle wissen: des Todes Reich
Kam über euch, kam über euch!

Und keimt doch alles und wartet treu,
Bis wieder stark die Sonne sei,

Bis wieder sie mächtig zur Hoffnung weckt,
Was tief da drunten ruht verstedt,

Bis wieder in ihrem Glanz und Schein
Darf endlich, endlich Frühling sein.

Halt aus, harr aus! Es kommt der Tag,
Da alles von neuem grünen mag,

Da wieder mit altem Sang und Klang
Die Freude wandert die Welt entlang,

Und Stimmen jubeln, und Glocken klingen,
Und tausend Herzen Antwort singen:

Vorbei ist die eisige, harte Zeit,
Vorbei ist das eiserne Herzeleid,

Vorbei die tausendfältige Pein,
Nun mögt ihr von neuem selig sein!

Vergangen, zerronnen Schnee und Eis!
Kyrie! Kyrie! Kyrie eleis!

Die Matronenverehrung in der Eifel zur Zeit der Kelten.

Von Professor Hürten in Münster-eifel.

„Kein Volk ist so ungebildet noch so wild, daß es nicht, wenngleich ihm ein richtiger Begriff von Gott mangelt, dennoch von der Notwendigkeit überzeugt wäre, irgend eine Gottheit anzunehmen.“ Cicero.

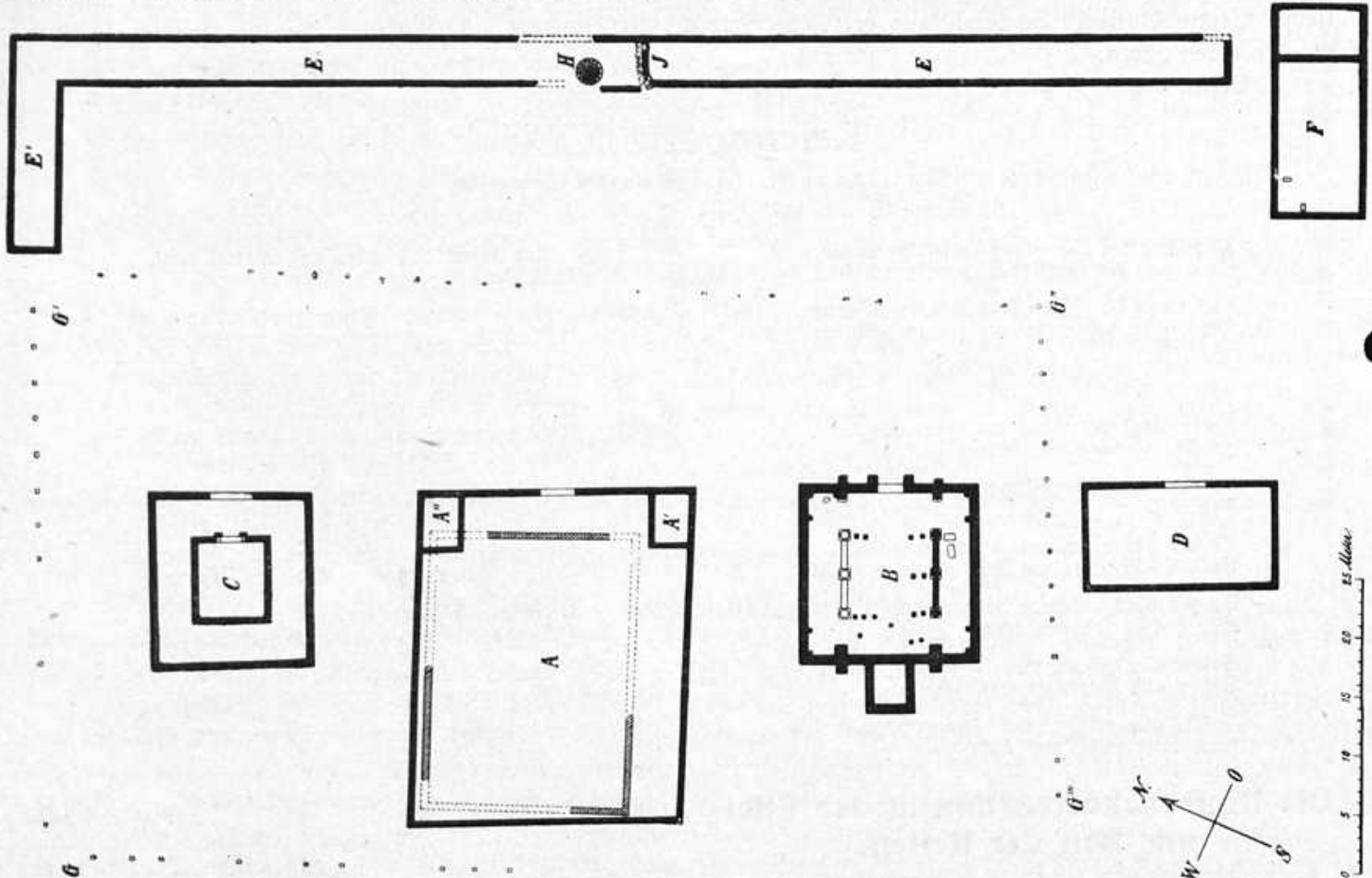
Zu allen Zeiten hat des Menschen Geist den Ursprung und den Werdegang der Dinge zu ergründen gesucht. In der wunderbaren Ordnung und den mannigfachen Erscheinungen der Natur erblickte er das Wirken geheimnisvoller Kräfte und das Walten höherer Wesen, mit denen er sich in irgend einer Weise verbunden fühlte. Göttern und Göttinnen baute er Tempel und brachte ihnen Gebete und Opfer dar. Ueber die religiösen Gebräuche vieler heidnischer Völker, selbst des grauen Altertums, sind wir ziemlich gut unterrichtet, dagegen wissen wir von der Religion der Kelten, die ehemals unsere engere Heimat bewohnten, verhältnismäßig wenig. Die ersten Nachrichten verdanken wir dem römischen Feldherrn Cäsar. Als dieser i. J. 58 v. Chr. nach Gallien kam und das Land der Kelten in achtjährigem Kampfe eroberte, fand er eine Bevölkerung mit hochentwickelter Kultur. Die von den Kelten verehrten Gottheiten vergleicht er mit denen der Römer und legt ihnen sogar die

römischen Namen Apollo, Merkur, Jupiter, Mars, Minerva bei. Die Matronenverehrung erwähnt Cäsar nicht, obwohl sie, wie wir heute wissen, im Lande der Kelten von Norditalien bis nach Britannien und vom Mittelländischen Meer bis zum Rhein verbreitet war. Wertvolle Aufschlüsse haben wir durch Ausgrabungen, die in neuerer Zeit in der Eifel vorgenommen wurden, erhalten. Auf die Funde aus diesem uns so nahe liegenden Gebiet soll sich der nachstehende Bericht über die Matronenverehrung der Kelten in der Hauptsache beschränken.

Erst um das Jahr 1600 wird der Matronenkult der Kelten im Anschluß an aufgefundene Weihsteine von Schriftstellern erwähnt. In der Folgezeit sind Hunderte solcher Steine bekannt geworden. Auch hat man Altäre mit figürlicher Darstellung der Matronen und ganze Tempelbezirke aufgefunden. Der größte bis jetzt bekannte Tempelbezirk wurde in den letzten drei Jahren durch die Verwaltung des Provinzialmuseums in Bonn in dem nicht weit von Münster-eifel gelegenen Rötener Walde bei dem Dorfe Pesch ausgegraben. Es fanden sich die Grundmauern von vier in einer Flucht liegenden größeren Gebäuden, die von einer Wandelhalle und einer gemeinsamen Einfriedigung umgeben waren. Ein noch vorhandener tiefer Brunnen von 1½ Meter Durchmesser, der in schön behauenen Steinen aufgemauert ist, liegt in der Mitte der Halle. Von den vier Gebäuden sind zwei besonders bemerkenswert. Das eine hatte einen

Umgang und bildete einen Tempel für sich, das andere war mit zwei Reihen hoher Säulen geschmückt, deren schön bearbeitete Sockel noch zum Teil vorhanden sind. Durch die Säulenreihen war der Innenraum nach Art unserer dreischiffigen Kirchen gegliedert, auch hatte das Gebäude dem Eingang gegenüber einen chorähnlichen Anbau. Die Stellung in gradliniger Flucht und die ge-

Nattenheim (Kr. Wittlich), Pelm (Kr. Daun), sowie die Tempel bei Möhn (Kr. Trier) und auf dem Marberg bei Pommern a. d. Mosel. Aber auch in den Nachbargebieten der Eifel sind Matrontempel gefunden worden, so in Gufenberg und Drohnecken im Hochwald, sowie bei Cornelimünster (Kr. Aachen), bei Bertum (Kr. Bonn) und im Koblenzer Stadtwald. Hieraus kann man er-



Der Tempelbezirk der Matronae Vaccallinae bei Besenich.
(Diese und die beiden folg. Abbildungen wurden durch Vermittlung von Herrn Prof. Dr. Lehner den „Bonner Jahrbüchern“ entnommen.)

meinsame Umzäunung zeigen die Zusammengehörigkeit der Gebäude zu einem Tempelbezirk. Diese Tatsache hat sich merkwürdigerweise auch im Volksmunde erhalten, indem die Bewohner der Nachbarorte die mit Buchenbäumen und Eichenschälwald bewachsenen Trümmerhaufen vor der Ausgrabung als Heidentempel und den mit Laub gefüllten Brunnen als Heidenpütz bezeichneten.

Ein anderer, jedoch viel kleinerer Tempelbezirk wurde i. J. 1909 vom Bonner Provinzialmuseum bei dem Dorfe Nettersheim a. d. Urft freigelegt. Auch hier fanden sich die Grundmauern mehrerer Gebäude, die aber insgesamt noch nicht den Raum bedeckten, wie eines der Gebäude im Heidentempel bei Besenich. Bei dem Hauptgebäude dieses Bezirks war ebenfalls ein besonderer Umgang vorhanden und das Ganze mit zwei nebeneinanderstehenden kleineren Kapellen nochmals mit einer Mauer umgeben. Die Feldflur, in der dieser Tempel stand, hat heute den Namen Görresburg, was auf eine spätere Besiedlung schließen läßt.

Neben den genannten Bezirken sind in der Eifel noch bekannt die Tempel von Mürlenbach (Kr. Prüm),

sehen, daß der Matronenkult in der ganzen Eifel wie auch in den benachbarten Gebieten heimisch war.

Jeder einzelne der genannten Tempelbezirke war einer bestimmten Art von Matronen geweiht. Dies zeigen die in den Trümmerstätten aufgefundenen Weihesteine und Weihealtäre mit ihren Inschriften. Die Widmungen sind alle in lateinischer Sprache abgefaßt, so daß man versucht sein könnte zu glauben, die Matronenverehrung sei römischen Ursprungs. Allein die Götter der Römer sind durch ihre Schriftsteller hinlänglich bekannt, und bei keinem ist von Matronenverehrung die Rede. Auch der Grundriß der keltischen Tempel weicht von dem der römischen ab, indem die Kelten die quadratische Form, die Römer das Rechteck bevorzugten. Die den Matronen beigelegten Namen sind zudem der lateinischen Sprache durchaus fremd. Da sich auch unter dem Einfluß der römischen Kultur eine von dieser abweichende nicht hat entwickeln können, so müssen wir annehmen, daß die Matronenverehrung schon vor der Römerherrschaft bei den Kelten üblich war und daß diese nur deshalb erst zu dieser Zeit in die Erscheinung getreten ist, weil die

Kelten keine eigene Schrift besaßen und die römischen Bildhauer mit ihrer Kunst und Sprache der keltischen Matronenverehrung erst Gestalt und Ausdruck verliehen haben. Dies scheinen auch ältere Bauperioden im Heidentempel bei Pesch zu bestätigen, die man unter den Grundmauern der zuerst freigelegten Gebäude gefunden hat.

Die Weihedenkmäler im Pescher Tempelbezirk waren alle zertrümmert, während bei Nettersheim mehrere gut erhaltene Altäre zum Vorschein gekommen sind. Das Heiligtum bei Pesch scheint demnach gewaltsam zerstört und das bei Nettersheim allmählich verfallen zu sein. Die Zerstörung kann vielleicht auf die spätere Einwanderung der germanischen Völker zurückgeführt werden, scheint aber eher mit der Einführung des Christentums in Zusammenhang zu stehen. Wie dem auch sei, soviel steht fest, daß die Matronenverehrung keltischen Ursprungs ist und zur Zeit der Römerherrschaft in der Eifel in hoher Blüte stand.

Die meisten der im Pescher Heidentempel aufgefundenen Steine zeigen künstliche Bearbeitung, und es ist gelungen, aus den Bruchstücken einzelne Weihesteine mit Inschriften zusammenzusetzen. Die Widmungen sind nach Art der auch anderwärts gefundenen Weihesteine in einer bestimmten Form abgefaßt und alle den Matronis Vaccalinehis geweiht. Eine der Inschriften lautet z. B.:

„Matronis Vaccalinehis Flaccinia Lefa ex iussu ipsarum libens merito.“

„Den Vaccalineischen Matronen (widmet den Stein) Flaccinia Lefa auf deren Geheiß gern nach Verdienst.“

Nach dieser Formel, manchmal noch mit einzelnen Zusätzen versehen, sind alle Widmungen abgefaßt. Zunächst wird die Gottheit genannt, der das Denkmal geweiht ist, dann kommt der Name des Weihenden und meist noch die Veranlassung, auf Grund deren die Widmung erfolgt ist. In der Regel handelt es sich um die Erfüllung eines Gelübdes, zuweilen auch um die Ausführung eines Befehls, der von den Matronen selbst ausgeht, wohl als Folge einer Erscheinung im Traume. Manchmal sind mehrere Personen als Stifter des Denkmals genannt und häufig sagt der Weihende, daß er dieses für sich und die Seinigen oder für das Wohl anderer Personen gesetzt hat.

In dem Tempelbezirk bei Nettersheim fanden sich im Gegensatz zum Pescher Bezirk statt Bruchstücken noch gut erhaltene Matronenaltäre, das sind Weihedenkmäler mit bildlichen Darstellungen der Matronen. Diese sitzen hier wie auch auf anderwärts gefundenen Altären zu dreien auf einer Ruhbank in einer Tempelnische. Auf dem Schoß tragen sie flache, mit Früchten gefüllte Körbchen oder andere Gegenstände. Ihre Gewandung besteht aus Unterkleid und einem faltigen Mantel, der auf der Brust in einem Knoten oder durch eine Spange zusammengehalten wird. Das Haupt ist durchweg mit einer großen turbanähnlichen Haube geschmückt und um den Hals häufig ein Reif mit halbmondförmigem Anhängel gelegt. In den Bonner Jahrbüchern, Heft 119, S. 307, wird einer der Altäre folgendermaßen beschrieben:

„In der Adikula sitzen die drei Matronen in der bekannten Tracht auf gemeinsamer Bank. Die mittlere, ohne Kopfbedeckung, hält ein viereckiges Kästchen auf dem Schoß, die linke ein Fruchtkorbchen, die rechte zwei kugelförmige große Gegenstände (Kürbisse?). Darunter die Inschrift:

Matronis Aufaniahus Marcus Pettronius Patroclus beneficiarius consularis iterata statione votum solvit libens merito.

Auf der linken Schmalseite ein Hüllhorn mit Birnen, unten ein Vogel; auf der rechten Schmalseite ein dreifüßiges Tischchen, auf dem zwischen zwei Henkeltannen ein Schweinskopf steht, darüber eine Girlande und ein Vogel.“



Altar der Matronae Aufaniae aus Nettersheim.

Der vorstehend beschriebene Altar ist wie alle übrigen Altäre dieses Tempels den Aufanischen Matronen geweiht. Der Staatsgefrenite Markus Pettronius Patroclus hat ihn errichtet, als er zum zweiten Male den Dienst auf der Station versah. Da auch die anderen Altäre von Staatsgefreniten aufgestellt sind, so haben diese Leute vermutlich in dem nahen Stationsorte Marcomagus, dem heutigen Marmagen, an der römischen Heerstraße Trier-Köln einen Posten bekleidet. Nahe beim Aufanischen Tempel lag unterhalb Nettersheim im Urfttal die Quelle des Römerfals, jener großen Wasserleitung, die bestimmt war, das römische Köln mit gutem Trinkwasser zu versehen. Möglicherweise haben die Benefiziarier auch an dieser Quelle, die sicher des Schutzes bedurfte, einen Wachtposten zu versehen gehabt. Auf den Aufanischen Altären sind meist die Konsuln angegeben, unter denen die Gefreniten gedient haben. Aus diesen Angaben hat sich ergeben, daß die Altäre gegen Ende des zweiten und am Anfang des dritten Jahrhunderts aufgestellt sind. Diese Zeitangabe wird auch durch römische Münzen bestätigt, die man im Schutt des Gebäudes gefunden hat. Einige Münzen gehören dem vierten Jahrhundert an und beweisen das Jahrhunderte lange Bestehen des Aufanischen Matronenheiligtums.

Es ist nun auffallend, daß sich Weihedenkmäler, die auf die Vaccalineischen und Aufanischen Matronen Be-

zug haben, nicht nur in deren Tempelbezirk, sondern auch an anderen, zum Teil sehr entfernten Orten gefunden haben. So stammen drei Weihesteine der Vaccalinehae, die schon vor dem Auffinden des Tempelbezirks bekannt waren, aus Antweiler, je einer aus Lessenich und Saßsen im Kreise Euskirchen, ein anderer aus Endenich bei Bonn. Von den im Kreise Euskirchen gefundenen könnte man wohl annehmen, daß sie aus dem Heidentempel bei Pösch herrühren, doch läßt sich diese Annahme für große Entfernungen nicht mehr für zutreffend erachten, wie das bei den Denkmälern der Aufanischen Matronen der Fall ist, die sich auf sehr entfernt liegende Gebiete verteilen. Auch von diesen sind zwei im Kreise Euskirchen, nämlich



Altar der Matronae Aufaniae aus Nettersheim.

in Rheder und in Kommern gefunden, zwei in Zülpich, zwei in Köln und zwei in Bonn, einer auf Haus Bürgel bei Düsseldorf, einer in Nymegen, einer in Mainz, einer in Lyon in Südfrankreich und einer sogar in Carmona in Spanien. Da bei den letzteren von einer Verschleppung aus dem Tempelbezirk gar keine Rede sein kann, so ist es wahrscheinlich, daß diese Weihesteine von Personen gesetzt wurden, die entweder selbst aus dem Tempelbezirk stammten, oder doch zu dem Bezirk durch Herkunft der Eltern oder sonstwie in Beziehung standen. Das in Bonn gefundene Aufanidentmal ist von einem Soldaten der ersten Minerva'schen Legion geweiht, und auf diesem sind die Matronen ausdrücklich als domesticae bezeichnet, d. h. die „Häuslichen“, kann aber auch die „Heimischen“ oder die „Haus und Heimat beschützenden“ heißen. So dürfte der Stifter des Denkmals im fernen Spanien ein Sohn der Eifel gewesen sein, der als Soldat im römischen Heere diente und in der Ferne der heimischen Gottheiten gedachte.

An der Nordgrenze der Eifel haben sich noch viele andere Matronensteine gefunden, von denen einige an-

geführt seien, da sie zugleich bekunden, wie mannigfaltig ihre Namen und wie zahlreich die Fundorte sind: Albiahenae (Ober-Elvenich), Afliae (Köln), Anesaminehae (Zülpich), Andrustehiae (Godesberg), Atufrahinehae (Vertum, Kr. Bonn), Cuchineae (Zülpich), Julineihiae (Züllich), Lanehiae (Lechenich), Ratheiae (Euskirchen), Romanehae (Bonn, Lommersum, Züllich, Haus Bürgel), Seccanehae (Blankenheim), Veteranehae (Wollersheim), Vesuniahenae (Zülpich und Bettweil).

Diese Namen haben ein so fremdartiges Gepräge, daß sie weder aus unserer noch aus der lateinischen Sprache erklärt werden können. Allerdings zeigen einige von ihnen Anklänge an den Namen des Fundortes, und daher hat man wohl geglaubt, die Beinamen der Matronen seien Ortsbezeichnungen gewesen, durch deren Beifügung man hätte sagen wollen, daß die betreffenden Matronen den Angehörigen einer bestimmten Ortsgemeinde ihren besonderen Schutz verleihen. Diese Auffassung wäre etwa zu vergleichen mit der auch heute üblichen Ausdrucksweise, die eine Muttergottes von Kevelaer, von Lourdes usw. unterscheidet.

Ob aber die Beinamen aller Matronen Ortsbezeichnungen gewesen sind, kann bezweifelt werden; denn für einen Matronennamen läßt sich wenigstens nachweisen, daß sein Ursprung nicht der Ortsname ist. Am Nordrande der Eifel sind nämlich außer den genannten auch die Matronae Gabiae verehrt worden. Weihesteine dieser Matronen sind gefunden in Kirchheim bei Euskirchen, Rohr bei Blankenheim, Rövenich bei Zülpich (3 Stück), Müddersheim bei Zülpich, Vier bei Züllich und in Köln. Der Tempel der Gabiae ist bis jetzt nicht bekannt. Man hat geglaubt, ihn in der Gegend von Zülpich suchen zu müssen. Dagegen ist der Verfasser dieses Aufsatzes in der Lage, aus seiner Heimat Brühl bei Köln Tatsachen anzuführen, die geeignet sind, den ursprünglichen Sitz jener Matronen dorthin zu verlegen. Bei Brühl gibt es nämlich eine Straßenbezeichnung, die Gäßj, die mit dem Namen Gabiae in geradezu auffallender Weise übereinstimmt. Die so bezeichnete Straße geht über das Vorgebirge von Brühl nach Völslar und führt an dem Braunkohlenbergwerk „Grube Brühl“ vorbei, an dessen Stelle vor 40 Jahren eine einfache Grube mit Handbetrieb war, die man „An den Dreimärren“ nannte, ein Name, der auch heute noch bei den Arbeitern der Grube Brühl gebräuchlich ist. Nun ist das Wort „Mär“ im Klange ganz gleich dem französischen Worte für Mutter, und demnach dürften die Dreimärren die drei Mütter oder Matronen sein, die ehemals an dieser Stelle verehrt wurden und zu deren Heiligtum die eben genannte Gäßjstraße führte. „Mütter“ werden die Matronen nicht selten auch auf den Weihsteinen genannt. Dies ist z. B. auf dem in Endenich gefundenen Steine der Vaccalinehae und dem in Carmona gefundenen der Aufaniae der Fall. Ein Stein in Bonn ist sogar den Matronibus sive Matronis, d. h. den Müttern oder Matronen geweiht. Da nun Gabiae die Mehrzahl ist, ein Ort aber ursprünglich nur in der Einzahl benannt sein kann, so muß die Bezeichnung „die Gäßj“ von den Matronen stammen und nicht der Matronenname von dem Ortsnamen.

Daß an den Dreimärren, gleichsam im Mittelpunkte der Orte, wo die Weihesteine gefunden sind, das Heiligtum der Gäßjmatronen gestanden hat, dafür sprechen noch andere gewichtige Gründe. Nach der Ueberlieferung sollen ehemals an jener Stelle Hexen ihr Unwesen ge-

trieben haben. Allerdings war schon die Vertlichkeit darnach angetan, spukhaften Phantasien Nahrung zu geben. Die Stelle liegt nämlich mitten im Walde, und hier wird die Straße Brühl-Liblar von dem „schnaden“ Jagdweg geschnitten, der ein uralter Verkehrsweg gewesen sein muß, da er den bewaldeten Höhenrücken des Vorgebirges zwischen Königsdorf und Godesberg in seiner ganzen Länge fast gradlinig durchschneidet. An der Wegekreuzung war früher ein ziemlich tiefer, breiter und langer Graben mit beiderseits aufgeworfenen Wällen, der im Volksmund „Elstergaben“ oder „Elsengaben“ hieß. „Elsen“ waren aber altheidnische Waldgottheiten. Heute fährt durch den Graben die Eisenbahn Köln-Trier, sie trifft jene Stelle zwischen den Stationen Kierberg und Liblar, wo sie auf ihrem Höhenpunkte angelangt die Straße Brühl-Liblar kreuzt. An den Dreimären hat nach der Sage auch der „Alte Herteler“ gehaust, der als ein kleines Männlein mit dreizackigem, bleiernen Hut beschrieben wird. Er stellte sich nachts den durch den Wald kommenden Wanderern entgegen und brachte die Verirrten wieder auf den richtigen Weg. Diese Namen und Sagen können nicht zufällig entstanden sein. Sind aber „Elsen“ und „Mären“ Erinnerungen an die Gabjä-Matronen, so dürfte Herteler der letzte Hüter ihres Tempels gewesen sein.

Den Namen Gabiae haben Forscher zu deuten versucht im Anschluß an Weihesteine, von denen einer auf Haus Bürgel gefunden und den Matronis Alagabiatus geweiht ist, während zwei in Mainz gefundene Aufschrift Ollogabiabus tragen. An das althochdeutsche Wort gaba erinnernd, sehen sie in Gabiae die „Gebenden“ und in Alagabiae sowie Ollogabiae die „Allesgebenden“. Ma soll die germanische und Olo die keltische Form für „Alles“ sein. In Litauen wurde früher eine Göttin Matergabia und ein Gott Gabie verehrt. Der Matergabia weihte man beim Backen das erste Brot, und von diesem durfte nur der Familienvater und seine Gattin essen, während man zu dem Gott Gabie betete, er möge das in die geheizte Scheune zum Trocknen gebrachte Getreide vor Feuergefahr schützen.

Von den Denkmälern, die sich auf die Gabjämatronen beziehen, ist der bei Pier gefundene Weihstein noch besonders bemerkenswert. Die Inschrift lautet:

Deae Idban Gabiae sacrum ex imperio ipsius Albanus Primus votum solvit libens merito.

„Der Gabjägöttin Idban geweiht; auf deren Geheiß hat Albanus Primus sein Gelübde gelöst gern nach Verdienst.“

Hier ist auffallend die Bezeichnung der Matrone als Göttin und noch auffallender, daß der Stifter das Denkmal nur einer der Matronen, der Göttin Idban, geweiht hat. In dieser Hinsicht weicht die Widmung von den übrigen Matronendenkmälern ab. Wohl sind noch Weihesteine bekannt, die neben dem Kriegsgotte zwei Göttinnen, Bede und Fimmilene, gewidmet sind. Hiernach ist es wahrscheinlich, daß man den einzelnen Matronen besondere Namen beizulegen pflegte. Für diese Annahme scheint auch ein Bildwerk im Dom zu Worms zu sprechen, das drei nebeneinanderstehende Frauen darstellt und aus dem 15. Jahrhundert stammen soll. Man nennt das Bild die drei Schwestern und darunter sind die Namen eingemeißelt: Einbede, Warbede, Wilibede. Diese Namen sind offenbar uralten Ursprungs

und es liegt nahe, sie mit den Namen des vorerwähnten Matronendenkmals der Bede und Fimmilene in Zusammenhang zu bringen. Auch der alte Bedagau bei Wittsburg könnte nach diesem Namen benannt sein.

Wie man in Worms die drei Schwestern verehrt hat, so verehrte man anderwärts in christlicher Zeit die drei Marien. In dem Dorfe Les Baux in Südfrankreich findet sich in einen Felsen gemeißelt ein Denkmal, das drei Personen in Lebensgröße darstellt. An den Felsen ist im zehnten Jahrhundert eine Kapelle so angebaut worden, daß das Denkmal über das Dach hinausragt. Nach der Legende sind an jener Stelle Maria, die Mutter des jüngeren Jakobus, Maria Salome und deren Dienerin Maria Sarah beigeseht worden, nachdem sie aus Palästina vertrieben, zu Schiffe nach Südfrankreich gekommen waren und dort eine Zeitlang gelebt hatten. Die Verehrung der drei Marien hat sich von Frankreich aus verbreitet, und der Name der Dreimären für die Gabjämatronen könnte möglicherweise aus den drei Marien entstanden sein.

Was nun endlich das innere Wesen der keltischen Matronen betrifft, sind wir auf Schlußfolgerungen aus den bildlichen Darstellungen und auf gelegentliche Beispielen zu ihren Namen angewiesen. In einer oberitalienischen Inschrift werden sie indulgentes = Nachsichtige, anderwärts divae = Göttliche oder sanctae = Heiliche genannt. Auf den Altären werden sie mit Fruchtkörbchen, Aehrenbündeln und Füllhörnern dargestellt. Das sind offenbar Sinnbilder der Fruchtbarkeit und des Wohlstandes. Bringt man dies in Verbindung mit dem gemütvollen Gesichtsausdruck der Matronen, so kann man sagen, daß sie cunctae und wohlwollende Gottheiten waren, die ihre Schützlinge mit mütterlicher Sorgfalt behüteten und ihnen häusliches Glück und Wohlstand verliehen, indem sie Feld und Flur beschützten und die Fruchtbarkeit beförderten.

Für die Gewährung ihrer Bitten zeigten sich die Matronenverehrer dankbar, indem sie Opfer und Geschenke darbrachten. Opfersteinen sind vielfach auf den Weihsteinen in Verbindung mit Geschenken dargestellt. Erinnerung sei an den Altar in Nettersheim, auf dessen Schmalseiten ein Füllhorn mit Birnen, ein Boasel und ein Schweinskopf zwischen zwei Henkelfammen abgebildet ist. Auf einem anderwärts gefundenen Matronenaltar wird dem am Opferstein stehenden Priester ein lebendes Schwein zugeführt. Solche Opferriten dürften gelegentlich den Priestern und Tempeldienern zugute gekommen sein, ebenso wie die Münzen, von denen sich nicht wenige in den Trümmerstätten der Tempel gefunden haben und die wohl als Opferrand dorthin gekommen sind. Zwar wird von den der späteren Zeit angehörenden Münzen aus dem Tempel bei Nettersheim gesagt, ihr Zustand habe gezeigt, daß man zuweilen dem Opferherd altes, abgearbeitetes, zum Teil außer Kurs gesetztes Geld zuwendet habe, doch darf dies nicht als die Regel betrachtet werden.

Wer sich mit der Matronenverehrung der Kelten eingehender zu beschäftigen wünscht, findet ausführliche Abhandlungen in den Bonner Jahrbüchern, Heft 83, S. 1—251; Heft 105, S. 78—102; Heft 119, S. 301 bis 321 und Heft 123.



Zum letzten Kampf.

Von Theodor Seidenfaden, z. B. im Felde.

Und neue Blut flammt über Berg und Tal,
Zum Himmel lohen wilde Brände.
Der Kaiser sprach: „Nun werdet hart wie Stahl!
Noch einmal taucht ins Blut die Hände!
Der Gegner will das Schlachtenrot!
Ihn trifft die Schuld an Qual und Tod!“
„Deutschland, mein Deutschland!“ —

Es lebt ein Gott, und wir sind stolz und stark.
Ward je das deutsche Schwert bezwungen?
Wir sind das Eisen vor der Landesmark
Und kämpfen wie die Nibelungen.
Fort, fort durch Blitz und Krach und Dampf!
Gott ist mit uns! Er führt den Kampf!
„Deutschland, mein Deutschland!“ —

Uns treibt nicht Beutegier. Uns zwingt der Feind.
Wir müssen steh'n wie Todesschnitter
In Qual und Blut, in Sieg und Tod vereint
Es rollt beim letzten Kampfgewitter
Zu Sternenhöh'n wie Glockensang,
Wie eh'rner, hoher Feierklang:
„Deutschland, mein Deutschland!“ —

Ich grüße dich, du grüner, deutscher Rhein
Und deiner Wellen Sagenlieder.
Die Täler, froh durchsonnt, den gold'nen Wein
Und dich, du sel'ger Maienslieder.
Du rauschest Ruhm und Sieg, mein Strom!
Es klingt und webt vom heil'gen Dom:
„Deutschland, mein Deutschland!“ —

Ich grüße euch, ihr Städte, schön und reich,
Und euch, ihr stillen Märchenwälder.
Dich, deutschen Himmel, blau und traumesweich,
Und euch, ihr fruchtetrunk'nen Felder!
Dich schaumgekröntes, deutsches Meer!
Dich Heimat, glück- und segenschwer!
„Deutschland, mein Deutschland!“ —

Euch Mädchen, Frauen, lieb und rein und lind!
Dich Jugendland und deine Träume.
Dich deutsche Glaubenskraft! . . . Wie Lenzeswind,
Der kahle, müde Erdenräume
Zum Leben weckt im Feuerfuß,
So klinge, schwinge fort mein Gruß:
„Deutschland, mein Deutschland!“ —

Wir sind wie Stahl! — Es ruft die letzte Pflicht!
Wir wollen! — Stolz dem Tod entgegen!
Die Blut in Tal und Höh'n wird Morgenlicht!
Es winkt der Sieg auf allen Wegen! —
Du, Herr im Himmel, steh' uns bei
Und halte froh und stark und frei:
„Deutschland, dein Deutschland!“ —

Staatsangehörigen deutschen Ursprungs großes Herzeleid bereitet. Aus allen Briefen, die uns im ersten und teilweise noch im 2. Kriegsjahre aus der D.-G. Chicago zugehen, leuchtete schon der Unwille hervor, den die amerikanischen Munitionslieferungen an die Feinde sowie die offene und versteckte britische Liebedienerei durch die „neutrale“ Regierung der Union bei den echt deutsch gesinnten Mitgliedern unseres Vereins in Chicago hervorgerufen hat. Schon damals scharten sich die Eifelreunde in noch engerem Zusammenwirken um die Heimatflaage, erhoben in flammendem Aufruf Einspruch gegen die Unterstützung unserer Feinde, suchten in Wort und Schrift dem Deutschtum zu nützen und allem englischen Vögengewebe entgegenzuwirken; auch sandten sie mehrmals namhafte Beträge ein für die Kriegshilfe im Eifelverein. Wie werden unsere Getreuen im fernen Westen nunmehr die neueste Entscheidung ihres Präsidenten empfinden und überwinden? Lebhaft fühlen wir mit ihnen den tiefen Schmerz, die helle Empörung über all die Berunglimpfung des Deutschtums, die deutschfeindlichen Maßnahmen inmitten ihres Landes und die Beschlagnahme unserer stattlichen Handelsdampfer.

Die letzte Nachricht aus Chicago erhielt die Schriftleitung Mitte Juni des vorigen Jahres. Darin beklagt der Vorsitzende J. L. Cremer mit lebhaftem Bedauern das gänzliche Ausbleiben des Vereinsblattes, das allmonatlich von allen Mitgliedern mit großer Sehnsucht erwartet werde. Der letzte Brief an unsern Schriftführer, Herrn Berghoff, datiert vom 23. September 1916, traf erst nach Neujahr 1917 hier ein. Es sei mir gestattet, einige Gedanken daraus im Wortlaut zu veröffentlichen:

„Es sind beinahe sieben Monate her, daß wir weder Brief noch irgend etwas aus der lieben alten Heimat erhalten hätten. Auch meine Freunde und Bekannten erhalten nichts. Unsere englischen Tagesblätter melden nur große Siege der Alliierten, die Deutschen hätten am Freitag 72 000 Mann an der Somme verloren usw. Es graut einem, die Zeitungen anzusehen. Seit Rumänien auch noch hinzukam, mag ich kein Blatt mehr lesen. Unsere Ortsgruppe hält sich noch gut, trotzdem wir vom Hauptverein und vom lieben Vereinsblatt nichts mehr hören und sehen. Wir veranstalten viele Extraverfammlungen, um unsere Sache lebendig zu halten, und werden demnächst wieder 800 Mk. einfinden, wenn uns Gewißheit wird, daß das Geld befördert werde.“

Als Ersatz für die ausgebliebenen Vereinsblätter wollen wir hier im Vorstände all unsern Mitglieder ein Buch schenken, ein Eifelbuch von Jollmann oder Zender, d. h. erst nach dem Kriege, wenn dieser überhaupt bald zu Ende geht; denn noch sind neutrale Staaten zu kaufen! Um eins bitten wir Euch, liebe Vereinsbrüder, bewahrt uns alle Eifelvereinsblätter*) und behaltet sie zurück; Ihr wißt ja, daß nichts mehr durchgeht und unsere „schöne“ Regierung damit zufrieden ist, traurig, aber wahr.

Sollte dieser Brief nicht in die Hände unserer Posträuber fallen, dann grüßt alle unsere Mitglieder und das gesamte deutsche Volk und sagt ihm, daß wir mit ihm Freude und Trauer herzlich teilen. Ihr könnt Euch denken, wie es mit uns bestellt ist. Wir möchten helfen und Euch beistehen, aber wir müssen die Hände müßig in den Schoß legen; dabei werden wir von unserm „einsprachigen

*) Die einzelnen Monatshefte sind — leider, muß man jetzt sagen — von Bonn aus regelmäßig bis zum letzten Herbst hin nach Chicago abgesandt worden. Da nun über die Mitgliederzahl hinaus nicht gedruckt wird, so kann der Wunsch der amerikanischen Eifelreunde nicht eingelöst werden, was wir sehr bedauern. Der Schriftleiter aber wird bei der nächsten Vorstandssitzung um Ermächtigung bitten, eine Anzahl von den Kriegsnummern seines eisernen Bestandes einbinden zu lassen, um sie nach Friedensschluß den fernen deutschen Brüdern zuzusenden, daß ihnen einigermaßen Ersatz und heimatlicher Lesestoff aus der großen Zeit geboten werde.

Von unsern treuen Eifelreunden in Chicago.

Vom Schriftleiter.

Nun ist der Britenfreund Wilson trotz seiner gleichnerischen Friedensschalmeien offen in das Lager unserer Feinde übergetreten und hat damit insbesondere seinen

Professor" als Verräter und als nicht genehme Bürger verleumdet. Ich frage jeden: Was wäre Amerika ohne die Deutschen?

Wenn ich Gewißheit hätte, daß dieser Brief durchgehe, ich schreibe Euch noch weitere zehn Seiten herzlich gerne. Daß unser geistlicher Freund, der hochw. Herr Oberpfarrer Gilles, so unverhofft das Zeitliche hier segnen mußte, ist Euch wohl bekannt geworden. Ich habe ihm einen sehr warmen Nachruf in unseren Tageszeitungen gewidmet.

Die herzlichsten Grüße, das beste Frischaut an den Vorstand sendet und baldigen Frieden nach deutscher Meinung wünscht Euch allen in deutscher Treue

Euer aufrichtiger Freund N. C. Cremer
und die gesamte D.-G. Chicago.

Talsperrenkultur.

Von Oberlehrer Dr. Stephan Giebe-Richter in Prüm.

Heute, wo die Friedensfrage trotz aller Ablehnung alle Gemüter bewegt, sucht man mehr noch als sonst die Entflechtung des Weltkrieges richtig zu erkennen, und man findet, daß seine Auslösung auf dem Balkan durch die Ermordung des Erzherzogs erfolgte, daß aber seine wahren Ursachen überall in der Welt liegen.

Weil im Jahre 1913 die diplomatischen Verhandlungen Deutschlands mit England und Frankreich über Kamerun, Belgisch-Kongo und Deutsch-Ost-Afrika scheiterten, weil Deutschland nicht bereit war, zu Gunsten der Linie Kap-Kairo „auch für einen guten Kaufpreis“ Deutsch-Ost-Afrika aufzugeben, deshalb war der Weltkrieg als die ultima ratio unvermeidlich.

Es ist auffällig, mit welcher Kunst die englischen und auch die andern Ententestaatsmänner von dem englischen „Mindestkriegsziel“ (Hervé) in Afrika zu sprechen vermeiden, trotzdem unser Friedensangebot ihnen die Zunge vielleicht hätte lösen können. Alle sprachen von ihren privaten Zielen, nicht aber England von seinen wesentlichsten. Noch hat England ja Deutsch-Ost-Afrika nicht vollständig erobert. Also muß England Schweigen und Krieg führen, mögen die Festlandsmächte noch so sehr sich gegenseitig zerfleischen. Auf der Insel sagt man in kühler Berechnung: „Deutschland gewinnt die Schlachten, aber England gewinnt den Krieg.“ Entsprechend sagt Lord Kepington am den 15. Dezember 1916: „Wenn England diesen Krieg gewinnt, so ist es die stärkste Militärmacht der Welt und seine Seeherrschaft behält es ohnehin.“ Hierzu stelle auch das Wort Lloyd Georges vom 10. Januar 1917: „Ich kenne keine Nation, die es wagen würde, uns nach diesem Kriege anzugreifen.“

Aus diesen Äußerungen sieht man, daß für England dies ein imperialistischer Krieg ist, wie es nur einen gegeben hat und so spricht auch unser Kaiser von der Eroberungssucht unserer Feinde. Es handelt sich um die Sicherung und Stärkung der planetarischen Stellung Englands. Kurz gesagt:

Dieser Krieg ist der erste Krieg des modernen Industrialismus und es geht in ihm um die Neuabundung der Großwirtschaftsgebiete der Erde.

Diese Gebiete sind gekennzeichnet durch das Nachwort: Jarde, das die 5 gegenwärtigen Großmächte der Erde bezeichnet, nämlich:

1) Japan (mit China?), 2) Amerika, d. h. nach heutigem Sprachgebrauch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, 3) Rußland mit Sibirien, 4) Deutschland, 5) den Mittelmächten erweitert (England wittert die Möglichkeit der Bildung der „Vereinigten Staaten von Mitteleuropa“), 5) England mit seinen Dominions.

Von diesen sind Amerika, Deutschland und England die industriell, geldlich und intellektuell an der Spitze marschierenden, zugleich die Staaten mit germanischer Volksgrundlage. In diesen drei Staaten ist seit Jahrzehnten am meisten getan worden in jener industriellen Ausgestaltung der Volkswirtschaft, die ich seit 1912 Talsperrenkultur nenne.

England schuf riesige Talsperren in Ägypten und Indien, legte Kraftwerke am Sambesi an, Amerika desgleichen am Mississippi und an den Niagarafällen und umfangreiche Bewässerungen in Kalifornien; Deutschland betreibt seit zwei Jahrzehnten systematisch den Bau von Talsperren zur Minderung der Hochwassergefahr, zur Ausgleichung des Wasserstandes von schiffbaren Flüssen, weniger zur Bewässerung, für die wir in Deutsch-Ost-Afrika Riesentalsperren vorsahen, und besonders zur Erzeugung elektrischer Energie. Hierzu kommen außer andern die riesigen Kanalprojekte eines Kanaldreiecks: 1) (Schelde)-Rhein-Elbe-Oder (=Weichsel), der Mittellandkanal, 2) Rhein-Main-Donaukanal, 3) (Weichsel-) Oder-Donaukanal, und zwar mindestens für das 1000 Tonnellen-Schiff. Ferner denken wir an die Verbindung von München mit Bremen und an das zugehörige große Walsensee-Projekt.

Im Vergleich dazu haben Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rußland und Japan noch nichts geleistet. Jedoch die Leistungen der Schweiz und Schwedens in Talsperrenbau sind bemerkenswert.

England sucht während des Krieges von Rußland das Recht zu erhalten, Sibiriens Wasserläufe industriell zu erschließen. England und Amerika haben vor, Chinas und Mesopotamiens Wasserkräfte und Bewässerung in die Hand zu nehmen. Deutschland und England streiten sich heute um Afrika, sie streiten nicht nur um die Rohstoffländer und um Landverbindungen, nein, auch um die riesigen Transportmittel und Wasserkräfte der Tropen, besonders um den Kongo und seine Nebenflüsse!

Schon jetzt zwingen uns die Kriegskosten dazu, alles möglichst wirtschaftlich auszunutzen, z. B. die Kohle und Braunkohle zu verkoffen, das Gas, die Schmier- und Teeröle, das Ammoniakwasser zu gewinnen. Das wird nach dem Kriege erst recht so bleiben. Es wird sogar die Zeit kommen, wo nur mehr Koks überall verfeuert wird, wo Gas- und Elektrizitätsfernleitungen das Land überall umspannen und eine Dezentralisation der Industrie ermöglichen, wo die Landwirtschaft noch mehr als heute industrialisiert ist! Dann wird einmal die Chemie so weit sein, die Kohlenstoffverbindungen in dem Maße zu beherrschen, daß mit ihrer Hilfe aus der Kohle Lebensmittel hergestellt werden können. Derjenige Staat, der am ehesten und stärksten in dieser Hinsicht sich entwickelt, wird am meisten Nutzen haben, mit seinen Kohlenstufen am längsten hauszuhalten. Noch in diesem Jahrhundert wird man der weißen Kohle, nämlich der Kraft der großen Ströme, der hohen Wasserfälle, der Meereswogen und von Ebbe und Flut in heute unvorstellbarer Menge bedürfen; denn der Bedarf an Energie wird mehr noch wachsen als das Menschengeschlecht. Der schwarze „King Coal“ wird von der weißen Wassernixe abgelöst werden. Dann werden einmal Kriege entbrennen, um sich „Energie“ für das eigene Volk zu sichern, dann geht es um die Wasserfälle des Sambesi, des Kongo, Sannaga und Niger, um die Katarakte des Nils. Auch aus diesem Gesichtspunkte ist uns der Kongostaat so wichtig, für den England nach den besprochenen Verhandlungen von 1913 sich das Vorkaufsrecht gesichert hat, das bis dahin Frankreich besaß.

Wer führt die Talsperrenkultur in Mesopotamien ein, dem Lande, das einst eine entsprechende Hochkultur schon besaß?

Im Jahre 1890 hatte der englische Ingenieur Willcox Mesopotamien schon von „Archäologen“ vermessen lassen und hielt über seine Besiedlung mit Indern und Sessachen Vorträge in Kairo und London. (Man vergleiche den Engländer-Typus Lindsay in Karl Mays Roman: „Unter dem Schutze der Grozherrn“, der nach Fowlingbulls gräbt und Kanäle vermisst!) 1895 trugen die Engländer, die einen „Degen auf dem Festland“ suchten, den Deutschen ein Bündnis an, um Mesopotamien und die Türkei mit einander zu teilen. Dann hätte Deutschland gegen die Türkei und gegen Rußland-Frankreich zu kämpfen gehabt, und England hätte Mesopotamien für sich genommen. Damals sagte der frühere britische Gouverneur von Südafrika Johnston: Wenn die Deutschen einen weltpolitischen Blick hätten wie die Engländer, so würden sie den Gedanken begreifen, ein Reich von Stockholm bis Bagdad zu gründen, in Mesopotamien zu siedeln und das Land zu bewässern. Da sie aber diesen Geist nicht haben, so sind sie verurteilt, in Mitteleuropa sitzen zu bleiben,

eingeleitet zwischen militaristische Nationen.“ 1903 legte er seine Gedanken dann nieder in dem Buche: *The irrigation of Mesopotamia*.

In diesem Kriege handelt es sich also auch darum: Wer wird Mesopotamien bewässern, die Deutschen, oder die Engländer mit den Amerikanern, denen die Engländer etwa 1897 nach der Abkehrung Deutschlands sich zuwandten.

In geringerer Maße ist Deutschland bisher interessiert an der zukünftigen Talsperrenkultur Chinas.

Im Januar 1915 wollten die Japaner schon in die Rechte der Engländer und Amerikaner eintreten, die Bewässerung des Tananarivales (mit Nebenflüssen!) und die Ausnutzung seiner Wasserkraft. Erschließung von Berawerken usw. zu bemerkenswerten und zu finanzieren. Bryan und Grey geboten Einhalt, und Japan mußte vor der goldenen Drohung zunächst zurückweichen. Grey sagte: „Es sei ihm kein anderer Vertrag zwischen Amerika und China bekannt, als der vom Jahre 1898.“ Im selben Jahre hatte aber England ein entsprechendes Abkommen mit China getroffen. Im Januar 1916 haben die geduldigen Japaner, die an England inzwischen viele Schulden abgetragen hatten, ihr Unternehmen erneut aufgenommen und sich mit mehr Erfolge in China festgesetzt. Es scheint heute, daß Japan das große Chinesenreich der Talsperrenkultur zuführen wird, geschützt durch seinen Vertrag mit Rußland vom 3. Juli 1916. Der Nankeo möchte ferner Mexiko durch Anlage von Bewässerungen und Beherrschung aller Bodenschätze in seine Gewalt bringen; die Talsperrenkultur möchte es einführen, statt „der primitiven Weidewirtschaft, wie die Indianer sie pflegten“. (*Continental Times*.) Im Mexiko also wird einmal zwischen Amerika und Japan der Krieg entbrennen, und die Amerikaner werden die Länderbindung zu erringen streben nach dem Panamakanal und dem im Frühjahr 1916 vertraglich festgelegten Nicaraguakanal.

Die Kohlen- und Eisenzeit, die Zeit des modernen Industrialismus, fing etwa 1808 mit Fultons erstem Dampfboot an, dagegen der neueste Industrialismus datiert von der Elektrizitätsausstellung in Frankfurt am Main vom Jahre 1890, weil es damals zuerst gelang, riesige Elektrizitätsmengen, die durch Wasserkraft gewonnen waren, weit über Land vom Needar nach Frankfurt zu führen. In die Folgezeit fällt auch die Einrichtung der Niagarawerke und der Talsperre von Assuan und auch der Urftalsperre, einer der ersten Krafttalsperren in Deutschland. Nach der Bürenniederwerfung 1902 haben die Engländer soaleich die Ausnutzung der Viktoriasfälle des Sambesi in Angriff genommen und dort eine Stadt angelegt. Am spätesten wird die Talsperrenkultur nach dem Erdteil Südamerika wandern, der heute noch keine Großmacht trotz Ländergröße beherbergt. Brasilien besitzt die Fälle des Amazonas und Madeira, die Riesenfälle des Aguassu und die Zukunftsanalverbindung Orinoko-Amazonas-Madeira-Parana. Darin liegen Hauptvorbedingungen dafür, daß Brasilien die Zukunftsgroßmacht Südamerikas ist. Die Zukunftsgroßmächte sind diejenigen, die am intensivsten die Talsperrenkultur besitzen. Auch die Herstellung gewaltiger Kanalverbindungen und der Kanalisierung selbst großer Ströme unter Ausnutzung ihrer Wasserkraft gehört ins Programm dieser Kultur. Für den Augenblick kann es scheinen, daß Deutschland sich für die nächsten Jahrzehnte besonders auf den Ausbau des in sich geschlossenen Mitteleuropas, auf Binnenschiffahrt und Bau großzügiger Eisenbahnen und von Elektrizitätswerken auch im nahen Orient werfen wird. Aber die Entwicklung, die durch den Staatsvertrag zwischen der Türkei und Deutschland im Januar dieses Jahres kräftig eingeleitet worden ist, ist ja noch in vollem Fluß. Von unseren Kolonien, besonders von Mittelafrika, werden wir wohl in einem Jahre mehr sagen können als heute.

Der deutsche Ingenieur bietet der Talsperrenkultur eine Reihe der trefflichsten Mittel:

Ausgezeichnet berechnete Turbinen und Stromgeneratoren; Walzenwehre, die das Hochwasser ungefährlich machen; den rotierenden Hydropulsor, der bei Hulm die geringe Hulhöhe von Ebbe und Flut soweit steigert, daß Turbinen von dem gehobenen Wasser getrieben werden können; ferner elektrische Treidelwerke, wie am Berlin-Stet-

liner Kanal. Eine der intelligentesten Leistungen sind die Sparschleusen, sogar mit Hulhöhen von 9 Meter, wie der vierstufige Abstieg dieses Kanals nach der Oberseite schon besitzt. Dagegen ist die Trosttättatreppe durchaus veraltet. Bei jeder Sparschleuse sind 5—10 flache Nebenbeden treppenförmig an einer Seite der Schleuse angeordnet. Das Wasser wird aus jeder Stufe der Schleuse in das nächsttiefer gelegene Nebenbeden ausgelassen. Hierdurch wird ein möglichst geringer Energieverbrauch bei Schließung eines Schiffes bewirkt. Aus diesem Grunde hat die Sparschleuse die Zukunft. Aus Deutsche schreckt auch nicht ein Kilometerlanger Kanal durch sich durch Gebirge, nicht die Ueberführung von Kanälen über breite Klüfte.

Eine historische Bemerkung betreffs des Baues von Kanälen möchte ich nicht unterdrücken: Im Laufe der Geschichte der Kulturvölker gibt es Höhepunkte ihrer Entwicklung, die meist zusammenfielen mit den Reiterunzeiten von Fürsten, die jahrzehntelange herrschten und die Entwicklung des Volkes richtunggebend bestimmten. Die Fürsten, die große Kriege geführt haben, seien es imperialistische oder Freiheitskriege, waren meist zugleich jene, die sich durch Bau von Kanälen und Häfen auszeichnet haben. Neue Bauten dienten zur wirtschaftlichen Befestigung der Beziehungen innerhalb des Landes und mit den durch den Krieg erschlossenen Gebieten. Sie waren also der volkswirtschaftliche Niederschlag einer Bewegung des Wachstums, die sich militärisch durch Kriege offenbart hatte. Diese wiederum pflegen, solange sie nicht entschiedenste nationale Verteidigungs- und Befreiungskriege sind, einer voraufgehenden Ruhe und Sammlung des Volkes und einer hierdurch bedingten Goldsammlung zu bedürfen. Diese Vereinigung von Krieg und Kanalbau in einer Zeit sehen wir an den Babloniern und Ägyptern, an Karls des Großen Plan, Rhein und Donau zu verbinden, an der Zeit Ludwigs XIV., Napoleons, des großen Kurfürsten, des großen Königs und des großen Kaisers, wie die Geschichte Wilhelm II. einmal vielleicht mit mehr Recht nennt als den Gründer des Reichs. Man denke auch an Peter den Großen und Rußlands Drang zum Meer. Die Kanäle sind die billigsten Wege des Handels zum Meer.

In der Neuzeit kommt zu der Benutzung der Wasserwege noch die der Energie hinzu. Dieser noch nicht 100 Jahre alte, von Robert Maner, Helmholtz, Joule und Carnot zuerst erfaßte Begriff beherrscht heute schon bewußt die Welt. Deshalb heißt es bei der Kanalisierung z. B. des Mains dazu: „und Ausnutzung der Wasserkraft des Mains.“

Die Talsperrenkultur fordert wie jede andere auch einen eigenen Stil der ihr dienenden Gebäude. Einen solchen hat der deutsche Architekt seit 1905 in stetiger Entwicklung sich auf allen Gebieten des Baues erarbeitet. Auch dies ist eine gute Prognose für unser Volk.

Die innere Kraft eines Volkes gibt sich nach außen nach Ausweis der Geschichte kund:

- 1) durch glückliche Kriege, auch wenn sie dem Volke aufgezwungen sind,
- 2) durch Bau neuer Verkehrswege und -plätze,
- 3) durch lebhaften Handel und Steigerung des Volkseinkommens,
- 4) durch Schaffung eines eigenen guten Baustils.

Die drei letzten Punkte sprechen für Deutschland; hoffen wir daher, daß auch der uns aufgezwungene äußere Krieg zu unserm Besten ausfällt. Aber auch ohne Rücksicht darauf kann man sagen: Die Gesamtheit des volkswirtschaftlichen Lebens der fortgeschrittenen Staaten der Erde entwickelt sich immer deutlicher zur Talsperrenkultur.

Die Talsperrenkultur marschiert, wie auch der Nationalismus marschiert, und Deutschland ist beider bester Pionier!

Die Eifel im Schnee.

Von Pfarrer Weisenah in Niederstadtfeld, Kr. Daun.

Ich schaue im „Fahrplan“ nach. So nenne ich das Verkündigungsbuch. Wir wohnen hier so weit von der Bahn. Um nicht ganz von der Kultur abzukommen, belege ich sonst unschuldige

Dinge mit „Kultur“-Namen. Sie erinnern mich an die herrlichen Dinae und Einrichtungen, die es da „draußen“, in der Welt“ gibt. So bleibe ich wenigstens äußerlich im Konnex. Also ich schaue im „Fahrplan“ nach: morgen früh hl. Messe in Oberstadfeld. Wird wohl ein wüster Weg werden morgen früh. Seit Stunden ist es am Schneien. Ich öffne das Fenster: richtig, da haben wir's ja schon. Der Fensterstein liegt hoch voll Schnee. Und noch immer rieselt es vom Himmel nieder, ganz dünn und fein. Keine Flocken. Körnerschnee, der sofort auf der Hand zer-schmilzt. Draußen bleibt er liegen. Wie hell draußen! Das Licht des Vollmondes dringt durch die Schneewolken. Zaubershaft sieht der Wald aus. Gerade meinem Fenster gegenüber zieht er sich hin, eine steile Anhöhe entlang. Ein schmales Wiesental trennt ihn vom Pfarrhaus. Alles im Schnee vergraben. Die jungen Tannen dort, was treiben sie im bleichen Mondlicht? So müssen die Wichtelmännchen aussehen im weißen Feierkleid. Mit neckischem Spiel fangen sie das Geriesel auf, das so zart, so weich sich auf die breiten Nester legt. Wie blendend weiß! Ganz stolz stehen sie da. Wie viel feiner sind sie doch als die mürrischen Buchen, die oberhalb ihnen die Berghöhe hinaufklettern. Wie stecken die die dürren kahlen Nester so kläglich aus. Es friert sie wohl, sie zittern ja im leisen Wind. Ganz dünn erst liegt der Schnee auf ihnen; da findet er ja so wenig Halt. Und überall gucken die häßlichen schwarzen Nester hervor. Ganz anders beim Nadelgehölg. Wie stattlich sieht ihr weißes Gewand schon aus! Und noch immer rieselt es hernieder. Sei, wird das lustig werden! „Wartet nur, hochmütiges Gefindel,“ knurren die Buchen, „morgen werdet ihr seufzen unter der Last, die auf euch liegt; dann lachen wir euch aus.“ Und sie stehen wieder schweigend. Und immer rieselt es nieder, unhörbar, Millionen und Millionen zarte Körner. . .

Ich setze mich wieder an mein Buch. Doch bald ist's Zeit zum Schlafengehen. Jetzt hört's auf zu schneien. Durch die Wolkenmasse lugt der Mond. Lächelnd schaut der Alte im Mond hernieder, sein Licht huscht über die blendende Pracht da unten hinweg, grüßt würdevoll die schweigsamen Buchen und glitzert über den weißen Staat der Tannen hin. . . Welche Fülle von Schönheit hat doch der Herrgott bereit, das Auge des Menschen zu erfreuen! Und wie werden morgen die Mädels und die Jungen jauchzen, wenn sie durch das Schneemeer jagen!

Wir aber wird's doch bischen schwül. Der Schnee liegt schon an die 40 Zentimeter hoch. Und jetzt fängt's von neuem an! In aller Frühe durch den hohen Schnee zu waten, ist ein zweifelhaftes Vergnügen. Na, wollen mal sehen. . .

Rrr . . . rasselt der Weder. Das Dorf schläft noch. Was sollen die Leute auch so früh machen? Ich muß allerdings früh raus, um rechtzeitig in der Filiale die hl. Messe beginnen zu können. Aber o weh, vor der Haustüre liegt der Schnee sicher einen halben Meter hoch. Hilft nichts, durchgestampft! Ich gehe das Dorf hinunter. Jetzt bin ich im Freien. Noch immer leuchtet der Mond, freilich jetzt von der anderen Seite her. Ich bin ihm dankbar für sein Licht. Ein kleiner Wald nimmt mich auf. Da muß ich stehen bleiben: wie ein Märchen liegt es vor mir. Da links steht sicher ein älterer Zauberer. Eine mächtige weiße Mütze auf dem Haupt, meterlang wallt sein weißer Bart herab. Sein faltiges weißes Gewand, das breit unten auf der Erde aufsteht, welche Heimlichkeiten mag es bergen? Um ihn herum die Berggnomen und Waldnixen: weiß von oben bis unten. Wie possierlich sehen die kleinen Kerls in den dicken weißen Mänteln aus! Da streckt einer die weiße Patzhand zu mir auf den Weg hinüber. Ich schaue genauer hin: das ist der Ast einer Hecke, den die Schneelast so niedergedrückt, daß er sich ganz zum Weg herabbeugt. Und der alte Zauberer ist die mächtige Tanne, die da links am Waldwege steht. Sie ist über und über mit Schnee bedeckt. Nur hier und da lugt das dunkle Grün aus dem Weiß hervor. Ja, wie haben sich die Bäume alle herausgepußt! Die Stämme weiß von oben bis unten. In allen Ritzen und Rissen der Rinde sitzt der Schnee. Er liegt auf Nestern und Zweigen, breitet sich auf dem Gestrüpp aus, das unten steht. Wirklich ein feenhafter Anblick. Langsam schreite ich weiter. Ich kann den Blick von all der Herrlichkeit nicht losreißen und schaue und schaue. „Gelt, da guckst du mal, Menschenkind,“ so höre ich's von

allen Seiten flüstern. „Na unser Herrgott versteht's. Sind wir fein geworden heute Nacht! Schau nur her, so zarte weiße Kleider habt ihr Menschenkinder nicht. Kommen auch direkt vom Himmel.“

Gerade will ich ihnen klar machen, daß wir ja auch mit dem Herrgott nicht in Konkurrenz treten können — da plumps, sehe ich im Schnee. Das kommt davon, wenn man nach Zauberer und Waldnixen umguckt und ihnen lauscht und auf den Weg nicht achtet. Ich trabble aus dem Graben raus. Jetzt gehe ich vorsichtiger, aber der Wald hält meinen Blick noch immer gefangen. . .

Heute nachmittag erwarte ich einige Nachbargestirke zu Besuch. Ob die Herren bei dem Schnee wohl kommen? Um 1/23 schellt's. Wahrhaftig, da sind wenigstens zwei. Den Schnee abgeschüttelt, heraus aus dem Pelz, Gamaschen abgeschnallt und rauf auf's warme Zimmer. Bald sitzen wir beim Kaffee. Kriegskaffee natürlich. Aber er schmeckt doch. Den Gästen würzt ihn die Anstrengung des Weges, und mir die Gesellschaft. Was die nicht alles erzählen! Das Pfarrdorf des einen liegt ganz oben auf der Höhe. Da ist's, wie die Leute hier sagen, „einen Kitt'l (= Kittel, Kof) kälter“. Gestern morgen sollte er zur Frühmesse, 1/2 Stunde weit. Aber es ging nicht, der Weg ganz zugeschnitten. Da versuchte er's hoch zu Kof. Ging auch schlecht. Wieder runter und zu Fuß weiter. Stellenweise lag der Schnee 1 Meter hoch. Er behauptet, noch gerade die Nasenspitze habe dann aus dem Schnee hervorgekragt. So bahnte er sich einen Weg durch den Schnee und kam eine Stunde nach der üblichen Zeit in der Filiale an und hielt die Frühmesse. Währenddessen scharten sich die Männer des Dorfes zusammen, mit den Schaufeln ging's hinaus in den Schnee und bald war der Weg frei. Der andere Herr hat keine Filiale. Staunend hörte er die Heldentaten an, die wir gestern — während der Schilderungen des Konfraters „besann“ ich mich auf meine eigenen — auf den Fiskalgängen im Kampfe mit dem grimmen Schnee verrichtet. . .

Unterdes ist's 1/25 geworden, die Gäste müssen fort. Bei dem Schnee braucht man mehr als doppelte Zeit. Ich begleite sie. Sie wollen auf dem Rückweg eine andere Richtung einschlagen. Die Hauptstraße durch den Wald ist schneefrei geschaufelt. die wollen sie erreichen. Allerdings ist's von meinem Pfarrort bis zu dieser Straße eine gute halbe Stunde, also heute ca. fünfviertel Stunden. Doch dann haben sie famosen Weg. Also los.

Und wir gingen los. Aber o weh, gleich hinter dem Dorf fängt's an. Kein Mensch ist noch daher gegangen, führt doch der Weg ins Hinterland, in dem jetzt niemand was zu suchen hat. Auf der Straße können wir nicht mehr weiter. Wir müssen versuchen, aufs freie Feld zu kommen, wo der Wind den Schnee etwas weggeweht. Doch, wie auf's Feld kommen? Von dem Graben, der Weg und Feld trennt, ist nichts zu sehen. Alles eine weiße Fläche. Wir müssen's versuchen. Glück auf — und ich sehe bis über die Brust im Schnee. War mitten in den Graben geraten. Natürlich plagen die beiden laut aus. Schnell will ich die Böschung zum Feld hinauf. Klettere, rutsche aus und verschwinde jetzt ganz im Schnee. . . Und die anderen stehen da und lachen und lachen. . . Und lachend mache ich mich zurück auf die Straße und lasse mir den Schnee abklopfen. . .

Endlich finden wir eine Stelle, von der aus wir das Feld erreichen. Zwar sind auch hier manche Schneewehen, aber im ganzen geht's doch besser.

Allein das letzte Drittel des Weges vergesse ich so bald nicht. Wir mußten jetzt zurück auf die Straße. Ueber einen halben Meter hoch lag der Schnee. Wir „gruppierten“ uns „um“. Der Pfarrherr von der Höhe — Schnee ist im Winter sein Lebens-element — stapfte als „Avant-Garde“ voraus; ich folgte als „Gros“, die Nachhut bildete der Fiskallose — solche Herren sind gewöhnlich nicht so „schneefest“. Wetter noch mal, die „Avant-Garde“ verstand ihr Geschäft. Wie ich sie so einherwackeln sah, mußte ich unwillkürlich an die Kasernenhofblüte denken: „Meier, Mensch, Sie marschieren ja, als wollten Sie mit jedem Tritt einen Bauplatz fertig machen.“ Lachend schlüpfte ich beim Gehen in die „Baupläte“ meines „Vorgängers“. . .

Da hinter mir gewaltiges Brummen. . .

„Nein, so'ne verrückte Idee, einen solch einen Weg zu führen!“

Unsere „Nachhut“ sah rührend aus in ihrem edlen Zorn. Freilich, der Weg war kaum zu gehen. Und er wurde noch schlimmer. Er wand sich jetzt im Zickzack zwischen Felsen dahin. Nur eine Strecke von ca. 5 Minuten, aber wie sollten wir durch? Raslos standen wir da. . .

„Kinder, nun denkt mal an unsere armen Feldgrauen in den Karpathen. Da liegt der Schnee noch höher. Mit einem Maschinengewehr, einer Kiste Munition auf dem Buckel, vollgepacktem Affen, Schanzzeug etc. solche Wege zu machen! Dabei das Gewehr in der Faust, die Handgranate griffbereit, stets bedroht vom Tod. . . Das ist doch schrecklich. . .“

Das Lachen war uns vergangen. Wir standen oben auf der Hauptstraße. Wußten selbst nicht, wie wir zwischen den verschneiten Felsen da hinaufgekommen. . .

Die Hauptstraße war schneefrei geschaufelt. Ein schöner Weg durch den verschneiten Wald. Ich nehme Abschied von den beiden und wate zurück durch den Schnee. Aber der Anblick der Winterlandschaft will mir nicht mehr gefallen. Ich sehe sie vor mir, diese Helden im grauen Rod, geduckt durch den Schnee kriechend. . . Dann und wann sich hinwerfend, wenn die Eisenpfitter einer Granate herumzischen. . . Da sehe ich den Schnee blutrot. . . Da hat ein deutscher Held gelitten für Volk und Vaterland. . .

Der Schmied von Hammerhütte

Nach einer wahren Begebenheit dargestellt von Rentmeister Dederichs in Cöln.

Eisern und unzerbrechlich steht seit vielen Monaten schon der Wall deutscher Männer in der Picardie und hält den wütenden Anstürmen unserer Feinde stand, und besonders sind es die rheinischen Regimenter, zu denen die Eifel einen großen Teil der Mannschaften stellt, welche dort der englischen Verbißtheit und Zäbigkeit den deutschen Mut mit Erfolg gegenüberstellen. Die Eifel hat allen Grund, stolz auf ihre Söhne zu sein, die mit einem: „Nun grade nicht!“ und mit dem Opfer ihres Blutes die Treue gegen ihr Vaterland beweisen.

Wer aber glauben wollte, solche Beweise von Unererschrockenheit, Heldenmut und Hingabe ans Vaterland wären nur unserer heutigen großen Zeit eigen und der Eifel früherer Zeit sei ein anderer gewesen, wäre damit im Irrtum; auch in der Vergangenheit haben unsere Eifelberge ihre Helden gehabt, würdige Ahnen ihrer heutigen Urenkel. Von einem solchen will ich heute erzählen.

Pet. Jos. Werner war sein Name, geboren war er um das Jahr 1750 auf Hammerhütte, einem kleinen an der Rull gelegenen Weiler, dessen wenige Häuser sich um ein Hüttenwerk gruppierten, deren es damals in der Mitteleifel viele gab. Er hatte das Schmiedehandwerk erlernt und übte dasselbe von früher Jugend an auf der nebenliegenden Eisenhütte aus. Es gehörte eine mehr wie gewöhnliche Kraft dazu, die schweren Rohelfenstücke unter den von einer Wasserkraft bewegten großen Hammer zu bringen, wo dieselben auf Band- und Stabeisen verarbeitet wurden. Ein wahrer Hüne von Gestalt, verfügte er über die erforderliche Kraft in überschüssigem Maße und hatte dieselbe in seiner Jugend manchmal seinem Gegner unangenehm fühlbar gemacht, denn still und wortfarg ließ er bei Streitigkeiten anstatt des Wortes lieber seine stahlharte Faust die Beweise für seine Meinung führen. Furcht kannte er nicht, mit der Gefahr wuchs sein Mut und sein Troß. Jung schon verheiratete er sich und gründete ein eigenes Heim, aber die Sorge um die rasch anwachsende Kinderschar zwang ihn, sich nach lohnenderer Arbeit umzusehen, welche er auch auf einem Hüttenwerke in Blumenthal, vier Wegstunden von seiner Heimat entfernt, fand. Dort arbeitete er die Woche über, aber wenn am Samstag der Feierabend gekommen war, schüttelte er jede Müdigkeit von sich ab und trat den Weg nach Hause, zu Frau und Kindern an, um am Sonntage denselben Weg zurückzugehen. Daß dabei die Pfade, denn eigentliche Wege gab es nicht, ihn in dunkler Nacht durch den mehr wie eine Stunde

breiten Wald führten, verschlug ihm nichts; seinen schweren Eichenstock als Begleiter, glaubte er es mit allem, was kommen möge, aufnehmen zu können.

So war es auch an einem regnerischen Abende im Oktober 1795, an dem er den Heimweg machte. Es war schon völlige Nacht, als er das am Waldrande liegende Dörfchen Wolfert durchschritten hatte und dann den Wald betrat. Kaum hatte er vielleicht tausend Schritte unter den ein völliges Dach bildenden Baumkronen, welche sich im Herbststürme bogen, zurückgelegt, als er plötzlich in nächster Nähe hinter einem dichten Busche den Schein eines Feuers bemerkte und um das Feuer herumstehend mehrere Männer mit Flinten, deren Läufe und Bajonette im Feuerscheine glühten, in den Händen. Er hemmte seinen Schritt, um die Stelle unbemerkt zu umgehen, aber dazu war es schon zu spät, denn er fühlte schon die Spitze eines Bajonetts auf der Brust und hörte den Anruf: qui vivo? (wer da?). Dadurch aufmerksam geworden, kamen vom Feuer her noch einige Soldaten hinzugelassen, und Werner wurde zu dem Feuer hingeführt, wo einer der Soldaten, offenbar der Führer der Truppe, ihn in deutscher Sprache anredete: „Bauer, bist du aus hiesiger Gegend?“ — worauf er mit „ja“ antwortete; — „bist du ein Spion der Oesterreicher?“ „Nein“ erwiderte er, „ich komme von der Arbeit und bin auf dem Wege nach meiner Heimat.“ Nachdem man seine sämtlichen Taschen gründlich durchsucht und nichts, was hätte Verdacht erregen können, gefunden hatte, wurde er weiter gefragt: „Wie weit ist von hier der Weg bis Marwagen und kannst du uns dorthin führen, ohne daß wir den Wald verlassen müssen, und von dort über Blankenheimerdorf nach Ollbrück?“ (dieses ist ein Wald kurz vor Blankenheim).

In diesem Augenblicke wurde es Werner klar, was die gestellten Fragen zu bedeuten hatten, und daß er den fremden Soldaten — es konnten nur Franzosen sein, von deren Anmarsch er in den letzten Tagen schon vielfach hatte reden hören — als Führer dienen sollte bis hinter die von den Oesterreichern mehrere Wochen vorher aufgeworfenen und seither besetzt gehaltenen Schanzen, daß es sich um einen nächtlichen Ueberfall auf dieses österreichische Lager handelte, und dazu wollte er unter keinen Umständen Beihilfe leisten.

Wenn in jener traurigen Zeit der Kleinstaaterei und infolge jealichen Manuels gemeinschaftlicher großer Interessen die Begriffe Vaterland und Vaterlandsliebe im heutigen Sinne dem Manne der Eifel auch fremd waren, wenn er von einem Deutschland auch nichts wußte, vielleicht kaum den Namen kannte, so hing das Volk doch an Oesterreich und dem Kaiser; die Kaiserlichen, wie man die österreichischen Truppen kurzweg nannte, waren die Freunde, an denen man keinen Verrat begehnen durfte. Hier kam die Pflicht gegen den Freund in Betracht. Dazu kam auf der andern Seite noch der Haß gegen die Franzosen, von deren Revolution und Greueln die Kunde auch zu Werners Ohren gedrungen war; den Soldaten eines Volkes, welches den eigenen König gemordet und die Tochter des Kaisers hingerichtet hatte, durfte man keinen Dienst leisten, das wäre eines Mannes unwert gewesen, und Werner war ein Mann. — Er antwortete darum: „Den Weg nach Marwagen und nach Ollbrück kann ich von hier aus in der Nacht nicht finden.“ Darauf gab der Führer der kleinen Abteilung einen Befehl, den Werner aber nicht verstand, und er wurde von zwei Soldaten eine kurze Strecke weiter in den Wald gebracht, wo er im Näherkommen beim Flackerlichte vieler Feuer eine große Anzahl Soldaten stehen und liegen sah. Es war dieses eine auf weitem Marsche ausruhende größere Truppenabteilung, von welcher die erste kleine Gruppe offenbar den Vortrupp bildete. Von einem der Lagerfeuer erhob sich auf die erstattete Meldung hin ein Offizier, zwar jung noch, aber an den vielen Goldstreffen auf der Uniform und der großen silbernen Kofarde am Tschako als von höherem Grade sofort erkennbar. Diesem wurde von einem der beiden Beleiter der Sachverhalt berichtet, worauf er einen andern Offizier damit beauftragte, die Verhandlung mit Werner zu führen. In gutem Deutsch erklärte dieser nun, daß Werner lüge, wenn er die genannten Ort-

schaften auf Waldwegen von hier aus nicht finden zu können behauptete. „Sei dem, wie ihm wolle,“ so sagte er dann, „bringst du uns nicht innerhalb von 5 Stunden, also bis heute Nacht 3 Uhr, nach Ulbrück, so wirst du ohne Gnade erschossen, und nun los.“

Auf ein nun folgendes Kommando hin erhoben sich die Soldaten von den Lagerfeuern und traten, soweit die Bäume dieses gestatteten, in Gliedern an, die Gewehre wurden geschultert und es ging vorwärts. Werner mußte, je einen Soldat rechts und links neben sich, an die Spitze treten. Gegen die ihm zuteil gewordene rauhe Behandlung empörte sich sein Stolz und sein Trotz und entfachte seinen Haß gegen die Franzosen zur Wut. Was auch kommen möge, und wenn es das Leben koste, den Franzosen war er nicht zu Willen, so stand es jetzt bei ihm fest, und er war gewohnt, nicht nur andern, sondern auch sich selbst Wort zu halten.

Er fing an zu überlegen und es reifte in ihm ein Plan, den er auch sofort ausführte. Indem er sich anscheinend sehr bemühte, die nötige Richtung zu finden und innezuhalten, anstatt dabei aber wie es nötig gewesen wäre immer in östlicher Richtung geradeaus zu gehen, bog er unmerklich nach rechts ab und dieses fortgesetzt und immer stärker. Bei dem herrschenden Dunkel, welches kaum ab und zu von einem, die dahinjagenden Wolken durchdringenden Schimmer des Mondes auf einen Augenblick erhellt wurde, und bei der gänzlichen Ortsuntunde der Franzosen wurde es von niemand bemerkt, daß man einen völligen Bogen beschrieb, auch störte es die Franzosen nicht, daß sie jetzt den Sturm gegen sich hatten, der ihnen vorher im Rücken gestanden hatte. So gelang es Werner jetzt nicht allzuweit vom Südrande des Waldes entfernt die Franzosen genau nach Westen zu führen, dieses aber auch nicht allzulange, um dann in Zickzacklinie wieder nach Nordwesten abzubiegen. Auf diese Weise näherte man sich dem Nordrande des Waldes in der Nähe des Dorfes Udenbreth. Aber darüber waren Stunden vergangen und mit einem Male erschien vorne bei ihm der deutschsprechende Offizier und schrie ihn an, indem er ihm seine Uhr vorhielt, welche auf einhalb drei Uhr zeigte: „Bauer, wo ist Marmagen, wir müßten längst schon dort sein, wenn du uns richtig geführt hättest.“ Damit riß er ein Pistol heraus, setzte Werner dieses auf die Stirne und sagte: „Antworte oder du stirbst!“

Werner, der damit gerechnet und sich seine Antwort längst überlegt hatte, sagte zuerst, er glaube im großen ganzen den richtigen Weg genommen zu haben und man müsse bald in Marmagen ankommen. Schon wollte der Offizier sich dabei beruhigen, als ein Soldat nach dem Monde zeigte und dabei zu dem Offizier etwas sagte. Noch mehrere Soldaten traten hinzu und beteiligten sich mit lebhaften Gesticulationen daran, dem Offizier etwas zu erklären. Der Offizier schien zuerst nicht zu glauben oder zu begreifen, dann aber fuhr er auf Werner zu mit den leuchtend hervorgehobenen Worten: „Hund, du führst uns den entgegengesetzten Weg, vorhin stand der Mond uns zur rechten Hand, jetzt haben wir ihn an der linken Seite, also marschieren wir in umgekehrter Richtung. Bauer, sprich!“

Werner heuchelte zuerst Unbefangenheit, dann aber Staunen und gab zuletzt zu, daß er sich im Wege geirrt haben müsse. „Aber,“ sagte er weiter, „ich habe ja zu Anfang gesagt, ich kenne den Weg nicht, somit trifft mich keine Schuld.“ Jetzt erschien der Kommandant der Truppe, dem der Offizier die Sache berichtete. Ohne ein Wort zu sagen zog er seinen Degen und trat damit auf Werner zu, in der offenbaren Absicht, diesen niederzustechen. Werner glaubte nicht anders, als sein letzter Augenblick sei gekommen; aber mit dem Stolze des Mannes, der für einen hohen Zweck den Tod in aufrechter Stellung empfängt, rechte er seine Riesenfigur zu ihrer vollen Höhe empor und warf dem Offizier einen Blick tödlichsten Hasses zu. Selbst bei dem Zwielicht des Mondes war dem Offizier diese Bewegung nicht entgangen, auch den Blick hatte er aufgefangen. Ob ihm beides imponiert hat, wahrscheinlich wohl deshalb, oder ob aus irgend einem andern Grunde, er steckte den Degen ohne ein Wort zu sagen wieder ein. Dann erteilte er Befehle, in Folge

deren die Soldaten ihre Gewehre zusammenstellten und in kleineren Gruppen zwanglos zusammentraten.

Zwei Soldaten, davon einer ein Korporal, nahmen Werner jetzt in die Mitte und marschierten mit ihm in der zuletzt innegehabten Richtung weiter. Als sie einige Zeit gewandert waren, und sich außer Seh- und Hörweite der andern befanden, sagte der Korporal in zwar schlechtem aber immerhin verständlichem Deutsch: „Unser Oberst hätte dich erschießen sollen, denn verdient hast du es; aber du entgehst deshalb dem Tode nicht, denn er hat den Befehl erteilt, dich nach Kocherath zu bringen wo der General liegt. Dort wirst du abgeurteilt und erschossen werden, damit deine Landsleute erfahren, wie Verräter an unserer einigen und heiligen Republik bestraft werden; also richte dich auf deinen baldigen Tod ein.“ Werner atmete, als er das hörte auf, denn bis Kocherath waren es noch reichliche zwei Wegestunden, und inzwischen konnte sich noch mancherlei ereignen. Er kam zu einem Plane, den er auf seine Körperkraft aufbaute, denn seine beiden Begleiter waren schwächliche junge Leute, denen er sich gewachsen und überlegen glaubte. Um dieselben durch ein Gespräch zutraulicher zu machen und ihre Wachsamkeit einzuschläfern, sagte er zu dem einen: „Dann werde ich unschuldig sterben, denn ich habe euch richtig führen wollen und habe mich nur verirrt weil ich die Wege nicht kannte. Aber ist das die Freiheit und das Recht, welche eure Republik uns versprochen hat?“ Mit dieser Redensart hatte er aber den Soldat an seiner verwundbarsten Stelle getroffen. Mit großer Zungenfertigkeit fing derselbe an ihm zu erklären, daß die Republik die Völker beglücken, ihnen allen *liberté egalité fraternité* bringen werde. Bei diesen Schlagwörtern wurde der andere Soldat aufmerksam, er ließ sich von seinem Kameraden die Redensart ihres Arrestanten in Französisch wiederholen und war nun noch eifriger wie der andere bemüht, die Vorzüge der Republik zu rühmen. Werner verstand von seinem Vortrage aber nur die sich immer wiederholenden drei Schlagwörter. Hierbei erhitzen sich die beiden Volksaufklärer in einem Grade, daß sie vergaßen, wen sie vor sich hatten und zu welchem Zwecke sie unterwegs waren. Sie ließen alle Vorsicht sein, nahmen ihre Gewehre unter den einen Arm, um mit der andern Hand recht eindrucksvolle Bewegungen, mit denen sie ihre Rede unterstützten, auszuführen, und stellten sich in Schrittweite vor Werner hin.

Diesen Augenblick benützte Werner. Mit Gedankenschnelle griff er zu, faßte mit jeder Hand einen der beiden Helden und hob sie zuerst hoch in die Luft, so daß sie den Halt verloren, und schlug sie dann mit seiner durch die Aufregung gesteigerten Kraft mit den Köpfen derart zusammen, daß schon nach dem ersten Streiche die Tschakos zu Boden fielen und die beiden Volksaufklärungshäupter nun schußlos bei jedem Schlage aufeinanderklatschten. Dieses Verfahren setzte Werner so lange fort, bis die beiden gänzlich besinnungslos waren und wie tot zur Erde fielen als er sie endlich losließ. Werner zog mit raschem Entschlusse sein Messer und schnitt den Soldaten die Schuhe von den Füßen und nahm die Schuhriemen, mit denen er den beiden, die noch immer regungslos vor ihm lagen, die Hände auf dem Rücken zusammenband. Aus den Taschentüchern machte er Knebel, die er ihnen in den Mund schob, um sie daran zu verhindern, daß sie sich nach dem Erwachen aus ihrer Betäubung durch Rufen bemerklich machen könnten. Dieses alles beanspruchte nur kurze Zeit und innerhalb weniger Minuten hatte er mit seinen Begleitern die Rolle gründlich getauscht, er war wieder frei. Um allen etwa kommenden Möglichkeiten gegenüber gewaffnet zu sein, riß er dem Korporal den langen Säbel aus der Scheide, den er an sich nahm, und nun ging es in tollem Laufe der Heimat zu. Ab und zu hielt er inne, um auf Geräusche verdächtiger Art zu hören.

Ueber Berk und Baasem, diese Ortschaften aber umgehend, kam er des Morgens gegen 6 Uhr in Hammerhütte an. Erst nachdem er den mitgenommenen Säbel draußen in der Scheune tief im Heu versteckt hatte, betrat er sein Haus, wo seine Frau ihn in großer Angst seines langen Ausbleibens wegen erwartete. Von den Ereignissen der Nacht erzählte er ihr nichts, nur be-

sahl er ihr, zu keinem Menschen davon zu sprechen, daß er diesmal später wie sonst nach Hause gekommen sei. Dieses geschah weil er befürchtete, die zu erwartenden Nachforschungen der Franzosen könnten auf ihn gelenkt werden.

Die beiden Soldaten wurden am Morgen von mehreren Männern, die nach Bert gingen, aufgefunden, von ihren Fesseln befreit und mit nach Bert genommen. Alles Heldentum war von den beiden abgefallen; mit zerbeulten Köpfen, naß und kalt und sehr stumm geworden, erregten sie in Bert außer der Neugierde das Mitleid der Leute; man machte ihnen kühlende Verbände und stärkte sie mit Speise und Trank, worauf sie nach mehreren Stunden ihren Marsch fortsetzten. Der Korporal unterließ es aber nicht, auf Befragen die Vorgänge zu erzählen, wobei er von der übermenslichen Kraft des entlaufenen Arrestanten die wunderbarsten Dinge behauptete. Auf diese Art wurde Werners Tat weithin bekannt, auch über die Person des Täters stellte man späterhin Mutmaßungen auf, welche das Richtige trafen.

Er selbst sprach nicht darüber und es konnte deshalb niemand Gewißheit haben. Die Franzosen stellten keine Nachforschungen an, zu denen ihnen auf dem schnellen Vormarsch zum Rhein offenbar keine Zeit blieb.

Der geplante nächtliche Ueberfall auf die Stellung der Oesterreicher und deren Ueberrumpelung aber war mißlungen. Erst am Sonntag vormittag zu später Stunde waren die Franzosen vor den Schanzen angekommen, welche die Oesterreicher, inzwischen durch ihre Posten und Wachen benachrichtigt, früh genug geräumt hatten. Sie konnten ihre Kanonen und ihren Wagenpark, worauf die Franzosen es zur Hauptsache abgesehen hatten, retten und in Sicherheit bringen. Daß dieses gelang, daß jedes Opfer an Menschen und Material verhütet blieb, hatte Werner durch seine mutvolle Tat erreicht. Den Säbel suchte er hervor als er merkte, daß die Sache keine Folgen haben werde, und gab ihm an der Wand des Wohnzimmers einen Platz. Dann auch erzählte er Frau und Kindern von jener Nacht und so ist die Kunde davon auf seine Enkel vererbt. Einer von diesen hat die Erzählung aus dem eigenen Munde des erst um 1825 verstorbenen Großvaters selbst gehört, und mir hat dieser Enkel, der inzwischen selbst ein Greis geworden war, sie in meiner Jugend oft erzählt, denn von den vielen Geschichten die er wußte, war diese mir immer die liebste. Aber immer leuchteten dabei seine Augen im Stolz über den todesmutigen Großvater auf, und den Säbel bewahrte er als teures Andenken und hat ihn mir oft gezeigt.

Diese Begebenheit zeigt uns einen Helden unseres Heimatlandes, der, als könne es nicht anders sein, das Leben für seine Grundzüge zu opfern bereit war, genau so, wie es jetzt die Söhne unserer Berge wieder tun. Auch auf ihn wäre Bürger's Dichterwort: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang“ anwendbar gewesen, aber es hat sich weder Dichter noch Geschichtsschreiber gefunden, welcher seine Heldentat der Nachwelt überliefert hätte. Kaum bis in die zweitnächste Generation hat sich auf dem Wege mündlicher Erzählung die Kunde davon erhalten, und ein besonderer Zufall hat dazu gehört, dieses Heldentum der unverdienten Vergessenheit zu entreißen.

Cöln, Oktober 1916.

Die Eifel in Polen.

In den Weihnachtstagen 1916 wurden im Kaiserlich deutschen Militär-Gouvernements-Lazarett Lomza die Kranken und Verwundeten durch Lichtbilder vom Ahrthal erfreut, die in lebenswürdiger Weise vom Eifelverein zur Verfügung gestellt waren.

Dreifönigtag hielt Unterzeichneter (Ortsgruppe Cöln) im Soldatenheim Lomza vor Offizieren, Beamten und Mannschaften der hiesigen Garnison einen Lichtbildervortrag über eine Wanderung durch das Tal der Ahr von der Quelle bis zur Mündung.

Mit Begeisterung richteten alle ihre Augen auf die Bilder von den schönen Eifelbergen und versetzten sich in Gedanken in die Zeiten, wo rauhe Kriegerhorden, Burgen stürmend, dieses stille Tal durchzogen, in dem jetzt wadere Feldgraue Heilung

und Genesung von Wunden und Krankheit suchen. Mancher ver sprach, auch nach Friedensschluß zur Eifel seine Schritte zu lenken, um dann beim feurigen Wein der Ahr froh überstandener schwerer Zeiten zu gedenken.

Lomza, Januar 1917.

Dr. A. Müller, Assistenzarzt d. R. und Chefarzt.

Anmerkung der Schriftleitung. Auch an der Westfront hat der Assistenzarzt Dr. Thörner den Verwundeten im Kriegslazarett Lomza Eifelbilder von eigenen Aufnahmen vorgeführt, worüber demnächst berichtet wird.

Eine interessante Wildschweinjagd.

Mitgeteilt von Kgl. Hegemeister Hees in Quint bei Trier.

Das Waldgebiet auf den Ausläufern der Eifelberge, die nach Ehrang, Quint, Schweich und Föhren zu abfallen, nennt sich Meulenwald. Der Name soll abgeleitet sein von Milowald. Ein Trierer Kurfürst, „Milo“, soll als eifriger Jäger in diesem Gebiet viel gejagt haben. Die Sage erzählt, daß er an der Stelle zwischen Ehrang und Quint, wo ein Steintreuz, Milotreuz genannt, steht, von einem wilden Eber zerissen worden sei. In dem Meulenwalde hausen auch heute noch die Wildschweine in großer Zahl. Ueber 30 Stück wurden in dem letzten Schnee erlegt.

Am Sonntag den 21. Januar, morgens gegen 8 Uhr, gewahrte eine Frau, durch das Klirren eines Fensters aufgeregt, in einem Garten in Ehrang, der zwischen den Häusern mitten im Ort gelegen, von hohen Mauern eingefriedigt ist, ein starkes Wildschwein. Die Frau schlug nun Alarm und es fanden sich bald viele Nachbarn und Kinder ein, die den Gemeindegarten umstauten. Es wurde nun eiligst der nächstwohnende Jäger gerufen, der auch bald erschien und dem Schwein mit Posten ein's aufbrannte. Das Schwein stürzte nun durch die etwas aufstehende Gartentüre auf die Straße, rannte durch den Ort, durchschwamm die Ahr, durchquerte die Pfalzeler Flur, schwamm über die Mosel nach Kuwer und stieß dort in eine Kompagnie Soldaten, welche gerade Appell abhielt. Einige von ihnen jagten es wieder zur Mosel, in der es abwärts einer Insel zuschwamm. Auf dieser waren Jäger auf der Entenjagd, sie sahen das Schwein auf die Insel zuschwimmen und erwarteten es. Nach der Landung nahm das Schwein die Jäger an; sie ließen es, weil sie nur Schrot in den Flinten hatten, auf 10 Schritt kommen und schossen es dann beide auf den Kopf, so daß es im Feuer zusammenbrach.

Das Schwein durchlief 3 Jagdbezirke: Ehrang, Pfalz, Kuwer und wieder Pfalz. Ware es beim ersten Schuß gefallen, so wär's dem Garteneigentümer zugesallen, so bekam es aber der erste Schütze, weil dieser Pächter der Pfalzeler Jagd ist.

Anscheinend hatte das Schwein schon einige Tage in dem Garten gehaust, denn in einer Rüdentaul hatte es sich ein Lager (Nest) zurechtgemacht.

König Ferdinand von Bulgarien, ein Freund des Naturschutzes.

Zar Ferdinand ist ein warmer Freund der Naturschutzbestrebungen. Dieses Interesse entspringt seiner Neigung für naturgeschichtliche Forschungen. Der König hat in Sofia ein Zoologisches und einen Botanischen Garten sowie ein Naturgeschichtliches Museum ins Leben gerufen; er selbst ist ein außerordentlich guter Kenner der Fauna und Flora des Balkans. Auch an den Bestrebungen des deutschen Naturschutzes und der deutschen Naturdenkmalpflege nimmt er warmen Anteil. Trotz der hohen Anforderungen des Krieges findet er Mühe, die Veröffentlichungen über all diese Fragen zu verfolgen. Er ist u. a. Bezieher der in Berlin erscheinenden Blätter für Naturschutz und Heimatpflege, deren Beziehungen zum Eifelverein bekannt sind, und hat erst jüngst dem Herausgeber dieser Blätter einen Beitrag mit folgendem persönlichen Telegramm übermittelt: „Als Jahresbeitrag für Ihre Blätter für Naturschutz und Heimatpflege, deren Ziele und Inhalt ganz meinen langjährig gehegten Wünschen und Gedanken entsprechen, widme ich 1000 Mark. Ferdinand R.“ Weiter hat König Ferdinand sein Interesse für den deutschen Naturschutz dadurch bewiesen, daß er selbst die leitenden Männer des Kgl. Zoologischen und des Botanischen Gartens in Sofia als Mitglieder anmelden ließ.

Literarisches und Verwandtes

Schriften aus Deutschlands Heldenzeit.

Noch vor Jahreschluss legte der „Völkerring“ seinen 10. stattlichen Band vor. (Herausgeber Dr. C. H. Baer, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, Preis Mkt. 4.50.) Gewaltig sind die Aufgaben, die der Krieg durch seinen Umfang, durch die ins Wert gesetzten Kräfte und Hilfsmittel der ersten und gründlichen Berichterstattung gestellt hat. Darf man nicht bei der Würdigung einer Arbeit, wie sie der „Völkerring“ leistet, sagen, daß sie auch auf diesem Gebiete der Deutsche reich bewahrt hat durch seine Hingabe an die Sache, womit er nach der höchsten Leistung ringt? „Die Ereignisse an der Westfront im dritten Kriegshalbjahr“ — dies ist der Hauptgegenstand des 10. Bandes; er bringt uns also die Behandlung der großen Herbstoffensive von 1915, durch die unsere westlichen Gegner bei Ypern, in Artois und in der Champagne mit einem furchtbaren Anprall die deutsche „Belagerungsarmee“ niederwerfen und über ihre Trümmer hinweg die deutschen Grenzen überfluten wollten, deren kümmerliche Erfolge aber durch deutsche Gegenstöße fast völlig ausgeglichen wurden. Den Höhepunkt der Spannung, aber auch den Umschwung zugunsten der Deutschen enthält die Darstellung des rechtzeitig aufgefangenen Durchbruchs der Franzosen in der Champagne, einer Kriegsperiode, die zu den bedeutendsten der gesamten Weltgeschichte gehört. Chronologische Uebersicht der deutschen und der wichtigsten feindlichen Heeresberichte, großzügige Zusammenfassungen, lebendige Einzelschilderungen, Aufsätze über Führung, Bewaffnung, Versorgung, Stimmung, Verhalten, Verluste der Heere, über Luftkämpfe und einzelne denkwürdige Geschehnisse, poesievolle Episoden; dies alles bietet der „Völkerring“ in sorgfältigster Bearbeitung und Verknüpfung, um den Stoff von allen Seiten und mit dem klarsten Lichte aufzuklären. Nach dem Ablauf der gewaltigen Ereignisse führt er uns zu ruhiger, übersichtlicher Betrachtung der entstandenen Lage und der innern, der politischen und wirtschaftlichen Zustände der feindlichen Länder. Die zahlreichen Bilder, in der Ausführung schlechthin vollendet, bieten zwar keine Kampfszenen, keine Sturmszenen, keine sich bäumenden Schiffe, aber sie bieten wahre, stimmungsvolle, dem Augenblick abgewonnene Züge aus dem Leben an und hinter der Front, Städte, Landschaften und Persönlichkeiten an den sonstigen Inhalt. In einer Reihe von Anschließarten bringt der 10. Band die ganze Front im Westen. — „Fahnen eiden“ nennt sich eine lesenswerte Kriegsnovelle von Alexander von Bülow, die der Verleger F. A. Brockhaus, Leipzig, gewürdigt hat, in der Reihe seiner erfolgreichen Kriegsbücher von Hedin, Wegener, Gomoll zu erscheinen (gebunden 1.00 Mkt.). Der bisher unbekannte Autor, er kämpft als Oberleutnant eines medlenburgischen Jägerbataillons, weiß die wechselnden Bilder seiner Phantasie in ihren wesentlichen Momenten zu erfassen und mit kräftigen, fast sparsamen Strichen hinzuzusetzen. Aus einem der brennenden Probleme der Gegenwart, der baltischen Frage, dem Zwiespalt zwischen der deutschen Stammeszugehörigkeit und dem politischen Vaterlande Rußland, entwickelt Bülow einen ergreifenden Konflikt, der im Frieden angespannt, im plötzlich hereinbrechenden Kriege bis zur letzten Forderung durchgekämpft wird. Der Uebermut deutschen Studentenlebens, der in den ersten Kapiteln reizend geschildert wird, wandelt sich ja zu heldenhafter Bewährung auf dem Schlachtfelde. Kadende Kriegsjahren verjehen uns in den Kampf um die Befreiung Ostpreußens, und mit der Eroberung Kurlands findet der Novellenton seine Lösung im Sinne unserer Kriegsziele. Bülows „Fahnen eiden“ paßt zur Ver sendung ins Feld, da er wohlthätig ablenkt von den kriegerischen Alltagsereignissen und durch vornehmste künstlerische Mittel Stunden der Erhebung bereitet. — Einen schmutzen Band Kriegsnovellen unter dem Titel „Sturm vögel“ hat Carl Busse herausgegeben (Quelle und Meyer, Leipzig, geb. 3.60 Mkt.). Durch diese Novellen, zum weitaus größten Teil während der letzten schweren Jahre entstanden, droht oder stürmt, bald näher, bald ferner, der Krieg. Während die älteste, die das Buch eröffnet, in den polnischen Aufstand von 1863 führt, wurzeln „Karpitrillo“ und „Der Held“ in den Kämpfen von 1870/71. Beide aber reichen mit ihrer eigentlichen Handlung in den „Vorangast“ hinauf, in das Jahrzehnt, das dem Weltbrande voranging. Was diesem Auftakte folgt, schließt sich eng an das gewaltige Ge-

sehen der letzten Zeit an. Zwei der Novellen haben während des Krieges seltsame Schicksale erlebt. Was der „Bremsfliege“ und „Trittchen“ alles passiert ist, darüber schreibt Busse lesenswerte Worte im Vorwort. Alle Novellen aber sind Meisterwerke deutscher Erzählungskunst. — Unter den neuen „Alfstein-Büchern“ verdienen „Die Abenteuer des Fliegers von Tsingtau“ eine besondere Erwähnung. Wie eine moderne Odyssee muten einen die abenteuerlichen Erzählungen des Kapitanleutnants Plüskow an, der hier seine Erlebnisse berichtet von der Belagerung Tsingtaus, das er im Flugzeug verließ, bis zur Antunft in Deutschland. Von China aus fuhr er als „Amerikanischer Millionär“ nach Amerika und dann als „Schweizer Schlosserjunge“ nach Europa. In Gibraltar fiel er den Engländern in die Hände und wurde nach England in ein Konzentrationslager gebracht. Aus diesem entwich er und trieb sich als „Bagabund“ in London herum, bis er den Weg zur Freiheit fand. Vor allem der heranwachsenden Jugend wird diese Erzählung Freude machen.

Stolberg (Rheinl.)

Oberlehrer G. Tiz.

Aus den Ortsgruppen

D.-G. Brohlthal. Das Jahr 1916 schloß mit einem Mitgliederbestand von 130. Eingegangen waren nur 107 Beiträge. Das Vereinsvermögen betrug 394.25 Mark, der Fonds zur Erneuerung des Lydiaturms 837.83 Mark nachdem ihm für das Rote Kreuz 300 Mark entzogen worden sind. Die Schülerherberge in Burgbrohl wies nur 81 Besucher auf. Außer einigen Wegeverbesserungen wird im kommenden Jahr die Vereinstätigkeit sich auf das Nötigste beschränken und erst nach Friedensschluß wieder in volle Tätigkeit treten.

Der Vorstand besteht aus folgenden Herren: Dr. Andreae Burgbrohl, Vorsitzender; Carl Schmidt Burgbrohl, Rechner; Hauptlehrer Simonis Burgbrohl, Schriftführer; Bürgermeister Beck, Direktor Heyden, Joh. Müller Burgbrohl; Bürgermeister Hundhausen, Lehrer Becker, Mertens, Rentmeister Fleischer Niederzissen; N. Schwickerath Brohl; Rhein Wassenach Weisiger. Zugewählt wird als Weisiger Herr Gastwirt Adams Wassenach. Ehrenmitglieder sind die Herren Architekt Banzhof in Berlin-Treptow und Gorissen in Frankfurt-Main.

D.-G. Büllingen. Am 29. Oktober 1916 fand in der Wirtschaft Legens die Herbstversammlung unserer Ortsgruppe statt. Die auswärtige Beteiligung war nicht zahlreich, was wohl auf das unfreundliche Wetter zurückzuführen war.

Der Vorsitzende erstattete zunächst den Bericht über die Rechnungslage für das abgelaufene Jahr. Die Rechnung schließt mit einem Bestande von 173.41 Mark.

Für den nach Mülheim Rhein verzogenen stellvertretenden Vorsitzenden Dr. med. Heeger wurde durch Neuwahl Lehrer Schmitz gewählt.

Es wurde in Anregung gebracht, die südlich vom Orte gelegene, am Fischweiher vorbeiführende, schattige Zirdengasse für Fußgänger wenigstens gangbar zu machen.

Zu diesem Zweck und zur Aufstellung einer Bank bewilligte die Versammlung einen Beitrag von 50 Mark. Die Ausführung soll in Verbindung mit der Gemeinde im Sommer 1917 zur Ausführung gelangen.

D.-G. Cöln. Die diesjährige Hauptversammlung, die dritte unter dem Zeichen des ungeliebten Krieges, fand am 26. Januar im Bayrischen Hof statt. Der Vorsitzende, Herr Profurist Arthur Vogt, der die Sitzung in altbewährter Weise leitete, gedachte vor Eintritt in die Tagesordnung in ehrenden Worten der im Felde stehenden, zum größten Teil mit hohen Orden ausgezeichneten Mitglieder, insbesondere aber derer, die den Helden Tod gefunden, der Herren Alfz. Cohn und Gesfr. Gerl, sowie des verstorbenen allbeliebten Vorstandsmitgliedes, des Herrn Bürgermeisters a. D. Rath.

Alsdann erstattete Herr Vogt den Jahresbericht über die allgemeine Vereinstätigkeit, woran sich die Einzelberichte der Herren Salm (Wanderwart), Löh (Jugendwanderwart), Frau Bildhauerin Maria Weber (Vorsitzende der Damenwandervereinigung), sowie der Herren Gustmann (Bücherwart) und Hörchner (Schatzmeister) anschlossen. Die Berichte verzeichneten

durchweg zufriedenstellende Ergebnisse, wie auch aus den nachfolgenden Zahlenangaben hervorgeht.

Bei einem Bestand von rund 600 Mitgliedern schloß die Kasse in Einnahme und Ausgabe mit 2500 Mark und mit einem Ueberschuß von rund 600 Mark ab. — An 35 gemeinschaftlichen Wanderungen, von denen 13 in unsere geliebte Eifel führten, nahmen durchschnittlich 16 Personen teil, während an 25 Damenwanderungen 15 Damen und an den Jugendwanderungen und Uebungen im Gelände durchschnittlich 17 Jungmänner teilgenommen haben. Die erst im Herbst neu ins Leben gerufenen Jugendherbergen erfreuten sich bereits eines Zuspruchs von 21 jugendlichen Wandrern. — Auch die regelmäßigen, zwanglosen Vereinsabende und besonders die 6 Vortragsabende belehrender und unterhaltender Art waren stark besucht, allein die Vereinsabende von etwa 2000 Personen, gewiß ein gutes Zeichen für das einmütige Bestreben in der D.-G. Köln, die gute Eifel- und Wanderfrage auch im Kriege zu fördern.

In den Vorstand wurden die Herren Schwarz, Dr. Muskat und Postsekretär Thieme einstimmig neugewählt. Fräulein Engelmann, sowie die Herren Baumgarten und Steinbüchel erhielten für die Beteiligung an mehr als 15 Wanderungen des Jahres 1916 eine Auszeichnung.

Nach Schluß der Versammlung begründete Herr Vogt mit martigen, dem Ernste der Zeit entsprechenden Worten ein frisch aufgenommenes Hoch auf unsern geliebten Kaiser.

D.-G. Kaisereich, Bez. Coblenz. Die hiesige Ortsgruppe hielt am 21. Januar im Gasthose zur Post ihre erste diesjährige Generalversammlung ab. Der Vorsitzende, Postsekretär a. D. Pfahl, begrüßte die zahlreich Erschienenen und erstattete Bericht über die geschäftliche Lage der Ortsgruppe. Er teilte mit, daß trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse am Schlusse des Jahres 1916 die Mitgliederzahl noch 152 betragen habe. Davon befanden sich 20 im Felde, denen das Vereinsblatt unentgeltlich zugesandt worden ist, was auch weiterhin, solange der Krieg dauert, geschehen soll. Ein Mitglied der D.-G., Unteroffizier Kia, früher Lehrer in Laubach, starb den Heldentod fürs Vaterland. Die Versammlung ehrte sein Andenken durch Erheben von den Sitzen, was auch zu Ehren des kürzlich verstorbenen Mitgliedes, Lagerhalter Schließmann von hier, geschah.

Die Rechnung für 1916 wurde von den Herren Bürgermeister Porges und Stationsvorsteher Schäfer geprüft und richtig befunden, darauf dem Kassierer Entlastung erteilt.

Hauptversammlung des Kölner Eifelvereins E. V. Der Kölner Eifelverein E. V. hielt am 26. Januar seine Hauptversammlung ab, in der der 1. Vorsitzende, Prof. Dr. Hassert den Jahresbericht erstattete.

Die Vereinstätigkeit stand weiterhin im Zeichen des noch immer nicht beendeten Weltkrieges, ohne daß die Mitgliederzahl hierdurch wesentlich abgenommen hat; der Verein zählte am Jahreschluß noch 1910 Mitglieder (gegen 2001 im Jahre 1915) von denen sich nahezu ein Drittel im Heeresdienste befinden; 39 schieden durch Tod aus, davon 17 im Kampfe fürs Vaterland; 38 erhielten das Eisene Kreuz, darunter mehrere das 1. Klasse.

Die Geschäfte wurden in 10 Vorstandssitzungen erledigt; ferner war der Verein auf der Jahresversammlung des Gesamt-Eifelvereins in Euskirchen und der Sitzung des Hauptvorstandes in Gemünd vertreten. Von den Hauptaufgaben des Vereins mußte die Wegebezeichnung in der Eifel und auf der rechten Rheinseite (Königsforst, Sülz-Äggethal) wiederum notgedrungen zurücktreten; die Wanderlust hingegen wurde durch 42 Wanderungen, 3 von 1/2 Tage, 31 von 1, 5 von 2, 1 von 4 und eine von 6 Tagen gefördert, die außer in die Eifel in das Vorgebirge, Bergische Land, den Taunus und das Sauerland führten. Die Beteiligung war trotz der Verkehrs- und Verpflegungsschwierigkeiten und zahlreichen Einberufungen eine recht gute zu nennen und so konnten wiederum einer Anzahl der eifrigsten Teilnehmer für ihre 50. bzw. 100. Wanderung Gedenksteine mit Widmung auf Silberring überreicht werden.

Der Besuch der in der Eifel unterhaltenen Lehrlingsherbergen, in denen junge Leute auf ihren Ferienwanderungen Unterkunft und Frühstück aus Vereinsmitteln erhalten, hat im abgelassenen Jahre noch zugenommen und es ist zu wünschen, daß die kaufmännische Jugend von der Einrichtung weiter zahlreich Gebrauch macht; wird doch Geist und Körper auf diesen mit geringen Kosten verknüpften Wanderungen frisch und gestärkt, die Freude und der Sinn für Natur geweckt.

Das Vereinsleben wurde durch die regelmäßig Freitags stattfindenden Zusammenkünfte gefördert, sehr zahl-

reich waren die 3 öffentlichen Vortragsabende besucht, an denen der Leiter des Eifelvereinsblattes Rektor Zender-Bonn über „die Eifel im Weltkriege“ sprach, während Professor Dr. Hassert „Montenegro und Albanien“ ferner „Grabsprüche und Märterln im Alpengebiete“ zu Themen seiner Vorträge gewählt hatte.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Vereins sind in Anbetracht des Krieges durchaus befriedigend; die Kasse führt an Einnahmen Mark 7919. — und Ausgaben Mark 6689. —, darunter wieder rund Mark 1500. — für allgemeine Kriegswohlfahrt sowie Liebesgaben an die im Felde stehenden Mitglieder auf; der Vortrag für 1917 beträgt Mark 1230. —, das Vereinsvermögen rund Mark 5500. —. Der für 1917 aufgestellte Wirtschaftsplan wurde genehmigt.

Die Bücherei des Vereins enthält Reiseführer und Karten über die deutschen Mittelgebirge, geschichtlich und erd-kundliche Werke über Eifel und Rheingebiet. Die Benutzung hielt sich, zumal Verkauf und Verwendung von Führern und Karten unter das militärische Verbot fallen, in engen Grenzen; freigegeben wurde dagegen das vom Eifelverein herausgegebene Sommerfrischen-Verzeichnis und das Buch: 180 Tageswanderungen in der Eifel.

Der bewährte und allbeliebte Vorsitzende Prof. Dr. Hassert legte nach 14-jähriger Tätigkeit im Vorstand infolge eines Rufes an die technische Hochschule Dresden sein Amt leider nieder; er wurde wegen seiner großen Verdienste um die Ver-

Inhalt: Einladung zu einer Sitzung des Hauptvorstandes in Gerolstein. — Ehrentafel des Eifelvereinsblattes. — An unsere Mitglieder. — Kriegsverse XXX. — Die Matronenverehrung in der Eifel zur Zeit der Kelten. — Zum letzten Kampf. — Von unsern treuen Eiselfreunden in Chicago. — Talperrrenkultur. — Die Eifel im Schnee. — Per Schmied von Hammerhütte. — Die Eifel in Polen. — Eine interessante Wildschweinjagd. — König Ferdinand von Bulgarien, ein Freund des Naturschutzes. — Literarisches und Verwandtes. — Aus den Ortsgruppen. — Mitteilungen aus den Ortsgruppen. — Neu beigetretene Mitglieder des Eifelvereins.

Deutsche Kavalleriebrig. schlägt rumänische Kavallerie in die Flucht.



Denkt an uns! Sendet

Galem Aleikum
(Hohlmundstück)

Galem Gold
(Goldmundstück) Zigaretten.

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: Nr. $3\frac{1}{2}$ 4 5 6 8 10
4 5 6 8 10 12 Pf. d. Stück.

einschließlich Kriegsaufschlag

20 Stück. feldpostmäßig verpackt. portofrei!
50 Stück. feldpostmäßig verpackt. 10 Pf. Porto!

Orient. Tabak- u. Cigarettenfabr. Yenidze, Dresden.
Jnh. Hugo Ziefz, Hoflieferant S. M. d. Königs v. Sachsen

Trustfrei!



Nummer 3

Mitte März 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
Rektor Bender, Bonn,
Münsterschule.
Druck des Rheinanta-Verlags,
Buch- und Steindruckerei, in
Bonn, Gangolfstraße 9 u. 11.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Erscheint Mitte jed. Monats.
Jährlicher Bezugspreis durch
die Post M. 3.—, vierteljährlich
75 Pfg Einzelnummer 25 Pfg.
Anzeigengebühr für die
5 gespaltene Kleinzeile 40 Pfg.
Anzeigen auf dem Umschlage
nach besonderem Tarif
Beilagen nach Uebereinkunft.

Auflage: 17500.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Vechten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.

Einladung

zu einer Sitzung des Hauptvorstandes

auf Sonntag, 25. März 1917, 11 Uhr vormittags, im Hotel Heß in Gerolstein.

Tagesordnung:

1. Antrag der D.-G. Köln: Bereitstellung der Schülerherbergen in der Eifel an andere jugendliche Wanderer.
2. Der Eifelverein und der Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine.
3. Zusammenschluß der Vereine der Rheinprovinz zu gemeinsamer Tätigkeit in der Heimatpflege.
4. Bericht über die Einnahmen und Ausgaben im abgelaufenen Jahr, den Stand des Vermögens des Eifelvereins und der Kasse der Schülerherbergen.
5. Lieferung des Eifelvereinsblattes im Jahre 1916 durch den Verlag Georgi.
6. Verlag des Eifelvereinsblattes ab 1917; Entwicklung des Anzeigenteiles.
7. Anregungen des Schriftleiters, das Vereinsblatt betreffend.
8. Antrag der D.-G. Müllenbach auf Beihilfe zur Wiederherstellung der Wegeanlagen und zerstörten Brücken im Tale der Wilden Endert.
9. Tätigkeit des Wegeauschusses.
10. Wahl des Ortes der diesjährigen Jahreshauptversammlung.
11. Verschiedenes.

Nach Beendigung der Sitzung wird im Hotel Heß das gemeinsame Mittagessen eingenommen. Zur Vermeidung von Unzuträglichkeiten ist die vorherige verbindliche Anmeldung zur Teilnahme am Essen dringend notwendig. Die Anmeldung muß spätestens bis zum 20. März bei dem Vorsitzenden der Ortsgruppe Herrn Apotheker Winter in Gerolstein vorliegen. Später eingehende Anmeldungen können nicht berücksichtigt werden.

Sonnabend, 24. März, für die tags zuvor eintreffenden Teilnehmer Treffpunkt im Hotel Heß. Die Vorbestellung des Nachtquartiers ist anzuraten.

Sonntag, 25. März vormittags, Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Gerolstein (Erlöserkirche, alte Linde usw.); nach dem Essen Wanderung zur Diegenley oder Kasselburg.

Zu recht zahlreicher Beteiligung wird bestens eingeladen.

Burgbrohl, 1. März 1917.

Dr. H. Andreae, stellvertretender Vorsitzender.

Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

- O.-G. Lückcrath:** Gefreiter Otto Hermanns, Lehrer in Calenberg.
O.-G. Remagen: Hauptmann d. L. Walter, Zollinspektor; Leutnant d. Res. Pahde, Regierungsbaumeister; Leutnant d. Res. von Mähring, Lehrer.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Altenellen:** Hauptmann d. Res. Gras, Bergassessor (Eis. Kreuz I. Kl.).
O.-G. Bonn: Leutnant d. Res. August Arimond; Leutnant d. Res. Ernst Arimond; Bizfeldwebel Herm. Leber, Apotheker; Unteroffizier stud. theol. Karl Hebler, Münster i. W.
O.-G. Köln: Unteroffizier Plaatz (Eis. Kreuz I. Kl.); Gefreiter Hans Fischer.
O.-G. Daun: Landrat Weismüller (Eis. Kreuz am weißschwarzen Bande).
O.-G. Euskirchen: Alwin Kohl, Ingenieur.
O.-G. Gerolstein: Leutnant d. Res. Dr. Rud. Knippen.
O.-G. Lückcrath: Wehrmann Heinr. Federichs.
O.-G. Köln-Mülheim: Oberleutnant d. Res. Richard, Oberlehrer (Eis. Kreuz I. Kl.).
O.-G. Niederbreisig: Leutnant d. Res. Dr. Feinen (Eis. Kreuz I. Kl.).
O.-G. Neuerburg: Mustetier Matth. Brunker.
O.-G. Remagen: Stabsarzt d. Res. Dr. v. Cöllen; Hauptmann d. L. Fick, Landmesser (Eis. Kreuz I. Kl.); Oberleutnant d. Res. Heckmann, Landmesser (Eis. Kreuz I. Kl.); Oberleutnant d. Res. Tangemann, Landmesser; Leutnant d. Res. Wefelscheidt, Landmesser; Leutnant d. Res. Schwarz, Landmesser (Eis. Kreuz I. Kl.).
O.-G. Saarlouis: Leutnant d. L. Koppelkamm, Rektor in Fischbach (Eis. Kreuz I. Kl.); Leutnant d. Res. Loya, Lehrer, Saarlouis.
O.-G. Speicher: Zahlmeister-Stellvertre. Franke, Düsseldorf.
O.-G. Zulpich: Bizfeldwebel d. Res. Theodor Feidenfaden, Lehrer in Bessenich.

Mitteilung des Wegeauschusses.

Im Anschluß an die Sitzung des Hauptvorstandes des Eifelvereins am 25. März 1917 zu Gerolstein findet daselbst um 3½ Uhr nachmittags eine Sitzung des Wegeauschusses statt.

Tagesordnung:

1. Tätigkeit des W.-A. nach dem Kriege.
2. Welche Erfahrungen sind mit unserer Art der Wegebezeichnung gemacht worden? Ist es empfehlenswert, diese Art beizubehalten, oder gibt es Verfahren, welche größere Haltbarkeit und erhöhte Sicherheit gewährleisten?
 Falls bestimmte Vorschläge vorliegen, werden diese

bis spätestens 15. März an den Vorsitzenden des W.-A. erbeten.

Bonn, 26. Februar 1917.
 Bistjühr. 14.

Arimond,
 Vorsitzender d. W.-A.

Mitteilung der Schriftleitung.

Da in Zukunft die Ausgabe des Vereinsblattes pünktlich um die Mitte des Monats erfolgt, so bitte ich die Ortsgruppen, mir gütigst alle Mitteilungen bis zum Ersten des Monats einzusenden zu wollen.

Bonn, 1. März 1917.
 Münstererschule.

Zender.

Kriegsverse XXXI.

Von Max v. Mallinrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Wikinge.

Sie schmieden den Ring
Um des Feindes Gestade,
Sie greifen dem Gegner
Mit eisernen Händen,
Dem nie bezwungenen,
Drohend ans Herz,
Und der Gott der Meere
Bietet den Rücken
Willig dem neuen
Rüh'nren Gebieter.
Denn es lieben den Wiking
Die Geister der Wogen,
Berwegenem Mute
Beugt sich ihr Wille.

In tausend Gefahren
Lacht ihm das Glück.
Kristallene Tiefen
Durchfurchen die Tapfern,
Sie gleiten und eilen,
Sie spähen und harren,
Sie folgen und finden
Und treffen ihr Ziel.
Erschrocken gewahren
Die silberchuppigen
Kinder der Meerflut
Den Reigen der Fremden;
Den Reigen der Fremden;
Urweltriesen
Der Tiefe vergleichbar.

Scheinen sie ihres
Eignen Geschlechtes,
Den Fluten entsteigend
Und wieder verschwindend,
Im Spiel mit den Wogen
Im Spiel mit dem Tode,
Ein furchtbares Mene tekel der See

Lenten die Sterne
Der Mutigen Wege?
Wohl tut's ein einziger,
Strahlender Stern.
Klar und leuchtend
Vor ihren Augen

Steht er in dunklen
Nächten des Todes,
Klar und leuchtend
In ihren Herzen
Lodt er verheißend
Zum letzten Gelingen.
Grüßend die Söhne,
Grüßend die Treuen
Wandert mit ihnen
Die deutsche Hoffnung,
Wandert mit ihnen
Der Heimat Stern.



Endabchluß des Eifelvereins 1916.

Einnahmen.

A) Vortrag:		
Bestand aus 1915 lt. Abschluß vom 12. April 1916	457.84 M.	
B) Laufende Einnahmen:		
Titel I. Zinsen von Kapitalien	1739.05 "	
Titel II. Mitgliederbeiträge:		
a) Ortsgruppen	13 240.50 M.	
b) Korporationen	1 460.— "	
c) Einzelmitglieder	147.— "	
	<u>14 847.50 "</u>	
Titel III. Außerordentliche Beiträge:		
1. Oberpräsident der Rheinprovinz	250.— M.	
2. Landgerichtsrat P. v. Schnitzler zu Giersberg zum Erwerb d. Niederburg	3 000.— "	
	<u>3 250.— "</u>	
Titel IV. Rücknahmen	91.95 "	
Titel V. Erlös aus dem Eintrittsgelbe für den Besuch der Niederburg	122.40 "	
	<u>20 508.74 M.</u>	
		Gesamteinnahmen
		<u>20 508.74 M.</u>
		Ausgaben:
Titel I. Außerordentliche Ausgaben:		
1. Rücklage zum Kapitalfonds	6 000.— M.	
2. Zuwendung an die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen	1 000.— "	
	<u>7 000.— M.</u>	
Titel II. Kosten der Wegebezeichnung	110.75 "	
Titel III. Kosten des Werbeausschusses	13.80 "	
Titel IV. Kosten des Vereinsblattes:		
a) Druckkosten einschl. Versandkosten	5 822.46 M.	
b) Schriftleitung	617.50 "	
c) Verschiedenes	591.— "	
	<u>7 130.96 "</u>	
Titel V. Kosten herausgegebener Bücher	845.— "	
Titel VI. Kosten der Bäckerei	228.— "	
Titel VII. Vereinsabzeichen	105.— "	
Titel VIII. Vereinsbeiträge	118.— "	
Titel IX. Lichtbilder	11.— "	
Titel X. Schülerherbergen	2 000.— "	
Titel XI. Verwaltungsumkosten:		
a) Reiseauslagen	168.65 M.	
b) Portoauslagen	260.57 "	
c) Schreibhilfe	616.06 "	
	<u>1 045.28 "</u>	
Titel XII. Verschiedenes	550.95 "	
	<u>19 158.74 M.</u>	
		Gesamtausgaben
		<u>19 158.74 M.</u>
		Vortrag
		<u>1 350.— M.</u>

Endabchluß der Kasse der Schülerherbergen.

A) Einnahmen:

I.		
1. Bestand aus 1915 lt. Abschluß vom 12. April 1916	328.48 M.	
2. Zinsen aus Kapitalfonds	1250.— "	
	<u>1578.48 M.</u>	
		II. Beiträge:
		A) Außerordentliche Beiträge:
1. Beitrag des Herrn Ministers f. geistl. Angelegenheiten	150.— M.	
2. Beitrag des Herrn Oberpräsident. der Rheinprovinz	150.— "	
3. Beitrag b. Rhein. Verkehrsvereins	50.— "	
	<u>350.— M.</u>	
		B) Beiträge von Städten:
1. Stadt Aachen	75.— M.	
2. " Barmen	50.— "	
3. " Bonn	50.— "	
4. " Coblenz	50.— "	
5. " Köln	200.— "	
6. Gemeinde Cordel	30.— "	
7. Stadt Trefeld	150.— "	
8. " Düren 1915 und 1916	100.— "	
9. Stadt Düsseldorf	200.— "	
10. " Eifelberg	50.— "	
11. " Schweiler	30.— "	
12. Kreis Eupen	5.— "	
13. Stadt Eupen	30.— "	
14. " Euskirchen	30.— "	
15. " Mayen	30.— "	
16. Kreis Mayen	10.— "	
		17. Stadt M. Gladbach
		75.— M.
		18. " Neuß
		100.— "
		19. " Rheydt
		30.— "
		20. " Stolberg
		75.— "
		21. " Trier
		50.— "
		22. " St. Witt
		20.— "
		23. Viktor Lünen-Stiftg. in Stolberg
		50.— "
		<u>1490.— M.</u>
		C) Beiträge von Ortsgruppen.
		1. Ortsgruppe Bonn
		100.— M.
		2. Kölner Eifelverein
		500.— "
		3. Ortsgruppe Köln
		65.— "
		4. " Düren
		150.— "
		5. " Trier
		82.50 "
		6. Erlös aus dem Verkauf d. Lieberbuchs des Herrn H. Hoß
		224.— "
		<u>1121.50 M.</u>
		D) Einzelbeiträge:
		Zusgesamt 1715.— M.
		E) Zuschuß des Eifelvereins:
		1. Zinsen der Stiftung E. Hoersch
		1000.— M.
		2. Beitrag des Eifelvereins
		1000.— "
		<u>2000.— M.</u>
		F) Beiträge der Schüler durch die Hauptleitung in Hohenelbe
		485.40 M.
		<u>Zusgesamt 8740.38 M.</u>

B) Ausgaben:

Herberge Bodendorf	63.75 M.	Abertrag 1807.35 M.
" Boos . . .	17.— "	Herberge Montjoie 44.— "
" Bruch . . .	58.— "	" Mulartshütte 32.40 "
" Burgbrohl	81.— "	" Münster EIFEL 73.— "
" Cordel . . .	75.— "	" Nideggen 40.— "
" Daun . . .	232.80 "	" Nürburg 123.— "
" Eupen . . .	6.— "	" Niederfail 15.— "
" Gemünd . . .	80.— "	" Pösch . . . 14.— "
" Heimbach	56.— "	" Prüm . . . 62.— "
" Hochacht	160.— "	" Rheinbach 33.— "
" Hörshausen	30.80 "	" Ruhrberg 68.20 "
" Kaiserhammer	12.— "	" Sinzig . . . 106.70 "
" Kelberg . . .	40.— "	" Ulmen . . . 45.— "
" Kreuzberg	309.60 "	" Untergolbach 53.90 "
" Kronenburg	79.20 "	" Walhorn . . . 1.— "
" Kirchjahr	18.— "	" Wagneiler 15.— "
" Kyllburg	55.— "	" Wittlich 1915
" Manderscheid	262.80 "	und 1916 127.— "
" Mayen . . .	170.40 "	Verwaltungskosten 388.96 "
Abertrag 1807.35 M.		Überlage z. Kapitalf. 5000.— "
Gesamteinnahmen	8 740.38 M.	Zusgesamt 8049.51 M.
Gesamtausgaben	8 049.51 "	
Vortrag	690.87 M.	

Die Schüler- und Studentenherbergen der Eifel im Kriegsjahre 1916.

Von Hans Hoik.

Die Schüler- und Studentenherbergen waren auch im 3. Kriegsjahre geöffnet. Gegen das Vorjahr ist sogar ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen, denn während 1916 nur die Herbergen der Eifel und am Rhein in Betrieb waren, öffneten 1917 fast alle alten Herbergsgebiete Deutschlands und Oesterreichs ihre Herbergen. Die hohen Besuchsziffern der Friedensjahre konnten allerdings nicht erreicht werden, da die Hochschüler und die oberen Jahrgänge der höheren Schulen zum größten Teile im Felde standen, aber die jüngeren Schüler benutzten die Herbergen bei ihren Ferienwanderungen recht ausgiebig.

Besucht waren in Deutschland 175, in Oesterreich 92, im ganzen 267 Herbergen. Viele Herbergen Oesterreichs konnten nicht geöffnet werden, weil sie im Kriegsgebiet gelegen sind. Die Gesamtzahl aller Nächtigungen betrug 13348, davon entfallen 1541 auf österreichische und 11807 auf reichsdeutsche Herbergen. Auf Hochschüler kamen nur 62 Besuche = 2 1/2 Prozent gegen 15 Prozent in der Friedenszeit. In Westdeutschland waren 50 Herbergen mit 5190 Besuchen geöffnet = 39 Prozent des ganzen Betriebs. Die Eifelherbergen besuchten 2427, die Herbergen am Rhein 1855 und die Sauerlandherbergen 908 Schüler. Die Herbergen im Taunus, Westerwald und an der Mosel wurden wie im Vorjahre nicht geöffnet. Von den Herbergslinien der Eifel hatte der Eifelhöhenweg mit 1200 Uebernachtungen

Herbergen	Nächtigungen										auf heutige Schul- anstalten	auf reicht- beurteile	auf Hochschulen	auf Mittelschulen	Nächtigungen zusammen	Besuchstage	Erhal- tungs- kosten						
	in den Wohnnachtsferien	in den Osterferien	in den Pfingstferien	vom 1. bis 15. Juli		vom 16. bis 31. Juli		vom 1. bis 15. August		vom 16. bis 31. August							entfallen Nächtigungen		Nächtigungen zusammen	Besuchstage	M.	Pf.	
				vom 1. bis 15. Sept.		vom 16. bis 30. Sept.		entfallen Nächtigungen															
				entfallen Nächtigungen		entfallen Nächtigungen																	
Bodendorf	—	—	16	—	3	20	23	1	—	—	63	3	60	63	25	—	63	75					
Boos	—	—	9	—	—	—	8	—	—	—	17	—	17	17	4	—	17	—					
Bruch	—	—	20	—	—	16	16	6	—	—	68	1	57	58	19	—	58	—					
Burgbrohl	—	—	15	—	5	18	34	7	1	—	80	4	76	80	24	—	80	—					
Cordel	—	—	18	—	—	26	20	5	—	—	69	1	68	69	20	—	75	—					
Daun	—	—	81	—	1	82	66	5	1	—	236	7	229	236	35	—	283	20					
Eupen	—	—	—	—	—	3	—	1	—	—	4	—	4	4	2	—	6	—					
Gemünd	—	—	13	—	3	24	34	5	—	—	79	1	78	79	25	—	79	—					
Heimbach	—	—	12	—	—	24	14	6	—	—	56	2	54	56	20	—	67	20					
Hochacht	—	—	34	—	3	65	40	7	1	—	150	6	144	150	36	—	160	—					
Hörshausen	—	—	7	—	—	11	10	—	—	—	28	—	28	28	7	—	30	80					
Kelberg	—	—	6	—	3	19	6	6	—	—	40	2	38	40	12	—	40	—					
Kirchjahr	—	—	4	—	—	7	7	—	—	—	18	2	16	18	7	—	18	—					
Kreuzberg	—	—	69	—	1	110	74	3	—	—	257	6	251	257	40	—	308	40					
Kronenburg	—	—	11	—	—	33	17	5	—	—	66	—	66	66	17	—	79	20					
Kyllburg	—	—	11	—	—	34	14	2	—	—	61	3	58	61	18	—	61	—					
Manderscheid	—	—	63	—	1	85	70	9	1	—	229	4	225	229	34	—	286	25					
Mayen	—	—	33	—	3	48	44	14	—	—	142	5	137	142	28	—	170	40					
Montjoie	—	—	8	—	1	7	14	14	—	—	44	1	43	44	14	—	48	40					
Mulartshütte	—	—	8	—	—	8	5	6	—	—	27	4	23	27	12	—	32	40					
Münster EIFEL	—	—	12	—	—	17	40	4	—	—	73	4	69	73	22	—	91	25					
Nideggen	—	—	9	—	—	15	8	11	—	—	40	—	40	40	18	—	64	—					
Niederfail	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	15	—	15	15	4	—	15	—					
Nürburg	—	—	45	—	1	43	33	1	—	—	123	—	123	123	28	—	123	—					
Pösch	—	—	2	—	—	3	9	—	—	—	14	1	13	14	6	—	14	—					
Prüm	—	—	10	—	3	27	20	2	—	—	62	1	61	62	21	—	62	—					
Rheinbach	—	—	5	—	—	22	5	2	1	—	35	—	35	35	17	—	49	50					
Ruhrberg	—	—	17	—	—	23	12	10	—	—	62	3	59	62	19	—	68	20					
Sinzig	—	—	27	—	5	23	41	1	—	—	97	2	95	97	25	—	116	40					
Stolberg	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—					
Ulmen	—	—	12	—	—	17	9	6	1	—	45	—	45	45	13	—	45	—					
Untergolbach	—	—	7	—	—	20	21	1	—	—	49	—	49	49	15	—	53	90					
Walhorn	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	1	1	1	—	1	—					
Wagneiler	—	—	—	—	11	2	—	—	—	—	15	—	15	15	5	—	22	50					
Wittlich	—	—	17	—	—	16	39	—	—	—	72	—	72	72	17	—	72	—					
Zusammen			601		11	36	880	753	140	6	2127		63	2364	2427	610	—	2761	75				

den meisten Besuch, auf die Wanderstrecke Singig-Nachen entfielen 486, auf Düren-Trier 239 und auf den Vulkanweg 284 Besuche. Die Herbergen der nahe der Westgrenze gelegenen Herbergslinie Nachen-Trier waren geschlossen. Die Verteilung der Nächtigungen auf die einzelnen Ferien und Monate war sehr ungleich. Auf die Sommerferien entfielen 1779, davon auf den August allein 1633, auf die Pfingstferien 601 Besuche. Den höchsten Tagesbesuch hatten Manderscheid am 11. August (19 Herbergsgäste), Daun am 10. August (19 Herbergsgäste) und Hochacht am 8. August (16 Herbergsgäste). Im letzten Friedensjahre betragen dagegen die Höchstzahlen dieser Herbergen 50 bis 70 an einem Tage. Die meistbesuchten Herbergen waren Kreuzberg mit 257, Daun mit 236 und Manderscheid mit 229 Besuchen. Von den am Herbergbesuch beteiligten Studienstädten steht Nachen mit 831 Nächtigungen an der Spitze, dann folgen Köln (640), Elberfeld (314), Essen (272), M. Gladbach (213), Duisburg (151), Gelsenkirchen (146), Krefeld (96), Düren (94), Neuß (82), Bonn (73), Eschweiler (73), Stolberg (61), Düsseldorf (50).

Von den an die Schüler ausgegebenen Ausweiskarten wurden 64 Prozent benutzt, davon 338 Ausweise 10—22 mal, und auf jeden ausgegebenen Schein entfielen im Durchschnitt 3,4 Besuche. Da jede Ausweiskarte 2 Mark kostet, so war der Beitrag der Schüler für jedes Quartier im Durchschnitt 56 Pfg.

So haben also auch im 3. Kriegsjahre die Herbergen zur Förderung der Wanderlust erfreulich gewirkt. Alle Jugendherbergen sind zur Entwidlung und Stärkung unserer Volkskraft von größter Bedeutung. Der jetzige Krieg stellt erhöhte Anforderungen an die körperlichen Leistungen der Kriegsteilnehmer und hat den großen Wert des Wanderns als Erziehungsmittel zur Selbstständigkeit, Genügsamkeit, Stählung des Körpers und Festigung des Charakters erwiesen. Von allen Körperübungen ist das Wandern in reiner Berg- und Waldluft am höchsten zu schätzen, es ist eine Körperpflege durchgreifendster Art, eine Quelle für Gesundheit, Kraft und Wehrfähigkeit. Daß auch in militärischen Kreisen diese Erkenntnis sich immer mehr Bahn bricht, beweist ein vom Kriegsministerium herausgegebener Bericht über einen im März 1916 abgehaltenen Kursus über militärische Jugendbildung. In diesem Bericht heißt es: „Die Wanderungen, die ja seit langem zu den schönsten Erfrischungen des deutschen Volkslebens gehören, verdienen in die Reihe der Heilmittel aufgenommen zu werden und sollten auch im Plane der militärischen Vorbildung Verwendung finden.“

Bezüglich der Eifelherbergen gibt vorstehende Aufstellung Aufschluß über die Verteilung der Besuche auf die einzelnen Herbergen und Monate.

Schutz dem Eifelbauer!

In den Tageszeitungen verschiedenster Richtung wurde unlängst eine öffentliche Rede des Bonner Privatdozenten Dr. Weyen recht abfällig beurteilt, weil er in seinen Ausführungen über Weltkrieg und Jenseitsglauben christlichen Standpunkt verneinte und ein „Jenseits“ für dieses irdische Leben aufstellte, ein Jenseits „des Gedankens“, der „Welt der Kunst“ und des „völkischen Eigenlebens“. Im Tode erlöse die Lebensfadel des Individuums. Er rede ja nicht vor Eifelbauern, sondern vor „Wissenden“.

Es ist nicht Aufgabe des Eifelvereins und seines Vereinsblattes, religiöse Fragen zu erörtern und zu verteidigen. Ob es angebracht erscheint, in dieser Zeit der herbsten Kriegesdrangsale derlei Ansichten in öffentlicher Versammlung kundzutun, auch darüber wollen wir hier nicht rechten, die zuständige Tagespresse hat hierüber bereits ihr Urteil gefällt. Daß aber in so geringschätziger, mißachtender Weise öffentlich vom Eifelbauer geredet wird, dagegen erheben wir in entschiedenster Weise Einspruch und Verwahrung. Also der Eifelbauer ist noch rüchständig trotz der gleichen staat-

lichen Schulbildung, er ist noch so beschränkt, daß er an dem Glauben an das Fortleben nach dem Tode festhält! Was sagen die Landwirte anderer deutscher Gauen zu dieser Ansicht, wonach diese also eine andere Anschauung vom jenseitigen Leben haben müßten? Wie urteilen darüber die Amtsgenossen des Bonner Dozenten, die durch namhafte Vertreter des bodenständigen Volkstums des Eifellandes stets ihr Interesse zugewandt und dem Eifelverein seit seiner Gründung in Wort und Schrift treu zur Seite gestanden in der Erhaltung und Förderung des reizvollen Vereinsgebietes und seiner kernigen, biederen Bevölkerung?

Mit innerer Anteilnahme betätigt der Eifeler Landwirt seinen religiösen Standpunkt, der ihm besonders in der harten Gegenwart Trost und Stärke verleiht. Was ich in den schweren Tagen des gewaltigen Völkerringens in meiner Eifelheimat gar manchmal in stiller Rührung geschaut, und was ich bei der letzten Jahrestagung des Eifelvereins in Euskirchen in einer Schilderung der Eifel zur Kriegszeit zum Ausdruck brachte, das sei hier im Rahmen dieser Schutz Worte eingefügt:

Und wie ernst und besonders ergreifend ist im ganzen Eifellande nicht das treffliche Kaiserwort beim Kriegsausbruch befolgt worden: „Nun gehet in die Kirchen und betet!“ Da war wohl kaum einer der zumeist katholischen Männer, der nicht durch Beichte und Kommunion sich geistige Stärkung gesucht zum schweren Ausmarsch. Mit dem Segen des Priesters zogen sie hinaus aus dem Gotteshause, ja noch auf der letzten Höhe knieten sie nieder und nahmen betend Abschied vom trauten Heimatsort, den so viele, ach so viele nicht mehr wiedersehen sollten, und empfahlen auch ihre Lieben daheim dem göttlichen Schutze. Diese wiederum gedanken allabendlich im stillen Kirchlein der fernen Kämpfer. Hier sucht das wehe Mutterherz Trost im Leid um den gefallenen Sohn oder Gatten, und die Totenämter zeigen eine beispiellose Anteilnahme der gesamten Bevölkerung. Es ist ein Ziehen ohne Unterlaß, das Kriegsgebet im Eifeldorfe; des Morgens vor dem Auszug ins Feld, bei jeder Versammlung am Familientische, in trauter Abendstunde beim flackernden Kerzenlicht, auf den Bittgängen, an den Wegekreuzen und im Dorfkirchlein, immer dieselbe Bitte: das Ziehen zu Gott um Segen und Schutz für Heimat und Vaterland, für Kaiser und Heer, um ruhmvollen Frieden.—

Solch herzerfreuende Bekundung der Glaubenstreue wird nun mit hochtönenden Worten als Maßstab der Rückständigkeit bezeichnet und verächtlich in Gegensatz zu den „Wissenden“ gebracht! Wer sich bemüht findet, seine Reden mit anzüglichen Vergleichen zu würzen, der ziehe doch lieber Mongolen oder Hottentotten zum Gegensatz heran und verschone endlich den wadern, regjamen und biedern Landwirt der Eifel! Und wie unflug, ja geradezu sozial schädigend sind derlei Anschauungen, öffentlich vorgetragen von solcher Warte aus! Glaubenskraft, Familiensinn und Heimat- und Vaterlandsliebe, das sind die Säulen, die Tausenden wehrkräftiger Eifelbauern da draußen an der Front das Schwert stählten zur blutigen Abwehr der Feindeshorden, die den daheim verbliebenen schwachen Arbeitskräften die Arme und den Willen stärkten, die Bewirtschaftung der weiten, herben Ackerflächen während dreier Kriegsjahre aufrecht zu erhalten und redlichen Anteil zu nehmen am wirtschaftlichen Durchhalten im großen deutschen Gemeinwesen. Wer an einer dieser Grundfesten des gesunden Volkstums rüttelt und darin die Rückständigkeit eines ehrenwerten Volkstandes erblickt, der untergräbt auch die andern und gefährdet Volkswohl und wahres Lebensglück, das keine Philosophie und Aesthetik zu ersetzen vermag. Gottlob, daß unser Eifeler Bauernstand noch nicht kränkelt an diesem gefährlichen und zweifelhaften Ersatz und festhält an dem alten Herrgott, der immer noch lebt, dem wir nicht bloß in den Tagen des Glückes gehören, sondern der auch und vor allem in den Stunden der tiefsten Bedrängnis uns auf-

richtet und mit echt christlichem Opfergeist erfüllt. Daß der Eifelbauer so treulich festhält an seinem Glaubensgute, das sichert ihm besondere Wertschätzung, und daß er, aus dieser Glaubensstreue schöpfend, in diesen Tagen schwerster Prüfung sich so glänzend bewährt hat in vaterländischem Opfervdienste, dafür verdient er unser aller Dank und gleichgestellt zu werden mit den Besten des deutschen Volkes.

Bonn.

Rektor Zender, Schriftleiter.

da saate: „Mein Name ist Karl Böschel und mein Onkel ist der Kommerzienrat Gottfried Pastor.“ Dat ma'chet mallig Spaß an e kreäg Bestellonge de Well. Bau kerete ouch zwei Zömpferchere lenne, die em allebeids ajen Haß gewa'sse woren, an du' zer Zitt ku'nt mer em met de zwei Mamselle Laven dörr et Tröngs trecke sich, heä natürlich ejen Mehe. Aewvel enges Schönnen Dags wor e sich klar dröover, wat e wou an e trouet sich et Adele; märr ouch et Minchen bleäv em tröi an bes an hör sellig Engd es se bei Schwester an Schwoger bleäve an betrachtet hönne Jong, als ov et hör eije Kent jeweäs wür.

Nachruf.

Einer unserer treuesten Eifelreunde, das langjährige Mitglied des Hauptvorstandes des Eifelvereins,

Herr Karl Böschel, Aachen

ist nun auch dahingeshieden. Wer erinnert sich nicht mit Freuden des frischen, lebenswürdigen Herrn, der so oft mit zündender Rede unsere Eifeltagungen belebte! Böschel war Mitbegründer der Ortsgruppe Aachen; dem Hauptvorstand des Eifelvereins gehörte er seit dem Jahre 1905 an. Seine Tätigkeit in den verschiedenen Ausschüssen für Schülerherbergen, Wegebezeichnung und Verkehrsweisen war überaus rege, selten fehlte er bei einer Beratung, stets trat er mit seinen reichen Erfahrungen für die gute Sache ein, ohne Mühe und Arbeit zu scheuen. In seiner Vaterstadt Aachen war er eine der einflussreichsten Persönlichkeiten, der inmitten aller volkstümlichen und gewerblichen Bestrebungen stand und die er förderte mit Umsicht und rührendem Opferinn. Nicht besser kann ein Wort den verdienten Herrn schildern, als die Bezeichnung: der Unermüdlische.

Wie die Bürgerschaft der Stadt Aachen, so werden auch wir dem Dahingeshiedenen ein liebevolles und dankbares Andenken bewahren.

Der Eifelverein.



Dem verstorbenen Freunde heimatlichen Volkstums Herrn Karl Böschel, Aachen, zum Gedächtnis. †

Der Verein zur Förderung Aachener Mundart hat i. J. 1912 seinem verdienten Förderer und Stellvert. Vorkämpfer zu seinem 70. Geburtsfeste in der Zeitschrift „Decher Platt“ folgende interess. mundartl. Gedentworte gewidmet:

E Nirm, bei Blutenhei, wo' si Badder a der Bou va deä Tunnel beschäftigt wo'r, deä esu pielrad do' der Berg dörrstet, hat de Wech jestange va der Mann, dömm vür e der Verein hant fiere welle, deä sich ävvel jeddes Fesß verbed hat. Aewvel märr kote Zitt hant sing Elderen e Nirm jewohnt, du' trocke se wörrem noh Botschde, va wo de Modder stammet, an wo der Badder met a deä schöonne Biadul jewerkt hat, deä noch hüzedags en Kuriussetiert es. Der Badder es ose löive Böschel fröch jestorve, an va jen Elementar- an Börjerschu'l ko'm der flenge Karl bei singe Konk der Jeshöime Kommerzienro't Godesfroid Pastor ejen Fabrik. Wie e do usjesieht hau, sahe sich op sich selvs an du' at ku'nt mer ahne, wat us em weäde sou. Wenn der jonge Kaufmann met si Pädelschen op e Kantur to'm,

Ongertöschens wor der Böschel övverall met derbei jeweäs, an Hu'ch an Nier, Aerm an Niesch hau em nü'dig: Wen wenn en Dähe örgens jätt lo's wor an der Böschel en wor net met derbei, dann en sluppet et net. Et en ku'nt net usblieve, datt ouch der Wik sich an em striefet, an döks hat der X Brammerh „der Mann met de wisse Wech“ tösche jehatt, ävvel der Karel wof, wat heä wou an daht, laht ühr märr, weä zeleis laht, laht et beiste. De Vereinen en Dähe wore drömm ouch stolz op em, an wenn ouch et Casino open Bröd als eenzige Parajraph e sing Stadute dömm hat: Der Karel Böschel en ta net Mitglied bei os weäde, da hat et em doch, als Anerkennong för allemol si Werken en Dähe, zom Thremetjlied ernannt.

Der Karel es der sojzengde Nuthelper en Dähe. Wömm jätt drökt, off weä sich net mie zu helpen en weä, deä jeäht noh der Böschel, an wat deä em sätt an wat deä em ro'nt, dat da'sche e röihig du'; besolgt e singe Ro'th, dayn es e jeholpe. Ofen Herrejott hat em beluhnt för si jot Haß an hat em en Jesonkheit jeävove, wie se e die Johre selden es: Hü noch, met sövvenzigt Johr, löift e övver Berg an Däll, dörr Bösch an Feld, wie e Anöjjelche, an wenn mer met der Eifelverein off der

Wanderklub 'ne Ustlog maht, dan en ka me de Pöschel met s'ing Frau net bëihau, ömmer sönd se Pittche vörop. Kewvel ouch de Stadtverwaldong weäp, wat se der Karl Pöschel zu verdanke hat, än bëi alles, wat Döhe aajeäht, fro'gt f' em ouch hü noch ömm Ro'ih, vaweäje, datt nömmen en Döhe esu jot Bescheäd övver alles weäp, wie heä. Ba der Könnel ävvel en es net alleng zom Lotteriekollettör ernannt wo'de, märr e hat ouch der Kronen Orden än der Rote Adler Orden van em freije. Datt der Pöschel märr Decher Platt en spreht, en bruuch ich üch wahl net ze sage, datt en weäp jeddes Kent en Döhe än dat kan ouch net angeh en siä. Su wor et dann ouch klo'r, datt bëi de Tröndong va der Verein Decher Platt än van os Ziedong der Karel Pöschel der Houptmatador wor. Selde hat e va du' e'n en Versammlung jeseählt an, datt e si Wo't ze du' woß, dat weäp mallig, deä s'ing kräftige Decher Usdrödt si Verma'g jehatt hatt.

Su' lä mer sich da denke, datt ose Verein et sich net nämme losse wou, der Dag zu siere, wo' s'ing Vizepäsident sövvenzig Johr o't wo'd: De Schwöng wore besta'lt, de Lauerblaar jeplo't, de Gladonge för alle Vereine us janz Stadt Döhen än et Riech loge parat, wie en os ne Strech dörch de Rechnong maachet. Heä hau va wiets e Klödelche lue hüre än du' wou e van e Fesß abeslüt nüis en wesse, e hat os esujar jedräut, us Döhe futtzejo'h, wennt vür em net e Rouh en läisse; än esu hant vür nun op alles verzichte mösse, än et es dat der eschte Spiz, dömm os der Karel Pöschel aajedo' hat. Dat ävvel en hat e net jewoß, datt vür si Porträt för ewvige Zitte hant saahhau wellen e'n os Blatt, ömm datt os Kenger än Kengstenger än alle spiedere Jenerazjunen e'n Döhe deä Mann hu'h en Ihre hau, deä e janz Leäve lang märr jewerft hat för Stadt Döhen än Decher Platt.

D. R.

Ein Willkommengruß zur Kriegstagung des Eifelvereins am 25. März in Gerolstein.

Von Apotheker F. Winter.

Es hieße wohl Eulen nach Athen tragen, wollte ich unsern bewährten Kämpen vom Eifelverein, die uns zu ernster Beratung auffuchen, die aller Welt bekannten Schönheiten unseres Gerolstein und seiner einzigartigen Umgebung vorführen. Es hat wohl jeder Eifelwanderer seine Schritte zu uns gelenkt, zum Einfalltor der vulkanischen Eifel, sah voll Bewunderung die grauen Dolomiten ansteigen, die Munterley, die Huxley und den

viel Geschlechter sah der alte Feste kommen und gehen, Freud und Leid, Sommer und Winter, und noch immer steht er stolz und aufrecht da und wird wohl hoffentlich recht bald seine Gerolsteiner Kinder unter sich versammeln zur siegreichen Friedensfeier. Und wie ein Gebild aus fernem Süden steigt mitten aus dem Talgrunde, von Franz Schwechtens Meisterhand errichtet, der hochragende Turm der Erlöserkirche im alten



Gerolstein im Winterkleide.

Auberg, deren charakteristische Formen sich so dem Gedächtnis einprägen, daß sie sich nie vergessen lassen. Konnte unsere Gemeinde auch ein königlicheres Geschenk unserem Kaiser zum Regierungsjubiläum darbringen, als die Felsen mit Umland unter der Bezeichnung „Kaiser-Wilhelm-Felsen“ unter dauernden Naturschutz zu stellen. Wußten wir doch aus der Vergangenheit, wie nahe sie dem Untergang durch Menschenhand gewesen waren. Wer blieb nicht staunend stehen vor unserer Römerlinde, wie sie der Volksmund getauft hat und wo im Mittelalter Gericht gehalten wurde! Wie-

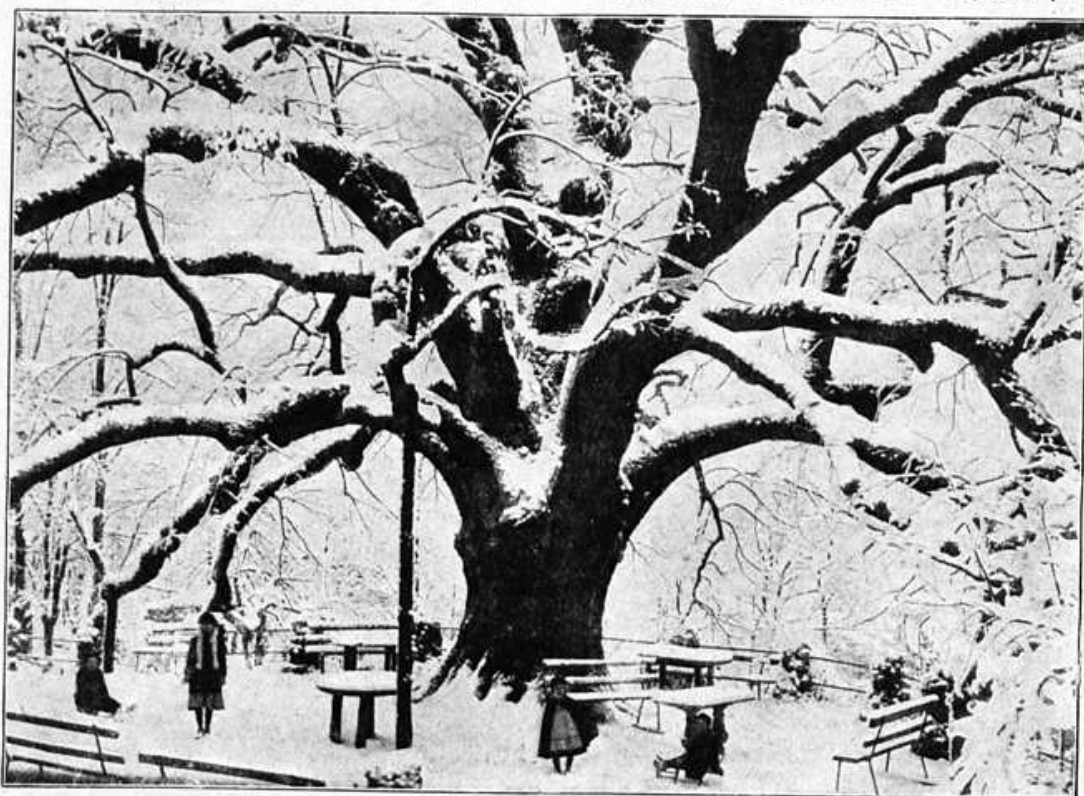
fränkischen Sarabod-Sitz empor, im kaiserlichen Krongut „Villa Sarabodis“. Von der anderen Kyllseite grüßen die Trümmer der Gerhardsburg, der Gerolsteiner Grafenburg. Rundum, soweit das Auge schaut, der Kranz der grünen Eifelwälder; durch die Lindenanlagen zur Munterley führt der Vulkanweg des Eifelvereins, den uns kein anderer Gebirgsverein nachmachen kann. Weiter gehts nach einem Rückblick von der Munterley auf das im Tale liegende Gerolstein zum Buchenloch, der Schatzkammer für Höhlenfunde in der Eifel; weiter zum Krater Papentaul, dem am besten erhaltenen der Eifel.

An den spärlichen Trümmern eines römischen Heiligtums, der Dea Catra geweiht, vorbei gelangen wir zum Juwel der Eifelburgen, der Kasselburg. Im grünen Waldesdickicht verborgen, entging sie der Zerstörung, ihr hartes Eifelgestein trotzte dem Zahne der Zeit und hat sich so als Zeuge einer frühmittelalterlichen Burg in unsere Tage hinübergerettet. Lebhaft steigt mir in der Erinnerung auf der Wandertag in schönen, längst vergangenen Friedenstagen, als ich mit unserem verehrten Herrn Vorsitzenden diesen Weg ging, und weiterhin bis Daun, als mir immer wieder aufs Neue die Schönheit unserer Eifel aufging, wenn mein Begleiter seiner Bewunderung lebhaften Ausdruck gab.

In das graue Altertum der Mutter Erde führen uns die Gesteinschichten der Gerolsteiner Kalkmulde und deren zahlreiche und teilweise seltene Fossilien, die Brachigraden Ainoïden u. a. m. führen eine beredte Sprache der zahlreichen unendlichen Lebewesen des Urmeers. Ihre vom Meereschlamm sorgsam aufbewahrten

Erde Schoß quillt in reichem Segen das köstliche Naß, das den Namen Gerolstein in der ganzen Welt bekannt gemacht hat, seine Mineralwässer. Wer kennt nicht den Gerolsteiner Sprudel, den Schloßbrunnen, die Hansa und Charlottenquellen, den Gerolsteiner Brunnen! Wußten doch schon die Römer seine Heilkraft zu schätzen, wie die vielen hundert Denare beweisen, die wir aus dem Siedinger Dreis wieder ans Tageslicht befördert haben. Davon zeugen auch die großartigen Badeanlagen der Villa Sarabodis, die heute den schönsten Schmuck des dortigen Museums bilden.

Ueber Gerolstein im Kriege habe ich schon einmal in diesen Blättern geplaudert und ob man will oder nicht, er zieht einen wieder in seinen Bann. Wie überall im deutschen Vaterlande hat er auch uns seine Spuren tief eingegraben, manche Lücke gerissen, manches Band zerrissen. Einem jeden von uns daheim gebliebenen wurde sein gerüttelt Maß an Last und Arbeit zugemessen, vieles oder alles von dem, was früher das Leben



Die Gerolsteiner Linde im Schneeschmucke.

Abdrücke sind von ihrem Schlummer erwacht und bilden durch ihre reizvollen Formen das Entzücken des Beschauers, wie auch vornehmlich für die Geschichte der Erde das unentbehrliche Lehr- und Lernmaterial. Im hiesigen geognostischen Eifelmuseum hat Herr Rektor Dohm die Fossilienfunde der Gerolsteiner Kalkmulde wissenschaftlich geordnet. Unfern Krater auf der Munterley, die Papenkaul, erwähnte ich schon; der aus ihm und der benachbarten Hagelstaul gestlossene Lavastrom bahnte sich seinen Weg zwischen Munterley und Auberg hinab bis ins Kyllbett; man kann ihn dort durch den Einschnitt der Eisenbahn noch genau erkennen. Es wird interessieren, daß unser vor Jahrmillionen niedergelagener Aschenregen ein unschätzbares Kriegsmaterial geworden ist zum Betten der Gleisanlagen in Feindesland, sowie zum Betonbau des Unterstandes. Aus der

verschönte und veredelte, mußte zurückstehen und fand keine Zeit mehr. So ist auch manch grünes Blatt von der Ortsgruppe des Eifelvereins abgeblättert, aber so Gott will, bleibt der Stamm frisch und lebendig und trägt bald wieder neue Blätter, Blüten und Früchte. Und wenn hier in der richtigen Geburtsstätte des Eifelvereins (nicht in Vertrich) der machtvoll aufstrebende Baum des Eifelvereins, trotz des Krieges, uns wieder beschattet, dann wollen wir bescheidenes Bäumlein im Eifelvereinswald aus ihm wieder neue Kraft schöpfen in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. So gehen wir mit Mut und Vertrauen der neuen Zeit entgegen und rufen unseren lieben Gästen, dem Hauptvorstande des Eifelvereins den treuherzigen Eifelgruß zu, unser aller

„Frischauf“.

Unsere heimische Landwirtschaft im Zeichen des Krieges.

Von Dr. Reitemeyer,

Direktor der Landwirtschaftsschule in Wittlich.

Die Hoffnung, daß das neue Jahr den Frieden bringen möchte, hat sich leider nicht erfüllt, wenn wir auch durch das Friedensangebot unsers Kaisers diesem Ziele nähergerückt zu sein scheinen. Deutlich dringt auch heute noch der Donner der Geschütze von der Westfront bis in die Eifelgaue. Zäher denn je halten unsere Feinde hass- und neiderfüllt an ihrer Absicht fest, uns politisch und wirtschaftlich zu vernichten, uns unter ein unsagbar hartes Joch zu beugen. Da bleibt unsern heldenhaften Kriegern nichts anderes übrig, als weiterhin ihre vernichtenden Schläge auszuteilen. Den Landwirten in der Heimat, die so ruhig und sicher ihrer Arbeit nachgehen können, liegt nach wie vor die Pflicht ob, für die notwendige Nahrung zu sorgen, damit es unsern Feinden nicht etwa trotz der großen Siege unseres Heeres gelinge, uns durch den Hunger auf die Knie zu zwingen. Alle Opfer an Blut und Gut wären dann umsonst gebracht.

Wir alle sind uns der hohen Aufgabe der Landwirtschaft bewusst, und ohne Zweifel sind ihr die Landwirte auch voll und ganz gewachsen, wenn ein jeder wie bisher seine Pflicht erfüllt. Weder Verzagttheit, noch Klage, noch beleidigende Kritik kurzfristiger Mitmenschen darf unsere Arbeits- und Opferfreudigkeit hemmen. Alle Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten müssen niedrigerungen werden.

Gewiß, es war auch im letzten Kriegsjahre nicht leicht, Landwirt zu sein. Zwar fehlte es nicht an Arbeit, Verdienst und Nahrungsmitteln, wohl aber an menschlichen und tierischen Arbeitskräften. Wenn man bedenkt, daß die Ernährung des deutschen Volkes zum großen Teil alleinstehenden Kriegerfrauen und Kriegerwitwen obliegt, denen als Arbeiter in der Hauptsache nur Kriegsgefangene zur Verfügung stehen, dann wird man verstehen, mit welchen Schwierigkeiten die Landwirtschaft zu kämpfen hatte und wird umso mehr staunen über das Maß der vollbrachten Leistungen. Zu den genannten Uebelständen gesellte sich der Mangel an Düngemitteln und Kraftfutter. Eine fast unübersehbare Fülle von Verordnungen und Verfügungen waren überdies zu beachten. Doch der Gedanke, daß es sich bei all diesen zahlreichen Verordnungen um ein eisernes Muß, um ein Gebot der Stunde handele, ließ keinen Unmut aufkommen, obwohl der Zwang und die Eingriffe in die wirtschaftliche Freiheit selbstverständlich nicht gerade immer freudig aufgenommen wurden.

Trotz der geschilderten Schwierigkeiten gelang es, dem Aoden eine befriedigende, zum Teil sogar eine gute Ernte abzurufen. Leider ließ jedoch die Kartoffelernte sehr zu wünschen übrig. Die Folgen hiervon waren tief einschneidende Maßnahmen des Kriegsernährungsamtes, denen es ohne Zweifel gelingen wird, der Bevölkerung die Versorgung mit Speisepotatofeln unter allen Umständen zu gewährleisten. Schuld an der schlechten Kartoffelernte war außer den bereits genannten Verhältnissen technischer und wirtschaftlicher Art die ungünstige Witterung. Abgesehen von einigen ungewöhnlich warmen Tagen war das Frühjahr zu kühl und feucht. Im Mai folgte eine große Trockenheit, von Anfang Juni bis in den Herbst hinein währte hauptsächlich eine Periode

kühlen und nassen Wetters. Das ist keine Witterung, wie sie die Kartoffel liebt, sie ist zur Stärkebildung in der zweiten Wachstumsperiode auch auf ein hinreichendes Maß von Wärme und Sonnenlicht angewiesen. Doch mehr als all dieses ist für die Kartoffelernte die Tatsache verhängnisvoll geworden, daß man im allgemeinen nicht über ein einwandfreies gesundes Saatgut verfügte. Die Knollen waren zu sehr von Staudenkrankheiten angesteckt, obwohl sie äußerlich vielfach recht gesund aussahen. Die genannten Krankheiten wirken zunächst ertragsmindernd und haben in wenigen Jahren den gänzlichen Abbau einer Sorte zur Folge. Auch die weitverbreitete und sehr ertragreiche Industriefartoffel hat leider den Nachteil, daß sie ohne Saatgutwechsel bald den Staudenkrankheiten unterliegt. Für die kommende Kartoffelernte ist es von der allergrößten Bedeutung, daß die Landwirte sich zum Frühjahr mit einwandfreiem Saatgut versehen. Aus der eigenen Ernte darf dies nur entnommen werden, wenn die Stauden nicht von Krankheit befallen waren, im andern Falle wende man sich umgehend an das Landratsamt, damit es durch Vermittelung der Landwirtschaftskammer aus dem Osten gesunde Knollen beziehen kann. Auch sollten wir im Herbst oder noch im Laufe des Winters die Kartoffelfelder mit Stallmist düngen, damit die Pflanzen im Frühjahr einen hinreichend verrotteten Dünger vorfinden. Andernfalls kann er nicht in hinreichendem Maße wirken. Vergessen wir doch nicht, daß die Kartoffel die Befiegerin der Hungersnöte ist, und daß jetzt in der Kriegszeit eine schlechte Kartoffelernte für die Volksernährung geradezu verhängnisvoll werden kann. Für die gesamten Bodenerträge des kommenden Jahres wird es aber von der allergrößten Bedeutung sein, daß der Landwirtschaft trotz der erhöhten Sprengstoffherstellung wieder Stickstoffdünger in hinreichender Menge zur Verfügung gestellt werden kann. Da die hier in Betracht kommenden Düngemittel schnell wirken, ist es noch zeitig genug, wenn sie im Frühjahr geliefert werden. Umso mehr sollten die Landwirte früh genug daran denken, sich den notwendigen Phosphordünger zu beschaffen. Es wird auch nicht leicht sein, hierin den Bedarf zu decken. Immerhin ist in den letzten Jahrzehnten mit diesen Düngemitteln im allgemeinen auf Vorrat gedüngt worden, sodaß ein Mangel sich nicht so leicht bemerkbar machen dürfte. Kalk und Kali stehen den deutschen Landwirten in hinreichender Menge zur Verfügung. Deshalb sollte man jetzt auf diese Düngemittel zurückgreifen, da Kalk die im Boden schlummernden Kräfte rege macht und Kali bei der Bildung von Stärke, also auch bei der Ausbildung der Körner und Knollen eine große Rolle spielt.

Die Verhältnisse des Krieges haben es leider mit sich gebracht, daß für Düng- und Kraftfuttermittel viel minderwertige, zum Teil sogar schädliche Ersatzstoffe auf den Markt kommen. Namentlich werden die kleinen Landwirte und besonders die Landwirtsfrauen die Opfer schwindelhafter Anpreisungen. Da durch diese unlautere Tätigkeit nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch die Allgemeinheit in hohem Maße geschädigt wird, wäre es sehr zu wünschen, wenn eine Prüfungsstelle gegründet würde, der alle Neuheiten zur Begutachtung und zur Festlegung der Höchstpreise vorgelegt werden müssen, bevor sie in den Handel kommen.

In der Viehhaltung wurde namentlich der Schweinezucht und -mast große Aufmerksamkeit geschenkt. Seit

dem letzten Frühjahr ist die Zahl der Schweine infolge der guten Ferkelpreise sehr gewachsen. Leider zwingt die schlechte Kartoffelernte und die allgemeine Futternaptheit jetzt die Landwirte wieder zur Einschränkung. Erfreulicherweise haben beispielsweise die Landwirte des Kreises Wittburg auch in diesem Jahre wieder eine außerordentliche große Zahl Fettschweine für den Staat gezeichnet, bisher schon rund 2000. Durch freiwillige Gaben kamen ferner große Speckmengen zusammen, die an die Industriebevölkerung abgeliefert wurden. Ferner liefert der Kreis wöchentlich ungefähr 30 Zentner Butter ab. Der Landbevölkerung kam nach und nach immer mehr zum Bewußtsein, von welcher durchschlagender Wichtigkeit es ist, gerade die Industriearbeiter mit hinreichender Nahrung zu versorgen. Entbehren sie doch so vieles, was den Landwirten zur Verfügung steht. Nur bei hinreichender Ernährung können diese Arbeiter mit ungeschwächter Kraft ihrer Aufgabe, unsere Truppen mit Munition und Rüstzeug zu versehen, nachkommen. Für unsere Gegner arbeitet fast die halbe Welt; so können wir es wohl verstehen, wenn unser allverehrter Hindenburg mahmend an die deutsche Landwirtschaft sich gewandt hat, unser Hindenburg, zu dem wir das feste Vertrauen haben, daß er mit seiner Feldherrnkunst den Weltkrieg bald siegreich beenden wird. Ich kann für meine Ausführungen wohl keinen bessern Schluß finden, als wenn ich hier den Aufruf mitteile, den der Vorstand des deutschen Landwirtschaftsrates unter Bezugnahme auf Hindenburgs Aufforderung an die deutschen Landwirte richtet. Der Aufruf lautet:

Deutsche Landwirte! Hindenburg ruft! — ruft uns und mit uns alle Stände unseres Volkes auf zur äußersten Hingabe und Kraftentfaltung im Dienste des Vaterlandes. — Mit tiefem Verständnis für die schweren Aufgaben unserer Landwirtschaft erhofft er von der hohen vaterländischen Gesinnung der deutschen Landwirte, daß sie ihm helfen werden bei der siegreichen Ueberwindung der in immer größerem Umfange von der ganzen Welt gegen uns aufgetriebenen Kriegsmittel.

Ungeheures haben unsere herrlichen Truppen im Felde geleistet. Gewaltiges ist von Landwirtschaft und Industrie daheim geschaffen. Wir können nicht unterliegen, wenn wir alle zusammenstehen, um mit vereinter Kraft die in immer größerem Maße erforderlich werdenden militärischen und wirtschaftlichen Kriegsmittel zu schaffen.

Immer größer wird das heimische Heer unserer Brüder, die in der Tiefe heißer Schächte oder vor glühendem Feuer uns die Waffen schmieden, welche unsere Feinde vernichten und uns einen ehrenvollen Frieden bringen sollen. Immer schwieriger wird diesen unseren Brüdern die Arbeit und fast unmöglich wird sie, wenn die schwer arbeitenden Männer und Frauen, denen die natürlichen Hilfsquellen nicht in gleichem Maße wie uns zur Verfügung stehen, — nicht so viel Nahrung bekommen, wie zur Aufrechterhaltung ihrer vollen Arbeitskraft erforderlich ist.

Unsere vaterländische Pflicht ist es darum, alles zu vergessen, was uns Landwirte wohl manchmal bedrückt und verbittert hat. In noch höherem Maße als je zuvor ist es heute unsere vaterländische Pflicht, unsere ganze Kraft freudig in den Dienst der Erzeugung von Lebensmitteln für unser Volk zu stellen. — Jede wenn auch noch so große Schwierigkeit

muß überwunden, — jedes Opfer muß gebracht —, jede Kraft muß angespannt werden, um zu schaffen, zu erhalten und unserem Heer und Volke zu geben, was es braucht, um mit uns den endlichen vollen Siegespreis zu erringen.

Wie der eine Teil unseres Volkes in beispiellosem Heldentum im Felde gegen eine Welt von Feinden kämpft und ein anderer Teil in rastlos schwerer Arbeit uns die militärischen Kriegsmittel schafft, so wollen auch wir Landwirte unter Hintansetzung aller eigenen Wünsche, wo und wie immer es geht, für die Ernährung unserer Kriegsarbeiter sorgen und freudig alles hingeben, was wir mit Gottes Hilfe in mühseliger Arbeit unserm Boden abgewinnen und nur irgend selbst entbehren können.

Hindenburg vertraut und mit ihm und durch ihn vertraut das ganze deutsche Volk auf uns. So wollen wir denn freudig jedes Opfer bringen, welches der Ernst einer — unsere ganze Zukunft entscheidenden — Zeit von uns fordert.

Deutsche Landwirte, schafft und gebt, bis der endliche volle Sieg über alle unsere Feinde und ein der Größe unserer Opfer entsprechender Friede errungen sein wird!

Heimattreue.

Von Rektor a. D. Wilh. Edel in Bonn.

Wieder ward der alte Spruch uns teuer:
Sei getreu bis in den Tod!
Echtes Gold bewähret sich im Feuer,
Echte Treue in der Not.

Tausend Nöte halten uns umklammert,
Grimme Feinde allerwärts.
Dennoch nicht gezagt, nicht feig gejamert,
Treue panzert jedes Herz!

Opfern draußen unsre Kämpferscharen
Heimattreu ihr Heldenblut —
Uns daheim ziemt's, allem Treue wahren,
Was vertraut ist unsrer Gut.

Unser sorgend Herz der lieben Jugend,
Daß ihr Leib und Seel gedeih,
Daß sie wachse stets an wahrer Tugend
Und der Väter würdig sei!

Treue unserm heimatlichen Herde,
Daß in dieser schweren Zeit
Er Verwaisten eine Zuflucht werde
Und ihn keine Schuld entweicht!

Treue Pflege all den blut'gen Wunden,
Die des Krteges Geißel schlägt!
Wundem Herzen Trost in Trauerstunden,
Daß den Schmerz es leichter trägt!

Unzertrennlich durch die Not verkettet,
Durch die Treue fest geeint,
Ringet wir, bis unser Volk gerettet
Und des Friedens Sonne scheint!

Der Laacher See in Winters Bann.

Von Gymnasialdirektor Dr. Niepmann, Bonn.

Der Laacher See steht mir unter Seinesgleichen am höchsten. Zwar verhehle ich mir nicht, daß die bescheideneren Maße des Pulvermaars in harmonischem Verhältnisse zu den umrahmenden Höhen stehen, daß die melancholische Stille und Dede des Totenmaars stärkere Empfindungen auslöst. Gern suche ich

von Zeit zu Zeit jene Vertlichkeiten auf und lasse ihre Reize auf mich wirken; aber wenn ich sie eine Weile genossen, greife ich nicht ungern wieder zum Wanderstabe und verlasse sie voll befriedigt, aber ohne Bedauern. Vom Laacher See fällt mir das Scheiden stets schwer, an ihm möchte ich immer noch länger weilen.

Oft stand ich auf seinen Höhen, lagerte an seinen Ufern und durchwanderte seine Wälder, wenn das erste Grün sproßte, wenn sie in vollem Laubschmuck prangten, wenn der große Farbkünstler Herbst sie im bunten Gewande erstrahlen ließ, und wenn des Winters Schnee die Zweige deckte. Ich sah den See und seine Umgebung in hellem Sonnenschein und trübem Wolken-schleier; ich sah den Wasserpiegel, wenn er in stiller Ruhe regungslos lag, und wenn der Weststurm seine Wässer aufrührte. Aber so wie heute sah ich das alles noch nicht, und das verdanke ich in letzterem Grunde der Kohlenknappheit und meinem Jungen. Der brachte an einem Tage der heurigen Notferien die Nachricht, daß der Laacher See zugefroren sei, und schlug vor,

Mühe des Wanderns wurde reichlich aufgewogen durch die prächtigen Ausblicke auf die im Winterkleide prangenden Höhen. An der Wegkreuzung im Walde hielten wir eine kurze kühle Frühstückspause; dann gings beschwerlich auf kaum betretenen Hohlwegen in südlicher Richtung durch den Wald bergauf bis zur Höhe und in beschleunigtem Tempo drüber hinab zum Ufer des Sees. Wir erreichten es in der Nähe der von den Jesuiten während ihres zeitweiligen Besitzes der Abtei begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Gebäudes. Rasch wurden die Schlittschuhe angelegt, und hinaus gings auf die weite vor uns liegende Fläche zur Mitte des Sees. Der sportliche Genuß wurde beeinträchtigt durch die Schneedecke, die auf dem Eise lagerte, und mein Junge klagte, daß die Achten, Dreier und Schleifen nicht recht gelingen wollten. Mich kümmerte das wenig, um so ungestörter konnte ich mich dem Genuß der wundervollen Landschaftsbilder hingeben. Von der im Glanze der Mittagssonne glühenden Schneefläche hoben sich wirkungsvoll die dunkleren Waldhöhen im Norden, Osten und Westen ab; nur die franze-



Der Laacher See im Eispanzer.

Die eisfreie Stelle befindet sich über einer kohlen-sauren Quelle. Aufgenommen von Landschaftsphotograph Heinr. Groh in Bonn.

diese seltene Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen zu benutzen. Der Entschluß war schnell gefaßt; am nächsten Morgen sahen wir im Zuge nach Brohl. Es war zwar nicht der von mir in Aussicht genommene Eizug 6.57 Uhr von Bonn — der war wegen der Kohlenknappheit ausgefallen —, sondern sein Vorkäufer, der fahrplanmäßig schon 40 Minuten früher hatte fahren sollen, aber so viel Verspätung hatte, daß wir noch eine halbe Stunde auf ihn warten mußten. Vom Bahnhof Brohl folgten wir bis Schweppenburg der Tönissteiner Straße und bogen hier links ins Heilbronner Tal ein. Während auf den Südhängen des Brohltals die Sonne den Schnee schon stark abgeschmolzen hatte, prangte hier König Winters Reich noch in ungetrüübter Pracht, und wir empfingen den ersten Vorgeschmack der Herrlichkeiten, die unser am heutigen Tage warteten. Während der Fußweg im Tale gut angetreten war, vollzog sich der Aufstieg zur Hochfläche von Kell nicht ganz mühelos. Der steile Pfad hatte mehrfach vereiste Stellen, die weglos im tiefen Schnee seitlich umgangen werden mußten. Die Straße von Kell zum Lydiaturm war tief verschneit und wenig begangen; aber die

schmückte Höhe im Süden erglänzte im fleckenlosen Firngewand. Ueber den niedrigeren Rahmenhöhen ragten der Hochsinner im Süden, der Gänsehals im Westen, der Kruster Ofen im Osten empor, alle drei dem Auge gleichzeitig sichtbar, was vom Ufer aus nirgends möglich ist. Und was den Reiz der Bilder wesentlich erhöhte, war wenigstens für mich der Umstand, daß wir es allein genossen. Nirgends war ein Mensch zu sehen, obwohl zahlreiche Fuß- und Schlittschuhspuren zeigten, daß wir Vorgänger gehabt hatten; auch die Gebäudegruppe von Maria Laach lag anscheinend ganz verlassen da, nicht einmal eine Rauchsäule stieg zum Himmel empor. Kreuz und quer fuhren wir über die weite Fläche; nirgends waren offene Stellen bemerkbar. Das dürfte selten und nur in so strengem Winter wie der heurige der Fall sein. Dagegen friert der See öfter zu, als man wohl denkt, zuletzt, wie mir einer der Herrn Paters von Maria Laach freundlich mitteilte, im Jahre 1909. An den länger offenen Stellen sammeln sich dann Hunderte von Wasserhühnern, und in ihrem Gefolge zahlreiche Füchse, die ihnen nachstellen und sie auf dem Eise beschleichen. Bei der so plötzlich und scharf einsetzenden Kälte

dieses Winters kam es oft vor, daß die Hühner fest froren und so, unfähig zur Flucht, Meister Reinede zur bequemen Beute wurden, der sie bis auf die im Eise steckenbleibenden Beinchen in Ruhe verzehrte. Einer der Räuber büßte mitten auf dem See sein Jagdrevue damit, daß es ihm ähnlich erging. Klosternechte fanden ihn, allerdings schon verwendet, mit den Läufen im Eise festgefroren.

Da uns die Eisfläche keine Tafelfreuden bot, trieb uns nach einiger Zeit der Hunger, umgekehrt wie Meister Reinede, ans Land ins nahegelegene Gasthaus, wo eine gute Mahlzeit, allerdings weder Wasser- noch Landhühner, uns für weitere Eisfahrten stärkte. Als wir zum See zurückkehrten, trafen wir dort mehrere Gesellschaften, die hier Schlitten fuhren, teils Schlittschuh laufen, auch zahlreiche Kinder, die sich mit Schlidern vergnügten. Die Sonne schien noch so leuchtend wie am Morgen, und kein Zug der Landschaft hatte sich verändert. Aber der Zauber der Einsamkeit war von ihr gewichen, und die Stimmung der wunderbaren Vormittagsstunden lehrte nicht zurück. Doch die Erinnerung davon ist geblieben und lebt noch heute in mir mit derselben Stärke wie am Abend jenes wunderbaren Tages, als wir auf dem Sattel der Südumrahmung standen und wohl einen langen, langen Blick zurücksandten auf das herrliche, von den letzten Strahlen der Abendsonne überflossene Rundbild.

Wintertage.

Erinnerungen aus vergangener und jüngster Zeit
von Karl Breuer, Vorsitzendem der D.-G. Neufß.

Heute haben wir noch einmal einen von den alten Wintern, so hören wir die Leute im Kriegsjahre 1917 so häufig sagen, und in der Tat, diese Worte haben ihre Berechtigung. Die außergewöhnliche und dabei andauernde strenge Kälte mit ihrem Eis und Schnee erinnert mich an meine längst dahin gegangene Jugendzeit, die ich im schönsten Städtchen der Westeifel im trauten Elternhause verlebte habe. Noch heute zehre ich an der Erinnerung schön durchlebter Zeiten; brachte doch jede Jahreszeit ihre Abwechslung, wovon wir Kinder denn besonders im Winter reichlich Gebrauch machten. Wie freute die damalige Schuljugend sich, wenn die ersten Schneeflocken in wildem Tanz über Berg und Tal wirbelten und bald Flur und Hain ins schönste weiße Kleid gehüllt hatten. Zu lange dauerte es uns, bis der gute alte Lehrer, der längst das Zeitliche gesegnet, uns aus der Klasse entließ.

Die Rodel und der ortsübliche Schlitten wurden aus ihrem Versteck geholt, nachgesehen, ob noch alles in Ordnung war, und dann ging's mit Heißa hinaus zum Schlittensahren. Bereits vor 50 Jahren wurde in der Eifel und besonders in unserem Bergstädtchen Rodelsport getrieben, eignete sich doch die dortige Gegend mit ihren zu Tal fallenden Landstraßen und abschüssigen Wegen ganz besonders dazu, und die Jugend von dazumal durfte Anspruch drauf machen, den Rodelsport zum mindesten so gut zu verstehen, wie die modernen Sportler aus den Städten, die heute in hellen Scharen die Eifel aufzusuchen pflegen.

Je abschüssiger, glatter und gefährlicher die Bahn, desto lieber benutzten wir dieselbe, wurden doch mitunter zu allem Ueberfluß noch künstliche Hindernisse, Schneewälle oder gar kleine Gräben eingebaut; mitunter wurden sogar zwei Schlitten kreuzweise aufeinander gestellt; wir nannten dieses einen Postschlitten, kurz Post, und es mußte schon ein ganz tüchtiger Lenker (Kehrer) sein, wenn derselbe seine wertvolle Ladung, häufig aus 8—10 Personen bestehend, auf steiler Bahn zu Tal brachte.

Mitunter gab es auch zerschundene Schienbeine, verrentete oder gar zerbrochene Glieder und zerrissene Hosen, zum großen Leidwesen des besorgten Mütterleins, und wenn wir alsdann zwischen Tag und Dunkel nach Hause schliefen und uns einer Revision unterziehen mußten, kam das dicke Ende nach, und zwar in Form von Strafen und Verboten.

Am nächsten Tage waren die vorher gefassten Vorsätze in der Regel in alle Winde zerstreut, und mit neuem Mut besetzt sah uns die Rodelbahn wieder. Zwar lebten wir in fortwährender Fehde mit dem alten Polizeidiener, vor dem wir Jungens einen höllischen Respekt hatten, sowie mit den Fuhrleuten, deren Pferden wir die Bahn allzu spiegelblank rodelten; in der Regel störten wir uns jedoch wenig an diese Schattenseiten des Sports, denn Jugend hatte schon damals wenig Tugend, aber schnellere Beine wie die hl. Hermandad und alle schimpfenden Fuhrleute.

Wenn denn alles nicht half und wir Jungens es zu toll trieben, ordnete der sonst recht gemütliche alte Herr Bürgermeister an, daß die Schlittenbahnen mit Asche bestreut werden müßten. Jedoch wir Rodelprinzen von dazumal wußten uns zu helfen, indem wir insglamant Schnee auf die Bahn warfen und dann mit Wasser begossen; nach einer kalten Nacht waren dann die letzten Dinge schlimmer wie die ersten.

Wenn in früheren Jahren die Bahn tagsüber der Jugend gehörte, so machten abends nach getaner Arbeit die Erwachsenen davon Gebrauch, vergnügten sich am schönen Sport, und bis spät in den Abend hinein konnte man beim Mondenschein und sternklarem Himmel die Schlitten zu Tal sausen sehen, daß einem Hören und Sehen verging. Heute mag auch in meinem alten schönen Heimatstädtchen in dieser Beziehung manches anders geworden sein, vielleicht oder gar bestimmt ist auch dort wie allerwärts die moderne Welt eingezogen und hat manche Neuerung mitgebracht, die nur Leuten vom alten Schlage nicht immer schön erscheint.

Nun lebe ich seit mehr denn 30 Jahren am Niederrhein, und wenn ich in den ersten Jahren meine liebe Eifel mit ihren Bergen und stillen Tälern zwar sehr vermisst habe, so fühle ich mich doch heute wohl hier.

Für den Naturfreund gibt es auch hier Stoff und Abwechslung zur Genüge; man muß nur hinaus in Gottes freie Natur ziehen, beobachten und sich an allem erneuen und erbauen, was dieselbe in der betreffenden Jahreszeit bietet.

Heute z. B. machte ich einen Spaziergang zum Rhein, der von meiner Wohnung in 20 Minuten zu erreichen ist. Begleiten Sie mich gefl. in Gedanken, vielleicht kommt der eine oder andere Leser dieser Zeilen zu der Erkenntnis, daß man beobachtend bei gutem Willen immer und überall eine Fülle von reizenden Eindrücken schöpfen kann.

Der Winter ist augenblicklich auch hier mit seiner ganzen Strenge eingezogen; eine vornehme Ruhe liegt über der ganzen Landschaft, es ist ein klarer heller Tag, soweit das Auge reicht beschneite Fluren; die nahe Großstadt auf der anderen Rheinseite erscheint in duftigem Schleier.

Die Sonne steht schon ziemlich hoch und glitzert und funkelt in den Taufenden von Eis- und Schneegebilden, die Bäume, Sträucher, Gräser und Schilf umkleiden. Die noch vor wenigen Wochen gewaltig zu Tal ziehenden regenschwellten Fluten des alten Vater Rhein haben sich wieder ins Flußbett zurückgezogen. Windeis bedeckt die vorher überschwemmt gewesenen Rheinwiesen, und Saumeis umzieht den Strom, auf dessen beweglichem Spiegel eine Schuppendede von kreisenden und sich aufstürmenden Schollen ständig an mir vorübergleitet. Zuweilen stoßen diese kleinen und großen Schollen, die kleinen Inseln gleichen, mit lautem Getöse aufeinander; dann türmen sie sich knirschend empor, um sich bald darauf, vom kreisenden Strudel des Stromes zurückgezogen, mit den anderen Schollen zu vereinigen. Noch betrachten wir mit vielem Interesse das lebendige stete Treiben der Eismassen und schon lenken mit einem Male Gruppen von Lögeln unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zuerst wie schwarze Punkte aussehend, bewegen sie sich immer näher kommend auf dem Treibeis. Jetzt beobachten wir, daß es unzählige wilde Enten sind, die zumeist still auf dem Eise hocken, auf demselben herum watscheln oder gar in der Nähe der übrigen hin und wieder untertauchend, munter herum schwimmen. Scheu wie die Tierchen nun einmal sind, haben sie uns bald bemerkt, und wie auf ein Zeichen erhebt sich die ganze Gesellschaft, um mit weit vorgestrecktem Halse über das Wasser stromaufwärts abzustreifen und schließlich schwerfällig

mit klatschendem Schläge an einer eisfreien Stelle einzufallen. Es ist auffallend, in welcher großen Anzahl diese Vögel urplötzlich auf dem Rhein auftreten, sobald sich derselbe mit Treibeis bedeckt.

Die Erklärung dazu dürfte leicht gefunden sein. Alle Teiche und Seen sind mit einer festen starren Eisdede überzogen. Der Hunger nötigt die Wasservögel, ihren bisherigen Aufenthaltsort zu verlassen und Flüsse und Ströme aufzusuchen, die mehr oder weniger eisfrei sind und noch einige Nahrung bieten.

Wenn schon beim Anblick des in der Regel gutgenährten Entenvolkes mit seinem glänzenden Gefieder das Jägerherz höher zu schlagen beginnt, hat eine Entenjagd bei Treibeis auf dem Rheine zumeist wenig Erfolge. Sind die Vögel angeschossen oder gar tödlich getroffen, tauchen dieselben sofort unter Wasser und verenden meist unter den Schollen; den Kahn kann man wegen der Gefahr nicht benutzen, und den Hund darf man der großen Kälte wegen nicht verwenden.

Außer den Enten bemerken wir weitergehend weitere nordische Gäste. Möven sind es, die in elegantem Fluge über das Wasser dahinschweben. Ab und zu lassen dieselben sich auf das Wasser nieder, um Nahrung aufzunehmen und sich auszuruhen. Seltener sieht man auf dem Rheine wilde Gänse; meist beobachtet man dieselben hoch in den Lüften fliegend auf ihren Wanderungen; den nordischen Vogel Strauß, die Trappe, konnten wir während der letzten Jahre häufiger in der Rheinniederung bemerken, und manches schöne Exemplar dieses seltenen und scheuen Vogels fiel der edlen Weidmannslust zum Opfer.

Nach langer Wanderung verließen wir den Rhein, um landeinwärts gehend auf anderen Wegen den Rückweg nach Hause anzutreten. Zunächst kommen wir an einem größeren Bauernhofe vorüber. In der Nähe desselben ziehen eine Unmenge von kleinen und großen Vögeln unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es sind meist einheimische Vogelarten; alle hat der Hunger in die Nähe der menschlichen Wohnung getrieben, wo dieselben immerhin eher Nahrung zu finden hoffen, wie draußen im zugeschnittenen freien Felde.

Sehr schein scheinen diese Wald- und Feldbewohner nicht einmal zu sein, beim Näherkommen bemerken wir recht deutlich Finken aller Art, Rotkehlchen, Schwarzdrosseln, Meisen usw., alle sind emsig hin- und herhüpfend dabei, Nahrung suchend ihren Hunger zu stillen. Auch den Tieren, ob groß und klein, tut Hunger weh, und deshalb sollte man besonders während des strengen Winters nicht verabsäumen, den armen Vögeln möglichst Futter zugänglich zu machen. Im Sommer dürfen wir ihres Dankes versichert sein. Wir hatten noch das seltene Glück, an einem Seitengewässer einen einsam fischenden Eisvogel in seinem grün und bläulich schimmernden Prachtgewande beobachten zu können. Auch diese Tierchen finden sich nur im Winter bei uns ein; es sind Einsiedler, nie trifft man sie in Gesellschaft anderer Vögel an.

Abwärts vom Wege bemerken wir Hunderte und abermals Hunderte von Krähen, es sind sogenannte Nebelkrähen, die bei Beginn des Winters aus dem Osten und Norden Europas kommend, unser milderer Klima aufzusuchen pflegen. Näher kommend bemerken wir, daß ein großer Teil derselben sich an einem verendeten Hasen zu schaffen macht, der wohl infolge der Kälte durch Anstoß oder gar Krankheit eingegangen ist; lange wird es jedenfalls nicht gedauert haben, bis auch der letzte Happen Freund Lammes dahin war.

Allmählich gelangen wir ins Weichbild der Stadt. Bevor wir jedoch nach Hause kommen, bemerken wir in einem Garten nicht weniger wie 6 verendete Schwarzdrosseln. Die armen Tierchen haben jedenfalls infolge der großen Kälte oder wegen Mangel an Nahrung ihr Leben lassen müssen.

Nach mehrstündigem Spaziergange sind wir wieder zu Hause im gemütlichen Heim angelangt, es ist Abend geworden. Wir plaudern noch lange über das Schöne und Interessante, welches wir an einem schönen und hellen Wintertag am Niederrhein im Kriegsjahre 1917 sehen und beobachten durften.

Ein Mävchen?

Kleines Mävchen, hobst du wieder
Froh dein leuchtendes Gefieder,
Flogst aufs weite Meer hinaus,
Um den Britenleu zu jagen,
Ihn zu packen fest am Kragen,
Bis ihm geht der Atem aus?

Höre schon die Nixen lachen,
Wenn der Feinde stolze Nachen
Sinken zischend auf den Grund.
Seh den alten Meerergott schmunzeln,
Wenn John Bull mit Stirnerunzeln
Zuseh'n muß dem Flottenschwund.

Fliege, kühne Mäve, fliege,
Lichtgestalt im blut'gen Kriege,
Fege ringsum rein die Flut,
Daß am Themsestrand der bleiche
Teufel ob der Mävchenstreiche
Bersten möcht vor inn'rer Wut.

Und dann lehr' mit leichten Schwingen,
Frohe Kunde uns zu bringen,
Kleines Mävchen, schnell nach Haus,
Bring' uns mit auch viel Dutaten,
Daß wir deine Heldentaten
Feiern hier beim Festtagschmaus.

Essen.

M. G ö r g e n.

Etwas über Geschütze und deren Wirkung.

Von Prof. Dr. P. Eversheim, Bonn.

Dem fleißigen Eifelwanderer ist es wohl bekannt, daß man in verschiedenen Gegenden der Eifel den Geschützdonner von der Westfront deutlich vernehmen kann; gar häufig ist er wohl schon stehen geblieben, wenn ein besonders starkes Rollen an sein Ohr gelangte oder das Beben des Trommelfeuers mit erschreckender Deutlichkeit zu vernehmen war. Mancherlei Fragen mögen ihn dann wohl beschäftigt haben, während er vielleicht allein die einsamen Höhen überschritt, Fragen, die sich unwillkürlich stellen, etwa nach der Entfernung von der Stelle des Kampfes, nach der Gewalt der Kräfte, die dort entfesselt werden, und anderes mehr — so ist es wenigstens dem Schreiber dieser Zeilen oft ergangen, und die Folge waren allerhand Betrachtungen, die sich an die Wahrnehmungen angeschlossen. Diese Betrachtungen führten zu interessanten Zahlen, und es ist vielleicht manchem Leser unseres Vereinsblattes nicht unerwünscht, auch von anderer Seite etwas über einen Gegenstand zu erfahren, mit dem er sich vielleicht schon öfters beschäftigt hat.

Zunächst müssen wir uns kurz der Vorgänge erinnern, die sich bei jeder Schallerregung abspielen. Bekanntlich löst der Schall eine Wellenbewegung im umgebenden Medium, also in der Luft, im Wasser oder im Erdreich und dergleichen aus, und diese Wellenbewegung pflanzt sich im allgemeinen strahlenförmig von der Schallquelle aus fort, etwa wie das Licht von der Sonne, und wir können von einem bestimmten Schallstrahl sprechen. Trifft ein solcher Schallstrahl auf ein Hindernis, etwa auf eine Felswand, so wird er zum Teil eindringen, dort einen Teil seiner Energie abgeben, zum andern Teil zurückgeworfen, reflektiert. Trifft der Schallstrahl senkrecht auf, so gelangt er nach der Reflexion wieder zur Schallquelle zurück; das Echo bietet ein Beispiel; trifft er nicht senkrecht auf, so erfolgt die Reflexion symmetrisch zum Einfallswinkel. Für die Reflexion ist es aber durchaus nicht notwendig, daß der Schall auf eine feste Wand auftrifft, es genügt vielmehr ein gleich-

artiges Medium, also etwa Luft, von größerer Dichte, wie sie sich bei starken Temperaturunterschieden einstellt. Auch hier bietet das Echo ein Beispiel: man beobachtet es häufig in Ebenen, die gegen einen Hochwald angrenzen. Die Luftschicht über der Ebene, von der Sonne bestrahlt, bildet das dünnere, die kühle Waldluft das dichtere Medium.

Diese Betrachtungen vorausgeschickt, können wir nun ein eigentümliches akustisches Phänomen besprechen, das im jetzigen Kriege besonders deutlich in die Erscheinung tritt und auch in der Eifel beobachtet wurde. Diese Erscheinung besteht darin, daß zwischen der Schallquelle und demjenigen, der in großer Entfernung den Schall vernimmt, gewisse Geländestriche vorhanden sind, wo vom Schall absolut nichts zu vernehmen ist, obgleich die Entfernung bis zur Schallquelle geringer ist und offenes Gelände vorliegt. Man hat derartige Stellen abnormer Hörbarkeit als „Zone des Schweigens“ bezeichnet. Der Name ist freilich schnell genug gegeben, nicht so die einwandfreie Erklärung, die in der Tat noch aussteht. Man darf aber wohl annehmen, daß Wind und Temperatur von wesentlichem Einfluß auf die Schallrichtung sind. So ist wahrscheinlich, daß der Schallstrahl zunächst auf geneigter Bahn empordringt und an den oberen Luftschichten infolge der durch plötzliche Temperaturunterschiede bedingten Dichteunterschiede reflektiert wird und danach wieder zur Erdoberfläche zurückgelangt. So würde es sich erklären, daß das Zwischengelände von den Schallstrahlen nicht getroffen wird und eine Schallwirkung dort nicht zustande kommt.

Wer den fernen Kanonendonner vernimmt, hat meist das Empfinden, als sei das Geschütz erst wenige Augenblicke vorher abgefeuert worden, und obwohl jedermann aus eigener Anschauung weiß, daß der Schall eine gewisse Zeit zur Fortpflanzung nötig hat, so kann man sich doch kaum vorstellen, daß unter Umständen zwischen Abfeuern und Hören ein geraumer Zeitraum liegt. Ein Beispiel wird uns darüber belehren.

Auf den Höhen bei Bonn vernimmt man deutlich einzelne Schüsse schweren Kalibers von der Westfront. Nehmen wir eine mittlere Entfernung von 200 Kilometer an^{*)}, so läßt sich die Zeit, die der Schall benötigt, um diese Strecke zu durchlaufen, leicht berechnen. Man hat nämlich durch Experimente nachgewiesen, daß der Schall in der Sekunde etwa 330 Meter Wegstrecke zurücklegt, wenn keine abnormen Verhältnisse vorliegen. Legen wir diese Zahl zugrunde, so ergibt sich eine Dauer von 10 Minuten. Das Geschütz wurde also bereits vor dieser Zeit abgefeuert, ehe wir die Detonation vernahmen.

Es müssen gewaltige Kräfte sein, die imstande sind, die Luft auf diese beträchtliche Entfernung hin und im weiten Umkreise in Erschütterung zu versetzen, denn wir müssen uns wohl der Tatsache bewußt bleiben, daß das Trommelfell des Ohrs, durch die bewegte Luft in Schwingungen versetzt, erst die Wirkung dem Gehirn übermittelt, und wenn wir hier wieder die Verhältnisse an einem Beispiel zahlenmäßig verfolgen, so werden wir eine Vorstellung davon bekommen, welche Gewalten es sind, die jene Wirkungen auslösen. Zu dem Zwecke betrachten wir ein großkalibriges Geschütz in dem Augenblick, da es seine Ladung abgibt, da das Geschütz den Lauf verläßt, und stellen uns die Frage: welche Wucht wohnt in diesem Augenblicke dem Geschöß inne und womit etwa können wir sie vergleichen? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir das Gewicht des Geschosses sowie dessen Geschwindigkeit kennen, ersteres wird in Kilogramm, letzteres in Meter pro Sekunde angegeben. Kennen wir beides, so läßt sich daraus die sogenannte Mündungsenergie in Pferdestärken berechnen, ähnlich wie die Leistung einer Dampfmaschine. Unter Pferdestärke versteht man bekanntlich die Arbeit, die geleistet wird, wenn 75 Kilogramm in

der Sekunde 1 Meter hoch gehoben werden, oder allgemeiner ausgedrückt: wenn die Kraft von 75 Kilogramm pro Sekunde auf einer Wegstrecke von 1 Meter wirkt. Nun wäre es ja recht interessant, das Beispiel an der „Diden Bertha“ auszurechnen, indessen sind mir die erforderlichen Zahlen z. Zt. nicht zur Hand, wir begnügen uns daher mit einem geringeren aber immerhin noch recht ansehnlichen Kaliber von etwa 36 Zentimeter und legen für unsere Berechnung runde Zahlen zugrunde: Gewicht des Geschosses 600 Kilogramm, Geschwindigkeit beim Verlassen des Geschützrohres 900 Meter in der Sekunde. Die dem Geschöß vermöge der seiner Masse erteilten Geschwindigkeit innewohnende Mündungsenergie (kinetische Energie) berechnet sich danach zu 325 000 Pferdestärken! Das Geschöß leistet aber in diesem Augenblick eine zehnmal größere Arbeit als die Maschinen eines der größten Ozeandampfer, wenn wir dessen Leistung zu 35 000 Pferdestärken annehmen. Allerdings erstreckt sich diese enorme Arbeitsmenge auf den kurzen Zeitraum von wenigen Sekunden, auch nimmt ja die Energie bis zum Auftreffen des Geschosses ständig ab. Das ununterbrochene dumpfe Tönen von der Westfront erinnert uns aber daran, daß solche Gewalten jeden Augenblick entfesselt werden. Wer vermöchte die ungeheuren Zahlen über die täglich im großen Völkerringkampf verschwendeten Energien anzugeben, Energien, die in friedliche Bahnen gelenkt, ausgenutzt zur Licht und Wärme spendung, den Menschen auf Jahre hinaus mit den Wohltaten der Kultur gesegnet hätten!

Amerika im Weltkrieg.

Gedrängte Teilwiedergabe eines Vortrages, gehalten von H. J. Moesch, im Festsaale des Deutschen Gesellenhauses in Brüssel unter dem Vorsitz von Herrn P. Rektor Dr. Leyendeker.

Von all den spannenden Fragen der Jetztzeit gibt es wohl kaum eine brennendere als die: „Was will Amerika?“

Obwohl die restlose Beantwortung dieser Frage z. Zt. noch nicht möglich ist — die muß Amerika erst selbst geben — so dürfte es trotzdem nicht ohne Interesse sein, uns etwas in diese Frage zu vertiefen und zu versuchen, soweit bisherige Geschehnisse es gestatten, zu ihr Stellung zu nehmen.

Zuerst fallen auf die großen Widersprüche zwischen amerikanischen Worten und Handlungen. Präsident Wilson sang zu verschiedenen Malen das hohe Lied der Menschlichkeit und wahrer Neutralität, aber die amerikanischen Lieferanten von Kriegsmaterial haben eine Begleitung zu diesem Liebesgemäch, die so hoffnungslos falsch klingt, daß auch die unmusikalischsten Amerikaner die schrillen Mißtöne heraus hören müßten, wenn sie nicht etwa zu den Tauben gehören, die nicht hören wollen. Wie sich Amerika aus diesen Widersprüchen herausfinden wird, muß die Zukunft — vielleicht eine sehr nahe — lehren.

Soviel kann jetzt schon gesagt werden, daß die parteiische und unneutrale Stellungnahme der Regierung der Vereinigten Staaten und leider auch der Mehrheit des Volkes ein sehr trauriges Kapitel in der Geschichte des Weltkrieges bildet. Von einem demokratischen Präsidenten, wie es Wilson doch ist, hätte Deutschland um so weniger Unfreundlichkeit und um so mehr Verständnis erwarten dürfen, als doch eine deutschfreundlichere Politik in der Ueberlieferung der demokratischen Partei lag. Ich erinnere an seinen demokratischen Vorgänger, Präsident Cleveland, der nicht nur den Deutsch-Amerikanern gerecht zu werden suchte durch Aufnahme des bekannten Karl Schurz in sein Ministerium, sondern auch gegen englische Uebergriffe sehr energisch Stellung zu nehmen wußte. Wie anders Präsident Wilson, der, wenn er zu irgend einer Zeit deutschfreundliche Umwandlungen gehabt haben sollte, es meisterhaft verstanden hat, sie zu verschleiern!

Über abgesehen von den Ueberlieferungen der demokra-

^{*)} Es liegen Beobachtungen vor, daß der Schall aus schweren Mörsern vor Verdun sich über die außerordentliche Entfernung von 370 Kilometer fortplanzte! (Näheres siehe Meteorol. Zeitschr. 33, S. 177—179, 1916).

tischen Partei, sprächen noch andere Gründe für eine deutschfreundliche Stellungnahme Amerikas. Hat doch Preußen (Deutschland) schon gelegentlich des Unabhängigkeitskrieges der Union große Dienste geleistet, besonders durch Steuben, der die amerikanische Armee organisierte, durch General von Kalb, der für die junge Republik sein Leben ließ, nachdem er für sie bedeutende Siege über die Engländer errungen hatte. Und dann: wie viele Millionen bester und sehr willkommener deutscher Einwanderer kamen nicht nach drüben, die für die landwirtschaftliche und industrielle und nicht minder für die geistige Entwicklung des Landes großes geleistet haben. Zählt doch Amerika heute 11 Millionen Einwohner deutscher Rasse, davon 3 Millionen in Europa geboren sind. In 30 Millionen Amerikanern ist deutsches Blut.

Es darf ja nicht verschwiegen werden, daß der politische Einfluß der Deutsch-Amerikaner äußerst gering ist und im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Zahl steht.

Der Hauptgrund dafür ist wohl zu suchen in der nur geringen Erhaltungskraft des Deutschtums, das nur äußerst selten bis in der dritten Generation, nicht sehr häufig schon in der ersten, meistens aber in der zweiten Generation in seiner neuen Umgebung aufgeht. Geschäftlich mag dieses Anpassungsvermögen Vorteile haben, national und politisch hat es große Schattenseiten, wie folgende Zahlen beweisen.

Die Zahl der in Amerika lebenden oder in Europa geborenen Engländer beträgt rund 1.700.000, die der Irländer 1.600.000, die der Deutschen 3.000.000.

Da die Irländer zum weitaus größten Teil als antienglisch angesprochen werden können, ergibt sich aus obigen Zahlen, daß die in Amerika lebenden (aber in Europa geborenen) Deutschen die der Engländer um das Doppelte übersteigt, trotzdem ist der englische Einfluß im Verhältnis zum deutschen allmächtig. Damit soll in keiner Weise verkannt werden, wie treu eine große Zahl Deutsch-Amerikaner an Deutschland hängt und in wie hervorragender Weise sie nach dieser Richtung gewirkt hat. Aber es erseht das leider in keiner Weise das Fehlen jeglichen politischen Einflusses. Freilich entschuldigt dieser für Deutschland verhängnisvolle Zustand ebensowenig Amerikas parteiische und unfreundliche Haltung.

Es läßt sich ja auch darüber rechten, ob die übrigen Neutralen in jeder Beziehung unparteiisch und streng neutral waren. Wirkliche Sympathie hat uns — vielleicht Schweden ausgenommen — kein neutrales Land gezeigt, schließlich war das aber auch schon vor dem Kriege so ein Zustand, an dem wir sicher nicht ganz schuldlos sind.

Immerhin darf man annehmen, daß die Neutralen Europas sich uns gegenüber einer Pflichtneutralität beflissen haben, die nur dann übertreten wurde, wenn die Übertretungen unter dem Druck unserer Gegner als das kleinere Übel erschienen.

Selbst diese Entschuldigung fehlt Amerika, denn zu keiner Zeit und in keiner Weise ist es seit Kriegsausbruch vom Verbände abhängig gewesen, hätte dagegen seinerseits immer über die stärksten Druckmittel verfügen können.

Die Art der von den Vereinigten Staaten ausgeübten Neutralität läßt sich dahin charakterisieren, daß es sich unsern Gegnern gegenüber im Übertretungsfalle stets stillschweigend oder unter platonischem Protest seiner Rechte begab. Bei Deutschland dagegen forderte es, zuweilen in schroffster Form, die Respektierung seiner wirklichen oder vermeintlichen Rechte: Es ist Amerikas unbestreitbares Recht, alle völkerrechtlich nicht als Bannware geltenden Artikel von und nach Deutschland auszuführen. Es verzichtet aber darauf, dieses Recht auszuüben, zu Deutschlands größtem Schaden und zum großen Vorteile unserer Gegner. An und für sich ist Amerika, selbstredend, frei, auf seine Rechte zu verzichten, geschieht aber diese Verzichtleistung zu Kriegszeit zugunsten eines Kriegsführenden und zum großen Schaden des andern, dann ist das zum mindesten eine große Parteilichkeit.

Ebenso ist Amerika frei, Kriegsmaterial an die Kriegsführenden zu liefern. Obwohl völkerrechtlich nicht festgelegt ist, wieviel solchen Materials geliefert werden darf, so muß es doch als unzulässig angesehen werden, daß sich nicht nur der größte Teil der bestehenden metallurgischen Betriebe eines neutralen Staates sondern auch ungezählte Neugründungen auf Waffen- und Munitionserzeugung einrichten, durch die eine Seite der Kriegsführenden in gewaltiger Weise begünstigt und gestärkt wird.

Vor allen Beschränkungen und Sperrungen der Schifffahrt jettens unserer Gegner beugt sich Amerika, mit oder ohne Protest, aber es beugt sich. Kommt Deutschland in die Zwangslage, das gleiche tun zu müssen, unter Einräumungen besonderer Erleichterungen für Amerika, dann will man weder Sperre noch Erleichterungen, sondern man fordert unter schlecht verhüllter Kriegsandrohung im Namen von Ehre, Freiheit und Menschlichkeit das unbehinderte Recht des Reisens in jedes Sperrgebiet.

Besonders bezüglich der U-Boote nimmt Präsident Wilson einen ebenso hartnäckigen wie unlogischen Standpunkt ein. Für die Kampfweise der U-Boote verlangt er strikteste Beobachtung der bisher für Ueberwasserfahrzeuge geltenden völkerrechtlichen Vorschriften, ohne jede Berücksichtigung des Umstandes, daß die Beschaffenheit der U-Boote eine andere Kampfweise bedingt. Und während er die U-Boote als Angriffswaffe statt an die alten Regeln binden will, verläßt er zugunsten der Verteidigung die alten Regeln, indem er die Bestückung der Handelsfahrzeuge, neuerdings sogar an Heck und Bug, für zulässig erklärt, während bislang ein bewaffnetes Handelsschiff zum Hilfskreuzer wurde.

Mit einem Wort: Man will uns eine widersinnige Beschränkung unserer U-Angriffswaffe aufzwingen, während man gleichzeitig zur Verteidigung eine völkerrechtswidrige Neuerung einführt.

Glücklicherweise scheint Deutschland in dieser Sache sein lehtes aber kräftiges Wort gesprochen zu haben.

Nun hat uns Präsident Wilson um die Jahreswende mit einer Friedensbotschaft überrascht, von der man sagen kann, daß sie entweder zu früh oder viel zu spät kam.

Hätte sie irgend einen Zusammenhang mit dem deutschen Friedensangebot, dann wäre es vorzuziehen gewesen, abzuwarten, welche Aufnahme das Angebot bei unsern Gegnern fand. Hatte sich aber Wilson schon länger mit Friedenswünschen herumgetragen, dann hätte es bereits vor 2 Jahren in seiner Hand gelegen, durch gleiche Behandlung der Kriegsführenden den Frieden herbeizuführen. Seine Friedenswünsche, soweit sie echt sind, dürften also auf anderen Gebieten zu suchen sein wie auf dem der Friedenssehnsucht und Menschlichkeit.

Glaubt er nun an die Möglichkeit, daß die Verbandsmächte, Amerikas beste Kunden, den Krieg verlieren können und fürchtet er für deren Solvenz oder ist die Hochkonjunktur für Amerika vorüber und ist es an der Zeit, der Kriegsindustrie andere Wege zu weisen? Wie dem auch sei, man darf ruhig voraussetzen, daß Amerikas Friedenswünsche abhängig sind 1) von dem Interesse des Nationalheiligen St. Dollar und 2) von der Sympathie für unsere Gegner. Mögliche zukünftige politische Konstellationen dürften allenfalls auch noch eine Rolle spielen. — Wie wenig tiefgründig seine Friedenswünsche waren, beweist seine jüngste überaus schroffe und fast kriegerische Stellungnahme gegen Deutschland. Auch können wir uns nur freuen über die Abfuhr, die ihm von den Neutralen, insbesondere von Schweden, zuteil geworden ist.

Die Antwort Schwedens muß für ihn eine äußerst bittere Pille sein, denn sie zeigt in vollendeter Form in und noch mehr zwischen den Linien sein ganzes Sündenregister.

Diese Tonart sollten alle Amerikaner verstehen, auch wenn sie noch so unmusikalisch sind.

Sei dem wie ihm wolle, die Zeit der Worte ist vorüber, jetzt wird getatet in U-dur.



Literarisches und Verwandtes

1. Das stellvertretende Generalkommando des 8. Armeekorps hat den buchhändlerischen Vertrieb des Eifelführers und der für die Herbergsschüler geschriebenen Wanderbücher „Eifelwanderungen“ und „Rheinwanderbuch“ von Hans Hoik auch weiterhin verboten. Dagegen ist der Verkauf an Truppenteile, Reichs- und Staatsbehörden, Stadtverwaltungen, sowie an Verwaltungen von Hochschulen und höheren Lehranstalten (auch für die Herbergsschüler) ohne besonderen Erlaubnischein gestattet. Mittlere und niedere Schulen, sowie zuverlässige Reichsdeutsche können die genannten Führer mit Erlaubnischein des zuständigen Generalkommandos beziehen. Bestellungen und Anfragen sind an den Schriftleiter des Eifelführers Hans Hoik in Rhöndorf am Rhein zu richten. Der Vulkanwegführer von Professor Dr. Follmann und die 180 Tageswanderungen von Hans Hoik sind am 27. Juni 1916 freigegeben worden.

2. „Die rote Erde“, ein Heimatbuch für Westfalen, herausgegeben von Uhlmann-Birterheide mit 5 Kunstbeilagen und Zeichnungen von F. Teubler. Verlag von Fr. Brandstetter Leipzig. In der Januarnummer dieser Zeitschrift wurde das im gleichen Verlag von d'Estier herausgegebene Heimatbuch „Die Rheinlande“ besprochen. Was „Die Rheinlande“ für den Rheinländer, das ist „Die rote Erde“ dem Westfalen, ein Born frohen Heimatstolzes und edler Heimatfreude, worin das Beste zusammengetragen ist, was in gebundener und ungebundener Rede zum Preis des Landes und seiner Bewohner, zu Ehren seiner Männer und Frauen, zum Verständnis seiner geschichtlichen Vergangenheit und seiner staunenswerten neuzeitlichen Entfaltung gesagt worden ist. Die prächtigen Heimatbücher des genannten Verlages bieten ein vortreffliches Mittel, die Liebe zur Heimat zu befestigen und zu vertiefen und geben damit der Liebe zum Gesamtvaterlande eine bodenständige, lebensvolle Grundlage.

Bonn.

Schulrat Dr. Baedorf.

3. **Hr. Fleisch, Die Ständewahl.** Schnell'sche Buchhandlung, Warendorf in Weiff.; Preis Mark 1.—. In mein Standquartier ist mir ein Werkchen nachgeschickt worden, das die ernsteste Beachtung aller Eltern verdient, die mehr darauf sehen, daß ihre Kinder in einen Berufsstand eintreten, der ihrer Neigung, ihrer Veranlagung und ihren sittlichen Fähigkeiten entspricht, als in einen solchen, der, ohne jede Rücksicht auf derartige Voraussetzungen, lediglich die äußeren Vorteile ins Auge faßt. Ein Büchlein voll tiefer Menschenkenntnis und -liebe, voll Idealismus und reifer Erfahrung. Auch die Jünglinge, die Opfern die Schulen verlassen, werden reiche Belehrung aus demselben schöpfen, es wird ihnen ein zuverlässiger Führer, ein gründlicher Berater sein bei der Entscheidung, welcher Lebensberuf für sie geeignet ist, welche Momente sie zu beachten haben, um die allein richtige Wahl zu treffen, um zufriedene, tüchtige und glückliche Menschen zu werden. Es lehrt sie, ihren Stand auch von der idealen Seite aufzufassen, ihn über den so beliebten Nützlichkeitsstandpunkt turmhoch zu erheben. Als Rüstzeug in keiner Schulbibliothek darf das Werkchen fehlen, es wird mehr Segen stiften, als sein unscheinbares Äußeres vermuten läßt. — Von demselben Verfasser ist eine Broschüre erschienen: „Militärjahre“, Preis M. 0,25, die jedem Rekruten, jedem Reservisten und Landsturmmann in dieser schweren Zeit willkommen sein wird; sie bietet ihm Worte der Erhebung und Belehrung, und führt auch den einfachen Soldaten zu einer höheren Auffassung seines Standes. Darum hinein mit ihr in jedes Feldpostpaket!

Beim Roten Halbmond.

Dr. Barthels, Kammerherr.

Mitteilungen aus den Ortsgruppen

Ortsgruppe Cöln.

Briefadresse: Eifelverein, Ortsgruppe Cöln, Banrischer Hof.

Wanderplan für April und Mai.

Sonntag, den 22. April. Tageswanderung: Ins Berggebiet bei Rolandsed. 25 Kilom. Ab H.-B. 7.30 Uhr. Führer: Forsbach und Steinbüchel.

Sonntag, den 6. Mai. Tageswanderung: Wiedmühle, Wiedhöhenweg, Moorbachtal, Hönningen. 27 Kilom. Für geübte Wanderer. Ab H.-B. 5.38 Uhr nach Linz. Ab Linz 7.35 Uhr nach Wiedmühle. Führer: Hoik.

Damenwandervereinigung.

Mittwoch, den 21. März. Dinnwald, Rittum, Mülheim, ab Dom 1.15 Uhr. Führung: Frl. Schneider.

Mittwoch, den 4. April. Brüd, Sahlermühle, Bensberg, ab Hängebrücke 1.30 Uhr. Führung: Frl. Kaufmann.

Mittwoch, den 18. April. Roisdorf, Bornheim, Merxen, Sechtem (Baumbülte), ab H.-B. 1.30 Uhr. Führung: Frl. Andereya.

Mittwoch, 2. Mai. Refrach, Tütberg, Lehmbacherhof, Hoffnungsthal. Ab Hängebrücke 1.30 Uhr. Führung: Frau Steinbüchel.

Sonntag, den 6. Mai. Tageswanderung. Ingersjaueler-mühle, Herchen. Ab H.-B. 6.45 Uhr. Führung: Frau Weber.

Ortsgruppe Bonn.

Sonntag, den 1. April. Wanderung von Schuld (Ahrtal) über Lind nach Kreuzberg. Ab Bonn 6.47, zurück an Bonn 10.50 Uhr. Führer: Wilden.

Sonntag, den 22. April. Wanderung Kloster Knechtsteden, Zons, Worringen. Ab Bonn Rheinufereisenbahn 7 Uhr. Führer: Buerbaum.

Jeden Mittwochabend 1/29 Uhr zwanglose Zusammenkunft in der Kaiserhalle, Bonn, wozu alle Mitglieder herzlich willkommen sind.

Ortsgruppe Düsseldorf.

Mittwoch, den 2. Mai. Abfahrt 2 1/4 Uhr Haniel und Lueg nach Ratingen. Wanderung: Schwarzbachtal, Angental, Ratingen. Führer: Krämer.

Sonntag, den 5. Mai. Tageswanderung. Abfahrt 7.14 nach Ratingen. Wanderung: Cromford, Haus Hülchrath, Saarner und Speldorf Mark nach Duisburg. Führer: Saavens.

Samstag, den 12. Mai. Abfahrt 3.02 nach Hochdahl. Wanderung: Düsseldorf, Gräven, Hahnerfürth. Führer: Wirk.

Sonntag, den 13. Mai. Tageswanderung: Abfahrt 6.58 nach Niederdollendorf. Wanderung: Niederdollendorf durch das Siebengebirge nach Königswinter. Führer: Derks.

Donnerstag, den 17. Mai. Christi Himmelfahrt. Abfahrt 8 Uhr nach Dpladen. Wanderung: Quettingen, Altenberg, Hilgen. Führer: Krämer.

Samstag, den 19. Mai. Abfahrt 2 Uhr Uhlentn nach Ratingen. Wanderung: Zumberbusch, Schwarzenbruch nach Ratingen. Führer: Eid.

Nähere Angaben sowie bes. die Fahrketten sind im Aushängeskalen des Vereinslokals zu ersehen.

Ortsgruppe Köln-Mülheim.

Sonntag, den 15. April. Tageswanderung in die Eifel. Zülpich, Abenden, Ribeggen. 6 Markstunden. Führer: Graumann.

Nähere Angaben über Abfahrtszeiten werden Donnerstags vorher in der Abendausgabe der Mülheimer Zeitung durch Anzeige bekanntgemacht.

Ortsgruppe Neuß.

Die verehrten Mitglieder der D.-G. werden höflichst gebeten, etwaige Nichtbestellungen des E.-B.-Blattes durch den Boten, oder diesbezügliche Unregelmäßigkeiten dem Vorsitzenden Herrn Carl Breuer, Büchel 47, bekanntzugeben, damit für Abhilfe gesorgt werden kann.



Nummer 4

Mitte April 1917

18. Jahrgang

Haupt- und Schriftleiter:
 Rektor Bender, Bonn,
 Rheinische Museen- und
 Verlagsanstalt, in
 Bonn, Gangelstraße 9 u. 11.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Auflage: 17500.

Erscheint Mitte jed. Monats.
 Jährlicher Bezugspreis durch
 die Post M. 3.—, vierteljährlich
 75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
 Anzeigengebühr für die
 5 gespaltene Kleinzeile 40 Pfg.
 Anzeigen auf dem Umschlage
 im nach besonderem Tarif im
 Beilagen nach Uebereinkunft.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Vechten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.

Heimat.

I.

Der Abendnebel liegt auf ſdem Land.
 Die Trümmerhaufen rauchen noch und loh'n
 Geispenſterhaſt durch wilde Einſamkeit.
 Bläß blüht im grauen Gras der rote Moh'n.

Laut rollt der Donner, dumpf, mit dunklem Droh'n.
 Die Ägel'n pfeifen züſchend durch die Luſt.
 Die Mine dröhnt ins Land wie ein Orkan —
 Bleich naht der Tod, der laut zur Ernte ruſt.

O Heimat! Wort, das oft ich ſprach
 In Unverſtand, in kindlich-leichter Art,
 Das mir ein Weſen war oh'n' Fleisch und Blut,
 Damit ſich nie mir Sein und Sein gepaart.

Jetzt fühl' ich dich! Jetzt biſt du mir die Welt,
 Biſt Vater, Mutter mir und Fern und Nah,
 Du heil'ges Land, das meine Kindheit trug,
 Du heil'ger Boden, der mein Lieben ſah!

Ah könnt' ich heim! Die Schollen kühte ich,
 Die ſonſt mein Fuß nur trat. Und Bruder ſein
 Sollten mir Buſch und Baum. Die Menſchen gar,
 Die ich gehaßt, ſchließ' meine Liebe ein.

Doch einſt wird Friede. Glocken gehen dann
 Mit lautem Jubelſchall durch alles Land,
 Die Jungen jauchzen, und das Alter weint,
 Und alles Leben reicht ſich froh die Hand.

Dann keh'r ich heim wie einſt — ein Ändrer doch,
 Der wuchs in Kampf und Not, deſſ' Furcht verblich,
 Voll einer Sehnsucht nur, voll Drang zur Tat,
 Heimat, für dich.

II.

Doch ich ſoll die Heimat wiederſehen,
 Wieder wandeln altvertrauten Pfad,
 Wieder hören ihre Heimwehlieder,
 Wieder lauſchen ihrem Ruf zur Tat.

O du Heimat! Welten gingen unter,
 Seit du mich zu deinem Schutz geweiht;
 Ströme, leidgefüllt und ſchmerzentsprungen,
 Mündeten ins Meer der Ewigkeit.

Und es werden neue Welten wachſen
 Aus der Blutſaat, die der Krieg gepflügt;
 Und es werden neue Menſchen werden
 Aus den Banden, die das Leid geſügt.

Doch du bleibſt. Deine Eichen werden ragen,
 Deiner Sehnsucht blaue Blumen blühen,
 Deine Söhne ſtill in Feld und Heide
 Weiter ſich um deine Saaten mühen.

Blühe, wachſe und erſtarke! Reife
 Stolz empor zu reichſter Sommerruh',
 Und du, Frieden, ſeque uns und neige
 Deutſcher Heimat deine Schwingen zu.

Karl Jünger, Mayen (s. 3t. im Felde).

Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

O.-G. Bickendorf: Kaufmann Ignaz Elgeroth.

O.-G. Rescheid: Unteroffizier Stappen; Schriftführer Rüh, Lehrer.

O.-G. Mülheim a. Rh.: Leutnant d. Ldw. Otto Pfefferkorn, Proturist; Besreiter d. Ldw. J. H. Berkhoff; Hauptmann d. Res. Klostermann.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

O.-G. Hachen: Oberleutnant d. L. Schumacher, Landrichter (Eis. Kreuz I. Kl.); Hauptm. Blumenthal.

O.-G. Bitburg: Landrat Graf Adelman (Eis. Kreuz am weiß-schwarzen Bande).

O.-G. Bickendorf: Leutnant d. Res. Bremer, Lehrer in Seffern; Offizier-Stellvertr. Arull, Lehrer in Biersdorf.

O.-G. Nothberg: Landsturmmann Fritz Jansen.

O.-G. Prüm: Landrat Dr. Burggraf (Eis. Kreuz am weiß-schwarzen Bande); Leutnant d. R. Karl Hermes, Oberlehrer (Eis. Kreuz I. Kl.).

O.-G. Mülheim a. Rh.: Bataillons-Arzt Dr. Schultes (Eisernes Kreuz); Leutnant d. Ldw. Oskar Vogt das Hamburger Hanseatentkrenz, dem bereits früher das Eiserne Kreuz I. u. II. Kl., sowie das Ritterkreuz II. Kl. des Ordens vom Jähringer Löwen verliehen wurden.

Kriegsverse XXXII.

Von Max v. Mallindrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

freiheit.

Ururalktes zerschlagen wie Land,
Kronen zertrümmern mit blutigen Händen,
Das soll ein Völkerschicksal wenden,
Das soll heilen ein wundtes Land?

Wohl rufen sie Freiheit und bleiben doch Knechte,
In Ketten, die selbst sie im Haß gefügt,
Ein neuer Despot nur erkämpft sich Rechte,
Bis er dem neusten Despoten erliegt.

Wohl rufen sie Freiheit, doch sie vergessen,
Wie wuchs sie aus wogendem Bruderstreit,
Wie hat der Lärm der Stunde besessen
Das Kleinod der stillen, schaffenden Zeit.

Nie winkte dem rasenden Aufwärtstürmen
Das friedbringende, heilige Licht,
Und ob sie Ruinen zu Bergen türmen,
Sie finden den Weg zur Freiheit nicht.

Aber es lebt ein stilles Geschehen,
Das wandelt Felsen zu flüchtigem Sand.
Jahre kommen, Jahre vergehen,
Nie ruht die bildende, göttliche Hand.

Welten versinken und Träume zerrinnen,
Raum mehr versteht der Enkel die Ahnen.
Längst ist Vollenbung, was einst war Beginnen,
Längst zieht das Werden auf neuen Bahnen.

Tausend Gedanken wachsen und wandern,
Einer reicht scheidend dem andern die Hand,
Einer lehrt und leitet den andern,
Alle umschließt ein einziges Band.

Tage kommen und Tage schwinden,
Nie geht das Wirken und Weben zur Ruh',
Und unzählige Quellen winden
Sich dem unendlichen Meere zu.

Der Verein zur industriellen Entwicklung der Südeifel.

Vom Vorsitzenden des Eifelvereins Geheimrat Dr. Kaufmann.

Als der um die wirtschaftliche Hebung seines Bezirks hochverdiente Regierungspräsident Dr. Balz im Jahre 1911 zur Gründung eines Vereins zur industriellen Entwicklung der Südeifel schritt, hat man in den Kreisen des Eifelvereins dem neuen Unternehmen nicht ohne mancherlei Bedenken und nicht ohne Zweifel an seinem Gelingen gegenübergestanden.

Viele befürchteten eine ungünstige Beeinflussung der guten Sitten und althergebrachten Anschauungen der Eifelbewohner, andere besorgten eine Beeinträchtigung des Landschaftsbildes. Die Zweifel über die Nachhaltigkeit der neuen Bestrebungen fanden ihre angelegliche Begründung in den zahlreichen Enttäuschungen und Mißerfolgen, die ähnlichen Versuchen früherer Zeit bereits des öfteren beschieden waren. Hatte doch auch der Eifelverein selbst in den ersten Jahren seines Bestehens, ehe er sein Programm enger begrenzte, tastende Versuche zur Förderung der Eifelindustrien unternommen, die zwar wohlgemeint, aber beim Fehlen der notwendigen Vorbedingungen nachhaltige Erfolge nicht aufzuweisen hatten.

Glücklicherweise haben sich die Bedenken gegen den neuen Industrieverein der Südeifel als unbegründet erwiesen; der bisherige Erfolg seiner Tätigkeit hat den Zweiflern nicht Recht gegeben. Das geht aus dem interessanten Bericht hervor, den der Vereinsvorsitzende Reg.-Präsident Balz über die Zeit vom 13. Dez. 1912 bis Ende 1916 unlängst erstattet hat. (Trier, Druck Paulinusdruckerei 1917.)

Was der Vereinsgründung vorschwebte, ist dort (S. 26 ff.) dahin zusammengefaßt:

„Der Verein wurde zu dem Zwecke gegründet, die nachgewiesene starke Abwanderung aus dem Vereinsgebiete mit ihren volkswirtschaftlichen, sozialen und religiös so bedenklichen Begleiterscheinungen aufzuhalten und in einer wohl erwogenen Maßnahme der für die jeweilige Gegend besonders geeigneten Arbeitsschöpfung der für die jeweilige Gegend besonders geeigneten Arbeitsschöpfung zu fesseln und ihr, neben der den Mann nur mühsam während landwirtschaftlichen Beschäftigung in seinem kleinen Eigentume, nach den Segen auskömmlichen Verdienstes in geistlicher Tätigkeit zu verschaffen, die Bevölkerung dabei möglichst unberührt von Gegensätzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu halten und sie in ihrer religiösen und durchaus tätigen Ueberzeugung zu erhalten.“

Wie gründlich und sachlich der Verein seine Arbeiten vorbereitete, ist in dem Abschnitt über die äußere Vereinstätigkeit dargelegt. Es erfolgten nach einem gründlichen Vorstudium der allgemeinen Verhältnisse des Vereinsgebiets Erhebungen über die Zahl der beschäftigungsbedürftigen Arbeiter (etwa 13 000), die Bestimmung der Geldmittel und über die praktischen Maßnahmen für Erfüllung der Vereinsbestrebungen. Der Verein hat, wie das nicht anders zu erwarten war, mancherlei Einführungsschwierigkeiten gefunden. Einmal war es die natürliche Abneigung des Eifelvereins gegen Neuerungen. Der Bericht ist ehrlich genug, diese Abneigung auch dadurch zu erklären, daß er zugibt, daß im Vereinsgebiet „schon zuviel probiert wurde“ und daß es namentlich an der dauernden Ueberwachung und Anführung der neueingeführten Betriebe vielfach gefehlt

habe, so daß Enttäuschungen nicht ausblieben und manches geldliche Opfer umsonst gebracht war.

Wenn aber der Berichtersteller weiter als Schwierigkeit der Neueinführung seiner Gedanken das Fehlen des Erwerbsfinns der Eifeler anführt und mangelndes Streben nach Vervollkommnung der Erzeugnisse sowie das Fehlen der Verdienstförderung durch angestrebten Fleiß und gründliche tägliche Arbeit feststellt, so möchten wir das nicht unwidersprochen lassen.

Wer die Eifel aus der Zeit vor der großen staatlichen und provinziellen Hilfeleistung und vor der Entfaltung der Tätigkeit des Eifelvereins gekannt hat, wird der Meinung beipflichten, daß der Eifeler es an seinem Teile an tüchtiger und fleißiger Mitarbeit nicht hat fehlen lassen. Ohne sie wären die gewaltigen Fortschritte nicht zu erklären, die auf landwirtschaftlichem Gebiete in den letzten 25 Jahren in der Eifel erzielt worden sind. Erwerbsfinns und fleißiges Streben des Eiflers haben sich in demselben Maße gehoben, in welchem Staat und Provinz bemüht waren, die Fehler früherer Zeit wieder gut zu machen und dem vernachlässigten Landstriche endlich, namentlich auf dem Gebiete des Verkehrs wesens zu seinem Recht zu verhelfen und dadurch die schwere Arbeit des Landmanns einigermaßen lohnend zu gestalten.

Daß der Eifeler zugreift, wenn er einmal Vertrauen gefaßt hat, geht erfreulicher Weise aus dem Vereinsberichte hervor. Nach kurzer Zeit seines Bestehens und trotz der Umwälzungen, die der Krieg für die gesamte Organisation des Vereins mit sich brachte, gelang es den unablässigen Bemühungen der Vereinsleitung am Schluß des Jahres 1916, an zahlreich verteilten Betriebsstätten rund 4000 Arbeitern und Arbeiterinnen auskömmlichen Arbeitsverdienst zu beschaffen. Es ist ein großes Verdienst des Vereins und die Eifel wird ihm dafür dankbar sein, daß es ihm gelungen ist, in der Zeit schwerer Kriegsnot und trotz der verschärften wirtschaftlichen Lage seine Tätigkeit mit klarem und raschem Blick umgestellt und neue Verdienstmöglichkeiten gefunden zu haben. Ebenso erfreulich und beruhigend ist der Ausblick in die Zukunft. Der Verein hat weitschauend schon jetzt für die eintretende Friedenszeit umfassende Vorkehrungen getroffen, daß sämtliche Betriebe, von vielleicht vorübergehenden Störungen abgesehen, nicht nur bestehen bleiben werden, sondern, falls nicht ganz außergewöhnliche wirtschaftliche Verhältnisse eintreten, durchgehends eine Ausdehnung erfahren dürften.

Der Bericht gibt, wie aus diesen kurzen Andeutungen hervorgehen dürfte, ein höchst erfreuliches Bild einer umfassenden, vielseitigen und weit ausgreifenden Tätigkeit, der hoffentlich der wohlverdiente Erfolg auch in Zukunft nicht versagt bleibt.

Die Klosterkirche der Propstei Buchholz.

Vom stellw. Vorsitzenden Dr. S. Andreae in Burgbrohl.

Nachdem 1802 die Propstei aufgehoben und Gebäude und Ländereien in Privatbesitz übergegangen waren (nur die Waldparzellen blieben fiskalisch), verfielen die Baulichkeiten mehr und mehr. Namentlich die Kirche, die aus derselben Zeit stammt, wie die in Laach, litt unter den Einwirkungen von Wind und Wetter, da die Besitzer nicht die Mittel hatten, dem Verfall zu steuern.

In den Regenperioden im Frühjahr 1888, welche den verheerenden Wolkenbruch im Brohltal zur Folge hatten, war das Dach der Kirche, welches den Gewölben noch einigen Schutz bot, arg mitgenommen worden, und jeder Sturm vergrößerte den Schaden, so daß sie ein Bild traurigsten Verfalls bot. (Siehe Abbildung.) Wenn nicht gründliche Abhilfe erfolgte, war der Einsturz der Gewölbe und damit die Vernichtung des schönen Bauwerks unvermeidlich.

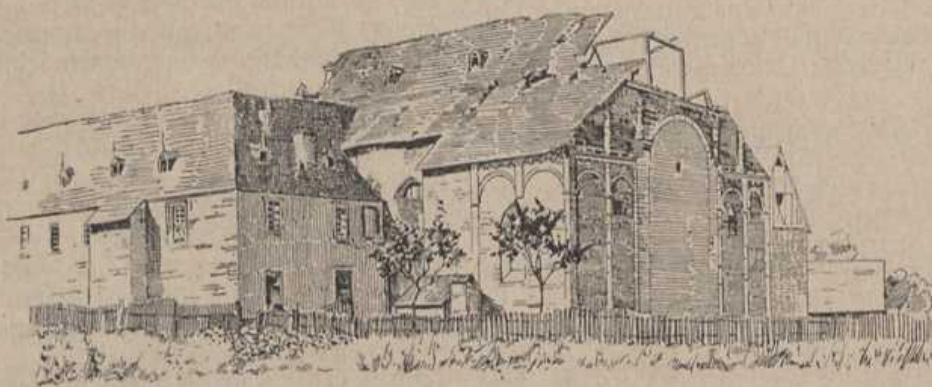
Auf einer Eifelvereinsversammlung machte ich Präsident Schorn, den Verfasser der *Eislia sacra*, auf den Notstand aufmerksam und er überzeugte sich persönlich im Juli 1891 davon, daß rasche Hilfe nötig war. Er bewog Herrn Prof. Schaaffhausen-Bonn, beim Oberpräsidenten der Rheinprovinz deshalb vorstellig zu werden, welcher Herrn Geheimrat Cuno zur Besichtigung und Berichterstattung hierher sandte. Eine Wiederherstellung des Daches und der die Gewölbe schützenden Mauern erwies sich als dringend geboten. Prof. Clemen am Oktober 1893 heraus, und dann wurde der Kreis-

wurde nicht mehr aufgeführt; ein Turm, wie Herr Prof. Brasse im Dezemberheft des Eifelvereinsblattes 1916 vermutet, war niemals vorhanden.

Zur Not ist nun das Bauwerk gesichert und die schönen Reste im Innern sind vorläufig geschützt.

Herr Geheimrat Cuno schreibt in den „Berichten über die Tätigkeit der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz von 1896: „Die Kirche, im Uebergangstil erbaut, besitzt einen kreuzförmigen Grundriß. Sie enthält noch Spuren von Malerei und im Chorhaus merkwürdige, am Rhein seltene Studverzierungen.“

Neben der Kirche lag, auf der Abbildung sichtbar, das frühere Wohnhaus des Propstes, jetzt teilweise vom Älteren Mannebach bewohnt, teilweise als Stall verwendet. Es enthält eine schöne eichene Spindelstiege, am Dachgebälk Schnitzereien, eine alte Kassettentür im ersten Stock und nach dem Hof zu eine reich verzierte Ausgangstür, alles wohl aus dem 17. Jahrhundert stammend, wie auch der nach dem Klosterhof zu der



Alte Klosterkirche Buchholz im Brohltale.

bauinspektor Zweck in Andernach beauftragt, mit den Besitzern zu verhandeln und die nötigen Kostenanschläge zu machen.

Unterdessen ging der Verfall weiter, Giebelsteile stürzten herab und bildeten eine stetige Gefahr für die Nachbarn, so daß Bürgermeister Jost-Burgbrohl genötigt war, dem Besitzer Mannebach anzudrohen, er werde die Kirche polizeilich niederlegen lassen, wenn nicht sofort Abhilfe getroffen würde. Das half! Die Verhandlungen wurden beendet: Der Besitzer verpflichtete sich, die Kirche nach ihrer Wiederherstellung durch die Behörden nicht mehr wie bisher als Scheune zu benutzen und dadurch den Innenraum zu gefährden, sondern sie nach Kräften zu schützen und zu bewahren. Die Kosten der Wiederherstellung des Daches und der Mauern waren auf 3500 M berechnet, wozu der Minister der öffentlichen Arbeiten 1200 M der Provinzialauschuss in seiner Sitzung vom 18. Mai 1894 2300 M bewilligten, so daß die Arbeiten nun unter Leitung des Nachfolgers von Baurat Zweck, des Kreisbauinspektors de Bruge in Andernach in Angriff genommen und im Herbst 1895 vollendet werden konnten. Die Kirche war nun wieder unter Dach, die Gewölbe gesichert, die Fenster neu verglast. Das Chor, dessen Anfaß auf der Zeichnung deutlich sichtbar ist,

Klosterkirche vorgebaute Barockgiebel (vergl. Abbildung Seite 181 des Jahrganges 1916 des Vereinsblattes).

Die Gebäude sind arg verwöhnt, doch reich an erhaltenswerten Bauresten, die aber mit der Zeit auch verschwinden werden, wenn das ganze Anwesen nicht in die Hände leistungsfähiger Besitzer kommt, die sich ihrer annehmen.

Das auf Seite 182 des Brasse'schen Aufsatzes abgebildete Weinbergshäuschen, von einem M.-Gladbacher Abt den Klosterherren zur Erholung erbaut, ist ebenfalls vor 8—10 Jahren von der Königl. Regierung unter Mitwirkung der Provinz und Privater wieder hergestellt worden. Es bietet schönen Ausblick ins Gleefer Tal und nach den bewaldeten Bergen des Laacher Sees, wie denn überhaupt die Lage des Klosters zwischen Feldern und Buchenwäldern oben auf der Höhe nach allen Seiten weite Umschau gestattet und zur Sommerzeit einen Besuch sehr lohnt. Von Burgbrohl führt ein schöner Fußweg durch das Greimerstal über Buchholz, das Jägersee und Glee nach Laach, den Herr Prof. Rauff-Bonn vor etwa 18 Jahren einmal bezeichnet hatte.

(Die Abbildung aus den oben genannten „Berichten“ verdanken wir der Güte des Herrn Prof. Renard, Provinzial-Konservator zu Bonn.)

Auf den Tag!

Von Martin Selt, Werden a. d. Ruhr.

Wie sehnten wir uns nach diesem Tag!
Und fielen auch Hiebe, Schlag auf Schlag,
Und dämmert in Ost und West das Gericht:
Sie trafen alle den Einen nicht!
Den ärgsten Feind in der Feinde Schar,
Der uns gehaßt seit manchem Jahr,
Der uns mit kaltem Blute erwürgte,
Wenns ihm nur ein Geschäft verbürgte.
Nun holten wir aus zum tödlichen Schlag.
O komm, du Tag!

O komme, Tag, der die Welt befreit
Vom blutigen, grimmigen Völkertreit!
Gieß deiner Rache gehäuftes Maß
Auf ihn, der Ehr' und Treu' vergaß.
Der die Flamme schürte zu diesem Krieg,
Daß seinen Söldnern werde der Sieg.
Nun flammt die Welt im Höllebrand.
Und du bist schuldig, England!
Dich treffe der schwere, vernichtende Schlag
An diesem Tag!

Was du uns herzlos zugehast,
An dir nun werde es wahr gemacht!
Wähntest dich sicher von Schuß und Hieb,
Liegst verbluten, wer dir sich verschrieb.
Wahr dich, Krämer! nun ist es vorbei
Mit deiner feisten Prahlerei;
Hungern sollst du ums tägliche Brot,
Bis dich zermürbt und zerrieben die Not.
Raubgierig England, zitter und jag'
Vor jenem Tag!

Nun komm', du Tag — wir stehen bereit;
Wir legten die würgende Schlinge weit
Um Englands fluchbeladenen Strand,
Und niemand entwinde sie unsrer Hand!
Nicht Gnade noch Mitleid gibt's für dich.
Eins nur gelte: du — oder ich!
Du — oder ich! Und wähne nicht,
Daß Deutschland heute noch Phrasen spricht.
Wir führen den letzten, den tödlichen Schlag
An diesem Tag!

Der Eifel- und Moselbezirk im letzten Jahresbericht der rheinischen Provinzialverwaltung.

Die Schriftleitung des Eifelvereinsblattes erachtet es als bedeutsam und wünschenswert, den Mitgliedern alljährlich kundzugeben, was durch die Fürsorge der Provinz im letzten Berichtsjahre dem Eifel- und Moselbezirk an Ausgrabungen und Fundamenten zutage gefördert und durch Zuwendungen gewährt worden ist.

Zunächst berichten die Direktoren der beiden rheinischen Provinzialmuseen Bonn und Trier über das Ergebnis ihrer jüngsten Tätigkeit. (Auszug aus dem Jahresbericht des Provinzialmuseums zu Bonn (Direktor Prof. Dr. Lehner):

Müßte schon im vorigen Bericht über eine Einschränkung der Ausgrabungstätigkeit des Museums berichtet werden, so ist dies für das letzte Jahr natürlich noch mehr der Fall, da sowohl das Aufsichts- wie das

Arbeiterpersonal infolge der Anforderungen des Krieges vermindert wurde. Immerhin konnten doch außer einer sehr interessanten neuen Ausgrabung an der Nahe zwei bereits früher begonnene erheblich weiter gefördert werden.

1. Die schon in den vorhergehenden Jahren begonnene Ausgrabung des römischen Tempelbezirkes bei Besich unweit Münstereifel wurde im Herbst 1915 fortgesetzt. Hatte die vorjährige Grabung, die durch den Kriegsausbruch vorzeitig unterbrochen wurde, bereits gezeigt, daß der großartige Tempelbezirk an Stelle einer älteren bescheideneren Anlage getreten war, so wurden nunmehr diese älteren Bauperioden genauer untersucht. Es wurden an allen bisher berührten Stellen mindestens drei verschiedene Bauperioden konstatiert, in welche sich aber eine Anzahl Mauerzüge, die noch nicht ganz verfolgt werden konnten, nicht eingliedern läßt, so daß sich vermutlich die Perioden bei weiterer Untersuchung noch vermehren werden. Unter der Cella des eigentlichen Tempels fand sich von der ältesten Bauperiode nur eine Mauer, deren Enden unter den Fundamenten der jüngsten Cella verschwinden. Sie war überbaut von einem teilweise unter dem Tempel liegenden rechteckigen Bau von 11 : 9,40 Meter Seite von etwas anderer Orientierung als der spätere Tempel. Südwestlich von diesem fand sich ein quadratischer, ummauerter Hof von 9,66 Meter Seite. Von der 40 Zentimeter starken Mauer war nur das Fundament erhalten, ein Eingang daher nicht zu erkennen. Die Orientierung dieses Hofes stimmt annähernd mit der des jüngsten Tempels überein, im Innern enthielt er nichts. In dem großen, südlich auf den Tempel folgenden rechteckigen Hofraum war schon bei der vorjährigen Grabung ein kleinerer älterer rechteckiger Hof gefunden worden; seine Untersuchung wurde zunächst ergänzt und etwas berichtigt. Seine Nordmauer war an einer Stelle zerstört durch ein hochinteressantes sechseckiges Bauwerk von 1,60 Meter Seite und 3,15 Meter größtem Durchmesser, dessen Fundament und Fußboden in den gewachsenen Boden scharf eingeschnitten und mit einer noch zu etwa einem Drittel erhaltenen festen Steinsetzung aus Grauwade hergestellt war. Im Schutt dieses Sechsecks fanden sich behauene Sandsteinblöcke. Es ist von besonderem Interesse, daß sich schon bei der ersten Grabung im oberflächlichen Schutt des umgebenden Hofes ein verziertes Architekturstück, welches die Ecke eines Sechsecks bildet, gefunden hatte, und daß gerade in der allernächsten Umgebung der Fundstelle des Sechseckbaues eine Anzahl Matronenaltäre gelegen hatte. Höchstwahrscheinlich handelt es sich also hier um eine kleine Kapelle, in welcher die Altäre aufgestellt waren, und welche der zweiten mittleren Bauperiode angehören dürfte. Als wir dann endlich den Boden in und nördlich von dem interessanten Säulenbau, der sogenannten „Basilika“, die sich weiter südlich anschließt, auf ältere Mauerzüge untersuchten, da fand sich überraschenderweise ein System von zehn einander parallel laufenden niedrigen Mauerchen von 10,50 Meter Länge, welche in zwei Gruppen von je fünf in Abständen von 70 bis 85 Zentimeter voneinander lagen, während der Zwischenraum in der Mitte zwischen beiden Gruppen 1,70 Meter betrug. Diese Mauerchen, welche ganz flüchtig mit geringem Mörtel hergestellt, niemals viel höher gewesen sein können, als sie aufgefunden wurden, bildeten offen-

bar den Mauerrost für den Trockenboden eines Getreidemagazins, wie er auch sonst mehrfach, z. B. auf der Saalburg, beobachtet worden ist. Die südliche Abschlußmauer dieses Magazins wurde auch bereits festgestellt, während die seitlichen und der nördliche Abschluß noch nicht ausgegraben werden konnten. Dieses Getreidemagazin gehört wieder zur ältesten Bauperiode und wird von einer noch nicht weiter untersuchten Mauer der zweiten Periode überschritten. Die „Basilika“, die später an die Stelle trat, gehört dann der dritten, jüngsten Periode an. Die Fortsetzung der Ausgrabung, welche im kommenden Jahre stattfinden soll, wird hoffentlich auch Klarheit über die Frage bringen, ob der jüngere Tempelbezirk an die Stelle einer ursprünglich profanen Anlage getreten ist, worauf der alte Getreidespeicher hindeuten könnte, oder ob auch die älteren Perioden sämtlich schon einen Tempelbezirk darstellten und der Getreidespeicher in diesem gleichsam dem Schutz der Matronen als Hüterinnen des Ackerbaues unterstellt war. Es ist besonders dankbar zu begrüßen, daß die Hauptgebäude der interessanten Anlage auf Veranlassung des Herrn Regierungs-Präsidenten von Nachen und des Herrn Landrats von Schleiden angekauft und durch die rhein. Provinzialdenkmalpflege konserviert worden ist, so daß sie auch später noch zu besichtigen sein wird. Ueber den Stand der Ausgrabung nach der vorjährigen Kampagne orientiert ein Bericht des Unterzeichneten in den Bonner Jahrbüchern 123, S. 68 ff. mit Taf. VII. Die neue Grabung wurde von Herrn Hagen geleitet, Vorarbeiter war F. Strang.

2. Die Wintermonate 1915/16 wurden, wie auch schon im Vorjahre, zur Fortsetzung unserer Ausgrabungen im Kastei Remagen verwendet, wo wir uns wieder der verständnisvollen Unterstützung der dortigen Stadtverwaltung zu erfreuen hatten. Wir waren vor allem bestrebt, den imposanten Säulenbau weiter zu untersuchen, welcher die Mitte des ganzen Kastells einnimmt und von welchem schon im Vorjahre die Rede war. Leider fällt sein größter Teil in einen so eng bebauten Stadtteil, daß die Untersuchung auch diesmal sehr lückenhaft bleiben mußte. Um so dankbarer ist das Entgegenkommen verschiedener Hausbewohner hervorzuheben, welche uns die Grabung in ihren Höfen und Toreinfahrten, ja sogar einmal in einem Ziegenstall gestatteten. So gelang es denn wenigstens, in einem Abstand von rund 18 Meter von der schon früher beschriebenen Säulenreihe, von welcher Teile im Untergeschoß des Remagener Museums an Ort und Stelle sichtbar erhalten sind, eine diesen Säulen im wesentlichen parallele Reihe mächtiger rechteckige Pfeiler aus Tuffsteinquadern aufzudecken, deren Zwischenräume durch genau ebensolche mächtige Tuffquaderschwellen ausgefüllt sind, wie einer der Zwischenräume jener Säulenreihe. Da auch der Zwischenraum zwischen den Pfeilern, wenigstens in einem Falle, dem der Säulen genau gleich ist, so möchte man annehmen, daß diese Pfeilerreihe zu demselben Bauwerk gehört, wie die Säulenreihe und etwa dessen Rückseite gebildet habe, wenn auch freilich der Umstand, daß die Standplätze der einzelnen Pfeiler nicht genau denen der Säulen entsprechen, gewisse Bedenken gegen diese Annahme erweckt. Rund 6 Meter hinter dieser Pfeilerreihe fand sich wieder eine ihr parallele Mauerflucht, welche jedenfalls zu bewohnbaren Räumen gehörte, wie ein auf der anderen Seite anschließendes

Hypokaust eines heizbaren Zimmers bewies. Auch das links (nördlich) von dem Säulenbau folgende, von diesem durch eine 4,50 Meter breite Straße getrennte, zum großen Teil im Pfarrgarten liegende Gebäude konnte weiter verfolgt werden. Seine Tiefe beträgt mindestens 35 Meter, ohne daß ein Abschluß gefunden wäre. Die erwähnte Straße, welche zum Teil unter der heutigen Straße „Am Hof“ liegt, konnte durchgraben werden. Es fand sich ein sorgfältig angelegtes Kanalisationsystem, aus einem westöstlich ziehenden Hauptkanal, in welchen ein Seitenkanal einmündet, bestehend. Die Kanalwände und Abdeckungen bestehen aus Platten von Grauwacke, die Sohlen waren mit Ziegeln geplättet. An einem kleinen Seitenkanälchen fanden sich Ziegel mit Stempeln der legio I. Minervia und des exercitus Germaniae inferioris. An einer anderen Stelle wurde ein Ziegel mit dem noch bisher unbekanntem Stempel einer cohors I. Raetorum equitata civium Romanorum gefunden, der vermutlich dem Ende des 1. oder dem Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. angehört und diese Truppe zum erstenmal in dieser Zeit im Niedergermanischen Heere bezeugt. Weiter wurde unsere Ausgrabung durch zwei interessante Inschriftfunde belohnt, nämlich den Grabstein eines Veteranen der cohors I. Hispanorum, Marcus Cassius Verecundus für sich, seine Gattin Annia Avita und seinen Sohn Cassius Verecundinus Firmus bei seinen Lebzeiten errichtet, und den leider nur kleinen Rest einer großen Kaiserinschrift, deren Anfang den Namen des Kaisers Traian enthält und die offenbar eine feierliche Urkunde war. Der Wortlaut der Inschriften folgt unten unter den Neuerwerbungen. Die Ausgrabung wurde von Herrn Hagen geleitet, Vorarbeiter war Strang.

3. Eine kleine Versuchsgrabung, welche in der Nähe des Laacher Sees an der Fundstelle von karolingischen Scherben vom sogenannten Bingsdorfer Typus vorgenommen wurde, förderte eine Mauerreste von 3 Meter Stärke zutage, welche auf einer Hügelstufe mit Namen „Alteburg“ liegt. Vermutlich handelt es sich um eine frühmittelalterliche Befestigung.

(Schluß folgt.)

Es war einmal.

Von Kaspar Hebler, Münster-Westf.

Jugend-Erinnerungen aus meiner Eifelheimat Bausendorf.

Vor 1870 war manches in deutschen Landen weit einfacher wie in der goldenen Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges. Einfacher waren Nahrung, Kleidung und Wohnung, kurz das ganze Leben. Auch in gewerblicher Beziehung stand die Heimat auf einfacherem Standpunkt. Die Arbeit „der Hand“ war noch obenan. Maschinen gab es kaum. Als diese aber mehr und mehr in Gebrauch kamen, mußte manches umgelernt werden. Ländliche Arbeitskräfte wurden infolge der Maschinen vielfach überschüssig. Der Milliardenjagen hob die Industrie gewaltig. Junge Männer vom Dorfe, Bauernjungen, auch Handwerker, deren Geschäft „nicht mehr ging“, die der Konkurrenz der billigen Maschinenarbeit nicht gewachsen waren, verließen die Heimat auf Jahre oder einige Winter, um in den Fabriken „des Niederlandes“ (hauptsächlich der Eschweiler und Eibener Gegend) „schweres“ Geld zu verdienen. Mit den hohen Löhnen brachten sie aber auch städtische Lebensgewohnheiten in Bezug auf Essen, Trinken, Kleiden mit, und manches Althergebrachte Liebgeordnete verschwand. Die industriellen Erzeugnisse endlich bewirkten größern Handel mit dem Auslande als es die

landwirtschaftlichen vordem vermoßt hatten. Es wurden billigere Kolonialprodukte eingeführt und durch diese manch heimatische Erzeugnisse verdrängt.

Der Jugend von heute möchte ich an etlichen Beispielen oben genannte Tatsachen zum Vergleich von Einst und Jetzt vorführen. Es wird ihr manches märchenhaft klingen. Deshalb habe ich die Worte als Ueberschrift gewählt, mit denen manche Märchen beginnen.

1.

Es war einmal „n' Pinneschmied“, Bitter-Jusep genannt, der wohnte gegenüber der Kirche neben Gerschel. Er war einer der fleißigsten Männer des Dorfes. Morgens, wenn andere noch keine Augen hatten, stand er am Ambosch und hämmerte munter drauf los. Sein schwarzer Pudel lief im Drehrad, das den Blasbalg in Bewegung setzte, der seinerseits das Kohlenfeuer in Glut hielt. Und darin lagen mehrere Stangen Eisen, gut einhalb Meter lang und etwas dicker wie ein Bleistift. Bitter-Jusep ergriff eine mit seiner schwieligen Linken, mit vier flinken Hammer schlägen war das andere glühende Ende in eine vierkantige Spitze verwandelt; dann hielt er das Nachwerk quer über ein scharfes Eisen, das im Ambosch steckte, ein leichter Schlag brach die fingergliedlange Spitze ungefähr ab, und nun fuhr er mit dieser in ein kleines Löchlehen, riß den Eisenstab ab, steckte ihn wieder ins Feuer, sagte ein Eisenstück, in welchem die Kopfform eines Schuhnagels rund oder eckig enthalten war, legte sie auf das zugespitzte Stück, ein Schlag oben drauf, ein Nagelkopf war fertig. Noch ein Schlag gegen eine Feder an der Unterseite, und der fertige Schuhnagel, „de Pinn“, flog im Bogen heraus in einen Kasten. So kostete Bitter-Jusep wohl manchen Schlag tagsüber tun, um seine Fingerringe, „durchzuschlagen“. Aber er war stets guten Mutes. In der Mittagspause stand der Schwarzbärtige in seinem Lederstuhl, mit ruhigem Gesicht und aufgestülpten Hemdärmeln vor dem Schäljungen aufgelegt. Dafür zogen die ihm, wenn der Pudel einer das mehrmals getan hatte, durfte er den Versuch machen, „de Pinn“ zu schmieden, und die wurde als Andenken mit nach Hause genommen. Vom Pinneschmied kommt jedenfalls die Redensart: „Es ist gut, wenn man mehr als ein Eisen im Feuer hat.“ vielleicht auch die andere: „Der hat den Nagel auf den Kopf getroffen.“ Wäre ich Bildhauer, so wollte ich des Pinneschmied-Figur in Stein gemeißelt als ein Wahrzeichen des Fleißes und der Genügsamkeit meinem lieben Heimatdorf vorsetzen, den Alten zur Erinnerung an friedliche einfache Zeitverhältnisse, der Jugend zur Racheiferung in den genannten Eigenschaften.

2.

Es war einmal „n' Schieferhannes“, Schäfer Josias Raub aus Schalkenmehren, der kam manchen Herbst mit einem paar hundert Schafen seines Brotherrn, eines reichen Bauern aus Daun oder Umgegend, von der Höhe herab ins Tal und blieb den Winter über bei uns. Sein Herr hatte die Schafweide auf der Bausendorfer „Zahnerlei“ d. i. Gemarung, gepachtet. Hannes durfte „de Broochsteker, Anwänner, un' lortz Zeit de Wisse bewäde.“ Aber wenn Schnee lag, geschickte seine Schafe auch auf Saat- und Akeesfelder, denn Hannes wurde trotz seiner klarblauen Augen doch nicht durch die Schneedecke sehen. Dazu verschwanden die Strohwiße, welche Saat- und Akeesfelder als solche kennzeichneten, sobald Hannes in der Nähe weidete. Man sagte, er habe seinen Hund auf dieselben ausgerichtet. Wenn er zu diesem sagte: „Stipp, holl dä Bauer!“ oder Stipp mit ein paar Sähen an dem „Wesch“, fasse den Hund, reiß ihn aus und trage ihn in den nächsten „Bösch“, oder lege ihn in eine Furche. Hannes bestritt diese „Verleumdung“ und trug ihn unter listigem Lächeln. Aber die Bauern nahmen Hannes dem Strepp“ trumm und kamen oftmals zu meinem Vater, dem Ortsvorsteher und beschwerten sich, der Feldhüter ertappte

Hannes zuweilen auch auf frischer Tat, und das setzte dann ein Protokoll für einige Mark ab, „merschdendels“ aber redete sich Hannes heraus; wenn es galt, war er nämlich ein Meister der Beredsamkeit und suchte mit guten, dringlichen Zureden den Klägern klar zu machen, daß er die Schafe nicht verhungern lassen könne, „lewer sollte se ihn 'n Dänneboom af Wohlbösch oshänge.“ Hannes trug einen großen, schwarzen Schlapphut, einen schweren Mantel mit Umhang aus blauem Tuch, gehörig benagelte Schuhe, Stoff-Knopf-Gamaschen, dide Fausthandschuhe aus Schafleder und als Zeichen seiner Würde „de Schipp“, das ist ein Schäufelchen mit Haken an einem anderthalb Meter langen Stod. Mittelst des Hakens holte er ein beliebiges Schaf am Hinterbein aus der Herde heraus, mit der Schaufel warf er Erde nach Schafen, die über die Grenze gingen. Seine Brust kreuzte ein breiter Lederriemen, daran eine Kette für „Stipp“. Bei gutem Wetter beschäftigte sich Hannes während des Weidens mit Strumpffriden. Er wohnte manches Jahr bei meinen Eltern, stets munter und „got ofgedrieht.“ Ich erhielt jedes Jahr ein Lämmchen von ihm geschenkt; das wurde „met d'r Lugg of 'r Melchslach ofgezoge“, fett gefüttert und im zweiten Jahre verkauft, nachdem es uns erst seine Wolle gegeben. Zu diesem Zweck wurde es an einem recht warmen Tage im Bach gewaschen; nachdem sein Fell während des Weidens auf der Wiese trocken geworden, wurde es mit einer besonderen Schere der Wolle entledigt; diese wurde auf dem Spinnrad gesponnen und meist ungefärbt zum Strumpffriden verwandt. Die Strümpfe waren dick — nicht durchsichtig wie die heutigen — aber sie hielten ein halbes Duzend von diesen aus. Als Stall diente der Schafherde „de Zehscheuer“, diese war in der Regel an begüterte Winzer aus Uerzig oder Kinheim (Christoffel, Chmael, Selbach, Jakob) verpachtet. Der Pächter brachte mehrere Fuder Stroh „in det Barlooch aus of det Dwecker.“ Hannes erhielt ein Trinkgeld und dafür streute er allabendlich den Schafen unter. Wenn er dann im Frühjahr wieder abzog, hatte der Mieter eine kniehohe Lage Schafmist, der „dem Winger“ prächtig zustatten kam — und wahrscheinlich den feinsten „Böschert“ hervorbrachte. Die Verpachtung der Schafweide und der Zehscheuer brachte der Gemeinde ein ordentliches Stück Geld in die Kasse. Zudem verstand es Schieferhannes meisterhaft, die Jugend für die Schafzucht zu erwärmen. Er hatte nicht nur für „Gritchen und Pieschen, für Bächchen und Mariechen“ stets einen Gruß vom „hag“ auf Lager, die ganze liebe Schulfugend war hinter ihm her, sobald an schönen Tagen die Lämmchen mit zur Weide genommen wurden. Jedem Jungen ohne Ausnahme versprach er eins, gab auch von zweien, die ein Muttereschaf warf, stets eins ab, aber befriedigen konnte er natürlich die wenigsten Liebhaber. So wurde aber in manchen Viehstall neben Rindvieh und Schweinen auch das eine oder andere Schaf ohne besondere Unkosten gehalten. Das lieferte die nötige Wolle zu Strümpfen, zuweilen auch zu einem Kleiderstoff, der selbst gesponnen und gewebt „Tirtuch“ genannt wurde. „Met ner Bochs, m Kurres oder nem Unnerrod van Tirtuch“ konnte man selbst durch Dornestrüpp hindurch „ohne de Fagen se verlere.“

„Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Ist die beste Bauerntracht.“

3.

Es war einmal „n Sälterfranz“, ein Seiler namens Franz, der wohnte als älterer Junggeselle in einem kleinen Häuschen oberhalb Ketter, gegenüber der Kirche, wo jetzt die Schreinerwerkstatt des verstorbenen tüchtigen und fleißigen Meisters Peter Heß steht. Sälterfranz hatte „sein Sälterbank in Mesdal, rächter Hand am Dännebesch.“ Dort fertigte er „Tubachstordel, Pärds- un Himmerleine, Glodsfäler, awer och Schmiedfordel fir an de Gäßel.“ Die Seilerbank bestand aus einem Gestell mit drehbarem Holzrad von etwa dreiviertel Meter Durchmesser und mehreren Ständern, ähnlich einem aufrechtstehenden hölzernen Rechen, die sich etwa 10 Schritte auseinander befanden. Den Abschluß bildete ein breiter Holzpfehl mit mehreren eisernen Haken, ein solcher Haken war auch in der

Mitte des Rades. An diesem begann die Arbeit. Aus der Schürze heraus befestigte Franz hier etwas Berg von Flach oder Hanf, das Rad wurde in Bewegung gesetzt, wodurch sich der begonnene Faden drehte, und rückwärts gehend spann Franz weiter bis zum Endpfahl, unterwegs den Faden, oder wenn er etwas dicker war, „die Kordel“ auf die Rechen legend. Mehrere „Kordeln“ wurden zu dickeren Seilen zusammengedreht. Schuljungen drehten Franz häufig das Rad und erhielten zum Lohn etwas Berg „fir Schmed.“ In Miltal war es warm. Franz spürte das oft. Dann bekam er Durst. Wenn der sehr groß war, arbeitete Franz nicht, auch nicht im Hause, wo er bei schlechtem Wetter und im Winter Fliedereien besorgte, aber auch „Maulerwcher, Haltern“, u. dergl. anfertigte. Im allgemeinen war Franz fleißig; seine Arbeit gab ihm des Lebens Unterhalt. Verwandte hatte Franz keine; er war „als Handwerksborsch“ weit hergereist gekommen. Eines Tages war Sälerfranz der Arbeit und des Lebens überdrüssig. Seine Haustür blieb mehrere Tage geschlossen. Es wurde polizeilich geöffnet. — Franz hatte sich selbst einen Strid gedreht. Das gab eine schreckliche Aufregung im Dorfe. Franz fand seine Ruhestätte auf absonderlichem Platz rechts auf dem Kirchhof am Dänneberg. In dem vor Nord-, Ost- und Westwinden geschützten, nur nach Süden geöffneten Miltal ist inzwischen von dem jetzigen Lehrer Lehnert eine prächtige Weinbergsanlage geschaffen worden, die demselben nicht nur einen schönen Ertrag, sondern auch einen ehrenden Denkstein in der Zukunft sichert.

4.

Es war mal eine Zeit — in meiner Heimat bis zu dem großen Brande im Jahre 1865 — da hatte man noch keine eisernen, geschweige denn emaillierte Kochherde mit blankem Wasserkessel, oder gar eine Kochkiste in der Küche, da gabs nur ein offenes Herdfeuer. In meinem Elternhause war dieser offene Herd in einer Ecke der Küche. Auf einer Steinplatte von fast einem Quadratmeter, die etwa kniehoch über der Erde lag, loderte ein mächtiges Holzfeuer, hauptsächlich durch Reißig „un Schumpen“, d. i. Baumwurzeln unterhalten, weshalb oftmals nachgelegt werden mußte. Ein mächtiger Rauchfang von etwa 2 Meter Länge und 1½ Meter Breite, der auf dem Dach in einem wohl 1 Meter breiten Schornstein endigte, nahm den Rauch auf. Oftmals wurde dieser durch einen Windstoß in die Küche zurückgetrieben, was die Hausfrau zu Tränen rührte und dem „Weißer“, dem Anstreicher, bald wieder Arbeit verschaffte. In diesem Rauchfang sah man den Stolz der Köchin: die Schinken, Speckseiten, Würste und „Kiewel“ (Kieser = Schweinebade). Auf der Herdplatte besanden sich zwei bewegliche dreibeinige Eisen, „de Böd“, die rechts und links aufgestellt wurden. Das Brennholz lag auf ihnen und behielt dadurch „Zoch“ von unten. Durch die Aufwärtsbiegung des vorderen Eisenendes wurde das Herabfallen des Holzes in die Küche vermieden. Mit der Feuerzange wurden abgesprungene Kohlen und Holzteile ins Feuer zurückbefördert. Zum Anfachen des Feuers hatte man „det Bloosruhr“, einen alten Flintenlauf oder sonst ein eisernes Rohr von dieser Größe, an dem unten eine Gabel war, die ins Kohlenfeuer gesteckt wurde. Ueber dem Feuer hing ein sägeartiges Ding „de Hool“, das zum Halten der meist dreibeinigen gußeisernen Henkelochtöpfe bestimmt war. Diese Töpfe konnten, da ihre Henkel sehr warm wurden, nur mittelst eines eisernen Griffes, „de Duppegreiff“, abgenommen werden. Da stets nur ein Topf am Hool Platz hatte, wurden Fleisch und Gemüse früh morgens oder schon tags vorher gekocht, und in der letzten Stunde vor dem Mahl kochte man die Kartoffeln. Die ersten Töpfe wurden währenddessen dem Feuer beigelegt. In größeren Töpfen wurden auch „Krumbern un Kummel“ fürs Vieh gekocht und „Schlapp“ gemacht. Diese Naheinander-Kocherei erforderte viel Zeit und viel Brandholz. Wir Jungen merkten das insbesondere vor mehreren aufeinanderfolgenden Feiertagen; da mußte manch „Schänzche“, Reißigbündel, gehackt werden. Zwischen Feuerherd und Stube befand sich in der Wand eine gußeiserne, fast 1 Quadratmeter große senkrechte Platte, meist mit plastischen Darstellungen von Bibelstoffen: der Geburt, Kreuzigung oder Auferstehung Christi.

In der Stube war vor dieser „Taafenplatt“ eine Nische und darin eine Bank, das war „det Großvateräkelche“, Großvaters Eckchen, wo man sich den Rücken so recht wärmen konnte. Diese Nische diente in manchen Häusern auch zum Trocknen von Wäsche. Nebenbei bemerkt wurde von der Küche aus auch meist der Stubenofen geheizt. Er war ein Säulenofen, in der Stube luftdicht geschlossen, ohne jegliche Tür; von der Küche ging ein sehr breiter viereckiger Eingang zu seinem untern Ende, in dieses hohe, breite viereckige Eingang zu seinem untern Ende, in dieses machte man Feuer aus Reißig, „Schumpen“ und Holzschitten. Aus dem obern Teil des Ofens führte ein kurzes Rohr den Rauch in den Schornstein.

5.

Es war einmal eine Zeit, da wußte niemand was von elektrischem Licht, nicht einmal Gas kannte man — ja, auch die Petroleumlampe war noch nicht da. Und das ist nicht weit mehr als fünfzig Jahre her. Ärmere Leute brannten in der Küche noch den Riesenpan (harziges Tannenholz), der auf ein Holz mit Spalt eingeklemmt wurde, wenn sie sich nicht mit der Beleuchtung durch das Herdfeuer zufrieden gaben. „Bessere“ Leute hatten ein kleines gußeisernes Dellämpchen ohne Fuß zum Aufhängen eingerichtet, das auch in die Laternen gestellt wurde, wenn diese in Keller, Scheune oder Stall nötig war. In der Stube stand die zinnerne Dellampe, von deren Dedel ein Kettchen herabhäng, an dem ein fingerlanger, dünner Draht „de Stocher“ befestigt war, womit der Docht alle paar Minuten herausgezogen und der verkohlte Teil desselben abgestrichen wurde. In diesen Lampen wurde meist Kapsöl gebrannt. An hohen Feiertagen „un de Kirmes“ sah man bei „reichen“ Leuten wohl die Talgkerze auf blankem kupfernem oder zinnernem Leuchter und daneben die Lichtpußschere, „da Keerjeschneizer“, denn der Docht dieser schwachenden Kerze mußte alle fünf Minuten etwas gekürzt werden.

Im Winter 1862 oder 63 war Mission in Bauendorf. Ein Hausierer aus Manderscheid namens Fritsch hatte einen „Stand“, d. i. Warenzelt mit Rosenkränzen, Gebetbüchern, Bildern und all möglichem andern Kram an der Kirche. Als Kriegskamerad meines Vaters kam er abends zu uns. Wir brannten auch noch die Dellampe. Fritsch brachte 3 Petroleumlampen mit und redete meinen Vater, eine zu kaufen. Aus den dreien wurde eine zusammengestellt. Der Fuß war aus rot lackiertem, mit Flammgoldig bemaltem Blech, der Petroleumbehälter aus grünlichem Glas, die Porzellanglocke weiß, mit eingepreßten Rosengeschmückt; der Brenner, ein Flachbrenner mit kaum 1 Zentimeter breitem Docht. „De Kooß“ (Maß-Quart-achtfiebel-Liter) „Stenollig“, Petroleum, kostete 50 Pfennig und mußte in den ersten Jahren von der 2 Stunden entfernten Kreisstadt Wittlich bezogen werden. Wenn wir in den ersten Abenden die Lampe angezündet hatten, schauten Nachbarn und Vorübergehende herein, um das neue Wunder zu sehen. Ich glaube, diese Lampe hat drei Taler gekostet. Der erste Zylinder hielt bis zum Winter 1869, in welchem ein junger Förster, der bei meinen Eltern wohnte, beim Stopfen seiner langen Pfeife das Pfeifenrohr darauf fallen ließ. Das regte meinen Vater mehr wie für 20 Pfennige auf. Der Förster brachte andern Tages zwei neue Zylinder von Wittlich mit, aber am Abend sprang der eine sofort und der zweite hielt auch nur kurze Zeit, und Vater meinte: „All Gled is von der Lamp.“ Erst in den 70er Jahren kamen die „Rundbrenner“ auf.

6.

Es war mal eine Zeit, da kannte man auf dem Lande noch kein Provencenz-, Speise- oder Salatöl, das aus dem Auslande vom Kaufmann bezogen wurde, sondern da gab's neben der Wassermahlmühle, die das Mehl für den Menschen, die Kleie für das Vieh lieferte, meist auch „n Olligsmüll“, die das Öl für den Verbrauch im Haushalt machte. In meinen Kindertagen war Peter Zirbes, „Steerpitter“ genannt, weil er auch Gemeinde-Stierhalter war, Pächter der Gemeindemühle, die heute noch steht, wo sie damals stand. Doch die Delmühle daneben scheint verschwunden zu sein. Wie sah die denn aus? Es war ein tiefelegener, halbdunkler, feuchter Raum. Etwa in der

Mitte des Raumes befand sich auf der Erde eine kreisrunde, eichene, kniehohe „Butt“, (Trog, Bottich oder Wanne) von etwa 1½ Meter Durchmesser. In ihrer Mitte befand sich eine senkrechte drehbare Walze. Oben dran war ein Räderwerk, das von dem Wasserrad außerhalb der Mühle bewegt wurde und die Walze oder Welle drehte. An dieser befand sich etwa ¼ Meter über dem Boden eine Querachse und in dieser lief an jeder Seite ein wohl einhalb Meter dicker, etwa 1½ Meter hoher Stein, ähnlich einem Schleifstein; die beiden Steine liefen also um ihre eigene Achse und mit dieser um die Welle. In die Wanne hinein brachte man die ölhaltigen Samen, auf daß sie von den Steinen zerrieben wurden. Der entstandene feine, weiche Brei wurde in halbarmlange Säcken gefüllt, diese zwischen zwei wellblechähnliche Bretter gelegt und keilförmige Klöße eingespannt. Nun schlug auf den eingespannten Saad von oben her alle paar Sekunden das Kopfende eines Balkens, der von einer Daumenwelle gehoben wurde. Das dadurch ausgepreßte, besser gesagt „ausgeschlagene“ Del triefte in ein untergelehtes Gefäß. Was in den Säcken übrig blieb, der Deltuchen, eine fingerdicke, wellblechförmige Platte, lieferte das bekannte, geschätzte Vieh'utter. Del wurde geschlagen aus Walnußkernen, aus Kaps-, Mohn-, Lein- und Hanfsamen, stellenweise auch aus Buchenkern. In den achtziger Jahren kaufte ich in Wittlich von einem Manne aus Dreisbachsederöl zu 1 Mark das Liter, und das war ein ausgezeichnetes Salatöl. Die Walnüsse mußten, bevor man sie zur Deltampe brachte, von der holzigen Schale befreit werden. Da sah man an den Winterabenden um den Tisch mit der ruhenden Deltampe, einer hatte ein Brettchen vor sich liegen und schlug darauf die Nüsse mit dem Hammer auf, die anderen suchten die Kerne heraus. Dabei wanderte so mancher in den Mund, daß überntags die Stimme belegt war. Die Schuljugend lief zur Zeit des Deltschlagens vor die Mühle und bettelte den Müller um „e Sted Nektlooch“ an. Den Kindern seiner Kunden gab er meist ein Stüchchen Nektlooch, der gut schmeckte, die andern schmeckte er mit Kaps- oder Leinluchen ab, und der schmeckte abends, hatte dazu noch eine „hinterlistige“ Wirkung. — Daß man nicht nur die gelbblühenden, weithin leuchtenden, blau blühenden von Bienen besuchten Kapsfelder und himmelhoch Stengeln, aus denen die Staubgefäßpflanzen, „de Krimmel“, zuerst ausgezogen wurden, sondern hin und wieder auf den graffeliden bereiften Stengeln, „Kölpen“, der Hauptziehungspunkt der viehhütenden Jugend. Verlangene Früchte schmecken süß, „Kölpen“ erst recht. Mancher brachte über's „Böschche“. Das weiß ich ganz bestimmt. — Die Kapsbäume sind in dem harten Winter 1879—80 vielfach abgestorben, viele auch an Möbel- und Gewerfabriken (zu Gelegenheiten) verkauft worden. — Ob der vermehrte Anbau von Maschinen mit ölhaltigen Früchten in Zukunft nicht wieder aufgenommen werden wird? Wollen wir auch in dieser Beziehung vom Auslande unabhängig werden, so dürfte hier „die gute alte“ wiederkehren.

7.

Es war mal eine Zeit, da fehlten all die bewährten Maschinen in Haus und Landwirtschaft, die man heutzutage im häuslichen Betrieb als unentbehrlich ansieht. In meiner Jugend konnte man weder Häckselmaschine, noch Runkelrüben- oder Krausenmühle, weder Näh-, Säe-, Mäh- und Dreschmaschine, noch wenig Wurst- und Waschmaschine u. dergl. Viel saure Arbeit war durch der Hände Kraft zu erledigen, die heute in kürzester Frist und um wie viel bequemer mittels der Maschine erledigt wird. Dabei fiel auch der Jugend manche Arbeit zu. In den Wintertagen hörte man gegen Abend aus allen Scheunen hinter dem geschlossenen Scheunentor hervor das „Speißstüße“, „Knecht über'n zerkleinern. Zu diesem Zweck hatte man einen viereckigen Kasten, gut 1 Met. lang, nicht ganz ½ Met. breit und hoch aus faustdicken Buchenbrettern, „n Stüklump.“ Dorein warf man eine Lage sauber gewaschener Runkelrüben, Kartoffeln

oder Erdlohrabien. Nun denke man sich einen Spaten nicht flach, sondern S-förmig gebogen. Mit diesem „Stüßeise“ wurden die zum Füttern des Viehes bestimmten „Kummels, Krumbere oder Kollrawe“ zerstoßen. Gar oft mußte man das Stüßeisen heben und niederstoßen, bis alles zerleinert war. Und war einmal für zwei oder drei aufeinanderfolgende Feiertage beisammen zu sorgen, dann wollten die Kräfte der jungen Arme schier versagen, wenn die Mutter nicht mit einem Apfel oder einer handvoll getrockneter „Birre, Quetsche oder Nespelsteder“ nachhalf. Mittels einer hölzernen Schaufel wurde „de Speis“ im Stüklump umgewandt, damit eine gleichmäßige Zerleinierung stattfinden konnte, ebenso auch herausgenommen und in Körbe, „Mandele“ oder in „de Bahn“ getan, woselbst sie mit Häcksel vermengt wurde. Dieses wurde mit dem Häckselmesser auf der sog. Häckselbank geschnitten, ja ärmere Leute besaßen nicht einmal eine solche und schnitten sich auf Nachbars Bank ihren Bedarf, oder hackten das Stroh, so gut es eben ging, mit dem Beil oder der Art auf dem Holzblock klein. — Statt der Mähmaschine bediente man sich neben der Sense und dem „Hawerkorf“ der scharfen Grassichel oder der größeren, fein gezähnten „Hau- oder Koorfsichel.“ Erstere diente zum Abschneiden von Gras und Klee, letztere zum Abschneiden und Aufnehmen des „Koorfs“, d. i. des Getreides. Statt das beim Wurstn zu gebrauchende Fleisch durch die Wurstmaschine zu „drehen“, wurde es mittelst des Hackbeils auf dem Hackbrett unter hunderten von leichten Schlägen klein gehackt. — Und die Waschfrau kochte nicht die Wäsche wie heute und drehte sie durch die Waschmaschine, sondern „bauchte“ sie erst in der „Bauchbütt.“ Diese war mit einem kräftigen Leinentuch zugedeckt. In dieses tat man einen Korb voll Holzasche und goß kochendes Wasser darüber. Aus Wasser, Asche und Seife bildete sich die Lauge. Nach dem „Reinigen“ wurde das Leinen am Bach ausgewaschen und mit dem „Bläuel“, einem spatensförmigen Brett mit kurzem Stiel, auf einem dicken Stein tüchtig geklopft, sodann auf der Wieße ausgebreitet und mit der Gießkanne oftmals begossen, „gebleicht.“ Letzteres war meist die Arbeit der Schuljungen, die aber oft über dem „Fischen und Kriebßen“ das Bleichen vergaßen — damals war die Fischerei noch nicht verpachtet, das Fischessen wenig Gebrauch, und Krebse, deren es im Alfbach viele gab, wurden höchstens von Jungen im Kohlenfeuer gebraten. — Eine Traubenmühle kannte man damals auch noch nicht. An ihrer Stelle gehörte zu einer Keltereinrichtung ein Paar mächtiger, aus dickstem Leder gefertigter, unbenagelter Schaffstiesel. Ein Mann zog sie an, befestigte den Kelter und trampelte mühsam auf den aufgeschütteten Trauben herum, bis sie einigermaßen klein getreten waren. — Das Dreschen begann gleich nach der Ernte und man konnte es während des ganzen Winters hören. Erbärmlich tönte der Schlag des Flegels hinter dem geschlossenen Scheunentor hervor, wenn einer allein seine Arbeit machte. Das Flapp — Flapp — Flapp — kam so langsam, daß man ihm hätte nachhelfen mögen und manch beißenden Witz hörte man auf der Straße darüber. Besser klang es schon zu zweien: Flipp, flapp, flipp, flapp! noch besser zu dreien: Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei. Die höchste Leistung erreichte man im Sechsertakt. Sechs handfeste Drescher, die einen Tag „de Fläl“ tüchtig geschwungen hatten, sahen am Abend, wenn die „Fochtmüll“ (kommt wohl von fauchen, weil Spreu und Korn durch den Wind des Schaufelrades von einander gesondert wurden) in Bewegung gesetzt wurde, manden Saad Frucht hervorrieseln.

Eine Wanderung im Eifelschnee.

Von Oberlandmesser B u e r b a u m, Bonn.

Anfang Januar war es, zur Zeit des Vollmondes, da fuhren wir zu vier Wandergenossen nach S e l l e n t h a l, um die Schhütte des Bommer Vereins zu besuchen. Während wir anfangs großen Zweifel hegten, ob auch Schnee genügend da sei, wurden wir zum Schluß beim Fußmarsch — etwa 1 Stunde bis zur Hütte

— bald eines bessern belehrt. Bei großer Verspätung kamen wir erst 9 Uhr abends in Hellenthal an. Auf der Fahrt war uns klar gemacht worden, daß Krieg sei, daß der Homo militaris vor dem Homo civilis den Vorrang habe, dieses Rangieren auf den Stationen oberhalb Call konnte die Reisenden in die Arzzeiten der Eisenbahn zurückversetzen. Bald hatten wir heraus, wann der Zug wirklich vorwärts fuhr, es ging dann nämlich, während sonst beim Rangieren wie toll gepfiffen wurde, die Klingel nach der Melodie: Es fährt sich so gemütlich auf der Ringelbahn. Doch alles hat sein Ende, und wir waren froh, endlich die durcheinander gerüttelten Glieder in einem Nachtmarsch wieder gelenkig zu machen. Wie doch so ganz anders ist ein Weg bei Tage und ein Weg bei Nacht, zumal im Schnee. Stille, heilige Ruhe umgab uns, kein Laut in der Natur, dabei geringe milde Helle, genügend den Weg zu erkennen. Wie mit einem Mantel waren die Tannenbäume vom Schnee bedeckt,

Gattin ihm den Kaffee zubereitet und ein bestimmtes Maß davon genommen habe. Mit diesem etwas ausgiebig genommenen Quantum wurde die Anzahl der Tassen multipliziert, die voraussichtlich wohl getrunken würden — ich wage nicht sie zu ver-raten —, und dann wurde der Labetrunk fertiggestellt. Bald saßen wir bei anheimelnden Kerzenlicht um den Tisch und genossen den selbst bereiteten Mokka, wobei ein derbes Butterbrot ohne Butter vorzüglich schmeckte. Und wie schmeckte er ein solcher Abendkaffee mitten in den Bergen, in der erhabenen Stille der Natur und in der weiten Winterlandschaft, die soweit das Auge reichte, mit Schnee bedeckt und von spärlichem Mondlicht beleuchtet war, ist ein seltener Genuß und man konnte sich, zumal wir bald das Kerzenlicht als unnötig gelöst hatten, stillen Gedanken hingeben beim Ausblick aus den Fenstern, die gewiß endeten mit dem Ergebnis, daß die Eifel doch ein schönes Stück Erde sei, und nicht zum wenigsten in Winter und Schnee.



Ansicht von Hellenthal.

gleichsam zum Schutz gegen die Winterkälte, ein herrlicher Ausblick, während das Strauchwerk wie überzudert aussah, alles überstrahlt von einem milden Mondlicht. Immer mehr ging es bei mäßigem Frost in die Berge und in den Schnee, zum Schluß mußten wir gehörig durchstapfen, zumal einige tief verschnittene Mulden zu passieren waren. Die Hütte wurde kurz nach 10 Uhr erreicht, sie war in der Schneelandschaft und in ihrem Schneekleide kaum zu sehen, so daß ein Unkundiger sie schwerlich gefunden hätte. Nach der Ankunft wurde schleunigst das Feuer im Herde angezündet, einestheils der Kälte, andernteils des Kaffees wegen, wobei schwer festzustellen ist, welches der gewichtiger Grund war. Bald ließ sich der brodelnde angenehme Ton des siedenden Wassers vernehmen und nun sollte der gemahlene Kaffee zugesüttet werden, aber — wie viel gehört da hinein? Große Beratung unter den naturkundigen, aber in der Küche unbewanderten Männern, bis schließlich einer auf den Gedanken kam, daß zu Hause er oft gesehen habe, wie die liebe

Bei solchen Gedanken und munterem Zwiegespräch verging die Zeit, so daß wir fast die Nacht durchgeessen hätten, da von Müdigkeit wenig gespürt wurde. Endlich ging es dann recht spät zum Schlafen, aber vergebens, das Auge wollte sich nicht schließen, denn die Berggeister waren rege, bald klopfte es hier, bald raschelte es da, so daß wir fast glauben mochten, die Heldenmännchen aus der Kinderzeit wären aufgestanden, um die uns am kommenden Morgen winkende Arbeit zu erledigen. Diese Hoffnung war jedoch eitel, wir standen gegen 6½ Uhr auf und fanden alles unberührt. Nach notdürftiger Körperwaschung wurde der Steden zur Hand genommen, und wir plätscherten im tiefen Schnee dem nahe gelegenen Hollerath zu, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Noch war es dunkel und es hieß einfach auf die Richtung zugehen, ganz gleich, ob wir bis zu den Knien in den Schnee sanken oder dann und wann stolperten. Diese Wanderung war auch eigenartig; hätte ein Fremder uns gesehen, er wäre daß erschrocken und hätte wohl hurtig kehrt

gemacht. Denn da wir über ein gewölbtes Hochplateau gingen, so müssen wir, von weitem und von unten gesehen, scheinbar die Gestalten von urweltlichen Riesen gehabt haben, so sehr vergrößert sich eine dunkle Masse auf dem hellen Schnee mit dem Himmel als Hintergrund, wie wir bald darauf festzustellen die Gelegenheit hatten. Wir waren nicht allein, schon hatten ein paar Hunde trotz Kälte und Dunkelheit auf dem Schneefeld dem Jagen sich hingegeben, ein befremdlicher Anblick in dem Morgengrauen. In der kleinen Dorfkirche angekommen, waren wir etwas durchgefroren und mußten die Zähne zusammenbeißen. Bei der einfachen aber gehaltvollen Predigt des würdigen Landpfarrers vergaßen wir die kalten Füße und horchten andächtig seinen Worten, mit denen er den Kindern und den Erwachsenen verständige und ergreifende Mahnungen eindringlich ans Herz legte. Möge sein Wirken von Erfolg begleitet sein! Nach Beendigung des Gottesdienstes stapften wir froh und erwartungsvoll unserer Hütte zu, wo wir den Küchenmeister zurückgelassen hatten. Ob er wohl fertig geworden, ob der Kaffee wohl geraten, ob wohl alles hübsch warm und gemütlich hergerichtet ist? Diese und ähnliche Gedanken wurden durchgewälzt in des Herzens Geist und Empfindung. Bald sahen wir den friedlichen blauen Dampf aus dem Schorn-

holte, zerschnitt und in den Topf warf. Bald entstieg diesem erquickende Gerüche, die uns ungeahnte Genüsse erwarten ließen. Um nun nicht den ganzen Vormittag ungenützt dem Kochen zuzusehen, wurde ein Spaziergang in die sonnenbestrahlte Umgebung vorgeschlagen, um uns frische Luft und den nötigen Appetit zum Essen zu holen. Bald machten wir uns auf, nachdem vorsorglich vorher auf dem Herd die Kochtöpfe das europäische Gleichgewicht erhalten hatten, zur jetzigen Kriegszeit sicher eine wichtige Sache. So ein Gang durch die frische Schneelandschaft in der strahlenden Mittagssonne bietet des Angenehmen und Belehrenden viel. Hindernisse kannten wir nicht, immer vorwärts ging es über Gräben und Bäche und Mulden, über Hänge und Wiesen, wobei uns auffielen die vielen Tierspuren, die kreuz und quer unsern Weg trafen. An einer Stelle hatte ein Reh mit kühnem Sprunge einen Bach von mehr denn 4 Meter Breite genommen. Mit Hilfe von etwas Phantasie konnte man sich vorstellen das Suchen der Tiere nach Nahrung, das Verfolgtwerden durch stärkere, den Kampf ums Dasein; hier und da kündete zerkrachter Schnee mit Blutspuren das Ende eines Tieres an „denn ich bin groß und du bist klein,“ an anderer Stelle sah man deutlich an den Spuren, wie der schnürende Fuchs hinter dem friedlich Nahrung suchen-



Schneelandschaft bei Hollarath.

stein in kleinen Ringeln herauskommen und dieser Anblick bezauberte uns vollkommen, wie einstmals in grauer Vorzeit den müden Wanderer Odysseus, der Rauch winkte uns verheißungsvoll, Erfüllung aller Wünsche versprechend. Und die Wirklichkeit entsprach vollständig allen Erwartungen, jegliches war aufs Beste besorgt, wir konnten uns sogleich an den Kaffeetisch setzen bei dem warmen Ofen, und nun wurde auf Speise und Trant, wie wir sicherlich wohl verdient hatten, eine scharfe Attacke gemacht. Es war vergnüglich zu sehen, wie es allen mundete und Dank sei drum hier unserm Küchenmeister gebracht, wir freuten uns aus Herzens Grund, daß er das so gut gekonnt. Der Rede Mittag ging ununterbrochen und so kam schnell der Mittag herbei. Mittag bedeutet nicht nur Mittagszeit, sondern auch Mittagessen, und es konnte nicht anders sein, es mußte gejorrt werden, man mußte sich nicht die Töpfe und Teller, und die Heingeladenen waren ausgeblieben. Also große Beratung, der Küchenmeister wurde untersucht und es fanden sich noch recht ergiebige Vorräte für eine Bohnensuppe vor, die reichliche Sättigung versprach. Borgejorrt war also und mit Vergnügen sahen wir zu, wie unser rühriges Mitglied B. mit kundiger Hand die einzelnen Teile aus der unergründlichen Tiefe des Ruckhacks heraus-

den Lampe her war, um ihn zu erwischen, Vogelspuren waren zu sehen, hier und da hatten Krähen offene Stellen aufgesucht, um vielleicht etwas Gewürm zu erhaschen. Ich dachte an Hermann Löns, unsern im Feindesland zu früh gefallenen herrlichen Naturbeschreiber, mit dem einen solchen Gang zu machen ein hoher Genuß gewesen sein möchte. Auffällig waren die vielen nassen Stellen in den Wiesen, wo das Wasser offen herausquoll und größere Flächen verjumptete, ein Zeichen, daß der Wasserreichtum ein übergroßer war, trotzdem der Frost durchaus vorherrschte. Nebenbei ein vorzügliches Mittel zur Bewässerung und Befruchtung der Wiesen. Einmal mußte mit Gefahr der Uebergang über einen starkfließenden Bach auf einer anscheinend durch Jägerhand gesperrten Brücke in Gestalt eines Baumstammes genommen werden, wobei die größere und geringere Geschicklichkeit und der persönliche Mut des Einzelnen in ergötzlicher Weise zur Geltung kamen. So verlief der Gang sehr anregend und für alle befriedigend, bis wir auf dem Rückwege von einer anderen Seite her mit Befriedigung den blauen Dampf aus dem Schornstein unserer Hütte aufsteigen sahen und uns hineinbegaben. Es war alles in bester Ordnung und wir machten uns schleunigst an die weiteren Vorbereitungen zu unserm frugalen Mahl. Die kräftige Bohnensuppe war bald

fertig und wir setzten uns mit dem nötigen Hunger zu Tisch. Redlich wurde alles geteilt, während ein zweites Gericht kochfertig — nicht kriegskochfertig — von der fürsorglichen Gattin mitgegeben nur erwärmt zu werden brauchte, um in Kürze fertig geworden und auf den Tisch gestellt, mit Genuß verspeist zu werden. So war der ganze Vorgang schnell vorüber, und nachdem noch einige Kleinigkeiten als Nachspeise ihre Bestimmung gefunden hatten, kam sofort die Rehrseite der Medaille zur Geltung, es wurde, prosaisch gesprochen, gespült. Dies ging mit der nötigen Fixigkeit von statten und gerade mitten in dieser Arbeit erhielten wir Besuch von zwei jungen Damen aus Hellenthal, die ihre Schier in der nahen Prether Mühle gelassen hatten und wohl durch die auf dem Flaggstock wehende Fahne und den Rauch der Hütte angelockt, diese aufsuchten. Ihnen wurde die Siedelei mit ihrer Einrichtung und vor allem unsere hauswirtschaftliche Tätigkeit gezeigt, welsch letztere hoffentlich ihre Anerkennung gefunden hat. Ein richtiger Eifelvereinsler bemüht sich, nirgends Spuren seiner Anwesenheit zu hinterlassen, die ja oft nur unangenehmer Art sein können, wo es sich um die Zubereitung des Essens handelt. So wurde in der Hütte nach der Mahlzeit alles wieder in passenden Zustand gebracht und an seinen Platz gesetzt, alles Ueberflüssige entfernt oder verbrannt; kurz und gut, es konnten sofort andere Gäste kommen und fanden alles in tabellarischer Ordnung. Auffallen konnte uns bei unserer Tätigkeit der Umstand, daß die Zubereitung des Essens, das sogenannte Spülen und überhaupt das ganze Drum und Dran bei gutem Willen doch nicht so wesentlich, so zeitraubend und so umständlich ist, wie es meistens geschildert wird. Es wird wohl hauptsächlich daran liegen, wie man eine Sache ansieht, mit welcher Energie und welcher Anpassungsfähigkeit man sie durchzuführen versteht. Im Hinblick hierauf sei mir ein kleiner Seitensprung gestattet. Was könnten wir unsere Ernährung anders und einfacher gestalten, wie wir aus den Erfahrungen des jetzigen Krieges heraus ja zur Genüge eingesehen haben oder wenigstens einsehen können. Die schwere Kriegszeit hält uns ständig vor Augen: lebt einfach, vermeidet so manche unnötige Ausgabe, richtet eure Arbeit, eure Vergnügungen, euer ganzes Auftreten entsprechend den wirklichen Verhältnissen ein. Möchte doch das deutsche Volk die Kraft finden, sich nach den Erfahrungen des Krieges einzurichten, jetzt ist die Gelegenheit da, so manchen althergebrachten Uebelstand auszumerzen. Es wird auf den Wanderungen häufig viel zu viel mitgenommen, weniger wäre mehr. Möge die Mahnung der Zeit nicht unbeachtet bleiben. Nach dieser Abschweifung — so fliegen manchmal die Gedanken durcheinander — will ich schnell wieder auf mein Thema zurückkommen. Die Siesta des einen oder andern war durch den Besuch jäh gestört, ach es lag sich so schön in dem warmen Winkel hinter dem Kachelofen. Jedoch war hieran nichts zu ändern. Die Zeit rüde vor und wir mußten an den Aufbruch denken. Zum Abschied wurde noch ein heißer Trank bereitet, der allen Teilnehmern köstlich mundete und sie erfrischte für die lange Nachtfahrt. Nun hieß es Abschied nehmen von der schönen Schneelandschaft, von dem reizenden Stück Natur mit der Hütte, die uns 2 Tage trotz Frost und Kälte fürsorglich aufgenommen und so gut unterhalten hatte. Wir hatten hier am Tage und in der Nacht ihr Walten beobachten können, sie war uns ans Herz gewachsen, hatte mit uns Zwiesprache gehalten und unsere Nerven beruhigt. Dank sei darum dem Schklub dargebracht für das, was er mit verhältnismäßig geringen Mitteln in der Einsamkeit der hohen Eifel hervorgebracht hat, ein Haus für müde Wanderer, die der Erholung und Stärkung bedürfen, und einen Sammelpunkt für den gesunden nervenstärkenden Sport des Wintervergnügens. Nun zum Schluß! Nachdem alles in der Hütte in Ordnung gebracht war, schieden wir nicht, ohne unsere Zufluchtsstätte mit ihrer Umgebung tief uns eingepägt zu haben mit dem Gedanken: Auf Wiedersehen! Die ausgelegene Flagge wurde heruntergenommen. Die kurze Wanderung nach Hellenthal wurde schnell zurückgelegt und wir stiegen in den bereitstehenden Zug nach Call, welcher bald abfuhr. Von den Erlebnissen der Rückfahrt will

ich lieber schweigen, nach gutem Anfang überbot sie die Hin- fahrt in ausgefuchter Raffinesse durch Erscheinen von Hindernissen, verpackte Anschlüsse und dergleichen mehr. Wie jedoch alles ein Ende hat, so auch unsere Reise; um die mitternächtliche Stunde wurde das limatische Bonn erreicht und wir steuerten schnell den heimischen Penaten entgegen. Vor dem Abschied wurde noch festgestellt, daß die Unnehmlichkeiten der Schneewanderung durch die lästige und langwierige Reise nicht gelitten haben. Wir leben eben im Krieg und es kann uns das erhebende Bewußtsein stärken, daß unsere tapferen Feldgrauen von dem schönen Eifelland den Feind fernhalten, um es unberührt den Nachkommen zu hinterlassen. Die kleinen Zutaten bei einer Reise müssen mit in den Kauf genommen werden, war doch für uns mit Erfolg das Hauptziel erreicht worden: eine Reise in den Schnee.

Schutz dem Winterport!

Vor kurzem brachten die Tagesblätter die auffallende Mitteilung, daß die badische Eisenbahnverwaltung die Mitnahme von Sportgeräten, wie Schneeschuhen, Rodelschlitten usw., in Personenwagen während der Dauer des Krieges nicht mehr dulden werde, weil „Sports- und sonstige Vergnügungsaussflüge dem Ernst der heutigen Zeit nicht entsprechen und daher möglichst zu unterlassen seien“. Wenn die badische Eisenbahnverwaltung diese Verfügung mit den durch den Krieg geschaffenen Verkehrsschwierigkeiten begründet hätte, so wäre natürlich nicht das geringste dagegen einzuwenden; die von ihr gewählte Begründung vertritt aber eine so völlige Verkennung der gesundheitlichen und erzieherischen Bedeutung besonders des Winterports, daß sie nicht unwidersprochen bleiben darf. Als Arzt, der selbst Winterport getrieben und während des Krieges den Wert der sportlichen Ausbildung in fast zweijährigem Frontdienst erprobt hat, möchte ich deshalb kurz darauf eingehen. Selbstverständlich ist der Winterport für seine Anhänger ein „Vergnügen“, aber das ist doch nicht der Grund, weswegen er im Frieden sich des schützenden Wohlwollens unsers Kaisers erfreute und von vielen Behörden, Ärzten usw. gefördert wurde. Dieser liegt vielmehr in der klaren Erkenntnis, daß für die Erhaltung der Volksgesundheit und zur Erziehung eines kräftigen Geschlechts der verständig betriebene Sport eines der wichtigsten Mittel ist. Daß gerade der Winterport in dieser Hinsicht mit an erster Stelle steht, wird mir jeder berufstätigen, der ihn auch nur oberflächlich kennt. Und nun soll plötzlich während des Krieges unsrer Jungmannschaft seine Ausübung ershwert werden, weil er zum überflüssigen, „dem Ernst der Zeit nicht entsprechenden Vergnügen“ gestempelt wird? Will man sie denn mit Gewalt in die Kinos usw. treiben, die mit ihren Anzeigen von Schauerdramen und Possen das Vergehen vieler Frontsoldaten bilden?! Wenn ein Eingreifen gegen unangemessene Vergnügungen notwendig erscheint, so wäre jedenfalls hier ein geeigneteres Wirkungsfeld gegeben. Und glaubt denn die badische Eisenbahnverwaltung, daß es die Volkskraft mehr fördert, wenn sich unsere Jungmannschaften und diejenigen Leute, die einen freien Sonntag haben, in der Stadt umhertreiben oder im Zimmer oder in der Kneipe hocken, als wenn sie mit Rodel oder Schneeschuh in die freie Natur hinausziehen und an Leib und Seele erfrischt an die Wochenarbeit zurückkehren? Jeder, der es mit der Gesundheit unsres Volkes ernst meint, wird mir beistimmen, wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß Auffassungen, wie sie die Verfügung der badischen Eisenbahnverwaltung widerspiegelt und wie sie zum Schaden unsres Volkes lange genug gewirkt haben, für immer verschwinden!

Zur Hebung der Eifeler Schafzucht.

Im Kreise Schleiden befinden sich ausgedehnte Weidenflächen ohne ausreichenden Ertrag, die sich jedoch nach dem Urteil Sachverständiger zur Schafhaltung wohl eignen

Mitte vorigen Jahrhunderts stand die Schafzucht hier in hoher Blüte, ging aber infolge des ausländischen Wettbewerbs ansehnlich zurück. Diese Konkurrenz ist nun auf lange Zeit nicht mehr zu befürchten. Schon jetzt während des Krieges, aber auch lange Zeit nachher wird ein empfindlicher Mangel an Fleisch und Wolle bestehen; für beide Erzeugnisse werden daher gute Preise bezahlt. Um nun die Schafhaltung, besonders aber die Herdenhaltung im Kreise neu zu beleben, ist beabsichtigt, Beihilfen zur Beschaffung von Schafen aus Kreismitteln zu gewähren. Diese Beihilfen sollen unter der Bedingung gegeben werden, daß die zu beschaffenden Schafe über den nächsten Winter durchgehalten werden. Alsdann soll für das erste Schaf 15 Mark, für das zweite, wenn es ein Mutterlamm ist, 10 Mark und für jedes weitere unter derselben Voraussetzung 5 Mark bewilligt werden. Dieselben Sätze und Bedingungen gelten, wenn auf Gemeindeflecken Schafe beschafft werden. Für die Haltung eines kriegsbeschädigten Schäfers wird jeder Gemeinde mit Schafhaltung eine Beihilfe gewährleistet, falls der Bestand mindestens 150 Stück beträgt. Auch für die Düngung des Gemeindefleckens, das ausschließlich der Schafzucht dient, kann ebenfalls ein Zuschuß gegeben werden. Für die Beschaffung guter Rasseböde wird ein Zuschuß bis zu 70 Mark in Aussicht gestellt. Die vorgenannten Zuschüsse werden nur in den Gemeinden gegeben, in welchen die Freigabe der Wiesen- und Stoppelweide gemäß § 11 der Rheinischen Landgemeindeordnung besteht oder beschlossen wird.

Stammen die Siebenbürger „Sachsen“ aus dem Mosel- und Eifelgebiet?

Bekanntlich sind am Ausgang des Mittelalters Deutsche als Kulturträger und hochwillkommene Kolonisten in Südburg und Siebenbürgen eingewandert, die in diesem jetzt so heiß umstrittenen Kampfgebiete noch heute ihr Deutschtum treu und unentwegt wahrhalten. Nicht ganz zu Recht werden diese Siebenbürger Deutschen „Sachsen“ genannt, da sie mutmaßlich aus der Gegend stammen, die von der Linie Luxemburg, Mosel- und Lahntal—Düsseldorf umgrenzt wird. Es wird den Lesern unseres Vereinsblattes willkommen sein, was zu dieser Frage der Stadtpfarrer Dr. Risch aus Bistritz (Siebenbürgen) im Jahre 1913 auf der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg an der Lahn ausgeführt hat: Die Siebenbürger Deutschen sind weder „Sachsen“ (es gibt in ihrer Sprache kein unsächsisches Wort als dies!) noch „Flandrer“ (wie sie in Urkunden des 12. Jahrhunderts heißen), sondern Moselfranken. Das beweist ihre Mundart. Das Moselfränkische umfaßt den Süden des am Kriterium „das Wasser“ erkennbaren mittelfränkischen Sprachgebiets, dem der größte Teil der Rheinprovinz, ganz Luxemburg, Deutsch-Belgien und das nordwestliche Lothringen angehören. Moselfränkisch ist die Verschiebung von *rp* und *lp* zu *rs* und *ls* („werfen, Dorf, helfen“ gegenüber ripuarischem *rp* und *lp*), die Verschiebung germanischer Media in der Genominaton zur Tenis: Kettel: Meddel (Mittel), Brecken: Brögge (Bräden), Keppen: Kebbe (Rippen). Die Moselfranken sagen *Wies*, Dorf: Korf, wirft: stirft, die Ripuarier *blis*, Dorf: Korf, Korp, wirft: stirft, die Rheinfranken (Südfranken) *bleip*, Dorf: *wirft*, stirft. Dem Ripuarischen ist im Süden ein Uebergangsgebiet vorgelagert, das zwar alle wesentlichen Merkmale des Moselfränkischen aufweist, aber sich nach Südburg durch die „weng: neng“ Linie (Ehternach—Sinzig bis nach Freudenberg bei Siegen) vom eigentlichen oder rein Moselfränkischen abgrenzen läßt, welches für „Wein, neun“ *we(n)*, *ne(n)* sagt. Ähnlich wie dieses Uebergangsgebiet zum (rein) Moselfränkischen verhält sich das Südsiebenbürgische zum Nordsiebenbürgischen. So finden sich die gutturalen Verschiebungen nur in diesem Uebergangsgebiet (Ardennen Luxemburgs und der Eifel) und im Südsiebenbürgischen, z. B. *Wett* (Leute), *zegdech* (seitig), *logden* (läuten), *Hoft* (Haut), *Dakt* (Tod) usw., dagegen rein moselfränkisch und nordsieben-

bürgisch: *Leit*, *zeidich*, *lauden*, *Haut*, *Dat* usw. Formen wie: *eich* (ich bin), *benn* (binden), *gebenn* (gebunden), *jenn* (finden), *gefenn* (gefunden) sind mir innerhalb des Mittelfränkischen nur im rein moselfränkischen Sprachgebiet (und im Norden Siebenbürgens) vorgekommen. Das Hauptkriterium des Luxemburgischen (und der sprachlich dazu gehörigen Gemeinden der Rheinprovinz, Lothringens und Belgiens) ist die Imperativform von „sein“: *seif* (sae, säf, säf, sof, sief, plur. it!) mit ihrem merkwürdigen, gerade deshalb aber unschätzbaren *f*, eine Form, die, in alemannisch-fränkischem Mißgebiet entstanden (dort heute noch *fiwe*, aus mittelhochdeutsch *si!* und *wis!*), sich allmählich über ganz Luxemburg verbreitet hat. Und dieses luxemburgische *seif* hat das Nordsiebenbürgische und ein Teil des Südsiebenbürgischen — ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß mindestens diese Deutschsiebenbürger aus dem Westmoselfränkischen (Luxemburg) stammen. Schade, daß der Wenterische Sprachatlas von dieser Seiflinie nichts weiß! Ich halte die Entdeckung dieses Kriteriums des Nordsiebenbürgisch-Luxemburgischen für den wertvollsten Fund meines Lebens. Auch andere Lauterscheinungen des Siebenbürgischen sind echt westfränkisch-moselländisch, z. B. der Lautwandel *ns* zu *s*: *aus*, *üs* (*uns*), *ns* zu *s*: *Bernäst*, *Bernöst* (*Bernunst*), *chs* zu *s*: *wuesßen* (*wachsen*), *nd* zu *n*: *fenn* (*finden*), *ld* zu *l*: *Gellner* (*Göldener* = Goldarbeiter), *hal!* (*halte!*), *ä* zu *ö*: *Schloß* (*Schlaf*), *ö* zu *ü*: *Dat* (*Tod*), *i* zu *ei*: *Teißel* (*Deichsel*), *ü* zu *au*: *lauden* (*läuten*), *ei* zu *e*: *Sté* (*Stein*), *au* zu *ö*: *Böm* (*Baum*) usw. Ebenso etwa 100 altromanische, von der Mosel nach Siebenbürgen verpflanzte Lehnwörter: *fedeln* (*focellare*) ein Küchlein am Herde, (*focus*) aufpäppeln, *Röm* Weingartenpfahl (*ramus*), *Feier* *Ittis* (*fur*), *Käfer* *Dachsparren* (*caper*), *Lä* *Hütte* zum Amselgang (*cavea*), *Mäsch* *Sperling* (*musca*), *Päh* *Brunnen* (*puleus*), *Scherz* *Baumrinde* (**excortex*, *scorza*), *Spann* *Bettstatt* (*sponda*), *Spirtel* *Februar* (*spuralis*), *stürkeln* (*extorcolare*), *Tröf* *Ballen* (*trabes*) usw. Ebenso stimmen die Orts- und Familiennamen auffällig überein. Z. B.: Luxemburgisch „Nösen“ (dialektisch „Nisen“, Ansiedlung) liegt unweit von „Wallendorf“ (dial. *Wuelendref*) und „Reißdorf“ (dial. *Reißdref*). Siebenbürgisch „Nösen“ (dial. *Nisen*) liegt unweit von „Wallendorf“ (dial. *Wuelendref*) und „Reißdorf“ (dial. *Reißdref* (Niedname)). Ist das Zufall? Der moselfränkisch-luxemburgische Familienname „Eßler, Eßler“ (spr. *Eesler*, d. h. *Eiseler*) weist ebenso auf die „Eifel“ hin wie der siebenbürgische Familienname „Eßler“ (urk. 1409). Dasselbe gilt für den luxemburgisch-moselfränkischen Familiennamen „Musel“ (d. h. *Mosel*) und den siebenbürgischen Familiennamen *Musell* (urk. 1415). Kurz gesagt: Die Siebenbürger „Sachsen“ können sprachlich — und anders läßt sich die Herkunftsfrage mangels geschichtlicher Urkunden nicht lösen! — nirgend sonst lokalisiert werden als in den Moselländern. Das sagte schon 1769 der Luxemburger de Feller auf Grund eigener, in Siebenbürgen gewonnener Anschauung: „Les habitants du duché de Luxembourg parlent l'ancienne langue allemande, telle que parlent les Saxons de Transylvanie. L'étonnement de ces Saxons, ainsi que le mien, fut extrême, quand nous découvrimus l'identité de ces langues. Le naturel, le ton et les manières de ces Saxons sont justement les mêmes que ceux des Luxembourgeois.“

Kriegs-Rundgebungen aus den Ortsgruppen.

An den sehr verehrien und lieben Kölner Eifelverein.

Zunächst muß ich mich für zwei freundliche Gaben aus Ihrer Hand herzlich bedanken: für die Zigarrensendung und den Weihnachtstargengruß. Ich weiß, wie sehr eine Sendung langsam zustande kommt und wie sie deshalb eigentlich viel wertvoller ist. Da greift kein Millionär oder einer von den besseren Hunderttausendern nachlässig ein mal in die Tasche, hier bedeutet vielmehr jedes kleinere Geldstück einen Beweis wiederholten Gedankens und wiederholten Gedankens vieler. Und das macht unsereinem ein solch Geschenk wertvoll.

Wenn ich Ihnen weiter im Briefe andeute, wie unsere letzte Zeit durch allerhand Arbeit ausgefüllt war, werden Sie es verstehen, wenn ich erst den nahen ersten Tag des neuen Jahres zu Dank und Erwidern benutze. Ihnen allen vorab die besten Wünsche an der Schwelle des Jahres 1917. Sonst half einem

zu deren Erfüllung außer dem lieben Herrgott die eigene Gesundheit und die seiner Familie, der eigene Fleiß. Jetzt langt das allein nicht mehr und eine vielloppige Schar gut und übelgünstiger Menschen und Nachthaber hat über den Verlauf des Jahres 17 mitzubestimmen. Ziemlich ohnmächtig hat der einzelne abzuwarten, wie sie mit ihm verfahren werden. Aber zweifellos befinden wir uns alle an einem Scheidewege, der uns wieder zu neuen und besseren Tagen führt. Diese Zuversicht wird uns den Schritt ins neue Jahr leicht machen. Was soll ich hierbei noch lange verweilen? Wo doch diese Fragen für groß und klein sozusagen das tägliche Brot bedeuten und durch Ruhe und Arbeit sich dauernd aufdrängen und für Niemanden zu umgehen und zum Schweigen zu bringen sind. Also mit frohen und diesmal wohl sicher erfüllten Hoffnungen hinaus in neue Tage!

Nachdem ich Sie anfangs August verlassen hatte, widmeten wir uns nördlich von Soissons noch eine Weile der Landwirtschaft. Vielfacher Regen störte unsere guten Absichten oft. Die Wellen der Sommeschlacht schlügen an ihren letzten Ausläufen auch an unsern stillen Strand bei Coucy le Chateau, da dort viele Truppen bei der Ablösung zur Erholung oder Vorbereitung in Ruhe kamen, bis auch wir eines Tages, trotzdem der Hafer nicht ganz eingebracht war, — bei uns allein gesamte Fläche 240 Morgen — gen Norden zogen und so an 12 Kilometer der größten Schlacht aller Zeiten nahe waren. Es ist so viel und so gut darüber geschrieben worden und Sie haben es sicher noch viel eindrudsvoller aus dem Munde Nächstbeteiligter gehört, daß ich nur Weniges aus der eigentlichen Kolonnenätigkeit andeuten möchte. Ganze Kolonnen, also z. B. wir mit 38 Wagen wurden nie ausgeschickt. Das verbietet sich schon durch die große Länge und deshalb größere Sichtigkeit und Trefffläche. Aber auch diese kleinen Kommandos haben 3 Wochen lang täglich die gefährlichsten Wege befahren, bis Saille-Saillisch, St. Baast Wald. Was das heißt, mögen Sie daran bemessen, daß die Wagen ganz andere Ziele abgeben, als einzelne Fußgänger und sind sie einmal im beschossenen Gebiet, sie nirgendwo Deckung aussuchen können. Der Fahrer muß seinen Weg fortsetzen, an schnelles Wenden mhrerer Wagen ist nicht zu denken und der Mann kann nicht Pferd und Wagen im Stich lassen. Zwei große Dörfer sahen wir in der Tagen in 48 Stunden vom Erdboden verschwinden: Malancourt und Ruslu. Wie durch ein Wunder sind meine Leute stets heil wiedergekehrt und die für 87 Mann verliehenen 13 Eiserne Kreuze dürfen von 13 ganz unverletzten Erwerbem getragen werden. — Ein Sprung und nachts um 2 Uhr steigen wir südlich Meh in Ars aus dem Zuge. Aus dem Dunkel ragen gewaltige Mauerreste wie von einem zerstörten Hochhofen. Das waren die Trümmer der mächtigen Römer-Wasserleitung, die hier das Moseltal überseht. Nahe der Grenze haben wir dann löstliche 4 Wochen verbracht. Es fehlte nichts, was ein rheinisches Herz so zu den notwendigen Zutaten einer rechtshaffenen Gegend zählt: Weinberge, die Mosel, ein Bürgelchen, Präny, einige gute Wirtschaftshäuser, einige freundliche Mädchen, die sich nach einigem Sträuben ihres in Diederhosen oder Trier erlernten Deutsch erinnerten und deren Tränen bei unserem Scheiden anfangs langsam und als das Wort „vielleicht wieder zur Somme“ fiel, schneller flossen. Wenn dann die Proviantsamts-Tagesportionen etwas zu eintönig und gering, das eigene Portemonnaie vielseitig und dick erschien, ging man wohl mal nach Meh. Und auf belehrenden Ritten mit den Unteroffizieren und Kriegsfreiwilligen durchlebten wir wieder die berühmten Tage aus dem Leben unserer tapferen Väter und grüßten bei Mars la Tour, Gorze, Bionville, Gravelotte ihre Gräber und sagten uns, wir werden der Welt zeigen, daß die Söhne nicht geringeren Schlages sind. Unsere Leute waren erträglich beschäftigt, aber die nun schon seit 2½ Jahren fast ununterbrochen in der Ebene tätigen Pferde litten in den Bergen auf Pont-à-Mousson, Thiaucourt ziemlich. Das Städtchen Pagny mit den flachen Dächern und den tiefen, aber leeren Kellern mußte leider immer als Trumpf herhalten, wenn die Deutschen nach der Reinigung der Franzosen etwas auszufressen hatten. Eine Woche lang wurden wir täglich zwei mal beschossen und es war oft eine nach Kleidung, Alter und Geschlecht buntzusammengewürfelte Gesellschaft, die sich zu nächstlicher Stunde im tiefen Keller gehorjam dem Winke der alarmierenden Kirchenglocke zusammenfand. — Zu jener Zeit durchreiste ich in 6 Tagen das Nahegebiet, Wiesbaden und des Rheintals Berge. Erlassen Sie mir in diesem kurzen Bericht Herzensergüsse über die Eindrücke dieser schnellen und doch empfindungsreichen Fahrt, die durch die Durchquerung der Eifel zum Schluß ein richtiges Ende fand.

Wieder ein Sprung. Und wir sitzen im Norden bei Donai, und auch wieder an der nördlichen Hälfte der Sommesfront. Zur

Kohlen- und Zeiterparnis sollen die Kolonnen dauernd an einer Stelle bleiben. Wir haben uns leider unsere Mietwohnung vorher nicht aussuchen dürfen. Sie ist ja billig. Aber sie ist auch danach. Von Straßenreinigung, Bürgersteig keine Spur. Dazu sehr unruhig. So etwa Gegend Thieboldsgasse, Wenerstraße, Griechenmarkt und damit ich niemand auf den Fuß trete, auch Pauluswache. Dort bin ich Ortskommandant: ein ungläublicher Verkehr von und zur Front, schlimmer als zum Eifeltag der Werkbundaustellung oder zur Pariser Weltausstellung. Abweisen der Hotelgäste, auch der unangemeldeten nicht möglich. Dazu reizlose flache Gegend, ewig feuchtes Klima und nur das einzige Gute, daß die Spritzmalerei der endlosen Autos nicht in unverwahrbarer chinesischer Tusche ausgeführt wird. Die Kolonne fährt wader Brot in dem wenig mit Bahnen und guten Straßen durchquerten Raum Cambrai—Arras—Bapaume. — Schlamm, Schlamm, wohin man tritt und nicht tritt. Der letzte Rest von Schönheit ist 5 Minuten, nachdem man das Haus verlassen hat, dahin. O Hohestraße, wann wandle ich wieder auf deiner abradierten Fläche, biege ab zum Kölschen Boor, quetsche mich mit eingezogenen Schultern dem Würzenich entlang und lande sauber noch am späten Abend bei Kränkel?? Walde wandre ich, so Ende Januar, zur Generalversammlung!

Daß die Eifelvereinsblätter mir stets eine willkommene Auffrischung, wenn die nötig sein sollte, der treuen Beziehungen zu Heimat und Verein bedeuten, das zu versichern ist nicht nötig. Bewahrheiten sich die Friedensbestrebungen der Neutralen und zu dauerndem Genuß.

Ihnen Allen, Ihren Familien und denen, die draußen und drinnen für unser Deutschland wirken, ein herzliches Glückauf ins Neue Jahr.

In steter Hochschätzung des lieben K. E.-V. Ihr ergebener
Clemens Dahmen, Rittmeister, 1. Armee,
2. Vorsitzender.

Ich lege meinem Brief eine Anzahl von Postkarten bei, die alle dem Gebiet zwischen St. Mihiel und Verdun entstammen und verwüstete Ortschaften in der Woivre-Ebene und bei den Combres-Höhen zeigen. Sie mögen dartun, was uns ohne unsere tüchtige Infanterie und Artillerie usw. geblüht hätte und was auch die Heimat durch Hergabe der Kriegsanleihegelder Deutschland erspart hat.

Mitteilungen aus den Ortsgruppen

Ortsgruppe Mülheim am Rhein.

Sonntag, den 29. April. Zwischenwanderung, Dünnwald, Dlenau, Altenburg, Hilgen. Abfahrt mit der Eifeltrischen nach Dünnwald 8 Uhr 3 Min. Ede Düsseldorfster und Dünnwalderstraße.

Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß vor jeder Wanderung Freitags abends eine Vorbereitungssprechung stattfindet, wozu sämtliche Mitglieder hiermit ganz besonders eingeladen werden.

Sonntag, den 6. Mai. Tageswanderung in die Eifel. Dornen-Häuschen, Wacholdergebiet, Wübbelsberg. Führer: Rich. Wolf aus Bonn. 6 Marschstunden. Nähere Angaben über Abfahrtszeiten werden Donnerstag vorher in der Abendausgabe der Mülheimer Zeitung durch Anzeiger bekanntgemacht.

Inhalt: Heimat. — Ehrentafel des Eifelvereinsblattes. — Kriegsverfe XXXII. — Der Verein zur industriellen Entwicklung der Südeifel. — Die Klosterkirche der Propstei Buchholz. — Auf den Tag. — Der Eifel- und Moselbezirk im letzten Jahresbericht der rheinischen Provinzialverwaltung. — Schuß dem einmal. — Eine Wanderung im Eifelschnee. — Stammen Wintersport. — Zur Hebung der Eifeler Schafzucht. — Stammen die Siebenbürger „Sachsen“ aus dem Mosel- und Eifelgebiet? — Kriegstundgebungen aus den Ortsgruppen. — Mitteilungen aus den Ortsgruppen.

Sechste Kriegsanleihe.

5% Deutsche Reichsanleihe.

4 1/2% Deutsche Reichsschatzanweisungen, auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4 1/2% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Donnerstag, den 15. März, bis Montag, den 16. April 1917, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postcheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank), der Preussischen Centralgenossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1917, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1918 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1918, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Es werden jeweils so viele Gruppen ausgelost, als dies dem planmäßig zu tilgenden Betrage von Schatzanweisungen entspricht.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4%ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3 1/2%ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110%, 115% oder 120%) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden	98,— Mark,
„ „ 5% Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. April 1918 beantragt wird	97,80 Mark,
„ „ 4½% Reichsschatzanweisungen	98,— Mark

für je 100 Mark Nennwert unter Berechnung der üblichen Stückzinsen.

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden*.

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 31. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 31. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages	spätestens am 27. April d. J.,
20% „ „ „ „	„ „ 24. Mai „ „
25% „ „ „ „	„ „ 21. Juni „ „
25% „ „ „ „	„ „ 18. Juli „ „

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

* Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnsstellen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 90 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½% Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen der früheren Kriegsanleihen in neue 4½% Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 24. Mai 1917 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5% Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einkieferer von 5% Schatzanweisungen der ersten Kriegsanleihe erhalten eine Vergütung von Mark 1,50, die Einkieferer von 5% Schatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe eine Vergütung von Mark 0,50 für je 100 Mark Nennwert. Die Einkieferer von 4½% Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben Mark 3,— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinscheinen, die am 2. Januar 1918 fällig sind, die mit April/Okttober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinscheinen, die am 1. Oktober 1917 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Juli 1917, so daß die Einkieferer von April/Okttober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldverwaltung (Berlin SW 68, Oranienstraße 92/94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 20. April d. J. bei der Reichsschuldverwaltung einzuweisen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 24. Mai 1917 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.



Nummer 5

Mitte Mai 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
Hektor Bender, Bonn,
Königliche Kunstschule, Münster-
Str. 10, des Rheinland-Verlags,
Bonn, und Steinbrückerstr. 11,
Bonn, Bangoisstraße 9 u. 11.

Auflage: 17500.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Erscheint Mitte jed. Monats.
Jährlicher Bezugspreis durch
die Post M. 3. —, vierteljährlich
75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
Anzeigengebühr für die
5 gespaltene Kleinzeile 40 Pfg.
Anzeigen auf dem Umschlage
nach besonderem Tarif, im
Beilagen nach Uebereinkunft.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Letzten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.



Ihr alle!

(Zum deutschen Tagesbericht vom 24. April 1917.)

Von Martin Selt, Werden a. d. Ruhr.

Die ihr daheim in Werkstatt oder Schlacht:
Hat euch das Wort nicht froh und stolz gemacht?
Das stolze Wort: Ihr tatet eure Pflicht
Und wanktet nicht! —

Bei Arras brauste wild wie ein Orkan
Der Feinde ganze Macht zum Sturm heran.
Zum Stoß in Deutschlands friedevolle Gau'n
Mit Tod und Grau'n . . .

Da standen unsre Helden stark wie Stahl,
Und wichen nicht trotz Wundenweh und Qual.
Mit ihren Leibern deckten sie das Land
Vor Kriegesbrand.

Mit Kugeln und Granaten grüßten sie
Die Britenmacht — und zwangen sie aufs Knie.
Mit Waffen, die die Heimat unentwegt
Bereit gelegt.

Ihr Brüder an der Front, seid unverzagt:
Solang ein Schornstein noch gen Himmel ragt,
Solang noch Schmiedefeuher sprüh'n und glüh'n
Woll'n wir uns müß'n.

Und daß die Hand uns nie ermattet sinkt,
Der deutsche Bauer gern sein letztes bringt.
Nun lodre fort, du grauser Weltenbrand.
Wir halten stand!

Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

- O.-G. Cöln:** Landsturmmann Friedrich Genke.
Kölnner Eifelverein: Landsturmmann Dr. jur. Otto Schmitz-Pranghe, Rechtsanwalt.
O.-G. Siebengebirge: Jäger Gregor Rosen.
O.-G. Schnellfel: Wehrmann Joh. Wissen, Lehrer in Manderfeld; Unteroff. d. Res. Hans Reuter, Lehrer in Auw.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Bonn:** Feldhilfsarzt cand. med. Heinrich Wallasch (Eis. Kreuz I. Kl.); Landsturmmann Peter Streit, Lehrer in Cöln-Nippes.
O.-G. Cöln: Heinrich Weckbecker, Bauunternehmer, Moselkern.
O.-G. M.-Gladbach: Unteroff. d. Res. H. Dackhorn; Off.-Stellv. W. Funken; Musketier H. Maggon; Unteroff. d. Res. Spanknabel.
Cölnner Eifelverein: Unteroff. d. Res. M. Käfeler, Anwalts-Sekretär.
O.-G. Saarlouis: Unteroff. d. Res. M. Mohr, Sekretär, Dillingen.
O.-G. Siebengebirge: Gefr. Peter Schneider; Musketier Hilger Wallraf.
O.-G. Schnellfel: Unteroff. d. Res. Frings, Lehrer, Holzheim; Leutnant d. Res. Pieres, Lehrer in Ormont.
O.-G. Wiesdorf: Leutnant d. Res. Eugen Feeger (Eis. Kreuz I. Kl.).
- Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhielten aus **O.-G. Hachen:** Geh. Reg.-Rat Starp; Oberpostsekretär B. Gombert; aus dem **Kölnner Eifelverein:** Hochschulprofessor Dr. Hassert, Hauptmann d. L. Außerdem erhielt vom **Kölnner Eifelverein** das Großh. Medl. Verdienstkreuz II. Kl. Jäger Emil Müller, Kaufmann; die Rote Kreuz-Medaille erhielt Hauptmann Blumenthal, **O.-G. Hachen.**

Mitteilung des Hauptvorstandes.

Unser Ehrenvorsitzender, der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Staatsminister a. D. Dr. Freiherr v. Rheinbaben, hat auch in diesem Jahre dem Eifelverein zur Förderung seiner gemeinnützigen Bestrebungen eine einmalige Beihilfe von 250 Mk. bewilligt, wofür auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen wird.
 Burgbrohl, den 1. Mai 1917.

Der stellvert. Vorsitzende
 Dr. Andreae.

Mitteilung der Schriftleitung.

Nochmals bitte ich die Vorstände der Ortsgruppen mir alle Mitteilungen für das Vereinsblatt gütigst pünktlich vor dem Ersten jeden Monats einzusenden, da die Fertigstellung und der Versand der Hefte jetzt stets regelmäßig zur Mitte des Monats erfolgt.

Bonn, den 1. Mai 1917.

M. Zender.

Kriegsverse XXXIII.

Von Max v. Mallinckrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Kinder.

Kinder sind glücklich, denen der Tag
Noch nicht die dunklen Sorgen bringt,
Denen der hallende Glockenschlag
Nur von der einen Stunde singt,

Die sich noch Blumen pflücken im Mai
Und des herblichen Sterbens nicht denken,
Die sich in hellem Jubel noch frei
Jeder kommenden Lust verschenken.

Die noch nicht wissen von jener Stunde,
Da der lieblichste Schleier fällt,
Da auch sie mit ehernem Munde
Ruft zum Erwachen die eiserne Welt.

Kinder sind glücklich. Vor ihren Blicken
Taucht sich das Leben in Meere von Licht,
Und mit blühenden Blumen schmücken
Ahnungslos sie der Meduse Gesicht.

Geschichte.

Kein Tag vergeht, da Tausende nicht bitten
Um das, was sie in Fülle einst besaßen,
Um das, was leichten Herzens sie vergaßen
In ihres Glücks, in ihrer Ruhe Mitten.

Nun haben sie's erlebt, nun es erlitten,
Es maß die Zeit mit grauenvollen Massen,
Seit sie den Schlachtruf blies auf allen Straßen,
Seit eine Welt zum Kampfe ist geschritten.

Heut wollen sie ihr Glück sich wiedergeben,
Von Frieden heut und nur von Frieden lesen,
Zu tief empfinden sie, was sie besaßen.

Doch einst, wenn unsre späten Enkel leben — — ?
Was war von je Geschichte, als Vergessen,
Vergessen wollen fast des, was gewesen.

Hauptvorstandssitzung des Eifelvereins

am 25. März in Gerolstein.

Anwesend vom Vorstand: Dr. Andreae, Berghoff, Dr. Bonachten, Arimond, Dr. Bigenwald, Breuer, Dahm, Jahbender, Dr. Follmann, Hoß, Hinsen, Hürten, Schürmann, Tobias, v. Wille, Zender.

Entschuldigt: Hauptvorsitzender Dr. Kaufmann, Bed, Dr. Hassert, Dr. Koernide, v. Schnitzler, zur Nedden.

Vertreten die Orts-Gruppen: Aachen, Ahrweiler, Birresborn, Wittburg, Blankenheim, Bollendorf, Bonn, Brohltal, Coblenz, Cöln, Ortsgruppe und Kölner Eifelverein, Crefeld, Daun, Düren, Düsseldorf, Euskirchen, Gemünd, Gerolstein-Rodesfyll, Hillesheim, Kreuzau, Ligneville, Mayen (Stadt), Müllenbach, Bez. Coblenz, Müllenborn, M.-Glabbach, Münsterfifel, Neuf, Nideggen, Prüm, Ratingen, Siebengebirge, Speicher, Trier, Waxweiler, Wiesdorf; ferner Wegeausschuß und Werbeausschuß.

1. Antrag der D.-G. Cöln: Bereitstellung der Schülerherbergen in der Eifel an andere jugendliche Wanderer.

Der Vertreter der D.-G. Cöln erläutert den Zweck des Antrages, der durch die Notwendigkeit einer vermehrten Fürsorge für die jugendlichen Wanderer heute mehr wie je zuvor notwendig geworden sei. Hoß schlägt vor, dem Antrage unter folgenden Bedingungen stattzugeben:

1. Der E.-V. gestattet die Benutzung der Herbergen durch andere wandernde, unbesoldete und würdige jugendliche.
2. Die Benutzung erstreckt sich auf das ganze Jahr, ausgenommen sind die Pfingstwoche und der Monat August.
3. Die Bedingungen der Zentralstelle sind maßgebend. Die geschäftliche Verwaltung geschieht nach deren Grundsätzen.
4. Der Eifelverein gibt nur an Ortsgruppen Ausweiskarten ab, die je für ein Quartier mit Frühstück berechtigen zu einem Preise, der den eigenen durchschnittlichen Selbstkosten entspricht. Die Ortsgruppen erheben von den Bewerbern einen Beitrag in gleicher Höhe wie die Schülerbeiträge.

In der nachfolgenden Aussprache wurden die Gründe, die für und gegen den Antrag sprechen, dargelegt. Es ergab sich, daß die Angelegenheit vorerst noch der weiteren Klärung bedürftig ist, zumal auch die Herbergskleiter hierüber noch nicht gehört worden seien. Der Antrag wurde daher an den Herbergsaus-

schuß, der zu diesem Zweck durch Schellen (Kölner Eifelverein) und Vogt (Ortsgruppe Cöln) verstärkt wurde, zu besonderer Beratung überwiesen mit der Aufgabe, über das Ergebnis zur nächsten Jahres-Hauptversammlung zu berichten.

2. Der Eifelverein und der Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine.

Der Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine hat den Vertrag mit dem Verlag des „Tourist“, der bisher das amtliche Organ des Verbandes war, nicht erneuert, sondern durch Vertrag die Zeitschrift „Deutschland“ als Vereinsorgan bestimmt. Die Zeitschrift wird den Mitgliedern der angeschlossenen Vereine, wozu auch der Eifelverein gehört, zu einem ermäßigten Preise geliefert. Den Mitgliedern wird der Bezug empfohlen.

3. Zusammenfluß der Vereine der Rheinprovinz zu gemeinsamer Tätigkeit in der Heimatpflege.

Der Eifelverein begrüßt die Anregung des Herrn Regierungspräsidenten a. D. zur Nedden gelegentlich der letzten Jahresversammlung des Rheinischen Vereins für Denkmalspflege und Heimatschutz zu gemeinsamer Tätigkeit der Vereine der Rheinprovinz in der Heimatpflege und ist zu tatkräftiger Mitarbeit gerne bereit.

4. Berichte über die Einnahmen und Ausgaben im abgelaufenen Jahr, den Stand des Vermögens des Eifelvereins und der Kasse der Schülerherbergen.

Der Schatzmeister Dr. Bonachten trägt den Kassenbericht vor, der an anderer Stelle ausführlich wiedergegeben wurde. Dem Schatzmeister wird mit dem Ausdruck des besonderen Dankes für seine Mühewaltung Entlastung erteilt.

Die Versammlung beschließt alsdann zur 6. Kriegsanleihe 10 000 Mark zu zeichnen; damit sind insgesamt 70 000 Mark in Kriegsanleihen angelegt.

Infolge Beanstandung des Sitzungsberichtes über die Jahreshauptversammlung in Euskirchen vom 18. Juni 1916 durch den Kölner Eifelverein wird die Fassung der Niederschrift einleitend wie folgt geändert:

Der von dem Schatzmeister gelegte Kassenabschluß für 1915 schließt in Einnahme mit 28 055,52 Mark, in Ausgabe mit 27 874,88 Mark und mit einem Vortrage von 180 64 Mark ab.

5. Lieferung des Eifelvereinsblattes im Jahre 1916 durch den Verlag Georgi.

Der Schriftführer berichtet über die Nichtlieferung von rund 8x250 Exemplaren des Eifelvereinsblattes an die Mitglieder in Chicago, die auch durch die Abgabe der Restbestände nicht zusammengebracht werden konnten.

Die Versammlung sieht nach Lage der Verhältnisse von einer Verfolgung der Angelegenheit ab und hofft, die jetzt noch fehlenden Stücke unter Rückgriff auf die bei einzelnen Ortsgruppen etwa noch lagernden überzähligen Nummern herbeischaffen zu können.

6. Verlag des Eifelvereinsblattes ab 1917; Entwicklung des Anzeigenteils.

Nach Ueberwindung der der pünktlichen Herausgabe der Januar- und Februar-Nummer entgegengestellten, in dem Verlagsübergang begründeten Schwierigkeiten wird das Eifelvereinsblatt für die Folge durch die Rhénania-Druckerei stets rechtzeitig bis zum 15. des betreffenden Monats geliefert werden. Der Umschlag soll in Zukunft nicht mehr zu Vereinsnachrichten benutzt werden.

Der Anzeigenteil, der seit Januar 1917 in die Leitung des Eifelvereins übergegangen ist, hat sich unter Berücksichtigung der zeitigen Verhältnisse bisher zufriedenstellend entwickelt. Die weitere Ausdehnung des Anzeigengeschäfts ist mit Sicherheit zu erwarten, sobald die Schranken gefallen sein werden, die z. B. dem Angebot im allgemeinen noch gezogen sind.

7. Anregungen des Schriftleiters, das Vereinsblatt betreffend.

Auf Anregung von Zender wird beschlossen, für die Folge jährlich 250 Exemplare des Eifelvereinsblattes einbinden zu lassen und an Büchereien und die Mitglieder zu angemessenem Preise käuflich abzulassen. Damit wird erreicht, daß das Eifelvereinsblatt mit seinem schätzenswerten Lesestoff mehr als bisher dauernd der Unterhaltung und Belehrung nutzbar gemacht wird.

8. Antrag der D.-G. Müllenbach, Bez. Coblenz, auf Beihilfe zur Wiederherstellung der Wegeanlagen und zerstörten Brücken im Tale der wilden Endert.

Der D.-G. Müllenbach wird aufgegeben, einen Kostenschlag über die Höhe der notwendigen Aufwendungen aufstellen zu lassen und dem Wegeauschuß zur Prüfung einzusenden.

Aus der Versammlung wird darauf hingewiesen, daß auch im Nthtal mehrere Brücken fehlen und die unmittelbare Verbindung zwischen Bürresheim und St. Jost dadurch unterbrochen sei.

9. Tätigkeit des Wegeauschusses.

Der Vorsitzende Arimond berichtet, daß infolge der durch die Kriegslage ergangenen Bestimmungen die durchlaufende Bezeichnung der großen Wanderlinien in der Eifel vielfach, zum Teil auf weite Entfernungen unterbrochen sei und zunächst noch nicht wieder in Ordnung gebracht werden könne. Es läge Veranlassung vor, die Eifelreisenden auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Zunächst gelte es, für die nach Eintritt des Friedens einsehende überaus umfangreiche Arbeit der Neuzeichnung zu rüsten. Zur Einleitung der vorbereitenden Schritte sind die Mitglieder des Wegeauschusses zu einer besonderen Sitzung am Nachmittag eingeladen worden.

10. Wahl des Ortes der diesjährigen Jahreshauptversammlung.

Die Versammlung beschloß, die Jahreshauptversammlung im Herbst in Mayen abzuhalten.

Burgbrohl und Bonn, 1. April 1917.

Dr. H. Andreae. Berghoff.

Verhandlungsniederschrift der Sitzung des Wegeauschusses am 25. März 1917 zu Gerolstein.

Anwesend sind: der stellv. Vorsitzende Arimond, die Mitglieder Berghoff, Hoß, Hürten, Krawutschke, Dr. Bonachten.

Vorsitzender: Arimond.
Schriftführer: Berghoff.
Beginn: 4 Uhr nachmittags.

Punkt 1 der Tagesordnung:
Antrag der D.-G. Müllenbach auf Beihilfe zur Herstellung des Weges und der Brücken in der wilden Endert.

Dem anwesenden Vertreter der D.-G. Müllenbach wird aufgegeben, einen genauen Kostenschlag der notwendigen Ortsbesserungen einzureichen, ferner bei den benachbarten Ortsgruppen und der Stadt Cochem anzufragen, welche Beihilfen von diesen zu erwarten sind. Nach Eingang aller Unterlagen soll die Angelegenheit wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Punkt 2 der Tagesordnung:
Tätigkeit nach dem Kriege und Besprechung der Erfahrungen mit der bisherigen Wegebezeichnung. Gibt es Wegebezeichnungen, welche größere Haltbarkeit und erhöhte Sicherheit gewährleisten?

Nach der Aufstellung des durch Krankheit verhinderten Mitgliedes Lenz sind noch etwa 19 000 Zinnschildchen der bisherigen Wegebezeichnung vorhanden. Diese Schildchen sind bedeutend im Preise gestiegen.

Da nun nach dem Kriege die vollständig vernachlässigte und auch behördlich verbotene Wegebezeichnung von Grund aus erneuert werden muß, schlägt Mitglied Krawutschke vor, die alte Art der Wegebezeichnung ganz zu verlassen und die des Sauerländischen Geb.-Bereins anzunehmen und durchzuführen. Es sollen die durchgehenden Wege unter laufender Nummer aufgeführt werden, zuerst die von Nord-Süd, dann die Querwege. An allen Wegeabelungen werden Wegesteine oder Wegetafeln angebracht mit nächsten Ortschaften, der Entfernungen dorthin in Kilometern und der Nummer des Wegeneckes. Unterwegs sind nur Laufzeichen in Farbe anzubringen (liegendes weißes Kreuz auf schwarzem Grunde und hin und wieder mit Angabe der Nummer des Wegeneckes). Es müssen dazu Uebersichtskarten mit eingezeichneten Wegen, Rückseite Fahrpläne, zum billigen Preise von etwa 30 Pfg. ausgegeben werden.

Nach mehrstündiger Besprechung, während der ein Teil der Mitglieder abreisen mußte, einigte man sich dahin: Die Mitglieder des Wege-Auschusses sollen nochmals über ihre Erfahrungen mit der bisherigen Art der Bezeichnung und über etwaige Verbesserungsvorschläge im Sinne des Abs. 2 dieser Niederschrift gehört werden. Der Wegeauschuß soll vor einer Sitzung in der Nähe des Kermeters sich über die von Krawutschke vorgeschlagene Bezeichnung, die dort zum Teil schon durchgeführt ist, ein Urteil bilden.

Schluß der Sitzung 6,30 Uhr.
gez. Arimond. gez. Berghoff.

Unsere Tagung in Gerolstein.

24. und 25. März 1917.
Von Professor Schürmann in Dörsen.

Ueber die Lustspielbühnen geht in diesen Tagen ein — um mit dem alten Fischart zu sprechen — gar assentuerliches und naupengeheuerliches Stück mit philosophischem Getue, der „Homunkulus“. Ein in der Retorte chemisch zusammengebrannter Kunstmensch, verärgert, daß er nicht so lieben kann und nicht so geliebt wird, wie er möchte, schwört die Welt zu zerstören und stößt diesen Schwur in einer Landschaft aus, die in ihrer Großartigkeit die Absichten des Kunstmenschen um so bedauerlicher erscheinen läßt. Und diese gewaltige Landschaft ist keine andere als die von Gerolstein mit ihren unverkennbaren Dolomitfelsen.

Ehe nun dieser Homunkuluschwur in Erfüllung ging, beschlossen wir Eifler schnell, in dem bedrohten Ort eine Vorstandssitzung abzuhalten, um noch ein letztes Mal seine Schönheit zu genießen. Im Vertrauen gesagt, halte ich die Zerstörung mancher architektonischen Eigentümlichkeiten von Gerolstein nicht für eine Sache, ob der man sich alle Haare auszurufen braucht.

Einige Gäste schienen enttäuscht, daß sie nicht am Bahnhofs mit den Klängen der Gerolsteiner Nationalhymne: „Das ist der

Säbel, der Säbel, das ist der Säbel, den einst mein Vater trug!" empfangen wurden. Lag ihnen doch diese grelle Melodie in den Ohren, die Offenbach seiner Großherzogin von Gerolstein, das verbeulte Ahnenschwert in der Hand, hinausschmettern läßt. So fand man sich drein und freute sich des liebenswürdigen Empfangs, den der Vorstand der Ortsgruppe, Herr Apotheker Winter, entbot. Gleich sei's gesagt, daß diesem vortrefflichen Herrn vor allem das Gelingen unserer Zusammenkunft zu danken ist. —

Immer mehr drängten sich die wackeren Gesellen heran. Manche Leibllichkeit war in den letzten Monaten zusammengeholt, aber allen stand die Schlankheit gut, allen war der Festtag vorzüglich bekommen. Und wer seine 30, 40, 60, sogar 80 Pfund abgenommen hatte, erfreute sich beim eisigen Frühlingswetter eines besonderen Vorzuges: er konnte seine Bauchfalten als Muff benutzen.

Jedenfalls hatte keiner der Eisler seine unverzagte, feste Haltung eingebüßt; trotz schwerer Tage und mannigfachen Leids sprach aus ihren Gesichtern Zuversichtlichkeit und der alte, liebe, rheinische Humor, der über manche Kümernisse triumphiert. Die gefellige Zusammenkunft des Samstags im Gasthof Hed war gleich den früheren Vereinigungen, wie Herr Stadtverordneter Breuer-Neuß mit Recht betonte, ein Familienfest, zu dem man mit Lust komme und mit Heimwehgefühlen scheidet. Der Redner schloß seine Worte mit einer Huldigung für den stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Dr. Andreae-Burgbrohl. In seinen Dankworten sprach dieser sein starkes, von allen auf uns lebhafteste mitempfundene Bedauern aus, daß der erste Vorsitzende, unser hochverehrter Herr Geheimrat Dr. Kaufmann, nicht erschienen sei. Seine feste Absicht sei es gewesen, zu kommen, auf seinen Wunsch sei Gerolstein als Versammlungsort gewählt worden, doch ausgerechnet an diesen Tagen halte ihn des Dienstes grausamer Zwang in Brüssel fest. „Morgen schiden wir ihm einen Drahtgruß," schloß Herr Dr. Andreae, „doch würde wollen wir ihn leben lassen."

Nachdem Herr Lindgen-Köln unseren Feldgrauen ehrende Worte gewidmet, brachte Herr Janssen-Nachen seinen eigenartigen Humor zur Geltung. Weise Enthaltbarkeit im Genuß von Stedrüben habe ihm die jugendliche Frische und die Verhütung über seine teils nasse, teils feuchte Kehle bewahrt. Mit demselben hörte man ihm zu und freute sich, daß er der Mahnung seiner fernern Gattin: „Geh' um 11 Uhr schlafen, sonst blamierst du dich unsterblich," den Gehorsam versagte.

Diese trefflichen Reden waren aber nur Inseln im schimmernden Meer der musikalischen Darbietungen: Herr Opernsänger Robert von der Linde, dessen mächtige Stimme schon vorher Pfingsttag vorigen Jahres die recht künstlerische Stimme gegeben, hatte sich zu unserer Freude wieder eingefunden. Seine Gesänge begleitete mit ausgereifter Künstlerschaft Fräulein Hanna Stevens-Krefeld. Ich danke dem Sänger, daß er die gewünschte Einleitung zu dem „Bajazzi" nicht sang. Ich werde hier eines Wortes des hervorragenden Berliner Musikforschers Prof. Dr. Krebs, das er über Georg Henschel spricht, erwähnen, „der jetzt in London sich so hunds-gemein gegen Deutschland benommen und England zugeschworen hat. Und dabei gibt es Leute," schließt Krebs mit herbem Tadel, „die immer noch seine Lieder singen!" Und die Verachtung, die einem Henschel gebührt, ist einem Leoncavallo gewiß billig. —

Herr von der Linde sang: Matrosenlied von Fischer, Landsknechtlied von Leop. Lenz, Doppelsänger von Schubert, sowie Lieder von Jensen und Schumann. Neben seiner tiefen Männerstimme kam auch die anmutige Frauenstimme der Gattin des Vorsitzenden der Ortsgruppe, Herrn Apotheker Winter, zur Geltung mit Liedern von Greene, Hildach und Holter. Mit Herrn Seminarlehrer Hinse-Prüm, der auch als Solist Beifall fand, sang sie wirkungsvoll den Zweigesang aus dem „Reich mir die Hand". — Es war eine besondere Freude, unsern stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Dr. Andreae, im Dienste der Gesangsmuse zu sehen. Unerwartlich gab er Erinnerungen aus alten Pauliner Tagen, da seine Stimme noch „terribel fein" klang wie die eines „sungen-

den Täubchens". Reichen wir noch Herrn Janssens reizvollen Vortrag „Musik im Jahre 1953" hinzu, so kann man getrost sagen, daß am Abend des 24. März auch die ausgedehntesten musikalischen Bedürfnisse der Zuhörerschaft gedeckt wurden.

Ehe der Samstagabend verging, war der Sonntagmorgen schon da. Im wohlgefüllten, großen Saale des Gasthofs Koch fand die Hauptvorstandssitzung statt. Der Vorsitzende widmete unserem vor kurzem dahingeshiedenen lieben Freunde Karl Böschel-Nachen herzliche Worte. In meinem Bericht über unsere Godesberger Tagung am 14. November 1915 sprach ich von der Wirkung, die Herr Böschels „Guten Morgen, meine Herren!" hervorrief. „Herr Böschel war da, und nun fühlte man, daß man beisammen war." Von jetzt an gönnt uns leider das Schicksal nicht mehr, dies Zusammengehörigkeitsgefühl ganz auszulösen. Ruhe sanft, treuer, fester, beredter Eifelbruder! So lange wir leben, erstirbt dein Angedenken nicht!

Nachdem man noch dem unfreiwillig zur Berühmtheit gelangten Dr. Berweyen wegen seiner Mißachtung der „Eifelbauern" einige gewürzte Wörtlein geschenkt, begannen die Verhandlungen, über die anderwärts Bericht erstattet wird.

Beim Mittagmahl im Gasthof Hed brachte Dr. Andreae das Kaiserhoch aus, der Gerolsteiner Bürgermeister, Herr Solche, begrüßte die Gäste, und Herr Janssen widmete der gastlichen Stadt humorvolle Worte. Auch hier spendeten Herr von der Linde und Fräulein Stevens ihr Bestes. Ihnen wie den übrigen Künstlern dankte der Berichterstatter für die Erhebung, die sie uns gebracht, die Erhebung, die unsern vielbekümmerten Seelen so not tut. —

Nach dem Mahl begab man sich zur Erlöserkirche, diesem Juwel der neueren Kirchenbaukunst, die der evangelische Kirchenbauverein zu Berlin St. Majestät 1913 als Jubiläumsgabe dargebracht hat. Sie erhebt sich inmitten des Kronguts Villa Sarabodis, ein romanischer Bau, der sich an alte italienische Motive, so an die Kirche St. Fosca in Venedig und Bauten in Kaperna und Konstantinopel anlehnt, an Bauten also, wie sie schon Karl der Große dem Aachener Dom zu Grunde gelegt hat. Die Entwürfe stammen vom Geh. Baurat Prof. Schwechten in Berlin. Herr Pfarrer Best hatte die Freundlichkeit, sich den Besuchern des Gotteshauses zuzugesellen. Eine reichverzierte Bronzetür führt in die Vorhalle, Eichentüren ins Innere der Kirche, deren blendende Pracht in die Augen gleißt. Die Rundbögen in Goldmosaik, das goldbedeckte Kuppelgewölbe, die goldschimmernden Gewölbe der Seitenschiffe, der goldenleuchtende Chorraum: alles das flimmert und strahlt. Trotzdem hat man nicht das Gefühl des Ueberladenen. Reichste Mittel, von künstlerischer Kraft gebündelt, was nicht ausschließt, daß man in all der Pracht nach einer schlichten, lindenumschatteten Eifelkirche Sehnsucht empfindet. Die rechte Ergrißtheit stellte sich erst ein, als unter der meisterlichen Hand von Fräulein Stevens die Orgel erklang und Herr von der Linde die weihvolle Arie aus Judas Makkabäus „Soll ich auf Mamres Fruchtgefeld" und Schuberts Kreuzzug in das Kirchenschiff hinab sandte. —

Hierauf gingen die Gäste auseinander. Einige betrachteten die Turmbauten der Kohlsäuregewinnung und schüttelten den Kopf, wenn Gerolsteiner Ortspatriotismus behauptete, keine Industrie habe vermocht, dem Orte sein landschaftlich schönes Bild zu rauben. Andere suchten an der Munterley die Spuren der Ureinwohner, die dort in Gesellschaft von Höhlenbären, Mammut und Renntier hausten. Eine dritte Gruppe betrachtete die Musterausstellung geologischer und paläontologischer Funde, die der beste Kenner der Gerolsteiner Kalkmulde, Herr Rektor Dohm, zugänglich gemacht hat. Andere wieder hoben die Füße zur Kasselburg und wählten den besten Teil.

Ich wandte mich mit lieben Freunden der Heimat zu. In unserem Ohr lagen noch die mächtigen Orgelklänge und mahnten an das gigantische Ringen unserer Wehrmacht, das so qualvoll und erbebend ist. Es durchdrang uns mit erschütternder Gewalt, daß nicht das Leben das höchste ist, sondern die Kraft, uns selbst und die Anfrigen für Ewigkeitswerte hinzugeben.

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Stadt und Land, beleuchtet vom Standpunkte des Landes.

Vortrag, gehalten von Landrat Dr. Peters-Rayen, auf dem zweiten rheinischen Landfräuentag zu Bonn.

Es war im Oktober 1914, an der Somme, den für alle Zeiten mit dem Blute der grimmigsten Schlachten dieses Krieges durchtränkten Fluren. Pioniere von uns hatten den Auftrag, aus einem eroberten Dorf mit Handgranaten vorzugehen und ein noch von Franzosen besetztes Dorf zu stürmen. Ich bekam mit meinen Dragonern den Befehl, den Angriff im Gefecht zu Fuß über das freie Feld zu unterstützen. Ich entwickelte mich in einem Rübenstück. Dann ging es, bald im Sturm, bald vorkriechend, über ein breites Stoppelfeld bis zu einem Kartoffelader, in dessen Furchen wir uns Deckung suchend hinwarfen, mit den Fingern die Furchen erhöhend. Dort lagen wir dann den ganzen Tag in heftigem Gefecht, ohne voran zu kommen, da die Pioniere durch das Artilleriefeuer gehindert wurden, zum Angriff vorzugehen. Ich atmete auf, als es endlich dunkler und dunkler wurde, und zuletzt die nächtliche Ruhe des Gefechtes eintrat. — Nur vereinzelt pfiffen mehr die Kugeln durchs Gelände, nur selten ließ die beiderseitige Artillerie die Geschosse sprechen. Mich fror. Da sagte ich den beiden Dragonern, die rechts und links von mir als Befehlsübermittler und Entfernungsschätzer lagen, sie sollten näher an mich heranrücken, damit wir uns wärmten. Während wir so lagen, kamen wir ins Gespräch. Ich fragte die beiden nach Heimat, Frau und Kind. Sie erzählten mir, daß sie Kölner seien und in einer großen Fabrik gearbeitet hätten. Ich erfuhr von ihnen auch, daß sie vor dem Kriege überzeugte Anhänger der Sozialdemokratie gewesen waren. Als ich ihnen darauf die Frage stellte, ob sie denn auch wüßten, was ihr Rittmeister im Zivilleben sei, verneinten sie es. Als ich ihnen nun sagte, daß ich preußischer Landrat sei, meinte der eine treuherzig, so habe er sich den preußischen Landrat nicht vorgestellt.

Das ist ein Kriegserlebnis, das mir manchmal durch den Kopf geht. War es nicht so in unserem politischen Leben; wir hatten alle möglichen Parteien. Jeder schwor auf das Programm seiner Partei. Als aber der Krieg ausbrach, da gabs keine Parteien mehr. Wir waren ein einzig Volk und fanden plötzlich, als wir uns kennen lernten, wie nahe wir uns standen. Heute hier in eine Erörterung über Nützlichkeit der politischen Parteien einzutreten, ist zwecklos. Ebenjowenig wie eine Erörterung darüber, ob es nach dem Kriege wieder Parteien geben wird, und welche. An Stelle der politischen Parteien hat jedoch der Krieg, der große Umstürzler aller Lebensverhältnisse, andere Gegensätze hervorgerufen. Ich war erstaunt, als ich aus dem Kriege zurückgekehrt, wieder regelmäßig die Zeitungen las, zu erfahren, welcher Gegensatz zwischen Stadt und Land entbrannt war; wie die Stadt, eingeschränkt in der Lebensmittelzufuhr der ländlichen Bevölkerung und besonders der Landwirtschaft, die schwersten Vorwürfe machte. Doch auch nach dieser Richtung allmählich eine Wandlung in den Ansichten eingetreten zu sein. Nur noch vereinzelt wird der Landwirtschaft das Wort Hamster und Wucher vorgeworfen. Stadt und Land in gemeinsamer Absicht durchzuhalten, lernen ihre gegenseitigen Schwierigkeiten immer mehr kennen und verstehen. Aber noch nicht überall ist der Gedanke durchge-

drungen, welche Bedeutung im jetzigen Kriege die Landwirtschaft für einen glücklichen Ausgang des Krieges hat. Sie haben soeben von meinem Vordrner,* der tagtäglich den Pulsschlag einer großen industriellen Stadt mit 250 000 Einwohnern schlagen hört, erfahren, was der Stadt fehlt. Gestatten Sie es mir als Vertreter des praktischen Landes Ihnen darzulegen zu versuchen, wie das Land seinen wirtschaftlichen Beziehungen zur Stadt nachzukommen hat.

Wenn sie im Fluge die deutsche Wirtschaftsgeschichte der vergangenen Jahrzehnte überblicken, so ergibt sich in großen Zügen folgendes Ergebnis. In Deutschland hat sich, gestützt auf den großen Reichtum an Kohlen und Erz, geführt von klugen Ingenieuren und geschäftskundigen Kaufleuten, eine mächtige Industrie entwickelt, die unser Vaterland hochgebracht hat. Vielfach wurden Forderungen in der Industrie laut, die Zeiten des agrarischen Deutschlands seien vorüber. Billige Nahrungsmittel bedürfe die Industrie, um im Wirtschaftskampfe der Völker konkurrenzfähig zu bleiben. Zum Glück, und das wird auch heute jeder überzeugte Anhänger einer ausschließlich industriellen Entwicklung erkennen, sind diese Forderungen nicht durchgegangen. Wir haben unsere Landwirtschaft lebensfähig erhalten, und daß sie nicht nur lebensfähig, sondern auch existenzberechtigt ist, muß sie in den entscheidenden Stunden, die über Deutschland hereingebrochen sind, beweisen.

Abgeschlossen von nennenswerten Zufuhren aus dem Auslande steht Deutschland in der Ernährung auf sich selbst angewiesen da. Die Forderung des Tages lautet: „Rücksichtsloses Einsehen all der wirtschaftlichen Erzeugnisse, die uns das Land bietet, um die Ernährung durchzuführen.“ Sie wissen es alle, daß hungernde Arbeiter nicht fähig sind, ihre Aufgaben zu erfüllen.

Wie kann nun das Land dieser Aufgabe gerecht werden? Sie haben vieles in diesen Tagen von berufenen Rednern und Rednerinnen gehört. Das allgemeine Programm muß dahin gehen: Pflicht der Landwirtschaft, insbesondere der rheinischen Landwirtschaft, die den schwerarbeitenden Mitbewohnern ihrer Provinz nahe steht, ist es, alles, was immer das rheinische Land geben kann, hinzuführen zu den Städten. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß die rheinische Landwirtschaft sich der Schwere der Stunde bewußt ist. Sie muß in diesen Tagen ihre Pflicht restlos tun und noch mehr als das. Vielfach sind die wirtschaftlichen Beziehungen zur Stadt vielfach insbesondere die Aufgaben in der Ernährungsfrage. Lassen Sie mich zunächst einiges hervorheben.

Der wichtigste Gegenstand der Ernährung für die Bevölkerung ist die Kartoffel. Sie haben es wohl alle schon vernommen, wie es mit der Kartoffelversorgung in unseren Großstädten aussieht. Fast überall sind die Stadtverwaltungen gezwungen, die Kartoffelabgabe wesentlich einzuschränken. Ein Pfund pro Woche ist in vielen Orten die Menge, die dem einzelnen gewährt wird. Damit kann aber die Bevölkerung nicht auskommen, Kohlrüben dienen als Ersatz. Doch davon kann man nicht leben. Vielfach sind schon Zeichen der Mißstimmung in der Arbeiterbevölkerung zu beobachten gewesen, die ihre Verwaltungen um Kartoffeln anflehen. Die Rheinprovinz ist nun nicht imstande, den Bedarf an Kartoffeln für ihr dichtbevölkertes Gebiet selbst hervorzubringen. Es müssen erhebliche Mengen aus anderen Provinzen des preußischen Staates herange-

* Oberbürgermeister Dr. Jarres, Duisburg. (D. Schriftl.)

wegen werden. Die jedoch in den Grenzen der Rheinprovinz verfügbaren Mengen müssen herausgeholt und den Städten zugeführt werden. Dafür muß ein jeder ländliche Haushalt einstecken. Jeder Zentner Kartoffeln, der den Städten zugeführt wird, kann bei einer Ration von 1 Pfund pro Woche hundert Personen über eine Woche hindurch notdürftig unterhalten, und dankbar werden uns die Stadtverwaltungen sein, wenn größere Mengen hereingebracht werden, so daß in den Städten mehr als 1 Pfund pro Woche ausgegeben werden kann. Unsere Kartoffelernte im Rheinland ist nicht gut gewesen. Es hat an Saatgut und Dünger gefehlt. Vielfach sind auf dem Lande selbst die Vorräte schon aufgebraucht. Was aber noch vorhanden ist, muß herausgebracht werden. Das erfordert das Mitgefühl, das Sie mit den hungernden Menschen in den Städten haben müssen. Man gehe auf dem Lande sparsam mit den Kartoffeln um und richte sich nach den Bestimmungen, die über den Verbrauch ergangen sind. Sie sind eine harte Notwendigkeit. Man verzettlere keine Kartoffeln und bewahre sie so auf, daß sie nicht durch Frost und Fäulnis leiden.

Ebenso groß wie auf dem Gebiete der Kartoffelversorgung ist die Not in der Speck- und Fettbeschaffung. Zumeist fehlt es in den städtischen Haushaltungen an diesen zum Kochen so notwendigen Gegenständen. Auf dem Lande muß man sich bewußt sein, daß wir versuchen müssen, zu helfen. Unsere Viehbestände sind nun der Zahl nach nicht wesentlich verringert, aber infolge des Futtermangels minderwertig. Die Schlachtungen sind daher nicht so ertragreich. Soweit mir bekannt, ist in allen Kreisen der Rheinprovinz eine Abgabe bei den Hauschlachtungen vorgeschrieben. Diese Abgabe soll dazu dienen, der nicht landwirtschaftlichen Bevölkerung auch Mengen von Fett und Speck zu besorgen, deren sie notwendig bedarf. Darüber hinaus ist die Hindenburgende geschaffen worden, die durch freiwillige Spenden schwerarbeitenden Munitionsarbeitern die Ernährung erleichtern will. Man schimpfe nicht über die Bestimmungen, die auf dem Gebiete der Speck- und Fettversorgung erlassen sind. Man führe sie aus. Harter Notentpfehlungen, mögen sie den einzelnen unbequem sein. Ohne sie kommen wir nicht voran.

Auch an Frischmilch fehlt es in den Städten. Es ist nicht zu verkennen, daß die Abmelkbetriebe derjenige Teil der Landwirtschaft ist, der unter den allgemeinen Ernährungsnotkosten am meisten zu leiden hat. Doch den Rindern in den Städten muß ihre Milch zugeführt werden. Die Landwirtschaft, die doch so manchen rentablen Betrieb im Kriege hat, darf sich ihrer Aufgabe, für Aufbringung der Milch zu sorgen, nicht entziehen. Auch auf dem Lande selbst sind allerdings Schwierigkeiten für die armen Leute entstanden, die nötige Milch zu erhalten. Da dürfte es insbesondere Aufgabe der Frauen auf dem Lande sein, hier nach dem Rechten zu sehen.

Mit der Milchbeschaffung hängt auch die Butterfrage zusammen. Ebenso wie der Städter, so muß auch der Landwirt sich einschränken, um Butter abliefern zu können. Es ist jetzt wohl überall vorgeschrieben, daß für jede Kuh ein Pfund Butter in der Woche abzuliefern sei. Das ist nicht viel. Man führe diese Ablieferung aufs peinlichste durch, denn mit den so gesammelten Mengen wollen die großstädtischen Bedürfnisse befriedigt werden. Auf dem Gebiete der Fleischversorgung hat der Rheinische Viehhandelsverband und die Provinzialfleischstelle die Regelung der Versorgung übernommen.

Für die Landwirtschaft bleibt die Aufgabe, das notwendige Vieh aufzubringen. Die landwirtschaftlichen Kreise müssen an die städtischen wöchentlich bestimmte Mengen abliefern. Das greift in den ländlichen Viehstand ein, doch müssen auch hier Eingriffe geduldig ertragen werden. Die Fleischmengen, die pro Kopf ausgegeben werden, reichen die Woche aus.

Ein Gebiet, auf dem wohl das Land noch manche Verordnung über sich ergehen lassen muß, ist die Eierversorgung. Hier besteht die Regelung darin, daß ein jeder, der Eier abzugeben hat, diese an bestimmte Sammelstellen liefern muß. Diese Sammelstellen führen sie dann an Zentralstellen ab, die sie wieder aus den Ueberschuhbezirken in die Bedarfskreise leiten sollen.

Auch das Gemüse bildet einen wichtigen Ernährungszweig für die städtische Bevölkerung. Leider sind die Wochenmärkte weggefallen, die ein Bindeglied zwischen Stadt und Land waren. Hier konnten die Kleinbauern ihre selbstgezeugenen Gemüse gut an den Mann bringen und die städtische Bevölkerung sich leicht versorgen. Es wäre erwünscht, wenn diese Wochenmärkte wieder auflebten. Das läßt sich allerdings weder durch irgendwelchen Zwang noch durch Verordnungen erreichen. Hierzu gehört ein örtliches Zusammenwirken. Der Feldgemüsebau soll seine Produkte im Wege der Lieferungsverträge absetzen. Ob diese Lieferungsverträge in der Praxis Erfolg haben werden und wie sich ihre Durchführung gestalten wird, läßt sich schwer übersehen. Das liegt daran, daß es nicht leicht ist, bei den verschiedenen Verhältnissen in den einzelnen Gegenden des Deutschen Reiches einen einheitlichen Vertragsentwurf zu schaffen, der überall paßt.

Wie sehr auch im Kleinen die Landwirtschaft nutzen kann, ergibt sich aus folgenden Zahlen der Brennesselanpflanzungen, die mir von Herrn Direktor Remswinkel in Coblenz zur Verfügung gestellt sind. Im Deutschen Reiche sind im vergangenen Jahre 2200 Tonnen = 44 000 Zentner getrockneter Brennesseln eingebracht worden. Hieraus wurden ungefähr 200 000 Kilogramm Fasern gewonnen, aus denen ungefähr $3\frac{1}{2}$ Millionen Quadratmeter Gewebe hergestellt werden können. Aus der soviel gelästerten Brennessel ist also durch Verbindung von Landwirtschaft und Technik ein wichtiges Produkt geworden.

Sie wissen es alle, wie auf allen Gebieten der ländlichen Nahrungsmittel viele Verordnungen ergangen sind. Man mag über diese Verordnungen schimpfen, und das wird wohl draußen auf dem Lande recht weidlich getan; durchgeführt werden müssen sie, denn ebenso wenig, wie sich eine Schlacht ohne eiserne Disziplin gewinnen läßt, wird unser Wirtschaftsleben ohne feste Regelung in die richtige Bahn geleitet. Vielfach stört die Durchführung der Verordnungen die willkürliche Abgabe bestimmter Mengen von Nahrungsmitteln an Verwandte oder gute Bekannte. Die Frauen auf dem Lande haben ein weiches Herz, und wenn so eine Großstädtlerin in das Bauernhaus hineintritt und in bewegten Worten ihre Not klagt, dann gibt die Bäuerin leicht nach, besonders wenn hohe und höchste Preise, die festgesetzte Preise erheblich übersteigen, geboten werden. Hier muß eine ausgreifende Belehrung einsetzen und das müssen Sie vor allen Dingen tun, meine verehrten Damen, die Sie draußen Einfluß haben und den einzelnen Betrieben nahesteht. Die Mengen, die unter der Hand an Kartoffeln, Butter und Eiern abgegeben werden, gehen der

Allgemeinversorgung verloren. Sie befriedigen die Bedürfnisse einzelner, sie wecken den Neid der anderen, die nicht so gute Beziehungen zum Land haben.

Man denke nun nicht, die Behörden könnten alle diese Aufgaben erfüllen. Der einzelne muß von dem Gedanken befreit sein, daß er ein Glied des Ganzen ist, der Pflichten gegen das Gesetz hat, und daß es mit von ihm abhängt, wie wir durch den Krieg kommen. Hart ist ja die Arbeit auf dem Lande geworden. Überall fehlt es an Arbeitskräften und Gespannen. Vielsach ist außer dem Russen keine männliche Person mehr in den landwirtschaftlichen Betrieben. So entsinne ich mich eines ergreifenden Bildes, das ich im vorigen Sommer bei einer Fahrt durch den Kreis sah. Auf einem Felde bemühten sich drei Frauen mit der Egge. Zwei Mädchen suchten vorne zu ziehen, und dahinter ging gebückt die Mutter, bald lenkend, bald vorwärtsdrückend. Es war ein Bild harter Arbeit, ausgeführt von schwachen Kräften. Als ich herantrat und die 3 frug, ob ihnen denn die Arbeit nicht zu schwer würde, antworteten sie mir, sie müßten dafür sorgen, daß, wenn der Vater aus dem Kriege zurückkomme, das Feld in Ordnung sei. Man sah den dreien die Arbeit an und ähnlich wird es vielfach auf dem Lande sein. Wenn später die Sieger aus dem Felde zurückgekehrt sind und wir ihnen Denkmäler errichten, dann darf auch die Tätigkeit der Frauen nicht vergessen werden. Vorn auf den vordersten Sockel gehört das Bild der arbeitenden Frau. Nicht als allegorische Figur, als Germania, die das Roß des siegreichen Helden führen darf. Ich wünsche mir einen Künstler, der mit feinem Meißel das Bild jener drei Frauen aus dem Steine schafft und so für ewige Zeit das Bild der Frau im Kriege überliefert. Die wenigen Arbeitskräfte, die uns verbleiben, zieht uns die Munitionsindustrie weg, verleitet durch die dortigen hohen Löhne, verleitet vielleicht auch durch die Ungebundenheit des Lebens außerhalb der Arbeitszeit wandern die Knechte und Mägde ab. Die Stellen werden nicht besetzt, und die Arbeiternot wird dringend. Es sind Versuche gemacht worden, aus der Stadt die entbehrlichen Arbeitskräfte dem Lande wieder zuzuführen. Ich weise hier auf die Bestrebungen hin, aus den höheren Klassen der Anstalten und aus den Jugendorganisationen die kräftigen Leute den landwirtschaftlichen Arbeiten zuzuführen. Es sind das Versuche, die sehr interessant sind, einmal deshalb, weil sie den jungen Leuten das Land in seinen Mühen und Sorgen, in seiner Arbeit vor Augen führen, dann aber der Landwirtschaft Arbeitskräfte beschaffen. Ob jedoch große Hilfe zu erwarten ist, scheint nach den bisherigen Erfahrungen zweifelhaft.

Eine andere Pflicht, die mehr dem Herzen des Landes entspricht, wird erfüllt durch Aufnahme kranker und schwacher städtischer Kinder aufs Land. Auf diesem Gebiete sind im vorigen Jahre schöne Proben der Zusammengehörigkeit zwischen Stadt und Land geboten worden, wie mancher armen Großstadtspflanze wurde für kurze Zeit freies Licht und freie Luft besorgt. Ich habe einmal einen Transport Kölner Kinder, die in meinem Kreise untergebracht werden sollten, auf dem Bahnhof vor der Fahrt aufs Land gesehen. Entkräftete Gestalten, denen man die Entbehrungen der Großstadt anmerkte. Gespannt blickten sie auf die Tage, die ihnen Luft und Licht geben sollten. Ich erinnere mich einer ungelent geschriebenen Karte eines dieser Kinder an seinen Vater. Es schreibt, es sei gut untergekommen. Am Abend seien

die Kartoffeln nicht abgezählt worden. Jeder hätte sich soviel nehmen können als er wollte.

Schon oft habe ich mir die Frage aufgeworfen, ob denn wirklich soviel Hamsterei und Lebensmittelwucher auf dem Lande getrieben wird, wie man immer behauptet. Es ist schwer nachzuprüfen. Ich würde es bedauern, wenn auf dem Lande derartig gegen die Bestimmungen verstoßen würde, wie immer angenommen wird. Aber das wollen wir nicht vergessen. Auch in den Städten gibt es Hamster und Lebensmittelwucher. Bekatur inter et extra muros — gesündigt wird innerhalb und außerhalb der Stadt. Ich glaube, daß die Aufschläge z. B. auf Schuhwaren und Kleidungsstücke, auf Petroleum und Reis erheblich höher sind, als die Preisaufschläge, die manchmal auf dem Lande gezahlt werden sollen. Es entspricht dem konservativen Zug, der in der landwirtschaftlichen Bevölkerung herrscht, vorzuzufügen, und wenn nun durch Aufregung, die der Krieg geschaffen hat, diese Versorgung etwa reichlicher ausfällt als nötig, so ist dies zu verstehen. Allerdings kann man es nicht billigen. Hier muß weitgehende Aufsicht einsetzen, denn die ländliche Bevölkerung muß es empfinden, daß die Vorräte, die sie über Gebühr aufbewahrt, dem Gesamtverbrauch verloren gehen, und daß dadurch Fehlmengen entstehen. Was den Preiswucher anlangt, so hört man allerdings wirklich manchmal von unerhört hohen Preisen. Aber trifft da die Schuld allein das Land? Sollen nicht die Aufkäufer von den Städten, die zu uns herkommen, mit daran beteiligt sein? Wenn man gerecht urteilt, muß man das bei Beurteilung des ländlichen Preiswuchers mit in Rechnung stellen. Ich möchte hier nicht darauf eingehen, ob im einzelnen die geltenden Höchstpreise angemessen sind oder nicht. Die Landwirtschaft kann mit vielem der bestehenden Höchstpreise auskommen.

Aber man vergesse auch nicht, wie das Geld entwertet ist, wie die Löhne gestiegen und wie alles, was das Land in den Städten kaufen muß, um 200 bis 300 Prozent gestiegen ist.

Das heutige Wirtschaftsleben ist nicht mehr so einfach. Die alten Formen der Rüstikalwirtschaft sind ein geschichtliches Dokument einfacher Lebensweise. Heutzutage greifen die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Stadt und Land viel komplizierter ineinander. Das hat zu einer sehr interessanten Erscheinung geführt, den sogenannten Gegengeschäften. Den Austausch von Speck gegen künstlichen Dünger, Petroleum gegen Kartoffeln, Butter und Eier gegen Kolonialwaren. Es wird nach dem Kriege einmal interessant sein, zu untersuchen, wie diese Geschäfte sich herausgebildet haben. Aus der Not geboren, findet man sie immer häufiger vor. Es ist das alte Recht des Stärkeren, auf seine wirtschaftliche Stärke pochend, Vorteile für sich herauszuschlagen. Diese Vorteile haben an sich etwas Unwirtschaftliches. Aber was soll z. B. der Landwirt machen, der für seinen Boden künstlichen Dünger braucht, der im freien Handel nicht zu haben ist, dem dagegen Angebote auf Lieferungen gegen Lebensmittel gemacht werden? Man muß gegen derartige Vorgänge immer wieder einwenden, daß sie eine Schädigung derer sind, die eine derartige Gegenleistung nicht machen können, doch gilt auch hier, der Starke hat Recht.

Ich habe im ersten Teil meiner Ausführungen versucht, Ihnen ein Bild zu geben, welche Anforderungen das gegenwärtige Wirtschaftsjahr an die Landwirtschaft

stellt. Versuchen wir auch einen Blick in die Zukunft zu werfen. Nicht, daß ich mich hier in Prophezeiungen ergehen will, wielange der Krieg noch dauert. Das mögen die U-Boote und die tapferen Feldgrauen da draußen entscheiden. Soviel ist aber sicher: Die Landwirtschaft muß sich noch für ein ferneres Kriegsjahr rüsten. Sie haben wohl alle in letzter Zeit die Aufrufe gelesen, worin von der Landwirtschaft verlangt wird, daß kein Fleckchen Erde unbestellt bleibt, und wer die Not des laufenden Jahres miterlebt hat, der wird diesen Ruf mitfühlen. Für kommende Bestellung ist es eine dringende Forderung, daß alles vorhandene Land ausgenützt wird. Auch hier ist es wieder der Kartoffelbau, der nicht zurücktreten darf. Im Gegenteil. Die jetzige Not verlangt möglichste Verstärkung des Anbaues. Die Landwirtschaft muß und wird aus freien Stücken noch mehr Kartoffeln anpflanzen wie im vergangenen Frühjahr. Hier will ich zunächst zu einer Frage Stellung nehmen, die in letzter Zeit viel die Öffentlichkeit beschäftigt hat. Es ist dies der Anbauzwang für Kartoffeln.

Ich halte das für graue Theorie städtischer Gutachter, die die Verhältnisse des Landes nicht überschauen. Solange der liebe Gott noch Wind und Wetter macht, es regnen läßt und Sonnenschein spendet, den einen Landwirt faul, den anderen fleißig, das eine Feld ertragreich, das andere minderwertig gestaltet, so lange nützt auf dieser Erde jeder noch so fein ausgeflügelte Anbauzwang nichts. Es ist ein gefährliches Schlagwort, daß man der Landwirtschaft vorwirft, man wolle sie zwingen eventuell etwas zu säen, von dem sie weiß, daß die Ernteträge gering sind. Frei lieb ich den Landwirt auf seiner Scholle. Man gebe ordentliche Preise, und man braucht keinen Zwang. Ich weiß von meinem Kreise, daß er auch im Jahre 1917 32 000 Morgen mit Kartoffeln bepflanzen wird. Allerdings man sorge, und hier liegt die Schwere der Frage für die Praxis, für Dünger und Saatgut. Der Kreis Mayen hat etwa 320 000 Zentner Saatgut nötig. Je mehr fremdes Saatgut er verwendet, umso ertragreicher gestaltet sich die Ernte. Wo die Gründe für diese Erscheinung des westlichen Kartoffelbaues liegen, darüber hat eine lange Erörterung im letzten Jahre keinen Zweck. Wir Kommunalverbände, die wir mit unseren Bauern die Kartoffeln herausholen, erkennen es als unsere unbedingte Pflicht an, für Saatgut zu sorgen. Und wie ist es uns im verflossenen Jahre ergangen? Eine Menge Verordnungen sind erschienen. Es haben Verhandlungen der Landwirtschaftskammern, des Landwirtschaftsrates und wie alle die bedeutenden Körper der Landwirtschaft heißen, stattgefunden und mit welchem Erfolge? Bis jetzt stehen die westlichen Kreise ohne Saatgut da, und bis jetzt ist ein Ueberblick darüber, ob wir Saatgut bekommen oder nicht, überhaupt nicht möglich. Es ist dies zur Zeit die ernsteste Frage für den westlichen Kartoffelbau, und wenn hier nicht Abhilfe geschaffen wird, so wird die Ernte in diesem Jahre noch wesentlich schlechter sein, und unsere Städte werden hungern. Die westliche Landwirtschaft hat vom hohen Preisen bezogen und Striche der östlichen Landwirte hierdurch rentabel gemacht. Es wäre jammerhaft, wenn sich der Bezug von Originalsaaten nicht ausführen ließe. Vielleicht reichen sich noch im letzten Augenblick östliche und westliche Kreise die Hand. Ebenso unerfreulich hat sich die Düngerbeschaffung gestaltet. Hier kann ich von lehrreichen Erfahrungen

berichten. Ich hatte mich bereits im vorigen Jahre mit der Beschaffung von Dünger für meinen Kreis befaßt und die Schwierigkeiten kennen gelernt. Ich erließ nun für das jetzige Jahr bereits im Sommer eine Anzeige, worin ich Kartoffeln gegen Dünger anbot. Große rheinische industrielle Werke traten auch mit mir in Verbindung. Da eines Tages brachen sie die Verhandlungen ab und erklärten, sie hätten in Berlin erfahren, ich müßte meine Kartoffeln ohne Gegengeschäfte herausgeben. Sie bekämen schon Kartoffeln und außerdem seien die Düngstoffe für die Munitionsherstellung erforderlich. Der Versuch war also mißglückt. Ich versuchte es auf einem anderen Wege, lud die sämtlichen Städte und Kreise, die ich zu beliefern hatte, zu einer Besprechung ein und erklärte ihnen, daß ich mit großer Sorge der Düngerbeschaffung entgegenstehe. In erster Linie seien es ihre Sorgen, denn wenn ich keinen Dünger bekomme, werde die Ernte 1917 schlecht und sie bekämen keine Kartoffeln. Ich bat sie daher, ihren Einfluß bei den in ihrem Gebiete liegenden Werken dahin geltend zu machen, daß mir Dünger, — es handele sich in erster Linie um schwefelsauren Ammoniak — abgegeben würde. Von einigen Kreisen und Städten bin ich in dankenswerter Weise unterstützt worden. Andere erklärten mir, die Werke könnten keinen Dünger abgeben, da er für die Munitionsherstellung beschlagnahmt sei. Nun mußte ich es aber erleben, daß, als die rheinische Industrie in Kartoffelnot war, mir von allen Seiten Dünger angeboten wurde und zwar meist durch zweifelhafte Händler. Meine Hände waren aber diesen Angeboten gegenüber gebunden, weil ich meine Pflichtlieferungen den Bedarfskreisen gegenüber erfüllen mußte. Also auch hier dasselbe Ergebnis wie bei dem Saatgutgeschäft. Ich weiß, daß meine Landwirtschaft dringend des Düngers bedarf. Sollen sich die Ernteergebnisse des vergangenen Jahres nicht noch verschlimmern. Der Kreis hat, soweit ich es übersehen kann, zur Zeit erst etwa $\frac{1}{3}$ seines Düngerbedarfs.

Sollten in dieser ganzen Entwicklung der Gestaltung keine Fehler liegen? Ich glaube, Hindenburg würde es nicht zulassen, daß ein Munitionsminister bloß für eine event. Frühjahrsoffensive Munition sorgt und nicht damit rechnet, daß hinterher noch eine Sommer- oder auch eine Herbstoffensive kommen kann. Die Entwicklung der Kartoffelversorgung ist aber so gegangen. Wir nahmen was wir hatten. In einigen Kreisen wurde sogar das Saatgut für die Ernährung herausgeholt. Daß es Ende 1917 eine hungernde Bevölkerung gibt, daran denkt man noch nicht.

Doch die Landwirtschaft ist optimistisch und wir wollen hoffen, daß es doch am Ende noch gelingt, alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Ich glaube, die ganze rheinische Landwirtschaft würde es mit Freude und mit Dank begrüßen, wenn ihr die Städte behülflich wären, den erforderlichen Dünger zu beschaffen.

Wichtig ist auch der Anbau von Gemüsen, doch mache man auf diesem Gebiete nicht zu viele Versuche. Alte bewährte Sorten, die man kennt, mögen angepflanzt werden. Die Ausnutzung öden Geländes, auf dem bisher kein Baum und Strauch gewachsen, ist Verschwendung von Saatgut. Man pflanze Gemüse nicht nur in die Gärten, sondern suche auch draußen Gelände zu gewinnen.

Ebenso muß eine bessere Ausnutzung der Obsternte vorgenommen werden. Die Vergrößerung der Her-

stellung von Marmelade ist eine wichtige Frage der Ernährungspolitik. Wieviel reifes Obst bleibt jedoch auf den Bäumen und wenn der erste Herbststurm kommt, fällt es zu Boden, um dort zu vermodern. Zweckmäßig bilden sich überall Sammelstellen, die dies Fallobst zusammenbringen.

Ich habe Ihre Zeit lange genug in Anspruch genommen. Ich weiß, daß es Sie drängt, nach all den geistigen Anstrengungen dieser Tage wieder in Ihre Häuslichkeit zurückzukommen. Ein englischer Staatsminister hat vor einiger Zeit ausgesprochen, daß es sich künftighin um einen Kampf um den Acker handelt. Die deutsche Landwirtschaft kann und muß diesen Kampf aufnehmen. Da draußen liegen Schulter an Schulter der Bauernbursche mit dem Großstadtjungen, bereit, eine eiserne Front an den bedrohten Grenzen zu bilden. Die gleiche Granate zerreißt ihr junges Leben. Dahinter steht eine zweite Linie, die deutsche Landwirtschaft. — Sie muß sich ihrer Aufgabe, fest und treu durch restlose Ausnützung des Grund und Bodens die Ernährung der Bevölkerung sicherzustellen, stets bewußt bleiben. Nur so können wir diesen harten Krieg siegreich zu Ende führen.

Dä ahl Holzeme Bällegströdde.

E wohr Stöckelche us mengem Heematdörrebche
(Holzheim, Kr. Schleiden).

Von H. Kamps in Köln.

Nu denkt ens e Johr ode viezig zeröck; —
Do löß noch en gefongde un fröhde Zoet Vöck,
Em blohenge Keddell, en Kapp mött em Schirm,
Mött'm deß wölle Halsdoch, jo, datt heelt joht wärm.

Un wohre de Böckche de fröhdere Bitt
En vellerlei Saache och net esu witt:
Se hatte et Häy op dem richtige Fled
Un wohre vell beißte als höck mäniche Sed.

Do löß noch dä Franz, dä de Orgelsbälleg troht;
Hä troht se bedächtig un troht se sanz joht.
Hä mött de Been un der Köste mött de Hänt,
Su jeng datt verjünglich, böß datt et am Enl.

Wie wohr sich dä Franz sengens Postens bewoß!
Wie woreb noch de Huhmöß hä sich en de Broß!
Hä woß, ohne ön wohr de Orgel nüßß wäet,
Se wohr jo dann jraht wie en Kaar ohne Päed.

Nu wohr ens des Sonndes der Kompeljong krank;
Ne weldfrömde Mengsch sohß op de Orgelsbank.
Mött demm hat der Franz et noch jah net jedohn —
Hä daht: „Marjendeies, wie fall datt noch john?“

Dä „Frömm“ troof an dä Orgel de Stippe eruß. —
Dä Franz sooch en ahn, wie uß em Kößche de Luhß
Un troht dann wie ömme bedächtig un brachf:
De Orgelsbälleg jenge erop un erachf.

Su jeng datt nu joht böß datt Gloria lohm,
Dä Frömm wedde 'ne Hooß van dä Stippe eruß nohm
Un seh et dann och wie verröck op dä Dönl:
„B-f-äl! — däht de Orgel, un futsch wohr de Wönl.“

„Sie, woll'n Sie wohl treten! Der Kuckud hol Sie!
Dä Frömm op dä Orgel wie wiß wie der Schnie,
„Sie, woll'n Sie wohl treten! Sie Esel, Sie Schurl!“
Dä Franz stopp gemötllich en Pries en de Gurl.

Dann sooch hä dä am andre voll Woet ent Gesech —
Nu saht: „Leeven Hähr, et öß sich wall schleech;
Nu spaat sich de Woet un spaat sich de Reed:
Ich weech wie vell Wönl op e Gloria geeht!“

Die Kultur der Hallstattzeit in der Voreifel.

Von Peter Hörter in Mayen.

Wenn irgendwo die Rede auf die Kultur unserer Gegend in den Zeiten vor Christus kommt, so hört man, daß die meisten Menschen diese als sehr tief stehend annehmen. Man denkt sich die damaligen Menschen nur von Raub und Jagd lebend, in Tierfelle gekleidet, ruhelos umherstürend. Dies trifft wohl für eine sehr weit zurückliegende Zeit zu, aber schon für ein paar Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung nicht mehr. Schon in der jüngeren Steinzeit, welche etwa um 2000 vor Christus ihr Ende erreichte, lebten die Menschen schon in ganzen Dorfschaften zusammen, waren sesshafte Ackerbauern und bauten sich Häuser und Stallungen. Als man später Kupfer und Bronze kennen lernte, zuerst durch auswärtige Händler, lernte man doch auch bald im eigenen Lande diese Metalle selbst zu Waffen und Schmud verarbeiten.

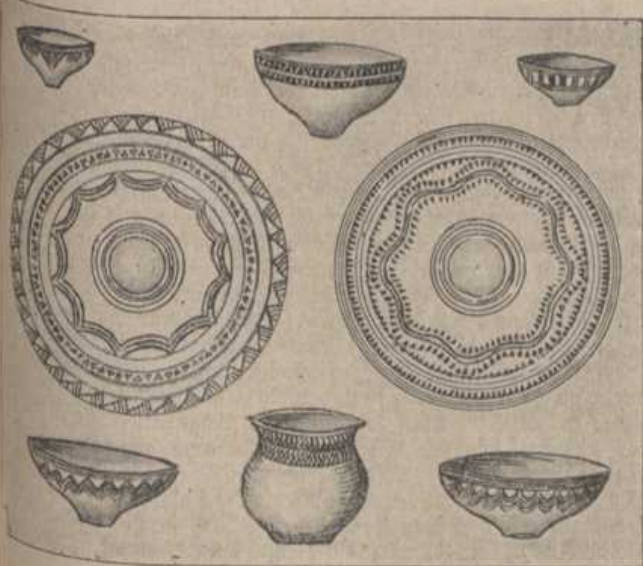
Die Menschen der sogenannten Hallstattzeit, welche im Rheinlande etwa im 12. oder 11. Jahrhundert vor Christus begann, waren ein in der Kultur hochstehendes Volk. Sie trieben Bergbau und verstanden die gewonnenen Metalle, jetzt auch Eisen, zu schmelzen und zu schönen Waffen und Schmud zu verarbeiten, Wolle und Leinen zu weben und die daraus hergestellten Stoffe auch zu färben und noch vieles andere.

Daß die Bewohner der Eifel in dieser Beziehung nicht zurückstanden, ja viele Gegenden noch übertrafen, lehren die vielen prachtvollen Bodensfunde aus dieser Zeit in den Museen zu Bonn, Trier, Köln und Mayen. Besonders in der Umgebung von Mayen sind schon sehr viele Funde zu Tage gefördert worden, welche die Bewunderung der Altertumsfreunde erregen.

Nur einige von den vielen dieser Zeit, welche sich im Mayener Museum befinden, will ich hier für die werten Leser des Eifelvereinsblattes etwas näher beschreiben.

Auf Abbildung 1 habe ich einige Gefäße zusammengestellt, welche aus einem Gräberfeld der ersten Hallstattzeit (also aus dem 12. oder 11. Jahrhundert) in der Nähe von Kehrig und Gering auf dem Maifelde ausgegraben wurden. Es sind Urnen, Teller und Schalen, welche, ob schon ohne Töpferscheibe, doch von schöner Form und sauber gearbeitet sind. Wie man an den Gefäßen noch deutlich sehen kann, waren diese glänzend schwarz poliert und die tief eingerichteten Verzierungen sind fast alle mit roter, zum Teil auch abwechselnd mit roter und weißer Farbe ausgefüllt gewesen. Doch haben sich leider diese Farbausfüllungen nur in Resten erhalten, weil sie erst nach dem Baden eingestrichen wurden, aber es genügt, um uns eine Vor-

hellung von der Schönheit der Gefäße zu machen. Sie übertrifft in dieser Hinsicht viele römische, und noch viel mehr die der mittelalterlichen Zeit.



Dann kommen als weitere Grabfunde Armbänder, Wandnadeln, Fingerringe, Anhänger und Ohrringe aus Bronze dazu, zum Teil mit feinen Gravierungen versehen. Wir haben also hier die Hinterlassenschaft eines Volkes vor uns, das künstlerisch auf einer hohen Stufe stand, merkwürdigerweise höher, als in der nachfolgenden mittleren Hallstattzeit, von welchem bis jetzt noch keine bemerkenswerten Funde in unserer Gegend zu Tage kommen.

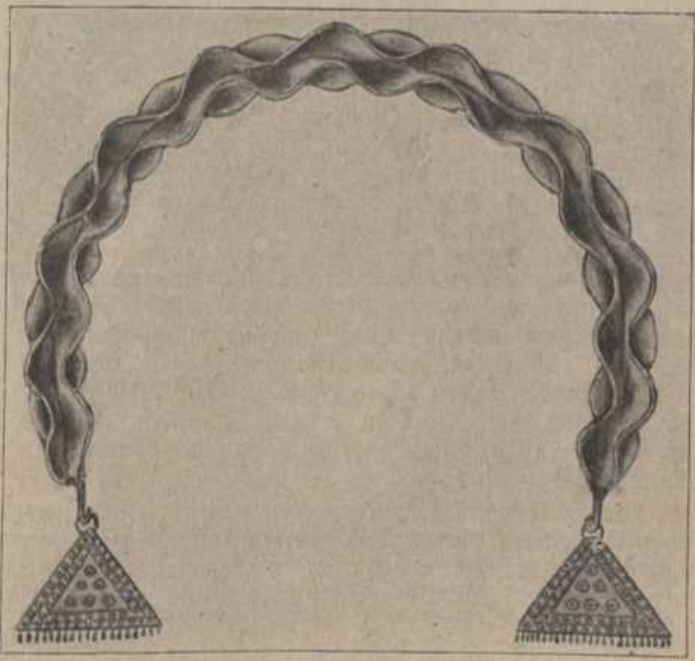
Destomehr war man aber jetzt in gewerblicher Hinsicht tätig. Wie uns Funde bei Mayen und Kottenheim zeigen, setzte jetzt eine starke Ausbeute der hiesigen Basaltlavabrüche ein. Mit schweren Hämmern aus hartem Basalt, welche schon mehrfach gefunden wurden, verhandelt man die gebrochenen Steine vortrefflich zu bearbeiten. Zwar wurde schon in der jüngeren Steinzeit die hiesige Basaltlava zu Reibsteinen verarbeitet und vereinzelt auch nach auswärts verhandelt, aber jetzt begann man mit einer Massenherstellung nicht nur für den eigenen Verbrauch, sondern auch für den Export in den eigenen und den angrenzenden Ländern. Funde dieser Reibsteine, wegen ihrer Form Napoleonsküte genannt, wurden mit gemeldet von den Museumsdirektoren von Metz, Mainz, Wiesbaden, Coblenz, Köln usw., sogar in Schottland sollen solche gefunden worden sein.

Da in dieser Zeit nur Tauschhandel betrieben wurde, war man in der Lage, für die so sehr begehrten Reibsteine alles für den Haushalt Nötige sich zu beschaffen. So fand man in dem oberen Tale der Seille bei Metz, wo in dieser Zeit Salz gewonnen wurde, Napoleonsküte aus hiesigem Basaltlava, und hier bei Mayen wurden in einer Schale aus einem Grabe der mittleren Hallstattzeit Salzreste festgestellt.

In der jüngsten Hallstattzeit 500 bis 600 vor Christus findet sich wieder mehr Bronze- und auch Glasgeschmuck als Beigabe in den Gräbern. Nur die Beigaben von vier Gräbern, welche nahe zusammenlagen

und allem Anscheine nach einer Familie angehören, will ich etwas näher beschreiben. Diese wurden im Jahre 1907 in der Nähe des Ostbahnhofes gefunden, und die Beigaben werden im Mayener Museum aufbewahrt. Die Toten, zwei Erwachsene und zwei Kinder, waren im Gegensatz zu der vorhergehenden Periode unverbrannt der Erde übergeben worden. Wie man noch deutlich sehen konnte, waren die Erwachsenen in Holzsärgen beigesezt und die Särge mit Steinen umsetzt und überwölbt gewesen. Dagegen fanden sich in den Kindergräbern weder Holzspuren noch Steinsetzung.

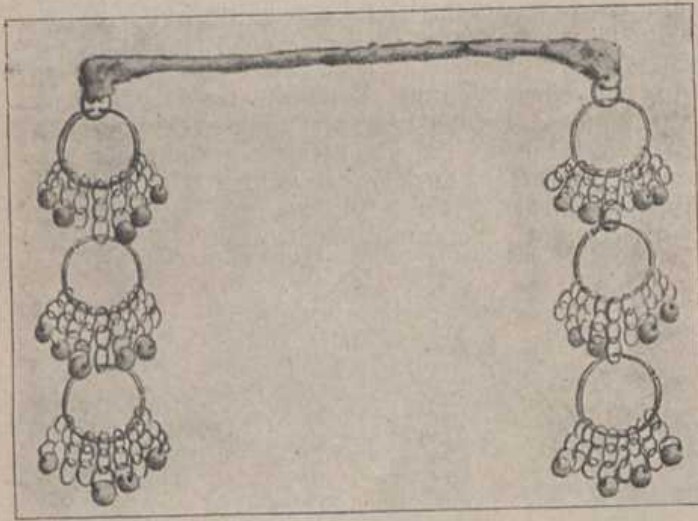
In dem ersten, anscheinend Frauengrab, fanden sich als Beigaben am Kopf eine Schale und zu den Füßen eine verzierte schwarze Urne. An den Oberarmen je zwei bronzene Spiralarmbänder und an den Unterarmen, noch in den Armknochen steckend je fünf tief gerillte Bronzearmringe. In der Halsgegend ein Eisenstäbchen und auf der Brust eine Pinzette und ein Bronzegegenstand in der Form eines kleinen Hufeisens. Dann etwas weiter unterhalb eine ganze Partie kleiner, hohlgetriebener Bronzeplättchen, wahrscheinlich zum Gürtelschmuck gehörend. Das zweite Skelett, anscheinend von einem Manne, hatte als Beigabe folgende Gegenstände. Um die noch zum größten Teil erhaltenen Schädelknochen lag ein vierfach gewundener sogenannter Totenkranz aus Bronze, welcher mit den Enden zusammengelegt einen Innendurchmesser von 21 Zentimeter hat, also ungewöhnlich groß. (Abb. 2.)



An den mit Haken versehenen Enden hängen dreieckige Bronzebleche mit eingestanzten Rillen und Kreisen verziert, mit je einer Reihe anhängender Klapperbleche. Ein drittes Klapperblech lag unter dem oberen Teil des Kranzes. In der Halsgegend lagen drei Bronzeringe, davon zwei verzierte, sogenannte Wendelringe und ein eiserner unverzierter Ring von 15 und 16 Zentimeter Durchmesser.

Auf jeder Seite lagen um die noch erhaltenen Armknochen je vier massive gerillte Bronzearmringe, und zu

Füßen standen eine verzierte Urne, Napf und ein Becher. Das dritte Grab war ein Kindergrab. Vom Skelett war nur wenig mehr erhalten, nur einige Schädel- und Armbnochen und einige Kinderzähnen. Ueber der Stirn lag ein eiserner Halter von 15 Zentimeter Länge, an dem an jedem Ende drei Bronzeringe von 2 Zentimeter Durchmesser befestigt waren. An jedem der Ringe waren 8 bis 10 kleine Kettchen mit blauer Glasperle am Ende befestigt. (Abb. 3.) Am rechten Oberarm und am linken Unterarm lag ein eiserner Ring von 6 und 7 1/2 Zentimeter Durchmesser, am rechten Unterarm ein unverzierter Bronze-Armring, in der Halsgegend eine Partie dünner länglicher Bronzehülsen als Kette dienend mit noch Resten der Schnur. Im vierten Grab fanden sich vom Skelett nur einige Kinderzähnen und als Beigabe eine Halskette aus Bronzeringen und Hülsen mit blau-weißer Glasperle als Anhänger.



Wie die werten Leser dieser Blätter aus obiger Schilderung der Kultur der Hallstattvölker gesehen haben werden, habe ich nicht zu viel gesagt, wenn ich diese als hochstehend bezeichnet habe. Wenn wir uns zu diesem glänzenden Bronzeschmuck noch farbige Gewänder und schöne Waffen denken, so haben wir ein ungefähres Bild von dem Aussehen der damaligen Menschen.

Wenn diese auch nach unseren heutigen Begriffen sich mit Schmuck etwas überladen haben, so zeigen sie doch anderseitig einen bewunderungswerten Sinn für schöne Gefäße, kunstvollen Schmuck und waren gewerblich sehr rühlig.

Im Sinne der Heimatpflege wäre es sehr zu begrüßen, wenn nach dem Kriege in Zeitungen und Zeitschriften etwas mehr auf die Kunst der vorgeschichtlichen Bewohner unserer Gegenden hingewiesen würde. Besonders wenn der Jugend bei gemeinsamen Führungen in Museen diese hier aufbewahrten Schätze gezeigt und erklärt würden. Dadurch würde manches Vorurteil zerstört und gezeigt, daß unsere Vorfahren doch nicht die Barbaren waren, als welche sie so gerne von alten und neueren Schriftstellern geschildert werden.

Meine ersten Eifelerinnerungen und -Erlebnisse.

Eine Blauderei von Schulrat Lenz in Bitburg.

Meine Wiege hat nicht in der Eifel gestanden, sondern im Schulhause eines kleinen Dorfes im Kreise Heinsberg, an der holländischen Grenze, am Seltant, wie man dort sagt; nebenbei bemerkt ein Landstrich, wo auch „die Menschen Holzschuh“ tragen und von schwarzem Brot sich nähren“. An diese Gegend, die Heimat meiner Mutter, knüpfen sich die ersten und liebsten Erinnerungen meiner Kindheit. Denn auch, als drei Jahre nach meiner Geburt der Vater in ein Dorf des gesegneten Jülicher Landes versetzt wurde, holte der Großvater mich und die älteren Geschwister, die den Weg machen konnten, zu Ostern, zur Kirmees oder in den Ferien für einige Tage herüber und nirgend gab es die Osterfeier, das Kirmeesgebäck, Äpfel und Birnen in solcher Güte und Menge wie dort. Heute noch sehe ich den Großvater in der damals noch üblichen Landestracht lebhaft vor mir in seinem Tuchrock, über dem er einen blauen Kittel trug, in Kniehosen, Wadenstrümpfen und niedrigen Schuhen, lehtere und die Hosen am Knieschluß mit silbernen Schnallen. Mein Vater aber stammte aus der Eifel und hatte auch die ersten Jahre seines Lehramtes den Schulen zweier Dörfer im Kreise Malmedy an der wallonischen Grenze vorgestanden, die er im Wechselunterricht bediente, wofür er das große Gehalt von jährlich 120 Taler bezog. Er liebte seine Heimat, und gern lauschten wir Kinder seinen Erzählungen und Schilderungen aus diesem, unsern Vorstellungen so fernem Lande, wo alles so anders war wie in unserer niederrheinischen Heimat; wo man mit Holz und Torf heizte, statt mit Steinkohlen; wo es hohe Berge gab und unermeßliche Wälder mit Tieren, die wir nur aus Bilderbüchern kannten: Hirsche und Rehe, wilde Schweine, die angeschossen, den Jäger annehmen, so daß man nur durch geschickten Seitensprung sich vor ihren Hauern retten konnte. Neulinge auf der Jagd hätten trotz Hohn und Spott der einheimischen Jäger sich durch Erklettern eines Baumes gesichert, während alte Eifeler Nimrode sie mit dem Waldmesser abfangen oder gar, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, die wütende Sau auf das Messer hätten auflaufen und sich aufspießen lassen. Wenigstens sei solches nach den Saujagden zuweilen in später Stunde hinter dem Glase behauptet worden. Auch Wölfe seien damals noch in strengen Wintern aus den Ardennen herüber gekommen und hätten die Hunde am Haule von der Kette geholt. Die vielen Kreuze auf dem Wenn ernannten daran, daß mancher Wanderer auf dieser öden, wenig bewohnten Hochfläche im Schnee sich verirrt und seinen Tod gefunden habe.

Meine ersten Zeichnungen waren deshalb auch durch die Eifel beeinflusst. Entweder zeichnete ich auf der Schiefertafel die Kämpfe zwischen den Dänen und Preußen, wobei der Pulverdampf sehr naturgetreu dadurch hergestellt wurde, daß man die Feuerstrahlen der Gewehre und Kanonen mit dem Finger verweichte, wodurch schöne Wolken entstanden; oder ich malte die Eifelberge, eine ganze Reihe nebeneinander, aber alle schön als ganz regelmäßige Pyramiden mit scharfer Spitze, dargestellt durch gleichschenkelige Dreiecke. Später mußte ich erfahren, daß solche Exemplare nur selten und ganz vereinzelt vorkommen. Diese, z. B. den Neuerburger Kopf bei Wittlich, habe ich deshalb besonders gern gehabt, weil sie der kindlichen Vorstellung entsprachen. Der Vater reiste alle paar Jahre einmal in seine alte Heimat, wo noch drei seiner Brüder wohnten, und brachte außer den Grüßen und Nachrichten von dort noch allerlei Nützliches und Interessantes mit, einmal sogar eine Kuh, die er hatte sie im „Montschauer Land“ gekauft, der frühere Besitzer sie bis Aachen gebracht und von da holte sie ein Handelsmann ab.

Das war ein besonderes Ereignis und stellte eine ganz neue Verbindung mit der Eifel, dem Lande unserer Sehnsucht, her. Mit der Kuh aber verhielt es sich folgendermaßen: Wie es in früheren Jahren auf dem Lande allgemein üblich war, betrieb der Lehrer auch etwas Ackerbau und hielt ein Schwein, ein paar Ziegen oder ein, zwei Kühe. Jetzt machen's ja auch die

„Söhren“ Beamten so, wenn sie einen nur einigermaßen geeigneten Platz haben. Zuerst hatten wir Ziegen. Diese „Beamtenläbe“ lieferten zwar Milch genug für den Haushalt. Wir hätten aber auch die schon damals geschätzte Butter gern selbst gemacht und dazu war eine Kuh nötig. Weil aber der väterliche Grundbesitz nicht groß war und die schwere Niederungswalze, die die Bauern hielten, zu anspruchsvoll im Futter ist, mußte es eine von dem kleinen, genügsamern Eifeler Schlage sein. Die Kuh, wohl wegen ihres weiß und rot geprenkelten Fells „Spreddel“ genannt, war also da und tat ihre Schuldigkeit. Wir Kinder waren stolz auf sie. War sie auch nicht so groß und volleuterig wie die Bauernkühe, so übertraf sie diese doch durch gefälligere Gestalt, größere Beweglichkeit und vor allem hatte sie mehr Temperament. Das sollten wir bald auch an unserm Leidwesen erfahren. Als wir eines guten Tages sie vom Kleefeld nach Hause führten, kamen wir an der „Wolfsgracht“ vorbei, einem tiefem Hohlwege. Die den Weg einjassenden Hänge — wir nannten sie Berge — mochten wohl in unserem „Spreddel“ Heimaterinnerungen und -Gefühle wach gerufen haben; er betam plötzlich Lust, Bergtouren zu machen, riß sich los und galoppierte in den Hohlweg hinein und an dessen Hängen hinauf und hinab. All unser Zurufen half nichts. Wenn wir uns an ihn herangeschlichen hatten und ihn zu fassen versuchten, tannte er immer toller und schließlich auf und davon. Weinend liefen wir heim und erzählten, der Spreddel sei wild geworden und fortgelaufen. Nun machte unsere Tante, die Schwiegermutter der Mutter, die dem landwirtschaftlichen Betriebe unseres Haushalts vorstand, sich auf die Suche nach dem Flüchtling und wir waren froh, als er wieder da war und weder, wie wir fürchteten, ein Bein gebrochen noch in die Eifel zurückgelaufen war.

Endlich, ich war schon Quartaner, sollte sich mein sehnlichster Wunsch erfüllen, auch einmal in die Eifel reisen zu dürfen, und zwar aus so lockendem Süden zu sehen war. Der Vater wollte seinen nächstjüngeren Bruder und mich in den Herbstferien auf der Reise in seine Heimat mitnehmen. Es war das vor 50 Jahren kein geringeres Unternehmen, als wenn heutzutage ein Vater mit zwei seiner Jungen eine Schweizerreise machen ließe. Wochenlang wurde alles besprochen und sorgfältig vorbereitet. Auf meinen nachdrücklichen Wunsch durfte ich meine neuen Schuhe anziehen, was ich nachher auf meiner ersten größeren Wanderung bitter bereute; auch meinen ersten Spatenstock, den ich schon nachmittags irgendwo „in Gedanken“ gekauft hatte, da nach Eupen. Um aber die hier mittags abgehende Post zu erreichen, mußten wir bis Herbsthal mit einem Schnellzuge fahren, der nur 1. Klasse hatte, schon eine unliebsame Vertretung der Reise, an der der ganze Plan fast gescheitert wäre. Ein wertwürdiges Gefühl für zwei kleine Jungen vom Lande, teils aus Neugier, teils Befangenheit, auf den roten Samtpolstern in Gesellschaft vornehmer Leute in die weite, uns so fremde Welt zu entsenden. In Eupen erwarteten wir „in der goldenen Zeit“ am Markt die Abfahrt der Post, damals das einzige Verkehrsmittel durch die Eifel — ein großer Wagen mit bestem Gelack für den begleitenden Postbeamten, den Herrn Postkondukteur. Mit den Mitreisenden machte man sich bald bekannt; war man doch für lange Stunden auf ihre Gesellschaft angewiesen.

Endlich fuhr der gelbe Wagen ab, zuerst in dem weitläufigen weiten Eupen den Ober- und Unterstadt scheidenden Bergwegen hinauf, die „Haas“ hinunter, über die schäumende Weser dann langsam bergan in den belgischen Hertogenwald hinein. Zuerst begleitete uns Laubwald, dann kam Nadelholz; dann hörte auch dieses auf. (Ganz wie in den Alpen, sagte ich meinem Bruder.) Und nun tat sich die öde Heide- und Moorlandschaft des Venns vor uns auf. Nach langer Fahrt erreichten wir die Haltestelle Baraque-Nichel — fast 700 Meter über dem Meeresspiegel, in damaliger Zeit für die Reisenden eine Art St. Bernhardspiz in dieser Einöde. Bei nebligem Wetter und Schneesturm wurde hier abends eine Glocke geläutet, um etwa verirrte Reisende wieder auf den richtigen Weg zu bringen, bei

Dunkelheit am Turme der nahe gelegenen Kapelle eine Laterne angezündet. Alles stieg aus und begab sich in das Wohnzimmer, wo auf dem Tische eine Schüssel mit hartgelochten Eiern stand, von denen jeder Reisende sich einige „einderleibte“ und einen oder zwei Schnäpse dazu trank. Die Eier waren auch uns Jungen willkommen, denn da oben wehte eine scharfe und kräftige Luft, die Appetit machte. Eine solche „Eierstation“ fanden wir auf unserer Rückreise nochmals, wenn ich nicht irre, in Engelsdorf (Ligneuville).

Nachdem der Vater uns noch auf mehrere Vennkreuze aufmerksam gemacht — Erinnerungszeichen an Menschen, die im Schnee oder in den Wasserlöchern der Torfgruben umgekommen waren — setzte der Wagen sich wieder in Bewegung. Eine Zeitlang blieben wir noch auf der fahlen Hochfläche, dann ging es rascher in das Warche-Tal hinab nach Malmédy. Noch erinnere ich mich der reizenden Lage des Dörfchens Beverce, namentlich der mächtigen Felsenbildungen in der Nähe. Auch das eigenartige Malmédy, mit den schönen Patrizierhäusern, der doppel-türmigen großen Kirche, wo wir das Glöckenspiel abwarteten, und das uns ganz fremde Volksleben interessierte uns sehr. Besonders merkwürdig kam es uns vor, daß in dem Gasthause, wo wir die Weiterfahrt der Post abwarteten, die Gäste deutsch, wallonisch und französisch durcheinander sprachen. Auch letzteres kam mir, trotz meiner Quartaner-Weisheit, sehr spanisch vor. Hinter Malmédy steigt die Straße wieder. Sie war mit Ebereschen eingefaßt, deren rotleuchtende Beeren Scharen von Drosseln und Krametsvögeln anziehen und auch zum Fange derselben in die Dornen oder Sprendel gesteckt werden. Mit dem Fange durften sich damals auch sogar die Hüttejungen beschäftigen. Ich erinnere mich wenigstens, daß sie an einzelnen Stellen hinter dem Postwagen herliefen und die gefangenen Vögel anboten, zwei Stück für 20 bis 25 Pfennig.

Bald versank die Gegend in Dämmerung und Nebel und wir in Schlaf, aus dem uns erst in St. Vith die Stöße des über das Pflaster rasselnden Wagens weckten. Nur zu rasch gingen die schönen Tage, die wir hier verlebten, vorüber. Oheime und Tanten wetteiferten, uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und boten alles auf, was die Eifel dort Gutes hatte.

Besondere Freude gewährte es, mit dem Vater die Stellen aufzusuchen, wo er als Knabe unseres Alters gepiekt oder seine ersten Forellen, Krebse und Krametsvögel gefangen hatte. Nachdem wir noch eine Wanderung nach Bleialf, wo ein Verwandter als Rendant auf dem Bergwerk beschäftigt war, unternommen hatten, ging die Reise über Montjoie und Aachen nach der Heimat zurück. Auf dieser Wanderung war es, wo sich mir mit Schmerzen unvergeßlich die Lehre einprägte, nur ausgetretene Schuhe beim Marschieren anzuziehen. Ein Andenken an diese meine erste Eifelreise bestehe ich noch jetzt. Mein jüngerer Bruder hatte von seinem in St. Vith wohnenden Vater eine Uhr als Kommuniongeschenk bekommen und trug sie auf der Reise. Ich war noch nicht im Besitze einer solchen, wohl weil mein Tauspate über die heute unbezweifelte Notwendigkeit eines Zeitmessers für einen 12jährigen Jungen anderer Ansicht war. Als nun der Vater meines Bruders diesen Mangel bei mir merkte und feststellte, daß der jüngere Bruder dem älteren als Uhrenbesitzer über war, stellte er diesen Mißstand ab und die richtige Ordnung wieder her, indem er auch mir eine Uhr schenkte.

Diese trage ich noch heute — ein liebes Andenken an meine erste Eifelreise vor 50 Jahren.

Die Eifel im Bilde.

Von Karl Jost-Bonn.

Raum ein Jahr ist vergangen, seitdem den Bonner Eifelreisen durch die v. Volkmannsche Ausstellung im Städtischen Obernier-Museum ein Kunstgenuß bereitet wurde und schon wieder haben wir das Glück, einen unserer ersten Meister, wohl den größten Eifelmalers, Professor von Wille, mit einer statt-

lichen Anzahl seiner neuesten Werke in unserm Kunsttempel zu sehen. Dieses Mal wird uns die Eifel nur in ihrem Winterkleid vor Augen geführt, aber in einer Form, daß einem das Herz im Leibe laßt und einem das bishigen Verstand vor so viel Schönheit stützstehen droht. Wir alle haben den König Winter in seiner Majestät dieses Jahr gründlich kennen gelernt und werden seine Macht auch ebenso gründlich gefühlt haben. Fast möchte ich sagen, wir haben ihm kein gutes Andenken bewahrt, weil er seinen Namen dieses Jahr mit etwas reichlich dicker Tinte geschrieben hat. Und doch hat er seine Sache gut gemacht, denn er hat uns Bilder gezaubert, wie der liebe Sommer uns sie nicht besser machen kann, ja, ich bin kühn, sogar kaum erreicht. Zu diesem Beweise, lieber Leser, führe ich dich in die Ausstellung und mache mit dir eine Schneewanderung.

Wir betreten die Halle und schon im ersten Saale, wo ein anderer Maler seine Innenbilder zeigt, leuchten uns aus dem zweiten Saale die farbigen Schneeflächen entgegen. Gleich rechts in diesem Raume hängt „Winters Ende“. Große Bäume, mit grünen Nadeln geschmückt, ragen trotzig zum Himmel empor, hinweg über blaue Fernen, über schon grünende Fluren, wo versteckt einige Dörfchen noch im tiefen Winterschlaf liegen. Erwachendes Leben dringt aus den Schneemassen hervor. Gleich neben der Türe sehen wir das bekannte „Weinfelder Maar“ mit seinem Kirchlein, wie ein Märchen hingelagert, flankiert von dem in tiefblauen Schatten sich erhebenden Käufberg. Links neben der Tür grüßt eine Partie aus dem „oberen Kylltal“. Am Waldbrande liegt ein einsames Dörfchen fast vergessen vor dem dunklen Hintergrund. Davor rauscht die Kyll, von rot beleuchtetem Schneewasser überfüllt. — Dann überkommt einen leichtes Frostgefühl beim „Eisdorf im Schnee“. Tiefste Winter aus letzter Zeit. Die Bäume und Häuser schwer beladen bis zum Zusammenbruch. Mitten darin das Burgkirchlein von Kerpen. Rechts und links von diesem Werk zwei kleine Tafeln von großem Reiz: „Vor dem Dorf“ und das farbenkräftige, einsame Försterhaus“. Trotzig daneben der „Eisenhammer“, wo scharflantige Mauerreste die Linien der Landschaft durchschneiden. An der Zwischenwand sehen wir das Dorf „Kerpen“ mit der Burg unseres Meisters. Zauberhafte Schatten und Lichter über den kleinen Dorfhäusern, dahinter winkt die Burg. Aufmerksam machen möchte ich besonders auf das im rechten Vordergrund stehende interessante, alte Haus. Hervorragend schön leuchtet uns nun von der rechten Wand der „Wintertag an der Kyll“ entgegen. Hier sieht man echten, tiefen Eifelwinter. Die Erde mit tiefem Schnee bedeckt und der Himmel droht noch mehr von seinem weißen Inhalt zu spenden. Solchen Schnee malt nur ein „Könner“. Nahebei „Der letzte Schnee“ (Kerpen). Abschied nehmend grüßen hier die weiten Fernen mit dem letzten Rest der kalten Zeit. „Märzschnee“ nennt sich an derselben Wand eine sehr farbige Leinwand. Drohendes Gewölk am Firmament läßt ein schweres Unwetter bald losbrechen. Im Vordergrund der Bach mit seinem mit Schnee vermishten Wasser. Nun besuchen wir an der letzten Wand das „Tauwetter“. Hier hat der Frühling schon sein Regiment begonnen, der Winter sein Spiel verloren. Uns jetzt wieder zur linken Wand wendend, finden wir herrliche Bilder aus dem „hohen Venen“. Schmelzende Schneemassen, die gleitscherhaft im Tal gelagert sind und sich zu bewegen scheinen, zeigt uns die „Schneeschmelze“. Bezaubernd wirkt das „Gehöft“ am Kopfende. Uebersehen dürfen wir auch nicht die hübsche „Brücke“ und das „letzte Haus“, ganz in Neuschnee gebettet. Beides Landschaften von einem intimen Reiz. Den Schluß bildet der „Wintermorgen“, der dem Eifelwanderer Erinnerungen an die frühen Stunden seiner Winterausflüge zurückrufen wird.

So haben wir nun den Winter in jeder Form vor Augen. v. Wille scheut es nicht, in jedem Wetter draußen zu sein und zu arbeiten, nimmer rastend, nie ermüdend, um so die Herrlichkeiten des bei so vielen Menschen verkannten Winters zu schildern. Uns Eifelwanderer aber wird der Besuch der Ausstellung anregen, die kleinen Unannehmlichkeiten einer Schneewanderung nicht zu scheuen und uns eifrig daran zu beteiligen.

Dem großen Meister sind wir dankbar, daß er schon wieder uns hier Lehrermeister geworden ist und uns zeigt, wie wir in Zukunft den kalten Gast, den „öden“ Winter zu betrachten haben.

Eifel-Legende.

Von C. L. Pfeiffer, Bonn.

Es war in einer Maiennacht
Als stieg vom Himmel der Herrgott sacht
Und schritt durch das braune Eifelland.

Die Berge dehnten sich braun und groß,
Doch der liebe Gott fand es naht und bloß
Das braune Eifelland.

Er griff in des Himmels blaue Fern
Und holte herab viel tausend Stern,
Die verstreut er mit gütiger Hand.

Als in der Frühe die Heide erwacht
War sie mit Golde überdacht
Bis an den äußersten Rand.

Der gelbe Ginster golden glüht,
Am Himmel die Maiensonne sprüht,
Boll Gold ist das Eifelland.

Eifelwanderung im Frühlingschnee.

Von A. Herrmann in M. Gladbach.

Wieder einmal hatte uns eine Sitzung des Hauptvorstandes mit den liebgewonnenen alten Freunden des Eifelvereins zusammengeführt, diesmal in Gerolstein; wieder einmal hatten wir in fröhlicher Gemeinschaft des Vorabends und in ernster Arbeit des Sitzungstages unsere Eifelreunden und Eifelsorgen mit gleich gestimmten Seelen ausgetauscht; und erfrischt an Leib und Seele gingen wir auseinander mit warmem Händedruck und noch warmerem Wunsche auf gesundes Wiedersehen in baldiger glücklicherer Friedenszeit.

Wir vier Gladbacher, die wir so gern die Eifeltage besuchen, blieben auch dieses Mal unserer guten Sitte getreu: an die Sitzungstage Wandertage anzuschließen, und so führte uns am Sonntagabend noch das eilende Dampfrohr nach X., dem Ausgangspunkte unserer Wanderung vom Kylltal zur Naars-Reifferscheid-Gemünd-Heimbach. Der Ort allerdings brachte unsere frohen Erwartungen gleich etwas auf den Gefrierpunkt: durch seine selbst für die teure Kriegszeit allzu teuren Preise. Die billigste Flasche Mosel kostete nur 4,50 Mark und hatte dabei den Vorzug, nicht besser zu sein, als der in Gerolstein zu 3,00 Mark getrunkene; Uebernachtung in recht bescheidenen kalten Räumen und traumschweren Betten nebst Frühstück 3,50 Mark, wobei das Frühstück aus zartgetöntem süßen Kaffee mit 2 dünnen Brotschnitten und Heldebutter, gemeinlich auch Kraut genannt, bestand. Mit guten Wünschen für dieses empfehlenswerte „Gasthaus zur Schneidemühle“ ging's frühmorgens los! Trotz eisigen kalten Schneewindes lohnte die Wanderung durch's Kylltal nach Kronenburg, diesem entzückenden Rotenburg der Eifel, das im Winterkleide ein bezauberndes Bild bot. Aber zur körperlichen Erfrischung fand sich dort leider nichts; so bogen wir denn ab nach dem im Bullkankessel belegenen lieblichen Baasem, dessen früher so reich befundene Keller aber auch leer gebrannt waren, so daß wir einzig und allein auf unseren mageren Rucksack angewiesen waren. Die Wanderung von Baasem nach Reifferscheid führt in 3 1/2 stündigem Marsche über hohen Bergesrücken und durch stattlichen Hochwald in heiliger Stille nordwärts; leider starben wir zu dem tiefen Schnee, der auf den Höhen lag, noch starkes Schneetreiben, so daß die Aussicht gering, die Marschansstrengung aber umso größer war. Von Neuhaus, das so einsam auf mal-

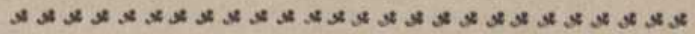
wiger Höhe liegt, bogen wir, um dem scharfen Winde zu entgehen, auf abschüssigem Steilpfade in das Tal des Wolfertbaches ab, um nun Grube Wohlfahrt aus auf guter Landstraße unser ersehntes Keifferscheid zu erreichen. Der Blick auf die alte Burg, der uns kurz vor dem Eintritt in den Ort und erst recht nachher jenseits des Ortes wurde, lohnte alle seitherige Mühe. Ist es doch fast derselbe überwältigende Anblick, den uns vorher die Kronenburg vor: bei beiden hochgelegene Burgen auf Felsstuppen mit einer Siedlung ringsum in wehrhaften Mauern, und darin hochragend ein Kirchlein zwischen weißgetünchten Giebelhäusern; ein malestisches Bild dort und hier, das immer wieder begeistert und das Schönheitsdurstende Herz erquickt. In Keifferscheid labte uns das Gasthaus Schumacher mit einem warmen Kaffee und vorzüglichem Brot und Butter, eine Nkung, die uns wanderermüden, schneedurchwehten Eisler wie Meth und Manna dünkte. Nach einer guten halben Stunde hatten wir Blumental erreicht, und da der Schneesturm auch im Tale kräftig wehte, wurde auf Mehrheitsbeschluß die gerade fällige Eisenbahn nach Gemünd benutzt. Dort erwartete uns der lebenswürdigste aller Eifelbürgermeister, Herr Dr. Müller, der in stadtpäterlicher Sorge um seine halbertorenen Wintergäste bei Klaphale warmes Quartier und noch wärmeres Essen bestellt hatte, das vortrefflich zubereitet, auch vortrefflich mundete. Bei einem guten Tropfen in Gesellschaft lieber Gemünder Freunde waren bald die Mühen des Tages vergessen. Anderen Tages führte uns dann der Herr Bürgermeister zu Gemünds neuestem Stolz, zur Turn- und Festhalle. Wahrscheinlich ein stattlicher Bau, der zwar erst im Rohbau vollendet, doch schon das fertige Werk ahnen läßt. Wie kommt solcher Glanz in Gemünds Mauern? Eine Festhalle, herrlich im Wiesentale zwischen den tannengeschmückten Bergen belogen, die wohl 500 Personen Platz bietet, mit Bühne und Nebenräumen, Galerie und traulicher Hausmeisterwohnung und vor allem mit einer richtig gehenden Badeanstalt unter der Bühne, bestehend aus je 2 Wannen- und 3 Brausebädern, getrennt für Männlein und Weiblein. Und an diese famose Festhalle gedenkt der bauküstige Herr Bürgermeister in absehbarer Zeit noch ein Freiluftbad mit ab vor solchen Leistungen und Gut ab vor den Behörden und Bürgern, die bisher das Geld für solchen gemeinnützigen Bau gegeben haben. Die ganze Anlage ist so übersichtlich und so trefflich zusammengestellt, daß man seine helle Freude daran haben muß, und sie macht ihrem Schöpfer und Förderer, dem Herrn Bürgermeister, alle Ehre. Das gibt mal ein gemütlisches Festfest für eine Hauptversammlung des Eifelvereins, auf das ich jetzt schon mit empfehlendem Finger hinweisen möchte.

Doch ich wollte ja nur unsere Winterwanderung kurz schildern, und da bleibe ich in der Gemünder Festhalle sitzen; aber dieses neuzeitliche Schmuckstückchen der Eifel ausplaudern. — Nun aber schnell zum Ende! Nachtsüber hatte es wieder aus allen Stimmeln mächtig geschneit; ein einzigartiges Winterpanorama bot sich uns deshalb, als wir gegen Mittag den steilen Weg nach Wargens hinaufstiegen. Wie die Zunderbäume des schönsten Überhüttet die Äste und Zweiglein der Buchen und Eichen, der Fäden und Sträucher; und dazwischen im Neuschnee die Spuren und Fährten des Wildes. Alles stimmte feierlich und dankbar nach oben ob solcher Pracht und Schönheit. Beim Abstieg von Keimter nach Heimbach änderte sich ganz plötzlich das Bild; hier hatten schon Tauwetter eingeseht und die Sonne ihre Arbeit getan. Daher wir beim Aufstieg noch tiefen Winter auf der Gemünder Seite, so umging uns hier über Heimbach beim Abstieg schon nicht unangenehm fürs Schuhwerk bemerkbar machte und unseren Marsch verzögerte. Aber das Züglein in Heimbach, das uns in unsere schlotengeschmückte Heimat zurückbringen sollte, wurde doch noch frühzeitig erreicht, und frohgemut ob der zwei schon verlaufenen Wandertage verplauderten und verräuchten wir uns in 4 Stunden Bahnfahrt, deren wir leider stets bedürfen, um unser Wandereldorado, die liebe Eifel, zu erreichen.

Anfrage inbetreff des Eifelnamens.

In einigen Gegenden der Eifel kommt, wie schon bei früherer Gelegenheit bemerkt, das Wort Eifel, Esel, und auch der einfache Wortstamm Ef- in Flurnamen vor, besonders auch im Gebiet der obern Ahr und in den Nachbargegenden. So stoßen wir bei Hedenbach (Kr. Ahrweiler) auf eine Eifelsnid und in der Gemeinde Lind bei Hönningen (Ahr) auf eine Effenüd. Anderswo (z. B. bei Frohngau) begegnen wir Flurnamen wie: „auf der Effel“ usw. Es wäre nun von Wert, mit Bestimmtheit festzustellen, welches die vollstümliche Aussprache der Silbe Efi- ist. Wird sie so gesprochen, wie sie geschrieben, und gedruckt erscheint, mit kurzem e, wie im Worte „treffen“, oder zeigt sich doch irgend eine Abweichung? Flurbezeichnungen wie „im Eschen“ und „op der Efelt“ legen die Vermutung nahe, daß die Volkssprache doch auch bei Formen wie Effenüd usw. ihre eigenen Wege geht. Für sachkundige Auskunft wäre ich zu großem Dank verbunden.

Provinzialschulrat Dr. Cramer in Münster i. W.



Aus den Ortsgruppen

D. G. Düsseldorf. Am Donnerstag, den 29. März, hielt die Ortsgruppe Düsseldorf ihre Frühjahrshauptversammlung in den oberen Sälen des „Löwen“. Im Namen des dienstlich verhinderten ersten Vorsitzenden, Herrn Landesrat Adams, eröffnete der Schriftführer die recht zahlreich besuchte Versammlung, begrüßte die erschienenen Getreuen und erstattete einen kurzen Jahresbericht. Dann gab unser tüchtiger Kassenwart, Herr Laube, Rechenschaft über seine Verwaltung, und der lebhafteste Dank der Versammlung für seine umsichtige und gewissenhafte Verwaltung wurde ihm ausgesprochen. Besonders erfreulich ist es, daß durch die Bemühungen des Wanderaussschusses unter seinem Vas, Herrn Derks, die Wandertätigkeit sich trotz der Schwierigkeit der Zeiten so kräftig weiter entwickelt hat, daß wir mit Recht stolz sein können. Das brachte in seiner launigen und doch eindringlich zu Herzen gehenden Art Herr Rat Sieburg zum Ausdruck. Er feierte die Verdienste des Vas, der Führer und der eifrigen Wanderer und konnte im Auftrage des Wanderaussschusses 3 Meistwanderer-Auszeichnungen verleihen. Seine Bitte, den Wanderaussschuh zu unterstützen, vor allem aber nicht auf die Zeit der vom Verein festgesetzten Wanderungen irgendwelche Sonderunternehmungen zu verlegen, fand in der Versammlung und hoffentlich auch bei allen Mitgliedern lebhafteste Zustimmung. Der Vorstand und ein Drittel der Beisitzer, die nach den Satzungen ausschieden, wurden durch Zuzuf wieder gewählt. Aus der Besprechung des Arbeitsplanes sei hervorgehoben, daß 5000 Mark, die für Kriegaanleihe gezeichnet werden sollen, zu einer Gedenktafel für die gefallenen Mitglieder an der Römervuelle bestimmt wurden, doch behält sich die Versammlung für dringende Fälle andere Verwendung vor; 450 Mark wurden für erblindete Krieger, 200 Mark zur Ergänzung des Kartenbestandes ausgeworfen.

Den Schluß bildete ein Vortrag, in dem uns Herr Sieburg an der Hand von farbenprächtigen Lichtbildern eine Wanderung durchs Rurtal vorführte. Mit einer warmen Betonung unseres vaterländischen Fühlens schloß der Redner und mit den feierlichen Tönen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles!“ klang die Versammlung schön und würdig aus.

D. G. M. Gladbach. Vereinshaus: Gasthof Oberstadt am Markt. Jeden ersten Dienstag im Monat, 9 Uhr abends, zwanglose Zusammenkunft. — Unsere Bücherei hat eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren: Herr Professor Dr. Ernst Brasse verehrte uns den 1. Teil seines prächtigen umfangreichen Werkes „Geschichte der Stadt und Abtei Gladbach“ nebst dem zugehörigen Bande Urkunden und Regesten. Der 2. Teil befindet sich noch in Bearbeitung. Dem Stifter sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Das Werk wird noch besonders im Eifelvereinsblatt besprochen. — Der Jahresbericht für 1916 ist in der Januar-Nummer des Eifelvereinsblattes abgedruckt. Er befindet sich auf der 3. Umschlagseite. — Beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit sollen auch wieder gemeinsame Wanderungen unternommen werden, die jedoch bei den jetzigen Verkehrs- und Ver-

pflegungsschwierigkeiten vorzugsweise durch das niederrheinische Land führen. Näheres durch Aushänge an den bekannten Stellen.

D.-G. Mülheim am Rhein. In der Hauptversammlung unserer Ortsgruppe am 23. Februar 1917 wurden folgende in den Vorstand gewählt: 1. Vorsitzender: San.-Rat Dr. Witz; 2. Vorsitzender: Herr Rich. Kuhme, Maschinentechniker, hier; Wanderwart: Herr Dr. Franz Schultes, Arzt, z. Zeit im Felde; Stellvertreter: Herr Hannen, Kaufmann, hier; Schriftwart: Herr von der Mühlen, z. Zeit im Felde; Stellvertreterin: Fräulein Kesselträger, Köln-Deutz; Kassenwart: Herr Ruprecht, Ingenieur, hier; Bücherwart: Herr Hannen, Maschinentechniker, hier; Stellvertreter: Herr Hannen, Kaufmann, hier.

D.-G. Saarlouis. Am 19. April verschied in seinem Heimatsort Dünenheim, Kreis Mayen, der Gründer und 1. Vorsitzende der Ortsgruppe Saarlouis des Eifelvereins, der Königl. Kreisschulinspektor, Herr Schulrat Dr. Weis. Der leider viel zu früh, im schönsten Mannesalter Hingeshiedene war ein echter Sohn der Eifel Heimat, offen, treu und wieder. Uebertünchte Höflichkeit war seinem Wesen fremd. Er konnte, wenn es angezeigt erschien, sogar unangenehm deutlich werden; aber die davon Betroffenen waren fest überzeugt, daß seine Worte auch dann, wenn sie gereizt klangen, stets vom aufrichtigsten Wohlwollen diktiert waren. Er war kein Höflichling, aber nach oben hin eben so wenig, wie nach unten. Die Interessen seiner Untergebenen verfolgte er mit entschiedenem Nachdruck, fast rücksichtslos, wenn sich auch seine Ueberzeugung mit der Ansicht höherer Stellen durchaus nicht deckte. Die allgemeine Wertschätzung und Anhänglichkeit, deren er sich infolgedessen erfreuen konnte, war wohl mit ein Grund dafür, daß es ihm gelang, die D.-G. Saarlouis, seine ureigenste Schöpfung, in kurzer Zeit auf 160 Mitglieder zu bringen, obschon ihr Gebiet ziemlich abseits vom Stammlande liegt. Zur Erreichung dieses Zieles war aber auch das warme Interesse erforderlich, das der Hingeshiedene für seine geliebte Heimat und die Bestrebungen des Eifelvereins allezeit hegte. Es wird den Teilnehmern unergänglich bleiben, wie er, dem körperlichen Zusammenbruch nahe, in der vorletzten Vorstandssitzung der D.-G. noch die Verhandlungen leitete, obschon dies für ihn sichtlich mit außerordentlichen Beschwerden verbunden war. Ein unheilbares Leiden zwang ihn, gegen Ende vorigen Jahres von seinem Wirkungskreis Abschied zu nehmen, um in seiner Heimat die Erlösung von seinen schweren Leiden zu erwarten. Nun ist er dahingegangen, und wenn seine Untergebenen kaum hoffen dürfen, jemals wieder einen gleich wohlwollenden Vorgesetzten zu erhalten, so bedeutet auch sein Hinscheiden für die Ortsgruppe Saarlouis einen wirklich unerfesslichen Verlust. Sein Andenken wird immerdar in Ehren gehalten werden.

D.-G. Ratingen. Am 6. März hielt die Ortsgruppe Ratingen ihre diesjährige Generalversammlung im „Weißen Rößl“ ab, zu der 15 Herren und 12 Damen erschienen waren. Herr Fabrikdirektor Wellenstein, der die Versammlung als 1. Vorsitzender leitete, begrüßte die Erschienenen, besonders das „feldgraue Mitglied“, Herrn Rittmeister Strepp, der gerade in Urlaub weilte, und dankte allen für die im letzten Vereinsjahr bewiesene Treue und geleistete Mitarbeit. Er bedauerte lebhaft, daß der Wunsch nach einem baldigen Frieden, mit dem die letztjährige Generalversammlung auseinandergegangen sei, noch immer nicht wegen des Widerstandes der Feinde habe in Erfüllung gehen können. Sein Gruß galt auch allen Mitgliedern, die heute nicht anwesend sein dürften, da sie draußen für Haus und Hof im Kampfe ständen. Dann erstattete der 2. Schriftführer, Herr Seminarlehrer Bützer, den Geschäftsbericht über das verlossene Vereinsjahr. Es wurden 3 Vortragsabende abgehalten. Den 1. hielt Herr Hauptmann Weinert (Geologie der Eifel), den 2. Herr Oberlehrer Linnark (Experimente aus dem Gebiete der Elektrizität) und den 3. Herr Seminarlehrer Klinkhammer (Land und Leute in Rumänien). An Vorstandssitzungen wurden 3 abgehalten. Aus ihren Beschlüssen ist besonders hervorzuheben: Regelung der Werbearbeit. Kampf gegen die Auswüchse der wilden Wandervögel. Alljährliche Ueberweisung von je 25 M an 2 Schüler der hiesigen höheren Lehranstalten für eine Eifelwanderung.

Aus dem Berichte des Vorsitzenden des Wanderausschusses, Herrn Obergeringieurs Niemann, ging hervor, daß die Ortsgruppe im letzten Vereinsjahre nur 8 Wanderungen unternommen hat, an der sich durchschnittlich vierzehn Prozent der Mitglieder beteiligten.

Die Zahl der Mitglieder betrug zu Beginn des Vereinsjahres 97, darunter waren 8 auswärtige.

Nach dem Geschäftsberichte gab der Schatzmeister, Herr Nendant Roosen, eine Uebersicht über die Kassenverhältnisse. Die Einnahmen betragen 274,72 M., die Ausgaben 206,28 M. Die Ortsgruppe beginnt das neue Vereinsjahr mit einem Ueberfluß von 94,68 M. (einschl. des Ueberflusses von 1915). Die 2 Vorstandsmitglieder die Kasse bereits in der letzten Vorstandssitzung geprüft und richtig befunden hatten, verzichtete die Generalversammlung auf eine erneute Prüfung. Darauf wurde dem Schriftführer und Schatzmeister Entlastung erteilt.

Auf Punkt 3 der Tagesordnung stand Vorstandswahl. Statutengemäß schied der gesamte Vorstand aus. Auf Antrag des Herrn Ingenieurs Ojfermanns fand für alle Wiederwahl statt.

Im zweiten, gemüthlichen Teile des Abends erstreute Herr Obergeringieur Niemann die Anwesenden mit Marcel Salzer Vorträgen. Die Vortragsfolge war geschmackvoll zusammengestellt und wurde geradezu meisterhaft erledigt. Leistungen, wie sie z. B. in der Wiedergabe der „Oberprima“ geboten wurden, sind über jede Kritik erhaben.

Die Vorträge wechselten mit vierhändigen Klavierstücken ab, die Herr Oberlehrer Linnark und Fräulein Tochter in der von früheren Veranstaltungen her bekannten Kunstfertigkeit boten.

Neu beigetretene Mitglieder des Eifelvereins.

D.-G. Aachen.
Fräulein Maria Dahmen.
" Maria Dejoz.
" Magda Thonnard.
" Carola Linden.
Hendricks Franz Josef.
Seelig Adolf.
Simons Wilhelm.

D.-G. Bonn.
Nattenberg C., Köln-Deutz.
Pfeffer A., Photograph, Bonn.
Opladen Paul, Bäckermeister, Bonn.
Heimerle, Akademie-Prof., Reg- und Baurat.

D.-G. Brohlthal.
Frau Lydia Andreae, Burgbrohl.
Fräulein Lisette Andreae, Burgbrohl.
Klose Heinrich, Verwalter, Altburg bei Brohl.
Königshaus, Burgbrohl.
Heinrichsdorf, Direktor, Rheinbrohl.
Mannstaedt, Direktor, Troisdorf.

D.-G. Eibersfeld = Wuppertal.
Uellenberg Artur, Fabrikant, Bohwinkel (seit 1916).
Hillengass Eugen, Direktor, Eibersfeld.

D.-G. M.-Glabach.
Barten Wilhelm, Kaufmann.
Dr. Bormann Richard.
Bormann Wilh., Fabrikant.
Deuten Carl, Fabrikbesitzer.
Hertmanni Friz.
Langen Carl.
Ruhmer, General-Agent.
South Aug, Ingenieur.
Fräulein Schonerh.

D.-G. Godesberg.
Wichelhaus, Rent., Godesberg.
Hagemacher, " " "
Dr. jur. Ruppert in Bonn.

D.-G. Mülheim a. Rh.
Fräulein Elly Schult, Köln-Deutz.

D.-G. Schneifel (Sitz Auw).
Fräulein Kath. Ballmann, Hedscheid.
Baur, Lehrer, Oberlafscheid.
Fräulein Birg. Daleiden, Lehrerin, Kocherath.
Fräulein Anna Hauch, Lehrerin, Auw.
Hentes Chr. II., Gutsbesitzer, Roth (Schneifel).
Klein, Lehrer, Schlaufenbach.
Fräulein Grete Ripplinger, Lehrerin, Heyroth (Kr. Daun).
Fräulein Magd. Schmiz, Lehrerin, Auw.
Schmiz, Lehrer a. D., Auw.

Inhalt: Ihr alle! — Ehrentafel des Eifelvereinsblattes. — Mitteilung des Hauptvorstandes. — Mitteilung der Schriftleitung. — Kriegsverse XXXIII. — Hauptvorstandssitzung des Eifelvereins. — Verhandlungsniederchrift der Sitzung des Wogauschusses am 25. März 1917 zu Gerolstein. — Unsere Tagung in Gerolstein. — Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Stadt und Land, beleuchtet vom Standpunkte des Landes. — Da ahl Holzeme Bällegströdde. — Die Kultur der Hallstätzeit in der Voreifel. — Meine ersten Eiselereinerungen und -Erlebnisse. — Die Eifel im Bilde. — Eifelgebende. — Eifelwanderung im Frühlingschnee. — Aus den Ortsgruppen. — Neu beigetretene Mitglieder des Eifelvereins. — Mitteilungen aus den Ortsgruppen.

21 335/1004

6. 1917



Nummer 6

Mitte Juni 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
 Rektor Zender, Bonn,
 Münsterstraße. Druck
 des Rhénania-Verlags,
 Buch- und Stein- und
 Bonn, Gangolfstraße 9 u. 11.

Auflage: 17500.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Erscheint Mitte jed. Monats.
 Jährlicher Bezugspreis durch
 die Post M. 3.—, vierteljährlich
 75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
 Anzeigengebühr für die
 5 gespaltene Kleinzeile 40 Pfg.
 Anzeigen auf dem Umschlag
 im nach besonderem Tarif im
 Beilagen nach Uebereinkunft.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Letzten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.

Bekanntmachungen des Hauptvorstandes.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat folgende
 Bekanntmachung erlassen:

„Die Lokomotiven und Wagen werden augenblicklich für die Bedürfnisse der kämpfenden Heere, der Volksernährung und Kriegswirtschaft gebraucht. Für Zwecke des Personenverkehrs stehen sie nur in geringem Umfange zur Verfügung. Bei größerem Andrang sind Ueberfüllungen und Zugverspätungen unvermeidlich. Dadurch werden die Züge für den Heeresbedarf und die Volksernährung in Mitleidenschaft gezogen. Der Ernst der Stunde verlangt dringend, daß die sonst üblichen Ausflüge und Vergnügungsfahrten unterbleiben. Sonderzüge werden für diese Zwecke überhaupt nicht abgelaufen. Mit Zurückbleiben beim Reiseantritt oder unterwegs ist umso mehr zu rechnen, als der Fahrkartenerverkauf in vielen Fällen eingeschränkt werden muß. Bahnsteigkarten werden in der Zeit vom 16. bis einschl. 29. Mai nicht ausgegeben. Wer nicht unbedingt reisen muß, der verzichte auf Benutzung der Eisenbahn. Das Vaterland verlangt das.“

Die Ortsgruppenvorstände werden im Sinne dieser Bekanntmachung gebeten, ihre planmäßigen Wanderungen, sofern zu deren Ausführung die Staatseisenbahn in Anspruch genommen werden muß, einzuschränken.

Ausweisung im Grenzgebiet.

Im Interesse der öffentlichen Sicherheit haben die stellvertretenden Generalkommandos des 7., 8. und 10. Armeekorps eine Verordnung erlassen, wonach in ihrem Grenzgebiet der Ausweisung eingeführt wird. Jeder Bewohner des Grenztreifens muß einen Ausweis bei sich führen. Ferner bedürfen Auswärtige, um das Grenzgebiet zu besuchen, für jeden Kreis einer Erlaubnis des Landrats. Diese Ausweise müssen sämtlich ein Lichtbild des Inhabers aus neuester Zeit tragen. Es sehe deshalb ein jeder in seinem eigenen Interesse darauf, daß er sich zeitig in den Besitz eines solchen Bildes setze. Für den Bereich des 8. Armeekorps kommen in Frage die Kreise: Kempen, Erkelenz, Heinsberg, Geilentrirchen, Aachen-Land, Eupen, Montjoie, Malmedy.

Für Reisen in die westliche Eifel ist also allgemein die Erlaubnis einzuholen.

Burgbrohl, 1. Juni 1917.

Dr. Andreae
 stellv. Vorsitzender.



Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

- O.-G. Bollendorf:** Offizier-Stellvertreter Kondé, Rgl. Förster.
Kölner Eifelverein: Unteroffizier d. L. Hermann Höfchen; Paul Ohligschläger junior; Leutnant der Res. Dr. Otto Levinger, Rechtsanwalt.
O.-G. Wiesdorf: Gefreiter A. Harten.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Bitburg:** Hauptmann d. L. Bertrand Simon, Brauereibesitzer (Eis. Kreuz I. Kl.).
O.-G. Kaisersesch: Bizefeldwebel A. Judem, Lehrer in Greimersburg.
Kölner Eifelverein: Bizefeldwebel Leo Berger, Bantbeamter; Gefreiter Jak. Brach, Kaufmann; Feldwebelleutnant Karl Ewald, Kaufmann; Landsturmmann Pet. Falkenstein, Kaufmann; Gefreiter Konrad Haas; Gefreiter Aug. Hahn, techn. Eisenbahnsekretär; Leutnant d. Res. Hans Jahn, Bantbeamter; Leutnant der Res. Gustav Geffken, (Eis. Kreuz I. Kl.); Leutnant d. Res. W. Lindau, Kaufmann (Eis. Kreuz I. Kl.); Leutnant d. Res. Dr. Otto Levinger, Rechtsanwalt †; Offizierstellvertreter Jul. Stern, Kaufmann; Oberleutnant d. Res. Dr. Walter Tuckermann; Straßenbaumeister Heinrich Weckbecker, Bauunternehmer, Moskern; Flieger-Unteroffizier Oskar Ufer.
O.-G. Lutzerath: Leutnant d. Res. Karl Th. Lillotte, Lehrer in Essen (Eisernes Kreuz I. Kl.); Gefreiter Winand Müller.
O.-G. Ralingen: Bataillonsarzt Dr. med. Pansöder; Leutnant d. Res. Viktor Wellenstein (Eisernes Kreuz I. Kl.).
O.-G. Spelcher: Unteroffizier Fries (Eis. Kreuz I. Kl.); Bizefeldwebel H. Rommelfangen, Lehrer (Eis. Kreuz I. Kl.).

Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhielten:

- O.-G. Bonn:** Stadtschulrat Dr. Paedorf.
O.-G. Bitburg: Dechant Benz, Pfarrer in Bitburg; Kreischulinspektor Schulrat Lenz, Bitburg; Dr. Reitemeyer, Direktor der Landwirtschaftsschule, Bitburg.
O.-G. Erftal: Kreissekretär Rechnungsrat Weber, Bergheim; Kreisausschußsekretär Falget, Bergheim.
Kölner Eifelverein: Direktor Karl Urmann.

Sonstige Auszeichnungen:

- O.-G. Hachen:** Adolf Bischoff, Haus Linde (Kais. Türk. Roter Halbmond II. Kl.).
Kölner Eifelverein: Stabsarzt Dr. Paul Reinhard (Hamburger Hanseatentkrenz); Rittmeister Zweiffel (bayr. Militär-Verdienstorden IV. Kl.).

Unser alter Freund und Mitbegründer des Eifelvereins,

Herr Oberförster Carl Beck

ist am 23. Mai in Trier sanft entschlafen.

Er hat dem Hauptvorstand des Vereins seit Beginn bis jetzt ununterbrochen angehört, und wir trauern an seinem Grabe nicht nur dem treuen Freund, sondern dem allzeit trefflichen Berater aufrichtig nach.

Als Oberförster in Manderscheid stand er dem Eifelvater Dr. Dronke und dem Bürgermeister Thiele, den beiden ersten Vorsitzenden des Vereins, sehr nahe und hatte an der ersten Entwicklung unseres Vereins hervorragenden Anteil.

In Trier bei der Jubiläumsfeier schmückte ein Ehrenkranz seinen Sitz, und wir freuten uns, daß es ihm vergönnt war, den Ehrentag mit zu erleben. Nun ist er von uns geschieden. Wir werden ihn aber nie vergessen und seiner stets in dankbarer Liebe und Treue gedenken.

Burgbrohl, den 26. Mai 1917.

Für den Hauptvorstand des Eifelvereins

Dr. Hans Andrae,
stellvertretender Vorsitzender.

Kriegsverse XXXIV.

Von Max v. Mallinrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Den deutschen Bauern.

Ihr regtet Tag um Tag die Hände,
Kein Acker war zu schlecht und klein.
Die Heimat wollte, daß er spende,
So mühtet ihr die Pflieger sein.

Nun grünt die Flur, die Halme sprießen,
Was ihr gehofft, es will entstehen,
Und tausend heiße Wünsche grüßen
Das stille, friedliche Geschehn.

Und mahnt euch wie ein ernstes Fragen
Fernher des Riesentampfes Spur:
Was tatet ihr in euern Tagen?
Wohlan, zur Antwort dürft ihr sagen:
Es grünt die Flur!

Den Lauten.

Daß ihr seid von deutschem Wesen,
Führt's nicht immerdar im Munde.
Soll'n wir unsres Meistums Kunde
Denn an allen Ecken lesen?

Seine Heimat ist die Stille,
Die am heiligen Herde waltet,
Und sein Echart ist der Wille.
Der sich ernst zum Sein gestaltet.

Wenn wir's nur im Herzen tragen,
Was bedarf's der lauten Worte!
Aus dem goldnen Märchenorte
Woll'n wir keine Grotschen schlagen.

Reichs- und Landtagsabgeordneter Wallenborn †.

Am 16. Mai d. J. starb in Berlin der Ehrenbürger der Stadt Wittburg, Herr Reichs- und Landtagsabgeordneter Peter Wallenborn. Der Verstorbene wurde 1848 in Wittburg geboren und wohnte hier bis zum Jahre 1909. Lange Jahre bekleidete er hier das Amt eines Stadtverordneten und 1. Beigeordneten von Wittburg. Während dieser Zeit war er dank seines umfangreichen Wissens und gestützt auf genaue Kenntnis der Ortsgeschichte ein eifriger Förderer seiner Heimat. Auch nach Verlegung seines Wohnsitzes nach Remagen nahm er an der Entwicklung Wittburgs durch Rat und Tat regen Anteil. Als Mitbegründer des Rheinischen und später des Trierischen Bauernvereins, dessen Vorsitz er seit 1911 übernahm, sowie als Mitglied des Kreisausschusses und des Kreistages, des Provinziallandtages und der Landwirtschaftskammer nahm er sich mit vielem Erfolg der Interessen seiner Eifeler Landsleute an. Immer war er bereit, für das Wohl seiner Mitbürger einzutreten. Da ist es begreiflich, daß ihn bald das Vertrauen seines heimatlichen Wahlkreises Daun-Prüm-Wittburg im Jahre 1893 in das Abgeordnetenhaus und zwei Jahre später der Wahlkreis Mayen-Ahrweiler in den Reichstag berief. Die Tätigkeit, welche er in diesen Körperschaften entfaltete, trat zumeist in Kommissionen zutage. Wallenborn war eine wirkliche Arbeitsbiene. Gern hörte man in allen Körperschaften,

denen er angehörte, auf seinen Rat. Er war eine aufrechte, gerade Natur und ein selbstloser, stets hilfsbereiter Mann. Wallenborn ist seit vielen Jahren Mitglied des Ausschusses der Preussischen Zentralgenossenschaftskasse, wo man seinen Rat ebenfalls gern hörte. Als Referent für das Rheinische Eisenbahnwesen im Abgeordnetenhaus hat Wallenborn unendlich viel zur Erschließung der Rheinprovinz und namentlich der Eifel beigetragen. Seiner Anregung folgend, hat die Budgetkommission des Abgeordnetenhauses im Jahre 1909 die Eifel bereist und die Domänen in der Eifel besichtigt. Bei dieser Gelegenheit nannte der verstorbene damalige Vorsitzende der Budgetkommission, Frhr. von Erffa, Herrn Wallenborn den Vater der Eifel. Wallenborn war wohl eines der Mitglieder nicht nur der Zentrumsfraktion, sondern des ganzen Hauses, das die einzelnen Etats mit einer erstaunlichen Sachkenntnis beherrschte. Das bescheidene, schlichte Wesen und nicht zuletzt sein Fleiß und sein gründliches Wissen hat ihn nicht nur in Zentrumskreisen, sondern bei allen Parteien des Reichs- und Landtages zu einem der beliebtesten Mitglieder gemacht. Seine Majestät ehrte die Verdienste des Verstorbenen durch die Verleihung verschiedener Orden und noch im letzten Jahre durch die Verleihung des Titels „Königlicher Landesökonomierat“. Alles in allem darf man Wallenborn als eine Persönlichkeit ansehen, die in ernster Arbeit der Kirche und dem Vaterlande große Dienste geleistet hat und die in dankbarem Andenken im Volke fortleben wird.

Wanderer, sei Natur- und Menschenfreund!

Eine zeitgemäße, mahnende Betrachtung insbesondere für die wandernde Jugend*).

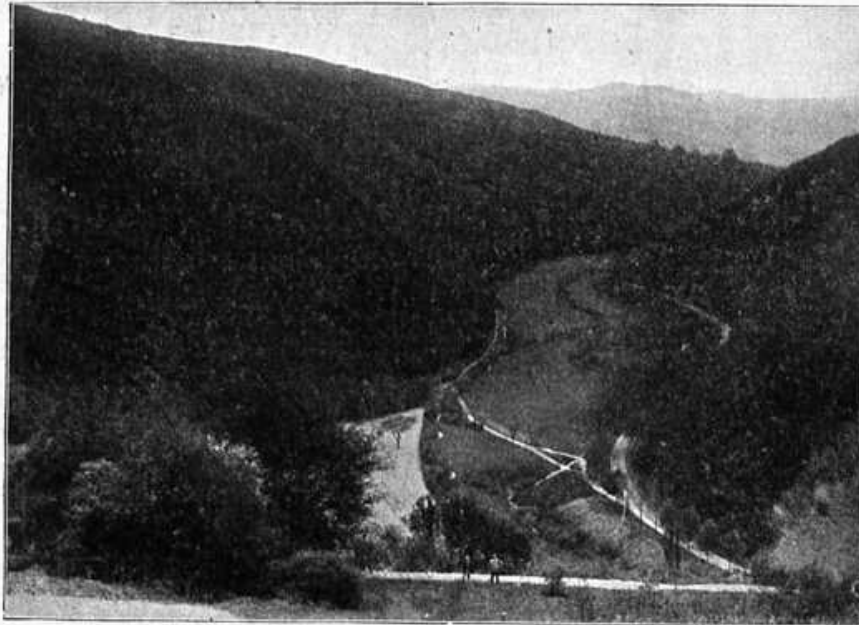
Von Rektor W. Zender in Bonn.



Im verflossenen Sommer sind trotz der herben Kriegsdrangsale so zahlreiche und berechtigte Klagen über rohe Auswüchse des Wanderwesens laut geworden, daß es angebracht erscheint, immer wieder die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinzulenken und Umschau zu halten nach den wirksamsten Mitteln zur Abhilfe.

Die Wanderlust, ein ehrwürdiges Erbe unserer Väter, wurzelt tief in der deutschen Volksseele. Seit altersgrauen Zeiten tönt immer dieselbe Melodie altgermanischer Wanderfreude, immer dieselbe Lösung:

trieb der Deutschen für immer erstarrt. Doch diese rasch sich aufschwingende gewerbliche Tätigkeit mit ihrem gewaltigen Zuwachs der Großstädte und ihrem nerventötenden Hasten und Schaffen in engen Betrieben ließ gar bald den Drang nach Bewegung und Ausspannung in frischer Wald- und Höhenluft sich neu entfalten und brachte dazu eine erfreuliche Wendung: der mehr abenteuerliche Wanderflug in die Ferne gab der Wanderlust im Bereiche der Heimat Raum. Es lernte der Deutsche nun mehr und mehr die Reize der heimatischen Landschaften kennen und schätzen; zahlreiche Gebirgs- und Wandervereine taten sich auf, die unbe-



Wingstbachtal in der Eifel

Wer weiß, wo in der Ferne das Glück mir noch blüht! Ueber schneeige Alpengipfel und unwegsame Pyrenäenpässe zogen wandernde Germanenstämme, die deutsche Helden Sage begleitet ihre Recken zu Kampf und Ehren in ferne Gefilde, die Kreuzzüge bringen dem Wandertriebe religiöse Betätigung, Säger und Spielleute des Mittelalters lassen ihre frohen Weisen an fernen Fürstenhöfen und hochragenden Ritterburgen erklingen, fahrende Scholaren bereichern ihr Wissen von Stadt zu Stadt, die Landstraßen sind belebt von Landsknechten, die ausziehen zu wildem Kriegsgewerbe, von Gesellen und Handwerksburschen, die sich in der weiten Welt ihre Bervollkommnung oder ihr Glück suchen. Der Aufschwung der Industrie, die neuen Verkehrsmittel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schufen ganz neue Lebensbahnen; fast schien es, als sei nun der Wander-

kannte Gefilde und neue Wege erschlossen und den Wanderverkehr in geordnete Bahnen lenkten. Auch die schweren Jahre des gewaltigen Völkerringens der Gegenwart ließen der Wanderbewegung noch weitesten Spielraum, da sie ja vor allem der körperlichen Kräftigung dient und damit die Jugend stärkt und stählt zum Dienste für Heimat und Vaterland.

Mit hoher Befriedigung hat man allenthalben diesen Aufschwung der Wanderlust in deutschen Landen begrüßt. Die so häufig erklangene Losung: Zurück zur Natur, zurück zur Heimat! war zur Wahrheit, zur Tat geworden und damit ein Loslösen von schädlichen Genüssen und verderblichen Vergnügungen, eine erfreuliche Gesundung des deutschen Volkstums begründet. In der Tat: Welche Welt von Schönheit, Freude und Genuß der edelsten Art liegt nicht in dem Begriffe Wandern!

*) Die anregende Darstellung dieser höchst bedeutsamen Wanderfrage durch unsere Schriftleitung verdient weiteste Verbreitung in der deutschen Presse; deshalb ist der Abdruck sehr erwünscht und wird mit Quellenangabe gerne gestattet. Der Hauptvorstand des Eifelvereins.

Das Ränzlein leicht, das Herz befreit
 Von Bangen und von Sorgen.
 Zieh'n mit der Sonne wir hinaus,
 Taufrißch grüßt uns der Morgen.
 Frei! Wie die Wolke, wie der Wind
 Geht es durch Dorf und Auen,
 Das Heimatland im Wandermarsch
 Mit freiem Blick zu schauen.

Welche Lust ergreift jeden, der da hinauszieht durch Wald und Heide, von Tal zu Tal und hinauf zu den Bergen, von deren Gipfel der Blick hinaussehnd über weite Gefilde und den friedlich darein gebetteten Wohnstätten der Menschen. Auf dem Wanderpfade vergessen wir die Sorgen des Alltags mit all seinem hastenden, nerventötenden Ringen, mit all den großen und kleinen Quälereien, wie sie die lieben Mitmenschen einander bereiten. Die Auffrischung des Körpers und die Reize der Natur, sie beleben und erheben das Gemüt zu edleren Regungen und erfüllen es mit Sonnenschein und Lebenslust, daß wir heimkehren, belebt und gestärkt, den Kampf des Lebens wacker weiterzuführen. Köstliche, überaus wertvolle Lehren und Eindrücke gehen hier auf in die schauende Erkenntnis, die auf tausend Wegen hineingetragen wird in das jugendliche Herz, das ahnend und schweigend in sich aufnimmt, was der Schöpfer predigt in seiner großen, überwältigenden Natur.

Und doch! Da der gute Same aufwuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Das biblische Parabelwort ist leider auch bei der aufblühenden Wanderlust zur Wahrheit geworden. Roheit, Rücksichtslosigkeit und Zerstörungsdrang schleichen sich mehr denn je im Ernste dieser Kriegszeit bei manchen Wandergruppen ein, vorwiegend, aber nicht ausschließlich jüngeren Alters, die allenthalben Mißfallen erregen und geeignet sind, die echte und edle Wanderfreude zu trüben und sie ihres Ansehens, ihrer Wertschätzung zu entkleiden. Wilde Wandersflegel verwüsten die Fruchtfelder und Wiesenpläne, reißen Blüten und reifes wie unreifes Obst von den Bäumen, graben Kartoffeln aus, verhandeln die Schuhhütten, Denkmäler und Ruheplätze mit Schmutz, Flaschenscherben, Papierseken und Abfällen, lachen ab ohne jede Rücksicht auf die Umgebung, sind frech und anmaßend gegen sich beschwerende Eigentümer, zerstören Vogelnester und Nistkästchen, räumen wahllos auf mit gemeinen und den seltensten Pflanzen, um sie nachher verwelkt und zerzaust wieder fortzuwerfen, reißen die Waldbeersträucher mit den Wurzeln heraus, zerschneiden Baumrinden und zertreten Waldschonungen. Erbittert stehen des Montags der Förster, der Landmann, das bekümmerte Mütterlein an ihrem so sorgsam gepflegten Eigentum und schauen klagend die Verwüstung. Jedes Körnlein, jedes Pflänzchen verdient in unserm schweren Daseinskampfe der Gegenwart gehegt und gepflegt zu werden, und hier hat rohe Willkür im Augenblick zerstört, was wochenlang mit Liebe und Sorgfalt herangezogen ward, was der Volksernährung so dringend dienlich war! Des Himmels Strafe treffe solche Naturfrevler, die sich so schwer verfehlen an fremdem Gut, an der herrlichen Gottesnatur! Wie blutet nicht auch das Herz dem echten Wandersmann, der kurz nach solchen Horden seine Straße zieht. In seinem Gemüte wogen die verschiedensten Empfindungen. Es liegt der Krieg, der auch ihm schon tiefe Wunden geschlagen, wie Zentnerlast auf ihm und drückt ihn nieder; von jenseits der Grenze dröhnt es in dumpfem Grollen, ihm verkündend,

daß dort Tausende deutsche Männer in heißem, opfervollem Kampfe stehen zum Schutze dieser unserer Heimatflur. Dann aber bietet die Landschaft ringsum alles auf, um ihm zu sagen: Sieh, so herrlich ist die Welt, so schön ist dein Vaterland, deine Heimat! Fern im zartblauen Duft die Berge, saftig grüne Wälder davor, an deren Rande goldener Ginster leuchtet, und Wiesen voll bunter Blumen, der Himmel tiefblau und alles voll Sonne. „Gott im Himmel, schük' es, mein liebes, schönes Vaterland!“ Mit belebter Stimmung weiterschreitend, steht er plötzlich vor der verlassenem Lagerstätte der rohen Wanderhorde. Ein greller Mißton durchzittert sein bewegtes Gemüt. Doch es soll noch ärger kommen. Von der Talstraße herauf klingt ihm ein wildes Gejohle, ein Durcheinander von ausgelassenem Lachen, verzerrten Saitentönen, Pfeifen und Singen allerlei Gassenhauer alten und neuen Datums entgegen. Die wandernden Unholde von eben, halbwüchsige Burschen und junge, kaum der Schule entlassene Dirnlein aus der Großstadt schiden sich an und reihen sich zum Einzug ins stille, friedliche Eisdorflein. Die Mädchen hängen sich den Burschen an den Arm, blaue Fuhrmannskittel statt Blusen tragend, in Sammethofen, mit bunten Zipelmützen auf dem Kopf, die Burschen mit bunten, schellenbehängten Leibriemen, den Hut mit der Narrentappe vertauscht, die Guitarren mit farbigen Flatterbändchen geziert, einige schon, bedenklich vom Alkohol beschwert, schwankend und sich hin- und herzerrend, so ziehen sie ein, offensichtlich bemüht, in dieser zigeunerhaften Maskerade beim schlichten Landvolk Eindruck zu schinden und „urwüchsige“, ungebundene Freiheit der überlegenen Stadtjugend zu markieren. Entrüstet wendet sich unser Wandersmann zurück zum stillen Waldespfade, um sich den herrlichen Wandertag nicht gänzlich zu verderben. Unmutig schließen die friedlichen Dorfinfassen ihre Fenster und ergehen sich in abfälligen Urteilen über das unnütze, wandernde Stadtvolk, das eigentlich nicht wert sei, daß man so reiche Kriegsspenden erst kürzlich zur Stadt geliefert. Und nun erst die Heimfahrt solch wüsten Wandertrupps! Welch ein Aergernis, eine Belästigung für die Mitreisenden in den Wagenabteilen, auf den Bahnhöfen, in den Wartehallen, in später Nachtstunde auf den Heimstraßen der Großstadt! Gar nicht auszudenken ist der sittliche Schaden und das Aergernis, wenn solch gemischte Gesellschaft sich zusammengefunden zu mehrtägiger „Wanderschaft“, wobei in Scheunen, mit Stroh belegten Tanzsälen oder in Herbergen übernachtet wird.

Denke nicht, lieber Leser, ich trage die Farben zu stark auf. Auf meinen Ferienwanderungen durch die Eifelheimat habe ich manchen Wanderunfug mit eigenen Augen geschaut, als Schriftleiter des Eifelvereinsblattes gingen mir zahllose Beschwerden zur Veröffentlichung zu, auf den Tagungen des Eifelvereins haben wir eingehend in dieser Frage beraten und auf Abhilfe gesonnen, die löblichen Bestrebungen der Kölner Wandervereine zur Steuerung des Wanderunfugs habe ich mit Aufmerksamkeit verfolgt, mir alle diesbezüglichen Beschwerden der rheinischen Tagespresse vom Vorjahre gesammelt und in den Vereinsblättern sämtlicher deutscher Gebirgsvereine, die mir zum Austausch zugehen, Umschau gehalten: überall dieselbe Klage, die gleiche Entrüstung, dieselbe bange Frage: Wie ist das möglich, daß ein großer Teil der Jugend eines so hochstehenden Volkes, das jetzt so heldenhaft draußen und daheim um

Sein und Nichtsein ringt und kämpft, in ihren freien Stunden so gefühllos, so narrenhaft, so ärgernisgebend durch die Welt läuft, die teuere, schwer bedrohte deutsche Heimat so bloßstellt und das gesamte löbliche Wanderwesen sowie alle Bestrebungen der Wandervereine in Mißachtung bringt?

Schwierig ist es, die Ursachen zu diesen Mißständen in ihren tiefsten Quellen zu ergründen, noch schwieriger, ein Allheilmittel zu entdecken, sie völlig abzustellen. Aber deshalb die Augen zu verschließen und die Flinte ins Korn zu werfen, ist auch vom Uebel. Immer und immer wieder müssen berufene Persönlichkeiten und ganze Körperschaften durch die Presse, in Versammlungen und als Wanderführer die heilende Hand auf die Wunde legen, und Eltern und Jugenderzieher müssen die Vorbedingungen schaffen zur wirksamen Abwehr.

Als Hauptquelle zu den bedauerlichen Auswüchsen des jugendlichen Wanderwesens darf ich wohl die mangelhafte Erziehung und Ueberwachung im Elternhause bezeichnen. Augenfällig bestätigt wird diese Annahme durch die auffällige Zunahme des Unwesens gerade jetzt in der Kriegszeit, wo die häusliche Erziehung vielfach gelockert ist und die starke Hand des Vaters fehlt. Wenn von frühester Jugend auf die empfängliche Kindesseele herangeleitet wird zur Liebe und zur reinen Freude an der schönen Gottesnatur, zum Verständnis der heimatischen Umgebung, zum Wohlwollen und zur Achtung gegen die Mitmenschen und deren Eigentum, dann sind die gezeichneten Mißstände späterhin, fast möchte ich sagen gänzlich ausgeschlossen. Vor kurzem saß ich am Gartentisch, vertieft in die Aufsatzsünden meiner Schulklasse. Da rief mich mein Töchterchen in heller Freude heran zum Gartenbeet, wo eben die Strauchbohnen sich anschickten, das Licht der Welt zu erblicken. „Sieh mal, Vater, was die kleinen Böhnchen die dicken Grundschollen hochheben!“ „Ja, mein Kind, sie wollen und müssen nach oben kommen, der liebe Gott hat sie stark gemacht, daß sie die Schollen durchbrechen. Wir wollen ihnen aber die schwere Arbeit leichter machen.“ Und während das Kind emsig mithalf und mit zarten Händchen vorsichtig die Keimchen bloßlegte und die Erde lockerte, belehrte ich es, scheinbar unabsichtlich und so nebenher, wie die lieben, zarten Pflänzchen bald heranwachsen zu herrlichen Bohnen, die uns zur kräftigen Nahrung dienen, wie da draußen auf dem Lande und bei der lieben Tante in der Eifel alle die Halmchen und Kartoffeln und Erbsen usw. ebenso aufgingen, viele Arbeit machten, aber uns allen Nutzen brächten, wie dumm und häßlich es also wäre, solche Pflänzchen zu zertreten oder abzubrechen. Solche Eindrücke, in herzlicher Liebe gegeben, haften tief im kindlichen Gemüt; wird bei Ausflügen und in der Schule solche Belehrung erneuert, ich glaube, daß das herangewachsene Kind auch ohne Leitung nie ein Roggenfeld zerstampft, um Kornblumen zu haschen, sondern in heiliger Scheu hübsch und vorsichtig am Rande pflückt. Eine Hummel setzte sich vor uns in die schwarzweiße Blüte einer dicken Bohne. „Vater, sieh mal da die dicke Biene, schlag sie herunter, die sticht arg!“ „Nein, Kind, das wäre häßlich und undankbar, das ist eine Hummel, die dir gar nichts zuleide tut, wenn du sie in Ruhe läßt. Sie sucht wie das Bienechen da süßen Saft in der Blume und macht ihn zu Honig. Auch für unsere Bohnen ist es gut, daß die Hummel sie be-

sucht.“ Dann nehme ich eine Blüte in die Hand, zeige dem Kinde, wie auf den langen Fäden Blütenstaub sitzt, der unten auf den verdickten Fruchtboden fallen muß, daß sich daraus die Frucht, hier eine Bohne, herausbildet. Als die Biene in die Blüte flog, fuhren die Staubfäden aus dem Schiffschen hervor und bepuderten ihren Pelz mit Staub. Da kommt auch der Stengel der Blüte und bürstet wie ein Lampenputzer den Staub vom Bienechen ab, daß er auf den Fruchtboden fällt. So ist das Tierchen doppelt nützlich; die schönen Farben hat der liebe Gott den Blüten geschenkt, daß sie all die nützlichen Tierchen wie ein leuchtendes Schild herbeilocken sollen, und ebenso wirkt der liebliche Blütenduft, der zugleich wie die Blüten auch wieder die Menschen erfreut. Wie ein Ahnen wird es in der Kindesseele aufdämmern und haften, wie die Weisheit des Schöpfers die Natur in schönste Wechselwirkung gebracht und Tier und Pflanze dem Menschen zum Nutzen gegeben, wie jedes Lebewesen seinen Daseinszweck besitzt und dazu wunderbar geschaffen ist. So entwickelt sich ganz wie von selbst Natursinn und Liebe zur Tier- und Pflanzenwelt beim heranwachsenden Kinde. Dazu bedarf es beim Vater, der Mutter keiner Vorbereitung eines berufener Erzieher, keiner besondern naturwissenschaftlichen Vorbildung, nur Herzensfrische und innige Liebe. **Die gemeinsamen Spaziergänge, die Familienausflüge bieten so reiche Gelegenheit, Natur- und Menschenliebe im kindlichen Gemüt zu begründen, daß hier wohl das Fundament zu allem spätern Verhalten der frei sich bewegenden Jugend zu suchen ist.** Man läßt die Kleinen wohl Blümchen suchen, aber nur mit Maß und Vorsicht; sind sie früh verwehlt, so zeige man, wie sie doch besser am Waldrande, auf der Wiese verblieben wären, da hätten sie noch recht lange viele Menschen erfreut. Vom Betreten der Gras-, Klee- und Fruchtfelder halte man sie mit nachdrücklichem Hinweis auf die große Schädigung ab, Beeren dürfen sie aus gleichem Grunde nie mit dem ganzen Strauche abreißen, vom Abpflücken der Obstblüten und Obst gar nicht zu reden. Das Ruheplätzchen suche man an unbepflanzten Stellen auf, beim Aufbruch müssen die Kinder alle Reste und Papiere hübsch auf sammeln. Immer wieder weise man in liebevollem Plauderton darauf hin, wie auch die Mitmenschen sich an der Natur erfreuen wollen, wie unrecht jeder Diebstahl ist, wie man zu Hause im Gärtchen selbst jede Schädigung empfinde, welches Wehe jede Roheit dem Tierchen, der Pflanze, den Menschen bereite. Die Rücksicht auf die Allgemeinheit, das herzliche Wohlwollen in der Sinnesrichtung, das ist es, was langsam in der Kindesseele heranreifen muß. Wie gestalten sich aber zumeist die Sonntagsausflüge der Familien? Der Vater hat vielleicht einen Freund, die Mutter gute Bekannte bei sich, da wird lediglich gesprochen vom Geschäft, vom Puz, von der Wahl der besten Gasthäuser für Kaffee oder Bier. Die Kinder langweilen sich, laufen vor, balgen sich dahinter, streifen durch Fluß und Wiese und reißen ab, was ihnen in den Weg kommt, werfen weg, was ihnen nicht mehr gefällt. Von Genuß und Hinweis auf die prächtige Umwelt ist keine Rede, für alle Roheiten gibts keinen Tadel, höchstens ein rohes Wort oder einen Klaps, wenn die Hose, das Kleidchen beschmutzt wird. Mit der Fürsorge für Nahrung und Kleidung und späteres Fortkommen, so wichtig gewiß fürs Erdenleben, ist die Elternpflicht aber beileibe nicht

abgetan. Die weiche, empfängliche Kinderseele dürstet nach liebevoller Belehrung und Unterhaltung da draußen und daheim; wo sie kein Verständnis findet, da wird sie abgestumpft und wendet sich dem Verkehrten zu. Liebe Eltern, saget nicht: Wir haben keine Zeit, haben mit Sorge und Not zu kämpfen, müssen für die geringe Freizeit Ruhe und Ausspannung haben usw. Doch was gewährt edlere Erholung als ein herzliches Auftauen im regen Gedankenaustausch mit den Kindern? Ist der Vater vielleicht verärgert im Lebenskampfe, die Mutter verstrickt in Kummer und Haus Sorge, sie müssen sich den Kindern gegenüber aufrufen zu liebevoller Heiterkeit und Hingabe, zu der sie die herrliche Gottesnatur ja da draußen mit tausend Reizen anlockt, zu der sie die dankbare Kinderchar mit ihren tausend Fragen und ihrer dürstenden Wißbegierde tagtäglich anreizt. Schwer ist die Verantwortung vor Gott, der Mitwelt und den Nachkommen selbst, wo diese Liebe und Hingebung fehlt, zu bedauern sind die kleinen Geschöpfe, wo sie den Eltern zur Last werden. Das sind dann dieselben Eltern, die später die durch ihre Schuld mißratenen Söhne und Töchter in ihrem gefährlichen Alter ohne Aufsicht sich „austoben“ lassen daheim und draußen, ohne Verständnis und Gefühl für das Wohl der Mitwelt, für die Reize der Natur, für Schlichtheit, Anstand und gute Sitte.

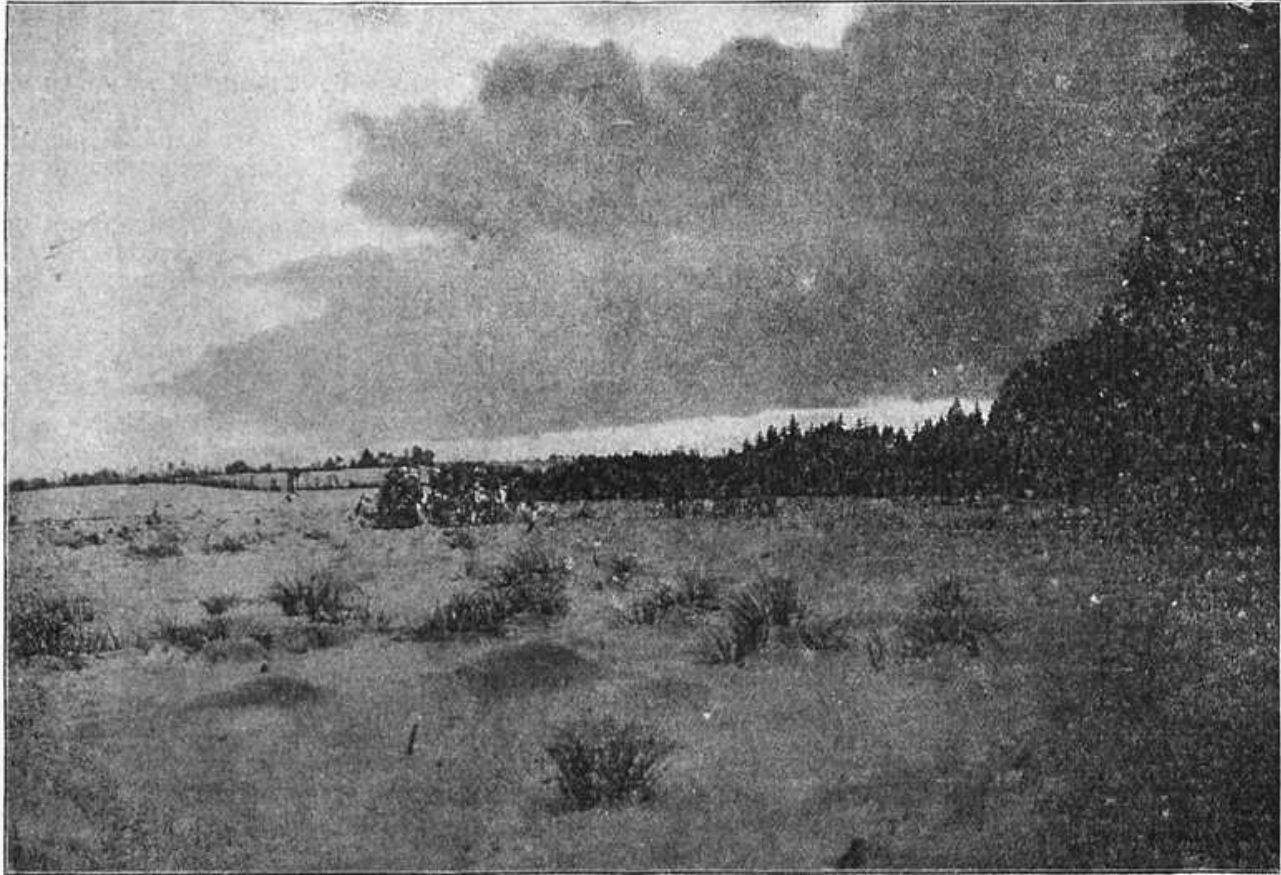
Mit diesen Erwägungen haben wir wohl die Hauptquelle der zu beklagenden Auswüchse genügend gezeichnet. Wie aber hier Wandel zum Besseren schaffen? Wie kann auf die Tausende von Großstadtfamilien, die alljährlich ihre Sproßlinge hinausenden oder vielmehr loslassen in die deutsche Landschaft, erspriesslich eingewirkt werden, daß sie mehr denn bisher Natur- und Menschenliebe in die Herzen der Kinder von früh auf hineinpflanzen und späterhin deren Tun und Treiben da draußen sorgsamer ins Auge fassen? Ein Allheilmittel wird da nicht zu finden sein, dies auch nur annähernd zu erreichen; aber möglichst vielseitig und alljährlich die Allgemeinheit auf diese wichtige Erziehungsaufgabe aufmerksam machen, das könnte doch allmählich einige Früchte zeitigen. Zeitungen und Familienblätter bringen häufig, vornehmlich in ihren Sonntagsausgaben, recht tief empfundene Stimmungsbilder über Natur und Heimat, über Wandereindrücke und Ausflüge. Wenn hier mit einigen Strichen, insbesondere bei beobachteten Mißständen, immer wieder auf den Wert der häuslichen Einwirkung nach dieser Richtung hin hingewiesen würde, vor beginnender Wanderzeit auch schon in eigens dazu verfaßten Beiträgen, das wäre schon ein Gewinn. Elternabende, die vielerorts von Schulverbänden veranstaltet werden, fänden hier ein dankbares Feld zur erspriesslichen Einwirkung, und in den Versammlungen von Vereinen aller Richtungen und Gattungen könnten Vorträge und Hinweise dieser Art zur rechten Zeit einsehen. Auch kirchlicher Einfluß auf die Elternkreise würde sehr förderlich sein. Wenn der Geistliche von der Kanzel oder in Vereinen zur Wanderzeit dringend mahnt zur vorherigen Erfüllung der Sonntagspflicht, oder wenn er spricht von der Allmacht und Weisheit Gottes in der wunderbaren Gottes Schöpfung, wie fruchtbringend wirkte dann die Mahnung auf die Elternherzen, wenn hierbei der gezeichneten Erziehungspflichten gedacht würde. Freilich wären damit nur die Familien zu erreichen, und das ist in der Großstadt besonders bemerkenswert, die ihren religiösen Pflichten getreulich nachkommen.

Daß auch der Schulunterricht und die Schulerziehung in unserer Frage von höchst bedeutungsvollem Einfluß ist, steht außer Zweifel. Die Schule aber und vornehmlich die Volksschule für alle Schädigungen und Auswüchse alleinig verantwortlich zu machen, wie es heutzutage mit Vorliebe geschieht, das ist höchst ungerecht. Mit mir werden alle Erzieher in der Erfahrung übereinstimmen, daß es außerordentlich schwierig ist, da hinreichend Wandel zu schaffen, wo das Elternhaus völlig versagt. Und doch liegt hinwiederum hierin der größte Ansporn für den Lehrer, sein Bestes zu tun, um aufzurichten, was geknickt erscheint. Der Unterricht in Natur- und Heimatkunde ist gottlob in neue Bahnen gelenkt worden, die das Selbstbeobachten, Selbsterleben, das Ineinandergreifen und den Werdegang in der Umwelt des Kindes hervorkehren. Es ist hier nicht der Raum, um über die Vorteile der sogenannten biologischen Lehrweise auf diesem Unterrichtsgebiete näheren Aufschluß zu geben; wie diese Methode aber geeignet ist, Natur- und Heimatliebe zu wecken, das ist schon in diesem allgemeinen Hinweis ersichtlich. Nicht das tote Eingliedern der Naturgegenstände in bestimmte Klassen und Ordnungen, das Zerlegen eines Einzelwesens, einer Blattform oder einer Einzelblüte in Staubgefäße und Stempel usw. erzeugt Natur Sinn und inniges Erfassen und Verständnis, als vielmehr die lebensvolle Darstellung im Rahmen der Zweckdienlichkeit, der Beziehung zur Umwelt und zum Menschen. Auch den Kindern großstädtischer Schulgemeinden kann Ersatz geschaffen werden für die an sich fehlende natürliche Umrahmung der lebendigen Schöpfung. Hier möchte ich in Kürze streifen, was die städtische Schulverwaltung in Bonn getan, um der Jugend ein liebevolleres Erfassen und Verständnis für Natur und Heimat zu ermöglichen. Da draußen im nördlichen Weichbilde des Stadtbezirks, auf den Grundstücken der alten Römersiedlung, ist ein viele Morgen umfassender Schulgarten angelegt, der Stadtgärtnerei angegliedert und von ihr bearbeitet, aber unter Leitung eines erfahrenen, natur sinnigen Schulrektors stehend, nach dessen Anweisung die verschiedenartigsten Nutz-, Zier- und Wildpflanzen auf ihren natürlichen Standorten, sogar in Fels- und Sumpfbildungen, herangezogen werden. Hier entnehmen die Schulkinder allwöchentlich die im Lehrplan vorgesehenen Pflanzen, und was noch bedeutsamer erscheint, nach diesem Eldorado für das empfängliche Kindergemüt können die einzelnen Klassen hinwandern und ihre Naturkenntnisse vertiefen, hier ist der Leiter des Gartens auch in der Freizeit an bestimmten Stunden für freiwillig sich meldende Schüler anwesend. Zu Beginn der Unterrichtswoche werden jeder Schule von derselben Stelle aus im Auftrage des Stadtschulinspektors gedruckte Anweisungen gegeben, was in der Woche der Zeit gemäß besonders beobachtet werden kann, was für das biologische Erfassen und Vertiefen von besonderem Werte ist. Jetzt in der Kriegszeit wird auch hingewiesen auf Wildgemüse, Pilzverwertung und Selbstbeteiligung der Schüler an Gartenarbeit, Aufzucht von Nutzpflanzen in kleinen Hausgärtchen oder in Töpfen oder Holzkästen. Vor Pfingsten erhalten die oberen Klassen gegen Zahlung von 20 Pfg. zwei kleine Topfblumen, die sie in sorgsame Selbstpflege nehmen, um sie dann zur Preisverteilung für gute Aufzucht Ende September an der Münsterschule vorzuzeigen. Größter Spielraum ist den einzelnen Klassen gewährt, um die

erd- und naturkundlichen Unterrichtsstunden auf Spaziergängen und Ausflügen in der Umgegend noch lebensvoller zu gestalten, und wenn die großen Ferien herannahen, dann wandert Jung-Bonn, soweit es nicht zum Landaufenthalt da draußen weilt, allmorgens unter Lehreraufsicht zu den Ferienspielen auf dem Venusberg. Wohl ist hier der kindlichen Freude an Spiel und Natur aller pedantische Zwang genommen, aber schon vor den Ferien wird in allen Klassen nachdrücklich eingeschärft, wie häßlich jede Unordnung, jede Naturverschandelung durch Papiere und Scherben, durch Abpflücken und Zertreten, wie sündhaft Obstdiebstahl und jede Verletzung und Lieblosigkeit gegen die Mitspieler

höheres Gut, das sie ihr mit auf den Lebensweg geben könnte, als wenn sie Auge und Ohr, Herz und Gemüt für die umgebende Natur weckt und die jungen Seelen mit der Ehrfurcht und Achtung erfüllt, die der Mensch den hohen und heiligen Werten der Schöpfung schuldig ist.

Auf die Schulpflicht folgt das sog. gefährliche Alter der heranreifenden Jugend, wo Elternhaus und Schule die Früchte beobachten können, die ihre gediegene oder verkehrte Erziehung geschaffen. Jetzt kommen die Tage, wo der Junge, das Mädchen sich langsam loslöst vom Elternhaus, freier und selbständiger wird und auch zu gerne hinauseilt nur mit Altersgenossen. Das sind die Jahre, in denen die beklagten Wanderauswüchse sich



Auf dem Hohen Venn.

ist. Wohl haben wir durch alle diese vorbildlichen Maßnahmen keineswegs alle Ausschreitungen gebannt und stets noch zu rechnen mit Uebermut und Roheit, aber immerhin sind Auswüchse schlimmster Art höchst selten, und über rohe Wanderslegel aus Bonn sind mir nur sehr geringfügige Klagen zugegangen. Das mag ja auch in andern Ursachen, vielleicht sozialer Art, zu suchen sein, was ich hier nicht näher erörtern will. Wenn nun noch zu solch löblichen Maßnahmen auch im gesamten Erziehungswerk der Schule und in andern Unterrichtsfächern, wie Religion, Geschichte, Gesang, Zeichnen, Lektüre, die so leicht und ungezwungen dankbare Anknüpfungspunkte ergeben, der besprochenen Ziele gedacht wird, so kann und wird auch die Schule ihren wirksamen Anteil haben am Natur- und Heimatschutz. Es gibt ja außer der Gottes- und Menschenliebe nichts Edleres, wofür die Schule die Jugend begeistern, kein

besonders bemerkbar machen und fortzuwuchern drohen zur allgemeinen Plage. Wohl wird die junge Welt aus naturförmigem Elternheim und mit wohlgepflegter Schulerziehung jetzt auch ihrer guten Kinderstube nicht untreu werden und mit echter und rechter Wanderlust die Freiheit in der herrlichen Gotteschöpfung genießen, aber immerhin vermögen rauhe, weniger empfängliche Wandergenossen gar bald ihren ungünstigen Einfluß auszuüben. Da darf es dem Vater, der Mutter durchaus nicht gleichgültig sein, wer mitwandert, wo Einkehr gehalten, wie der Wandergroschen verwandt worden ist, welche Lieder gesungen wurden, wann und wie die Heimkehr erfolgte. Freie und lustige Kleidung sei der Jugend vergönnt, nicht im engverschürzten Loden braucht der Junge, das Mädchen zur Sommerzeit auszuziehen, aber in anständiger Tracht ohne narrenhaften Aufputz sollen sie das Elternhaus verlassen. Christliche

Eltern werden auch stets darauf drängen, daß nie der sonntägliche Ausflug beginne, ohne erst die religiöse Verpflichtung erfüllt zu haben. Wertvolle Unterstützung findet das Elternhaus für diese gefährvolle Zeit in der Jugendpflege, die besonders im Laufe der Kriegsjahre in Erscheinung trat. Wir möchten mit diesem Worte alle jene erzieherischen Kräfte zusammenfassen, die sich jetzt der der Volksschule entwachsenen Jugend so opferfreudig annehmen. Ob es sich um die Leitung von Jünglings- und Jungfrauenvereinen, um die Pfadfinder- und Wandervogelbewegung handelt, ob in erster Linie eine kirchliche oder staatliche Einwirkung, eine mehr wissenschaftliche oder mehr praktische Weiterbildung ins Auge gefaßt wird, ob Turnen, Sport, Gesang oder Musik, ob militärische oder allgemeine gesundheitliche Ziele im Vordergrund stehen, in dem einen Brennpunkt vereinigen sich doch alle diese Veranstaltungen: sie wollen Liebe und Begeisterung für die deutsche Heimat und Fühlung mit der Natur in den empfänglichen Seelen wecken und pflegen. Wie könnte solch innere Teilnahme an dem Leben der Natur besser weiter gepflegt werden in diesem Jugendalter, als daß die Führer solcher Vereine mit der Jugend hinauswandern in Feld und Flur, an Fluß und See, in Wald und Heide! Da gewinnen die jungen Leute, besonders nach vorhergehendem freundlichen Mahnwort, erneut Achtung vor dem einzelnen Leben, und wenn es eine Blindschleiche wäre am Wege, ein Falter über der Wiese, ein Blümchen am Bache. Und aus dem Gefühl der Achtung reißt der Entschluß heran, jede gedankenlose Verletzung der Natur nicht nur selbst zu vermeiden, auch wenn man ohne Leitung wandert, sondern auch solchen Uebergriffen anderer entgegenzutreten, um auf diese Weise ein klein wenig die Dankeschuld abzutragen für die beseligende Freude, die der Umgang mit der Allmutter Natur in unendlich höherem und reicherm Maße gewährt, als irgend ein Menschenwert oder ein eitles Vergnügen. Wir ersehen, auch die Jugendpflege der neuesten Zeit kann durch verständige, ideale Handhabung in ihrer Leitung der rechten Wanderpflege ein höchst wertvoller Erziehungsfaktor werden.

Und nun noch einige Worte dem Wandersmann reiferen Alters zum Geleite. Hier erübrigt sich wohl, von Uebergriffen, Ausgelassenheit und Auswüchsen zu reden, obgleich immerhin auch bei Erwachsenen eine Verschandelung der Natur oder irgend ein Wanderunfug nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch mit den Jahren die Reize der Natur weit tiefer empfindet und der Erholung in Gottes freier Schöpfung durch den erschwerten Lebenskampf weit mehr wie früher bedürftig ist. Die Natur erhält ewig jung, sagt man wohl mit Recht. Der stete Wechsel vom Frühling zum Herbst, von der Blüte zur Reife gibt alljährlich auffrischende Abwechslung und erfüllt die Seele stets mit neuer Hoffnung, neuer Beseligung. Doppelt genutzreich gestalten sich unsere Ausflüge und Wanderwege, wenn wir sie vollführen mit erfahrenen Wanderfreunden, die nicht bloß des Weges kundig sind und uns lohnende Führung sichern, sondern die uns durch tieferes Eindringen in die Geheimnisse der Schöpfung, in den Werdegang der Erdenbildung, in die Geschichte und Kunst der beobachteten Umgebung belehrend zur Seite gehen oder die durch ein besonders ausgeprägtes Naturempfinden imstande sind, schlummernde Regungen in unserm

eigenen Gemüt zu gleicher Naturfreude emporzuheben. Die letzten Jahrzehnte haben, wie wir eingangs erwähnten, die alte germanische Wanderfreude wieder aufleben lassen in unserer herrlichen deutschen Landschaft und vielerorts Gebirgs- und Wandervereine zu schönster Blüte entfalten sehen, die jedem Wanderfreunde solchen Anschluß an naturförmige Mitmenschen ermöglicht. Mit geringen Kosten wird hier edle Wanderfreude gepflegt, und wer sich durch landläufige Schlagworte wie „Herdenwandern“ oder „Kilometerfresser“ abschrecken läßt vor solcher Mitgliedschaft, der kennt nicht das Wesen und den ernstesten, veredelnden Einfluß in solcher Gemeinschaft, die jedem Bedürfnis entgegenkommt und innerhalb der Vereinigung jeden erwünschten Anschluß freistellt.

Wanderer, sei auch ein Menschenfreund! Nur in kurzem Schlusse wollen wir uns dieser Pflicht noch erinnern; denn wer für die Natur ein empfindsames Gemüt bezeugt, wird auch den Mitmenschen, denen er da draußen näher tritt, teilnehmendes Wohlwollen entgegenbringen. Wie befriedigend wird nicht der echte Naturgenuß ergänzt und belebt, wenn man in fremder Landschaft Fühlung sucht mit dem Leben und der Beschäftigung der Bewohner, mit deren Geschichten und Sagen, Freuden und Leiden, deren Mundart und Volksitten! Häufig haben mir biedere Landleute der Eifel geklagt, wie ein großer Teil der städtischen Wanderer stolz des Weges käme, keinen Gruß für sie fände, ja nicht einmal den Gruß aus Kindermund erwiderte. Noch abstoßender wirkt es auf den schlichten, aber feinfühlenden Landmann, wenn der wohl gewährte Gegengruß mit Fragen ergänzt wird, aus denen er den Unterton des müßigen Spottes und der himmelhohen, städtischen Ueberlegenheit herausmerkt, die den Bauersmann ähnlich bewertet, wie das Burgfräulein den pflügenden Bauer in Chamisso's Dichtung „Riesenspielzeug“. Da muß denn so ein ehrsammer Ackersmann, der in mühevолlem Schaffen der Ackerfrume den Erntesegen abringt, von vorüberziehenden Stadtleuten manchmal die abgedroschenen faulsten Witze und die ungereimtesten Fragen über sich ergehen lassen, von unziemlichen Bemerkungen den Landmädchen gegenüber gar nicht zu reden. Solches Gebahren verbittert die Einheimischen, verleidet ihnen die Vorteile des wachsenden Fremdenstromes und reizt sie zur Abwehr, woraus sich dann gar leicht eine unfreundliche Gesinnung auch gegen den wohlgesinnten Wanderer in vielbesuchten Gegenden herausbildet. Tüchtige Wegeobmänner in den Gebirgsvereinen haben das Herz der Wanderlandschaften erschlossen und durchquert mit trefflichen Wegen und Wegezeichen; vergessen wir Wanderer nicht, uns mit freundlichem Takt und offener, wohlmeinender Gesinnung den Weg zu den lebendigen Menschenherzen der Fremde zu erschließen.

So laßet uns denn, junge und ältere Wanderfreunde, fortan mehr denn bisher unsere herrlichen deutschen Wanderwege beleben und verschönern durch vertiefsten Naturgenuß und edles Menschentum und auch nach Kräften dazu beitragen, daß das so prächtig aufblühende Wanderwesen mit beitrage zur allseitigen Gesundung unsers deutschen Volkslebens. Gebe es Gott, daß auch unsere wackren Streiter an der Kampfesfront, die uns die gesegnete deutsche Landschaft so heldenhaft vor der schlimmsten Naturverschandelung durch rohe Feindeshorden bewahrt haben, bald, gar bald zu uns

zurückkehren und wieder mit uns vereint den Wanderstab ergreifen können. Dann, erst dann ist unsere Wanderlust so recht ohne sorgenden Druck, und unge-trübt mögen alsdann auf den Wanderhöhen die Dichterworte aus alten, ruhigen Zeiten in uns ausleben:

O wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Auf zum Eifelwald!

Von Kammerherr Dr. Barthels.

Hinaus, hinaus wo der Specht laut pocht,
Der Häher über den Tannen schreit,
Mit seinem Schatten der Forst dich lockt
In die dunkle Waldeinsamkeit!

Laß Tinte und Feder und Hest und Papier,
Leg' alle Arbeit sacht zur Seit',
Viel tiefere Weisheit predigt dir
Die grünende Waldeinsamkeit.

Dort lauschst du dem Bach, der flüsternd quillt,
Dort ist dein Ohr dem Wunder geweiht,
Das im Knospen und Treiben dir rings enthüllt
Die sprossende Waldeinsamkeit

Hier, wo dich frischlebendes Hoffen umgibt,
Wie wird dir der Sinn so frei und so weit!
Was wolltest du auch, die Stirne umtrübt,
In der lachenden Waldeinsamkeit!?

Aus Müntereifels schwerster Zeit.

Von Martin Ruff in Euskirchen.

Es war im Jahre des Heils 1451. Jahr des Unheils hätte man es besser geheißen; denn durch die rheinischen Lande zog ein Würgengel der Menschheit, zog die Pest. Zwar waren dazumal die Weisen wilder Geißler längst verhallt, die anno 1349 die deutschen Gaue erfüllen:

„Nun hebet auf eure Hände,

Daß Gott dies große Sterben wende —“

aber die Ruhe des Todes wirkte vielleicht ebenso stark auf die Gemüter, als der Schrei um Hilfe und die Klagen der Geißelbrüder.

Auch nach Münster in der Eifel war diesmal das große Sterben gekommen*. Auf leisen Sohlen schlich der Engel des Verderbens einher und begleitete einen Bruder der Willenweberzunft, der, sein Wanderjahr auf dem Rücken, frohgemut dem Zunft Hause zuellte. „Gernach, du bist noch nicht Meister, Bruder Johann!“ Chrysantus, der knorrige, alte Torwächter, sperrte vor Verwunderung den Mund weit auf, schöpfte tief Atem und sank plötzlich unter furchtbaren Krämpfen tot zu Boden**. Der erschrockene Wanderbursh wandte seine Schritte zum Stift, beachtete dem Pförtner das Ende des Torwächters und bat um den Bruder Heilkundigen. Dieser kam herbei, weiß wie die gekälte Wand seiner Zelle; schauernd flüsterte er noch: „Pest“. Da wand er sich auch in Qualen auf dem Boden des Saales.

* Nach Kaffey (Geschichte der Stadt Müntereifel) wird bei v. Mering der geschichtliche Kern der folgenden Erzählung in das hier angegebene Jahr gewiesen. v. Bärtsch gibt dafür das Jahr 1680 an.

** Die Beulenpest, die sich in gelben oder schwarzen Flecken kennlich machte, führte meistens den Tod innerhalb dreier Tage herbei.

Damit noch nicht genug, setzte sich der schwarze Tod dem Willenweber in den Nacken, umklammerte den Mönch Tilmann***, den belesensten der Brüder. Wie ein Feuer im Winde griff die unheilvolle Kunde um sich. Vier beherzte Gefellen der Willenweberzunft wollten an ihrem Bruder tun, was Christen- und Zunftpflicht war. Sie erbaten die Leiche, aber noch ehe sie auf ihren Schultern ruhte, sanken zwei der Genossen hin. Die anderen verließen ohne Hut und Stab die furchtbare Stadt. In der Stiftskirche ward ein Bittgottesdienst abgehalten. Während der letzten Gebete sank der zelebrierende Kanoniker zu Füßen des Patronenaltars nieder. Die entsetzte Menge stob auseinander und ließ den Armen in den letzten Zukungen liegen. Von nun an hielt der Tod noch reichere Ernte; täglich, sündlich forderte er seine Opfer. Wie verwelkte Pflanzen vor einem Sturmwind fielen sie dahin. Ohne kirchliche Einsegnung nahm sie der Kirchhof, ja bald der Garten des Hauses auf. Man verschloß die Türen, verhängte die Fenster und flüchtete auf den höchsten Speicher; der Pesthauch drang ein. Man verbrachte seine Tage unter den Warenballen und Fässern der Keller; das Gespenst des schwarzen Todes stieg nach. Man suchte beim Vieh in den Ställen Zuflucht und erwartete Gottes Gerechtigkeit bei unschuldigen Tieren; die Seuche ergriff Menschen und Tiere. Nächtllich verließen viele Bürger der Stadt ihre Wohnungen, um in den nächsten Dörfern Unterkunft und Nahrung zu suchen. Die Schlupfwinkel der Unreinlichkeit wurden in Kürze zu größeren der Pest. Bald flüchtete man in den dichten Münsterwald. Um die Stadt nicht ganz von Menschen entblößen zu lassen, befohl der Rat, alle Tore außer dem Orheimer geschlossen zu halten. Diese milde Maßregel ließ dem größten Teile der Ratsmitglieder selber den Weg zur Flucht. Mit Nacht und Nebel verließen viele die unwirtliche Stadt der Toten.

Der Amtmann jedoch blieb, und es blieb sein treuer Amtschreiber. Der Herzog von Jülich wußte, was er tat, als er seinen treuen Diener Claes von Mirbach zum Ratsältesten seiner vielgeliebten Stadt und zweiten Residenz machte. Wenn auch die Bitten und Ratschläge, von der Flucht aus dem Stadtgebiete abzulassen, in den Wind verwehten, die Worte und das eigene Beispiel des Amtmannes bewog doch manchen Bürger zur Rückkehr. Sein Einfluß erstreckte sich besonders auf die Meister der Willenweber und Gerber. Mit manchem verbanden ihn Bande des Blutes. Er blieb auch, als seine geliebte Frau ein Opfer der Seuche wurde und blieb, als seine Schwester mit Hinweis auf Elisabeth, sein einziges Kind, zur Flucht ermahnte. Elisabeth stand dem hochgesinnten Vater nicht nach und obwohl viel umworben, stand bei ihr fest, daß der ihr Prinz würde, der die Stadt aus dem Schlafe des Todes zu erwecken vermöge. Die Söhne der Meister nun sanken hin, einer nach dem anderen; keine Arbeit, keine Tat vermochte, dem furchtbaren Tode Einhalt zu gebieten. Elisabeth von Mirbach jedoch troßte nach ihrer Mutter Hinfcheiden dem tödlichen Pesthauch. Warnte sie der Amtschreiber: „Jungfräulein, bleibt hier, bleibt heute wenigstens weg aus der Rettungsgasse, bei dem St. Johanneswächter, hört ich, ist es heute.“ oder „Elisabeth, geht nicht mehr durch die Fibergasse, da ist es am schlimmsten.“ oder „Jungfer, bleibt doch den Toten fern; denkt an Gottes Wort: laßt die Toten ruhen.“ die Jungfrau zeigte ein Lächeln, das zu der Blässe des Gesichtes im Gegensatz stand und es wunderbar verschönte. Wenn sie dann leichten Fußes die schwere Treppe hinunterstieg und ihre hohe Gestalt unter dem Torbogen des Rathauses verschwand, vergaß der treue, hagere Schreiber nie, ihr ein kurzes Gebet nachzusenden und ihrem Vater ein gutes Wort über sie zu sagen. Der Amtmann preßte die Lippen zusammen, wenn ihr tapferer Schritt von den hohen Giebeln der schmalen Fibergasse widerhallte und an das Gitterfenster seines Zimmers schlug. Zwar auch ihr selber wurde es unheimlich, wenn sie gar niemandem begegnete; denn nur selten wagte sich ein mutiger Bürger aus seinen vier Wänden; ein uralt Weiblein jedoch, das seine Rechnung mit Gevatter Tod abgeschlossen zu haben schien, begegnete ihr öfter. Es tat ihr wohl, wenn die Alte in vertraulichem Tone zu ihr sprach: „Jungfer Amtmann, mich mag der Tod nicht,

*** Der Gelehrte und Schriftsteller Tilmann Pluntsch wird 1448 als Kanonikus der Stiftskirche zu Müntereifel erwähnt.

weil ich ihm zu alt und häßlich bin und weil ich sterben will, Euch verschont er, weil Ihr zu jung und schön seid und leben wollt. Wenn Ihr Hochzeit macht, ist die Jungfer Agath auch dabei.“

Ein furchtbares Jahr war vorbeigegangen. Alles Leben in der Stadt schien erloschen. Ein ewig grauer Himmel hing über dem Efstal. In ihrem Bett zog die Erst kraft- und farblos dahin. Auf den Straßen wucherte Gras und Gestrüpp. Pflügen überriechenden Wassers standen überall, Abfälle und Schmutz häuften sich auf der Straße. Die Bürger wagten sich noch weniger als je zuvor aus ihren Winkeln; kein Tagwächter hielt vom Turme des Schlosses seinen Lüg ins Land; keine Mauerwacht zeigte sich auf den von Bogen getragenen Gängen in der Stadtmauer; kein Horn- und Wächterruf kündigte mehr die Stunden der Nacht an. Die Webstühle ruhten; der Takt der Gerberknüppel schwieg, nirgends Leben, nirgendwo erlösende Tätigkeit. Dazu trat jetzt das grinsende Gespenst des Hungers, die bleiche Schwester des schwarzen Todes. Münster-eifel war eine Stadt der Toten geworden.

Auf der Höhe des Roderter Berges stand ein Bursch. Ein enges, grünes Wams umschloß die kräftige Brust. Die Spange, die es zusammen hielt, bildete ein Wappen und ließ erkennen, daß der Jäger des Arembergers war. Der junge Mann blickte verweilend auf die Stadt im Tale. Auf den Schaft seines Speeres gestützt, der ihm als Wanderstab diente, schöpfte er Atem; dann eilte er festen Schrittes von der Höhe talwärts der Stadt zu und näherte sich bald dem Torturm St. Johannes. Er wunderte sich, ihn verschlossen zu finden und stieß mit der ganzen Kraft des Armes den Eisenschloß gegen das eisenschlagene Eisentor. Kein Laut von innen und aus dem Turme regte sich. „He, Mann Gottes, schläft ihr noch? macht auf! Wollt ihr einem Aremberger nicht öffnen? Ich werds dem Rat vermelden, welche Schlafmühe er auf den Turm gesetzt hat.“ Stille nach wie vor. Weil sich niemand rührte, wäre der Bursch versucht gewesen, die Stadtmauer an einer dastehenden krummen Fichte zu erklimmen, aber er fürchtete, die Stadtrechte zu verletzen. Nach weiterem, vergeblichem Warten wandte er seine Schritte dem Stadtgraben zu. Mit der Sorglosigkeit seiner Zeit und der Jugend, die viel Zeit und wenig Geld besaß, trällerte er eine Weise vom Jäger und Feinsliebchen:

„Ich wollt ein Rehlein stechen,
Fand ein Jungfräulein schön — —“

Unter dessen war er am Orchemer Tore angekommen. Er fand es offen und ohne Pförtner. „Sonderbar“ dachte er, „hinten war geschlossen und keine Menschenseele aufzutreiben; hier ist offen und das Tor unbewacht. Das Tuch der Münsterischen ist stark, aber ihr Verstand scheint schwach. Auch sagt man, ihr Leder sei hart; kein Wunder, wenn sie solch schwerhörige Felle besitzen. — He, Mann, schläft ihr auch noch wie euer Kamerad an St. Johann? Oder habt ihr zu viel getrunken diese Nacht? Ich habe von St. Peter in Walporzern einen Trunk bei mir, wenn der nicht weckt...“ Der Jäger erschauerte plötzlich unterm Torbogen vor seiner eigenen Stimme. Kein Schlag, kein Wort, kein Mensch in und außer der Stadt. Das war doch nicht die heimliche Stadt Münster! Sein Blick irrte rechts und links an den Häusern vorbei. Lange, schmale Häuser, züchtigen Jungfrauen gleich mit den Hauben ihrer spitzen Giebel. Hohe, breite Giebel, trotz wie Ritter festen Fußes dastehend mit glatter Stirnseite, Wohnungen behäbiger Kaufleute und stolzer Patrizier. Dazwischen klein, gedrückt, eins am andern klebend, die Häuser der kleinen Bürger, ein Geschöß über das andere gehängt, aus Balken und Lehm zusammengefügt. Der Regen hatte die weißen Gefache geblühen, blaß waren die Giebel wie die wenigen Menschen hinter ihnen. Selbst den Köpfen an den Ertern und vorspringenden Balken hatte der Wetterschlag die Farbe genommen.

Der Jüngling durchwanderte die breite Orchemerstraße, ohne einen Menschen zu sehen. An einem Häuschen stand die Schladertür offen. Heraus trat ein altes Weiblein: Jungfer Agath. Als sie den schlanken Burschen wahrte, verschwand sie eilig wieder hinter dieser. Dann aber, als hätte sie Zutrauen gefaßt, öffnete sie die Gadder sperrangelweit und winkte den Jäger zu sich:

„Junger Herr, wer seid Ihr und was sucht Ihr in Münster?“
„Der Aremberger ist mein Herr und gab mir Aufträge an den Rat dieser guten Stadt.“

„Wenn die Stadt Euren Herrn schuldet, geht gleich wieder zurück. Ihr seid wohl sehr kühn?“

„Ich fürchte mich selbst vor dem Schwarzen nicht; aber Ihr sprecht im Rätsel; was meint Ihr eigentlich, gute Frau?“

„Ich hoffe, daß Euer Herz so stark ist wie Euer Arm. Ihr fürchtet Euch nicht vor dem Schwarzen, dem Teufel. Hier ist ein Schwarzer, der schlimmer ist als der Geschwänzte mit dem Bockfuß...“

„Der schwarze Tod?“

„Wer sagte Euch das, Mann?“ freischte die Alte fast, „geht Eures Wegs; Ihr habt es erraten, hier ist die Pest! Geht!“

„Liebe Frau,“ erwiderte der Jäger, „reicht mir einen Trunk Wassers; der Walporzerner ist mir zu schwer.“

Da die Alte sich nicht rührte, schöpfte der Bursch kurzerhand aus einem nebenstehenden Kübel und leerte die Schale:

„Und wenn es Gift wäre. Wißt, einem rechten Jägersmann schadet nichts! Zudem, ich bin gefeit: ein Zauberkraut“ flüsterte er der Alten ins Ohr. „Doch sagt mir jetzt, wo ich Herrn Claes von Mirbach finde, Euren Amtmann?“

Die Alte trat durch die offene Tür und humpelte neben ihm der Fibergasse zu. Unterwegs erzählte sie von der Not der armen Stadt und was ihr fehle:

„Ich sage Euch, der Mann fehlt ihnen, der sie zur Arbeit bringt. Der Amtmann tut sein Bestes; aber das geht nicht an. Wißt Ihr, was von außen kommt, das zieht. — Seht, dort kommt des Amtmanns Töchterlein, ein gutes, tapferes Mädchen. Elisabeth mag Euch zu ihrem Vater führen. Junger Elisabeth, der Prinz, der Prinz“, sicherte sie vergnügt und humpelte heimwärts.

Der Jäger hatte in den Straßen keinen Menschen gesehen und war überrascht, in der menschenleeren Stadt allein einem fremden Mädchen gegenüberzustehen. Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht, als er sie jetzt anredete. Elisabeth von Mirbach mochte ähnliches empfinden; sie war benommen und ihr Herz schlug stärker, als sie plötzlich wieder junges Leben in der so verdödeten Stadt wahrte. Doch sie überwand sich und führte den Fremden unter fast heiterem Gespräche durch den mit Gestrüpp bewachsenen Torbogen.

„Herr, seht dort! Bis jetzt waren es nur scheue Rehe und manchmal ein froher Bruder Reineke“, sie wies mit der Hand den Markt hinunter: Ein Hirsch graste dort friedlich und ohne Scheu in dem üppig hervorschießenden Grün.

Da hielt das Weidmannsblut nicht länger. Mit einem „Mein Fräulein erlaubt“ pirschte er sich schnellen, leisen Schrittes an das edle Tier und jagte ihm seinen Speer in die Flanke. Der Hirsch sank in die Kniee, und der Jäger, noch freudig erregt von dem guten Fang, näherte sich unbesangen mit edler Kühnheit dem Jungfräulein: „Ein gutes Wort legt ein für mich bei Euren Vater. Wo so edles Wild auf dem Markt weidet, möcht ich Stadthändler sein,“ so scherzte er. „Der Stadtwald wird des hochschädlichen Viehes zu viel haben und dessentwegen könnte ich gar meinem guten Herrn den Dienst auftragen.“

„Ach, die Stadt ist tot!“ antwortete das Mädchen, ohne näher auf seine Worte einzugehen, „wo früher das Blößen der Schafe und Kinder erscholl, auf dem Marktplatz weidet das Wild. Wer, ach wer erweckt die Stadt zu neuem Leben?“ erwiderte sie traurig.

„Ich versuch's“ antwortete der Jäger, setzte sein Horn an die Lippen und „Halki, hallo!“ schmetterte es durch die Straßen; „Halko!“ widerhallte es von allen Seiten in der toten Stadt.

Der Schreiber stürzte aus Fenster; der Amtmann stieg schneller, als seine Würde ihm erlaubte, die Stufen der schweren Eichtertreppe hinunter und trat aus dem Türbogen:

„Mann, was macht Ihr, wer seid Ihr?“

Der Jäger zog ein versiegeltes Schreiben aus seinem Wams und nahm eine dienende Stellung, die man als Ergebenheit und Stolz auslegen konnte: „Euer Hochwohlgeboren bin ich des Herzogs von Aremberg Gnaden Leibjäger. Hellmuth Stahling heiße ich, und am Fuß der Burg Are bin ich groß ge-

worden, wo mein Vater des Herrn von Ire Weinfässer füllt.“ Claes von Mirbach hatte inzwischen von dem Schreiben des Herzogs Kenntnis genommen und faßte den kühnen Burtschen ins Auge.

Die kurzen Hornstöße waren in die entlegensten Winkel gedrungen und taten ihre Wirkung. Wo noch ein Herz auf dem Boden oder im Keller haufte, nahm er sich ein Herz und eilte aus alter Gewohnheit zum Rathause. Es fanden sich allmählich alle noch geliebten Bürger ein. Sie betrachteten den Fremdling und auch fast sich selbst mißtrauisch, faßten dann aber Zutrauen und sprachen sich aus. Meister aus der Zunft der Wollenweber, der Gerber und Schuster, Brüder und einige Lehrlinge waren da. Die Buben schleppten den Hirsch herbei, und Claes von Mirbach knüpfte mit wenigen, wohlgeählten Worten daran an, daß die schöne Stadt Münsterfels nun zu einer Freistadt der Waldtiere geworden sei. Kein Hammerschlag töne, kein Webstuhl rasselte, verödet lägen Markt und Gassen. Fast ausgestorben scheine die Stadt. Doch anderswo wäre es nicht besser. Münster müsse sich zuerst wieder erheben, sei es doch immer die erste Stadt weit und breit. —

„Auf, hochedle Herrn des Stifts, gute Bürger, Brudermeister und Zunftgenossen! — Mein Fuß ruhte auf dem Geweiß des Sechszehnders, edles Feuer leuchtete aus seinen Augen — zeigt Euch würdig unserer Vorfahren! Was die Pest verschonte, soll den Kampf wieder aufnehmen! Schwere Opfer hat der Herr gefordert und will nun noch Opfer von den Lebenden.“ „Hier“ — er zeigte das Schreiben des Herzogs von Aremberg und stellte den Jäger vor — „Dieser Mann, dessen Horn Euch herlockte, bringt uns neue Gerechtsame, die jedem Bürger zugute kommen sollen. Ich will einen Boten dem allergnädigsten Herrn, unserm Herzog, senden. Er muß seiner lieben Stadt aufhelfen! Auch die in den Wäldern haufen, müssen wieder zurück! Die Herrn des Stifts werden erlauben, daß die Kirchenglocken auch dem Rufe ihrer Vaterstadt dienen! Begraben sie sonst die Toten, heute sollen sie die Lebenden erwecken! Auf, Buben, zieht die Stränge, heute und jeden Tag! Die Kraft Eures Armes ruft sie zurück aus den Tiefen der Wälder. Gesellen, an die Tore! Zieht sie auf, öffnet sie andrängendem Leben! Begrabt die Toten, reinigt die Stadt! Habt Vorsicht, doch keine Furcht! Und Ihr, ehrenwerte, treue Meister, öffnet die Häuser, die Werkstätten! Arbeit sei Euer Ziel, wo Euch Ruhe zustünde! Laßt Wasser auf die Räder, damit Eure heimkehrenden Mitbürger es nicht allzuschwer finden!“ — Ein Windstoß setzte über den Markt und riß den grauen Wolkenschleier entzwei. Heller Sonnenschein lachte über dem Platz, als das Geläute aller Glocken einsetzte. Alles atmete auf wie von tiefem Schlafe erlöst. Der Bann war gebrochen, den der schwarze Tod über die Stadt gelegt hatte.

Elsbeth von Mirbach lehnte an der Schulter ihres Vaters. Ihr Blick blieb öfter als gewollt an der kräftigen Gestalt Stahlings, des Jägers, hängen. Deutlicher als gewollt mußte sie der Worte der alten Aagth gedenken und der alten Mär von Dornröschen.

Die Bürger der Stadt machten ganze Arbeit. Gar bald gewann sie ihr früheres Aussehen. Täglich fanden sich Leute ein, die bis jetzt in der Wildnis der Wälder gelebt hatten. Mehr und mehr redete das Klingeln der Hämmer, die Musik des Webstuhls, der Takt der Gerberknüppel von der Auferstehung der Stadt. Die Mühlen gingen Tag und Nacht, und die blaurote Farbe des Erftwassers trug die Kunde in die Welt hinaus, daß in Münsterfels wieder schönes Tuch gewirkt wurde. So konnte Stahling seinem Herzog berichten, als er nach zwei tat- und freudenreichen Monden zu ihm zurückkehrte, daß der unselige Dornröschenschlaf der Stadt ausgeislaten, daß der fünfstrahlende Stern wieder zu leuchten beginne, der bergische Löwe über ihm mit mächtiger Brust wieder emportauche und sein Laßen einzuschlagen im Begriffe sei.

„Bringt gute Zeitung vom Herzoge mit, Herr Stahling!“ sagte Elsbeth von Mirbach bei seiner Abreise.

Wer vermöchte die Freude zweier Menschenherzen zu schildern, als nach kurzer Frist Stahling mit guter Nachricht von seinem Herrn seine Dienste als Stadthäger antrat?

Auf dem Rathausaale in Münsterfels hängt ein schmuckloser Kronleuchter in Form eines Herzens: das Geweiß des Sechszehnders.

Aus der Schlacht bei Arras.

Von Bizefeldweibel Lehrer A. J., Ortsgruppe Kaiserseßch.

Um meinen deutschen Brüdern und Schwestern daheim eine kleine Vorstellung von den ungeheuren Kämpfen zu vermitteln, die sich bei Arras abspielten, um ihr Vertrauen in die deutsche Eisenmauer zu stärken und um sie zum Ertragen der kleinen Kriegsleiden aufzumuntern, seien diese Zeilen von einem Mitkämpfer niedergeschrieben. Es ist ein bekanntes, ruhmreiches rheinisches Reserve-Regiment, das in diesen Kämpfen seinem Lorbeerkranz ein neues Blatt beigelegt hat. Durch Sumpf und Wasser, durch stärkstes Trommelfeuer gingen wir im Sturm auf die Engländer los. Der Sturmangriff ging über freies Feld in Länge von über 2 Kilometer. Durch dieses rasende Feuer hindurchzukommen schien ein Unding, und doch ging es, sogar mit geringen Verlusten. An der Spitze meiner stürmenden Kameraden war mein Kompagnieführer, ein kleines Herrchen, der wie ein Wiesel von Trichter zu Trichter sprang, sodaß wir kaum folgen konnten. Mit Eleganz flog der Feind aus dem besetzten Dorfe A. hinaus. Eine Stellung war allerdings nicht vorhanden, und sich im Dorfe aufhalten, schien ratsam. So buddelten wir uns am jenseitigen Dorfrand einzelne Schützenlöcher in die Erde, um wenigstens etwas Deckung gegen das Artilleriefeuer zu haben. Diese Löcher wurden am folgenden Tage miteinander verbunden und weiter ausgebaut. So entstand eine Stellung, die weder überlegt noch vorgezeichnet war. Die feindlichen Flieger beehrten uns täglich von morgens bis abends mit ihrer Anwesenheit. Sie suchten unsere Stellung, fanden sie aber so leicht nicht. Die Engländer vermuteten uns in den Kellern des Ortes und richteten ein wütendes Feuer aus allen Kalibern auf die traurigen Trümmer des ehemals anmutigen Dörfchens. Es kamen Granaten von solcher Güte, daß man sie kurz vor dem Einschlag mit bloßem Auge sehen konnte. Zwar waren die Häuser schon früher übel zugerichtet worden, jetzt aber sank alles in Schutt und Asche. Mit unheimlichem Getöse stürzten die Dachstühle ein, alles unter sich begrabend. Nachdem Tommy uns in dieser Weise betrommelt hatte, glaubte er uns sturmreif zu haben und ging am 28. April früh morgens zum Angriff über. Im fahlen Dämmerlicht gedachte er uns zu überfallen. Aber Freund Michel war schon lange munter und empfing den Angreifer mit einem mörderischen Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Fünf Sturmwellen wälzten sich heran; die erste kam ungefähr 80 Meter vor unserm Graben, da war keiner mehr übrig. Die letzte Welle wurde auf der Deckung des eigenen Grabens von Maschinengewehren gefaßt und glatt umgemäht. Unsere Leute hatten bei diesem Kampfe eine unerschütterliche Ruhe. Jeder stand auf seinem Posten, nahm sich einen Gegner aufs Korn und schoß ihn nieder. Die helle Begeisterung bligte aus ihren Augen, und ich hörte nachher manchen sagen: „Ich wünschte, morgen kämen sie wieder!“ Die Verluste des Gegners waren ungeheuer. Wie der Heeresbericht von diesem Tage angibt, hatten die Engländer an diesem Tage über 1000 Tote. Am folgenden Morgen kam der Feind wieder. Es gelang ihm, an einer schwachbesetzten Stelle durchzukommen. Aber seine Freude war nur von kurzem Bestande. Wir holten die Burtschen zurück, aber mit Maschinengewehr und Handgranate. 2 Offiziere und 70 Mann wurden gefangen und 2 Maschinengewehre erbeutet. Hochinteressant waren die Fliegerkämpfe, die wir täglich beobachteten konnten. Hier verrichtete die Kampfstaffel Nichthofen eine saubere Arbeit. Mit welcher Selbstverständlichkeit dieser kühne Flieger seine Staffel auf jedes feindliche Geschwader losgehen läßt, mit welcher Eleganz und Sicherheit er jeden herunterholt, der ihm in die Krallen gerät, wird mir unvergänglich sein. Eine scharfe Kurve, ein blitzschneller Sturzflug, Knattern des Maschinengewehrs, und brennend stürzt das feindliche Flugzeug ab. Da können wir es schon verstehen, wenn England auf den Kopf Nichthofens einen Preis setzt. Ob jemand ihn verdienen will? Wir hoffen, daß der „Rote Teufel“, wie die Engländer unseren Nichthofen nennen (wegen seines rot gestrichenen Apparates), noch recht lange der Schrecken der feindlichen Flieger sein wird.

Nachdem wir sieben Tage und Nächte im vorbersten Graben ausgehalten hatten, kamen wir in Bereitschaft. Der Weg dort-

hin führte durch ein Gelände, welches der Feind mit Gas beschossen hatte. Ein ätzender Geruch, der die Schleimhäute angreift, verpestete die Gegend, und wir waren froh, aus dieser unangenehmen Gegend hinauszukommen. In der Bereitschaftsstellung wohnten wir in wahren Sommerlauben, was bei dem herrlichen Maiwetter gar nicht übel war. Aber auch hier hatten wir keine Ruhe. Am 3. Mai wurden wir morgens alarmiert und rückten nochmals nach vorne. Es hieß, der Engländer sei wieder durchgebrochen. Meine Kompanie wurde dem Kommandeur des gefährdeten Abschnitts zur Verfügung gestellt. Da ich kurz vorher zum Feldwebel befördert worden war, wurde mir gleich Gelegenheit gegeben, meine kriegerische Geschicklichkeit zu beweisen. Mit einer Kampfpatrouille von 24 Mann sollte ich die durchgebrochenen Feinde aufsuchen und unschädlich machen. Durch stärkstes Trommelfeuer ging die Abteilung vor. Aus der rechten Flanke wurden wir zu allem Ueberflus noch von einem englischen Maschinengewehr unter Feuer genommen. Wir achteten nicht darauf, sondern krochen auf allen Vieren vor. Nun war die große Frage: In welcher Gegend ungefähr haben wir überhaupt den Feind zu suchen? Suche einmal auf einem Gelände, welches einige Quadratkilometer groß und mit Granatsäckern von allen Größen besät ist, einen Gegner! Der Feind konnte uns alle der Reihe nach abschießen, ohne daß wir uns wehren konnten. Doch Freund Tommy war nicht so. Er war schneller als ich dachte entdeckt. In einem Graben sehe ich ungefähr 100—150 Mann (Schätzungsweise). „Donnerwetter“, denke ich, „mit deinen paar Leuten einer sechsfachen Uebermacht gegenüberzutreten, das ist doch ein gewagtes Stück.“ Ich schickte einen Meldner zu meinem Chef und erbat 2 Gruppen Verstärkung. Doch meine Leute, die vor Kampfesmut brannten, warteten die Verstärkung nicht ab. Nach einigen gutgezielten Schüssen in die verdunkelten Engländer wurde das Bajonett ausgepflanzt, und im Laufschrift stürmten meine Leute vor. Die Engländer warteten nicht, bis ihnen das Messer zwischen den Rippen saß, sondern schnallten ab und ergaben sich. Es waren mehrere Offiziere und über 200 Mann mit einem Maschinengewehr. Dem ganzen Schauspiel sah ein englischer Flieger, der ganz niedrig flog, zu. Dieser scheint seiner Artillerie Zeichen gegeben zu haben; denn ich geriet mit meinen Gefangenen in ein so wütendes Trommelfeuer, daß jeder sehen mußte, wie er sein Leben rettete. Ein Kolltreffer in den Gefangenentrupp kostete 4 Engländern das Leben. Das ist die Humanität dieser scheinheiligen Pharisäer, daß sie ihre eigenen Leute, weil sie gefangen wurden, vernichten wollten. Die Gefangenen waren durchweg stramme junge Buryschen. Sie sind äußerst kaltblütig, haben aber dafür keine Ahnung vom Kriegsdienst. Mit der heutigen englischen Infanterie fertig zu werden, ist uns eine Kleinigkeit, wenn nur die englische Artillerie uns nicht soviel zu schaffen machen würde. Einer von diesen jungen Leuten erzählte uns, er wäre drei Wochen Soldat und habe noch nicht scharf geschossen. Viele Gefangene waren betrunken, wenigstens hatten sie einen sitzen. Zur Aufstachelung ihres Mutes mußte der Alkohol herhalten. Ein so künstlich gezüchteter Mut kann es mit unserer kalten eisernen Entschlossenheit nicht aufnehmen. Ein anderer erzählte, ein Regiment Hochländer hätte sich geweigert, zum Sturm anzutreten und sei deshalb verlegt worden. Aus aufgefundenen Briefen bei den Toten erfuhren wir auch etwas über die Stimmung in England. Da schreibt die Frau eines schottischen Hochländers an ihren Mann: (er lag erschlagen und verschüttet in einem eingestürzten Keller.) „Hoffentlich brauchst du nicht die schöne Sommerzeit im Kriege zu sein. Wir wünschen alle, daß der Krieg bald zu Ende ist, so oder so, das ist uns ganz gleich.“ Dann klagt die Frau über die Ernährungsschwierigkeiten. Also, meine Lieben in der Heimat: Klagt nicht über die Einschränkungen, die Ihr Euch auferlegen müßt. Wir haben noch mehr auszuhalten als bloß Einschränkungen. Und doch stehen wir mit starkem Herzen und eiserner Faust auf der Wacht, daß die Heimat ruhig und unbesorgt sein kann. Mit Gottes Hilfe haben wir den Feind abgehalten. In der Zeit der Not haben wir zu ihm gebetet und gerufen, und er hat uns erhört. Ihm zu danken wollen wir nicht vergessen. Als wir abgelöst wurden, erleuchtete ein brennendes Dorf unsern Weg, und ein englischer

Flieger warf Bomben auf eine schwere Batterie. Im Morgengrauen erreichten wir unser Quartier, wo wir uns der wohlverdienten Ruhe hingaben.



Die Römervilla bei Blankenheim.

Von Provinzialschulrat Dr. Franz Cramer in Münster.

Als Konstantin Keenen (Bonn) um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Kunde von der Aufdeckung der großen Blankenheimer Villa veröffentlichte, da durfte man die Hoffnung hegen, recht bald Ausführliches über dieses wichtige Vermächtnis aus der großen Frühzeit unserer Kulturentwicklung zu hören. Die Hoffnung wurde getäuscht. Aber vielleicht war es gut so. Die Ausgrabungstechnik hat sich doch in den letzten zwei Jahrzehnten gewaltig vervollkommenet; die Forschungen am Tines, in Haltern usw. haben hier von Grund auf umgestaltend gewirkt. Jetzt haben wir für Blankenheim wenigstens eine Abschlagszahlung erhalten, freilich eine sehr wertvolle und mustergültige. Dr. Delmann beschreibt im Auftrage des Bonner Provinzialmuseums Lage und Bau des Herrschaftshauses (villa urbana). Die Arbeit, durch Grundrisse und Bilder erläutert, ist erschienen im 123. Heft der „Bonner Jahrbücher“ (Bonn 1916). Wir erwarten nun noch für die Zukunft die Beschreibung der zugehörigen Wirtschaftsgebäude und die Bearbeitung der wichtigen und zahlreichen Einzelsunde.

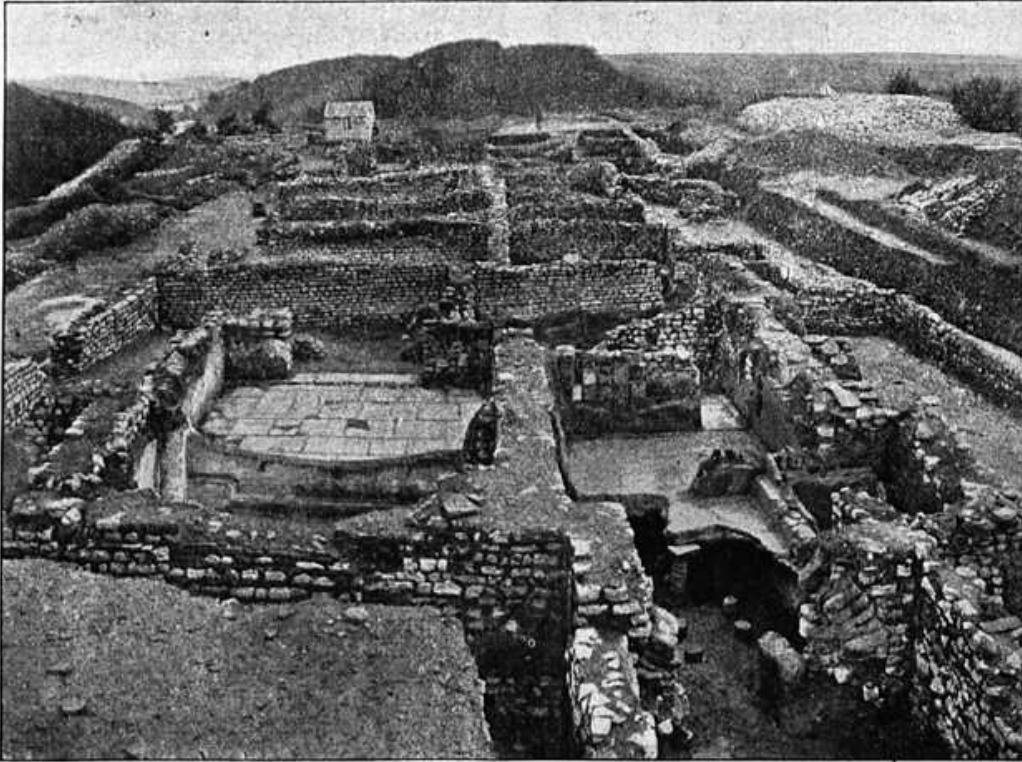
Die Villa, unweit einer Römerstraße aus der Eifel nach Bonn, und etwa 1 Kilometer nordwestlich vom heutigen Flecken Blankenheim, war ein gewaltiger, langgestreckter Gutshof von mindestens 245 Meter Länge und 120 Meter Breite; er liegt, wie es Römerwillen in unseren Länden mit Vorliebe tun, an einem Hange, der zur Sohle eines Bachtales geneigt ist. Etwa drei Jahrhunderte, vom 1. bis ins 4. Jahrhundert n. Chr., hat das Gebäude bestanden; naturgemäß hat es mehrfache Umbauten und Erneuerungen erfahren, die des Forschers Fleiß und Scharfsinn zu entwirren gewußt hat. Beim Hauptbau, dem Wohnhause, hat es vornehmlich drei Hauptbauperioden gegeben; die älteste ist durch Mauern von Kalksteinquaderen gekennzeichnet. Dieses älteste Gebäude, dem 1. Jahrhundert angehörend und im Mittelbau etwa 50 Meter lang, war von vorspringenden Flügeln eingefast und hatte, wie manche andere Villa dieser Art, in der Mitte einen großen quadratischen Raum; er maß 12 Meter Seitenlänge. Naturgemäß ist vieles von dieser ältesten Anlage zerstört. Nach einem Brande, in der Mitte des 2. Jahrhunderts, erhielt der Neubau eine von der früheren abweichende Gestalt; die Flügel wurden nicht wieder aufgerichtet, dafür aber erhielt das Gebäude eine neue Fier in Gestalt einer wohl nach Osten offenen Halle (57,30 Meter lang). Der Estrich ist hellrotbraun; der Mörtel trägt jetzt zum erstenmal die (für die spätere Römerzeit kennzeichnende) Beimengung von kräftigrotem Ziegelmehl. Ein Teil der Halle ist unterkellert. Die Wände des Kellers sind weiß verputzt und zeigen roten regelmäßigen Fugenstrich; vier schlichtartige Fenster gewährten Licht; sie verengen sich von innen nach außen. Der Keller scheint mit wagerechten Holzbalken überdeckt gewesen zu sein, da von Gewölbeanfängen keine Spur zu sehen ist; eine breite Rampe oder Treppe führte nach oben.

Bei einer etwas späteren Ausgestaltung dieses Neubaus wurde besonders die Badeanlage sorgfältig eingerichtet. Sie umfaßt ein halbkreisförmiges Kaltwasserbecken (Frigidarium) von $7\frac{1}{2}$ Quadratmeter, das zum Schwimmen geeignet war; ein Bleirohr führte das Wasser nach der Kloake. Daneben waren die geheizten Baderäume angeordnet, zunächst das Tepidarium und das Caldarium mit zwei Nischen für die Warmwasserwanne. Die Pfeilerchen der Hypokaustenanlage und deren Oberboden sind größtenteils erhalten. In der Nähe fehlt auch nicht der Abort, der recht gut erhalten ist; an der Westwand läuft ein Kanal entlang, in dessen Südwestecke das Ablaufrohr aus dem nebenan liegenden Kaltwasserbecken und eine Abflußöffnung aus einem andern Raum mündet, so daß eine wirksame

Wasserspülung ermöglicht wurde. Die Einrichtung ist ähnlich wie z. B. in Tingad (Africa), wo auch noch ein steinerner Ueberbau zum Sitzen über dem Kanal erhalten ist; in Blankenheim wird er in Holz zu ergänzen sein.

Vermutlich ins 3. Jahrhundert fällt der letzte bedeutendere Umbau, der wahrscheinlich durch einen gesteigerten Bedarf an geheizten Wohn- oder Schlafzimmern bedingt wurde. Naturgemäß ist dieser letzte Bau am deutlichsten erhalten. Außer

Was später noch an dem Gebäude geändert worden ist, bezeichnet keinen Fortschritt, eher den beginnenden Verfall der Villa. Anzeichen für eine gewaltige Zerstörung, etwa durch Brand bei feindlicher Verheerung, liegen nicht vor. Das Anwesen scheint vielmehr im 4. Jahrhundert, in nachkonstantinischer Zeit, verlassen worden zu sein. Die jüngsten der gefundenen Münzen sind solche des gallischen Gegenkaisers Magentius um 350 n. Chr. Die römische Herrschaft dauerte bekanntlich noch un-



Römische Villa bei Blankenheim. (Blick auf die Ruine von Norden.)

Bonner Jahrbücher Heft 123. Tafel 15.

durch Anbauten gewann man auch durch Zerlegung größerer Räume eine vermehrte Anzahl von Zimmern. So ist auch der Hauptsaal jetzt verkleinert: statt 12 mißt er nur mehr ungefähr 6—7 Meter im Geviert. Die Vorhalle erreichte dagegen jetzt die stattliche Länge von 62½ Meter; sie vermittelte allein den Verkehr zwischen den einzelnen Raumgruppen des ganzen Gebäudes; in ihrer Mitte führt eine breite Tür in den (eben bezeichneten) Hauptsaal des Hauses; er ist wie auch die Halle, mit einem ausgezeichneten Kalkstrich versehen.

gefähr ein Jahrhundert länger in diesen Gegenden; aber es waren doch sehr unruhige Zeiten, die um die Mitte des 4. Jahrhunderts auch in der Eifelgegend herrschten. Franken und Alemannen pochten immer stärker an die morschen Pforten des Imperiums. Das Herrenvolk vom Liber mußte endlich weichen, aber nicht, ohne in dem gesamten Lebens- und Schaffenkreise der Sieger ewige Spuren zu hinterlassen.

Roma capta cepit victorem.

Literarisches und Verwandtes

Quelle, D. Dr., *Belgien und die französischen Nachbargebiete*. Verlag von G. Westermann, Braunschweig. Preis geb. Mk. 3.—. Das noch immer ungelöste Problem Belgiens beansprucht Deutschlands größtes Interesse und ganz besonders für uns Rheinländer und Mitglieder des Eifelvereins ist das Schicksal unseres Nachbarreiches von der weitgehendsten Bedeutung. Man hört ja die verschiedensten, meist nicht durch Sachkenntnis bedingten Urteile über seinen Wert und die notwendige Gestaltung seiner Zukunft, doch ein einigermaßen klares Bild können nur wenige sich machen. Obiges Werk des verdienstvollen Gelehrten will dazu behilflich sein, es ist eine zuverlässige und vielseitig orientierende Landeskunde dieses von uns nach so schweren Opfern besetzten Gebiets, dessen Verständnis es uns in tatsächlich praktischer Art und Weise näherbrückt, weshalb es eine Sonderstel-

lung unter den Beschreibungen Belgiens einnimmt und allen warm zu empfehlen ist, denen daran liegt, die Frage „Belgien“ von tieferen, wohlbegründeten Gesichtspunkten aus zu beurteilen. Zahlreiche Abbildungen und Kartenentwürfe, sowie eine bunte Höhenschichtenkarte machen das Werk besonders instruktiv. — In demselben Verlag erschien ein Buch: D. Gerard, *K. u. L. Offiziere*. Preis geb. Mk. 3.—, das uns in liebenswürdigem Plauderton das Wesen, die Lebensgewohnheiten, den Gedankenkreis, aber auch die Taten unserer tapferen Verbündeten vor Augen führt. Wenn es auch nicht von diesem großen Kriege handelt, so beansprucht es dennoch aktuelles Interesse, zeigt es uns doch den österreichischen Offizier, der Seite an Seite mit unsern Helden sichts, in plastischen Kriegs- und Friedensbildern, die uns seine besonderen Eigenschaften schätzen, seinen frohen Lebensmut, ritterlichen Sinn und ersten, unentwegten Kampfes-eifer verstehen und würdigen lehren. Eigene Beobachtung und kameradschaftlicher Verkehr haben mich überzeugt, daß wir mit solchen Waffengefährten siegen müssen.

Dr. Barthels, Kammerherr.

„Das schönste deutsche Land“ nennt Hermann Löw, der treffliche Kenner und Schilderer der niederländischen Natur, einer der Edelsten, die ihre Treue zur Heimat durch den Tod bewährt haben, sein hannoversches Heimatland in einem Aufsatz, der dem 3. hier zu besprechenden „Heimatbuch“ des Brandstetter'schen Verlages Niederjachsen von Bernhard F l e m e s nachdruckvoll vorangestellt ist. Wenn wir Rheinländer auch kaum bereit sind, dieses Lob als vollberechtigt anzuerkennen, so beweisen uns doch die drei Hauptteile der F l e m e s'schen Sammlung, daß Natur, Geschichte und Volkstum den Niederjachsen zu dem besonderen Stolz und der tiefen Liebe berechtigen, womit er an seiner Heimat hängt.

Der erste Teil führt uns in die mannigfaltige Landschaft von den ostfriesischen Inseln und dem Wattenmoor, über Moor und Heide, durch Städte mit großer Vergangenheit und blühender Gogenwart auf die Höhen des schönsten deutschen Mittelgebirges, zum Harz.

Der zweite Teil redet „aus vergangenen Tagen“, von den ersten Begegnungen der Römer mit dem zähen Sachsenvolk und seiner endlichen Bezwingung durch Karl den Großen angefangen bis in die Tage des heutigen Weltkrieges, wo der alte Sächsegeist wieder wie in der Vorzeit sich herrlich bewährte, von dem der letzte Teil „von niederländischer Art“ eine große Zahl anmutiger und anschaulicher Bilder bietet.

Daß auch dieser Band aufs trefflichste ausgestattet und geschmückt ist, erscheint nach der Besprechung der anderen Bände selbstverständlich.

Bonn.

Schulrat Dr. Baedorf.

Schriften aus Deutschlands Heldenzeit.

Mit der Dauer und Ausdehnung des Weltkrieges wächst auch das Kriegswert, das im Verlag von Julius Hoffmann (Stuttgart) unter dem Namen „Der Völkerring“ (Herausgegeben von Dr. C. H. Baer) erscheint, zu einem bedeutenden Bibliothekwerk an. Der 11. Band ist schon erschienen. Wir haben bereits hervorgehoben, daß jeder Band (geb. 4,50 M.) als eine Einheit angelegt ist, so daß er ein selbständiges Buch bildet und als Wert für sich bestehen kann. Der neue, 11. Band, befaßt sich mit den Kriegsergebnissen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Italiens und der Türkei im 3. Kriegshalbjahr (August 1915 bis Februar 1916). Im einzelnen finden wir also besonders: Den italienischen Generalangriff im Oktober und November 1915, die Winterkämpfe am Isonzo, den Luft- und Seekrieg im Gebiet der Adria, sodann die Kämpfe an den Dardanellen und die Räumung der Gallipolihalbinsel, die Ereignisse in Ägypten, Persien, Marokko u. a. m. Die Art der Behandlung des Stoffes ist in früheren Berichten gekennzeichnet. Zunächst gedacht als eine Chronik der Ereignisse, führt der „Völkerring“ die schlichte, gute Grundlage weiter, und man übersehe nicht, daß er hiermit eine Arbeit leistet, nach der später mit beiden Händen gegriffen werden wird. Aber er geht weiter: er formt auf Grund emsiger und zuverlässiger Forschung den Stoff zu Zusammenhängen und belebt diese durch treffliche Einzelschilderungen. Diese Methode und ihre Durchführung haben sich bewährt. Gelehrte, Politiker, Mitglieder aller Berufsarten haben den „Völkerring“ mit anerkennenden Worten bedacht. Seine politischen und wirtschaftlichen Ueberblicke sowie Aufsätze über einschlägige Fachfragen machen ihn zu einem Aufklärungsmittel ersten Ranges. Jeder, dem es obliegt, Vorträge über Kriegsfragen zu halten, möge sich an diesen Berater wenden, er wird sie nicht im Stich lassen. — Mit besonderer Freude machen wir auf eine kleine Kriegsschrift unseres Vereinsmitgliedes Dr. Karl Engelhardt, Pfarrer in Cöln-Lindenthal, aufmerksam, die den Titel trägt: „Ist das ein guter Krieg, den wir führen?“ (Evang. Verlag, Heidelberg 1916, 0,30 M.). Sachlich und überzeugend wird hier in knappen, klaren Worten dargelegt, welche Wichtigkeit nicht nur für uns, sondern für ganz Europa der Sieg unserer Truppen bedeutet. Das Schriftchen verdient weite Verbreitung unter unsern feldgraen Kämpfern. Ihnen möge auch eine Sylvesterbetrachtung desselben Verfassers gesandt werden, die den Titel führt: „Die letzten Worte eines Sterbenden.“

Zu den meistgelesenen Schriftstellern des letzten Jahrzehnts gehört Walter Bloem mit seiner Romantrilogie „Das eiserne Jahr“ — „Volk wider Volk“ — „Die Schmiede der Zukunft“. Der Dichter, der durch sein Prosa-Epos Herz und Phantasie seiner Volksgenossen auf die furchtbar schwere Be-

lastungsprobe des Weltkrieges ahnungsvoll gestaltend vorbereitet hat, konnte den Krieg als Mittkämpfer in vorderster Linie erleben. In den kurzen Mußestunden, die der Dienst ihm ließ, hat er nun den ersten Abschnitt seiner persönlichen Kriegserlebnisse zu einer Folge von Schilderungen ausgearbeitet, denen er den Titel „Vormarsch“ gab. (Verlag Grethlein und Co., Leipzig, geb. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—). Er schildert den stürmischen Siegeszug der Armee von Klud durch Belgien und Frankreich, den ersten Zusammenstoß mit den Engländern in der blutigen Schlacht bei Mons, die Verfolgung bis in die Gegend von Paris, dann die Marne Schlacht, die Rückverlegung der Front an die Aisne und die verblissenen Kämpfe bei Soissons. Die unvergleichliche Schilderungskunst des Dichters erhebt die Darstellung hoch über den Rahmen eines Kriegstagebuches zu einem großgeschauten Bilde des Kriegsbeginns. Wie seine früheren Werke, in denen er das Aufeinanderprallen zweier großer Völker nur aus der Kraft seiner Phantasie gestaltet hat, wird nun auch die schlichte Wiedergabe eigenen kriegerischen Erlebens die Anteilnahme des deutschen Volkes finden. — Von Peter Dörfler zeigten wir unlängst den „Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ an. Je mehr man diesen Schriftsteller liest, desto mehr tritt seine Bedeutung als sprachgewandter und gemüthlicher Erzähler hervor. Ein zweites Gegenwartsbuch schenkte er uns mit seinem Novellenband „Erwachte Steine“ (Verlag Kösel, Kempten, geb. 3,00 M.). Mit dem Hauche seiner Dichterseele hat er Steinen den lang verschlossenen Mund geöffnet, daß sie erzählen von der schrecklichen Zeit, da die Hunnen das deutsche Land überschwemmten, von der Schwedenzeit, der Franzosenzeit und der fürchterlichen Sendlinger Schlacht. Die vier Bilder sind so erschütternd in ihrer schlichten Einfachheit, so hinreichend in ihrer werdenden Größe für die Gegenwart und doch so durchweht mit dem süßen Trost der Vergangenheit und umrandt von dem lächelnden Humor Dörflers, daß man nicht ohne Dankbarkeit das Buch aus der Hand legen kann. — Von Heinrich Schöky liegt uns ein kleines, gedankenreiches Büchlein vor, das wohl der Beachtung wert ist: „Geld oder Leben?“ Ein Buch für Deutsche. (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart, geb. 2,00 M.). Keine besonderen Kriegsziele, sondern die allgemeinen und für das ganze Jahrhundert entscheidenden Fragen, die der Weltkrieg aufgeworfen hat, werden in dem neuen Buche von Heinrich Schöky besprochen. Wenige Deutsche haben sich bisher deutlich gemacht, was für große Aufgaben es sind, vor die nicht nur der Krieg, sondern weit mehr der ihm folgende Frieden das Vaterland stellt. Diese Sorgen um das heutige Werden der Allgemeinheit ebenso einfach und verständlich als kurz und bündig klargelegt zu haben, macht den bleibenden Wert der Schrift aus. Alle sollen die heutige Zeit verstehen und sich in ihr betätigen lernen. Das können sie unter den drei Gesichtspunkten, die jeden angehen, dem Geld, dem Leben und dem Wert des Einzelnen. Darum ist das Buch ebenso für das Feld, wie für die Heimat, und konnte nur von einem geschrieben werden, der ein Leben lang die deutsche Sorge im Inland und Auslande auf dem Herzen getragen.

Im Felde.

Oberlehrer Tig.



D. G. Cöln. Am 28. April sprach Herr Rektor Zender in unserm Vereinshaus über die Eifel im Kriege. Auf dem malerischen Hintergrunde der reizenden Eifellandschaft stizerte der Redner packende Bilder von der ersten Kriegsbegeisterung der Eifelbewohner, dem Hineilen zu den Fahnen, dem Durchmarsch der gewaltigen Truppenmassen und der freiwilligen Verpflegung durch die Eifelbewohner, deren Gebefreudigkeit keine Grenzen gekannt hat: bis zum letzten Brot und letzten Ei. Wir sahen den Aufmarsch der Heere an der Grenze. Das Hohe Venn wurde zum Heerlager aller Truppengattungen. Die einjamen Gebirgsstrazen, und die sonst so stillen Eifelsdörfchen hallten wider von dem ununterbrochenen Gleichschritt blitzblanker Infanterie. — Nun hatten sie die vor dem Kriege so lang ersehnte Garnison. — Doch Soldaten und Bürger wußten nicht, was da werden sollte, bis General v. Emmich in einer Ansprache in Cupen sagte: „Wir betreten jetzt feindlichen Boden“. Da war es jedem klar, Belgien war unser Feind. Das anfängliche Bangen und die durch falsche Gerüchte entstandene Furcht vor

einem feindlichen Einfall wurden gebannt durch die Ereignisse um Lüttich. Es herrschte bald allgemeine Siegesfreude, die sich mit zärtlicher Sorge um die verwundet aus den Grenzkämpfen zurückkehrenden Krieger mischte. Der Pulsschlag der Geschichte ging schneller und härter, hart wie Stahl, aber doch klangvoll, denn Sieg folgte auf Sieg, und somit rückte die Gefährzone immer weiter von der Eifel ab.

Der Redner erwähnte den zweiten großen Durchmarsch der blutbesprigten Marnelämpfer nach dem Osten, nicht mehr so blickblank, aber ebenso kampfes- und siegestroh, und leitete dann über zu der Tätigkeit der Eißler im Hause und auf dem Acker während dreier Kriegsjahre. Er zeigte uns die schnell geregelte neue Arbeitsteilung. Der Großvater verläßt das gewohnte Plätzchen am Kamin und verfährt sich wieder im „Hüh und Hah“ am Schenkegeßpann, die Mutter steht man mit gekrümmten Rücken hinter dem Pfluge, und die Jungen machen sich nützlich, wo immer es geht. Nach guter alter Sitte hilft der Starke dem Schwachen, der Mann unterstützt die Witwe des Nachbarn, das Gemeingefühl wird stärker. So geht die Wirtschaft allenthalben ihren Gang, ja sie dehnt sich sogar noch weiter aus. Die Weidländer werden zu fruchttragenden Aedern (im Kreise Brüm allein an 1000 Morgen). Das Lohschälchen wird wieder aufgenommen und bald blüht an den abgeernteten Waldstellen der Buchweizen, Spinnrad und Strickstrumpf kommen wieder zur Geltung. Mit dem Redner folgen wir dann den Gläubigen in die Dorfkirche und sehen sie auf ihren Bittgängen an den Stationswegen und vor den Wegekreuzen: trostbedürftig — denn der unerbittliche Krieg hat auch in der Eifel schier unheilbar scheinende Wunden geschlagen — doch voller Zuversicht. Alsdann entwarf Herr Zender noch einige interessante Kriegsbilder aus seiner engeren Heimat an der Luxemburger Grenze, insbesondere dem Durtal, um zum Schluß der Kriegswohltätigkeit des Eifelvereins und seiner Ortsgruppen, nicht zuletzt auch der Ortsgruppe Chitago zu gedenken.

Herr Rektor Zender erntete reichen Beifall, den der Vorsitzende der Ortsgruppe Köln, Herr Vogt durch passende Worte der Anerkennung und des Dankes noch unterstützte.

Der Abend — es war der letzte Vortragsabend des Winterhalbjahres — erhielt durch einige Gesangsvorträge der bekannten Konzertfängerin Fräulein Martha Brandt, die am Klavier von dem Mitglied des städtischen Orchesters, Herrn Brandt, begleitet wurde, die entsprechende künstlerische Abrundung.

D.-G. Speicher. Am 13. Mai fand in der „Alteutschen Stube“ bei Dill-Blesius die 1. Generalversammlung während des Krieges statt. 1. Vorsitzender Bürgermeister Berges, eröffnete die Versammlung mit einer Begrüßung der zahlreich Erschienenen und erteilte dem Schriftführer, Lehrer Baumann das Wort zur Erstattung des Vereinsberichtes. Während des Krieges fanden statt der monatlichen Versammlungen deren nur sechs statt. Nach außen hin war der Verein vertreten auf den Jahresversammlungen des Eifelvereins zu Wittlich 1915 und zu Euskirchen 1916, sowie auf der Hauptversammlung zu Gerolstein im März 1917. Von den 105 Mitgliedern sind 45 zum Heere einberufen. Sieben wurden mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Es sind die Herren: Vizewachmeister L. Hardt-Alum, Feldwebel C. Corlier-Crefeld, Zahlmeister-Stellvertreter Franke-Düsseldorf, Vizefeldwebel Hohn-Beilungen, Unteroffizier Kreid, Leutnant d. Res. Caeret-Dillingen und Vizefeldwebel Rommelsangen. Die beiden letzteren Herren schmückt auch die 1. Klasse. Unsere prachtvolle Schuhhütte auf der Viehtrift ist im September v. Js. ein Raub der Flammen geworden. Sie ist dermaßen beschädigt, daß ihre Niederlegung beschlossen wurde. — Die Rechnungsablage erstattete 2. Vorsitzender Klein-Hütting. Der Vermögensbestand beträgt 138134 Mk., wovon 700 Mk. in Kriegsanleihen angelegt sind. Nach Prüfung der Bücher und Kassen durch die Mitglieder Krischel-Rehles und Pantenburg wird der Kassierer Michels mit dem Ausdruck des Dankes entlastet. Ein Antrag des Pfarrers Rieff um Bewilligung von 100 Mk. zur Instandsetzung der altherwürdigen Kreuzkapelle (historisches Baudenkm.) wird nach eingehender Begründung durch den Antragsteller und warmer Befürwortung durch den 1. Vorsitzenden ohne Widerspruch genehmigt. Einem Antrage des Vorstandsmittledes Ost, den vorhandenen Anlagen auch während des Krieges größere Aufmerksamkeit zu schenken, soll in Zukunft Rechnung getragen werden. Den Schluß der Tagesordnung nahm die Unterbringung von Stadtkindern in unserem Orte in Anspruch. Pfarrer Rieff verbreitete sich in warmherzigen Worten, die kräftige Unterstreichung durch Bürgermeister Berges erfuhren, über die Notwendigkeit der Aufnahme.

Lehrer Baumann hat die Anwesenden, die überzeugenden Worte der beiden Vorträger doch zu beherzigen und dem Herrn Pfarrer recht viele Anmeldungen zugehen zu lassen. Mit einem kräftigen Frischau und dem Wunsch auf ein baldiges Wiedersehen schloß der 1. Vorsitzende die sehr anregend verlaufene Versammlung.

D.-G. Münstereifel. Die Mitglieder versammelten sich am Abend des Festes Christi Himmelfahrt auf der Burg, um nach fast zweieinhalbjähriger Unterbrechung die durch den Krieg verschobenen Beratungen wieder aufzunehmen. Niemand hätte bei der letzten Zusammenkunft am 29. November 1914 ahnen können, wie Professor Hürten als Vorsitzender ausführt, daß der so begeistert begonnene Krieg sich solange hinziehen würde, doch wünsche und hoffe er, daß wir jetzt so nahe beim Ende stehen möchten, wie damals beim Anfang. Leider habe auch unser Verein den Verlust zweier im Kriege Gefallenen zu beklagen, des Referendars Hermann Kniepen und des Uhrmachers Jean Heberh. Der Verein werde diesen Helden ein ehrendes Andenken bewahren. Bei der letzten Tagung hatte man beschlossen, die vorhandenen Mittel des Vereins den wichtigeren Zwecken der Kriegswohlfahrt zuzuwenden und 175 Mark den Unterstützungskassen überwiesen. Ein schönes Geschenk hat der Verein inzwischen erhalten, indem ein hochgeachteter Gönner eine Ruhebank stiftete, die von dem hiesigen Bildhauer Ricker in Granit ausgeführt und auf dem Kadberg aufgestellt ist. Die hiesige Schülerherberge erfreute sich unter der fürsorglichen Leitung des Herrn Peds eines für die Zeitverhältnisse regen Zuspruchs. Die von der Ortsgruppe Köln beantragte und jüngst in einer Sitzung des Herbergsausschusses beschlossene Erweiterung der Schülerherbergen für Lehrlinge des Handels, der Banken und der Industrie fand alleseitige Billigung. Der Fremdenbesuch hat während des Krieges zwar nachgelassen, doch nicht ganz geruht. Von den Vereinen, die unser Städtchen in dieser Zeit besuchten, steht voran der Kölner Eifelverein, der auf seinen Wanderungen von der Ahr über Michelsberg oder von Neherich über die Kalkshöhe und den Heidentempel bei Pech wiederholt hier landete. Durch ihren Besuch erfreute uns auf ähnlichen Ausflügen die D.-G. Aachen, Crefeld, Düsseldorf und M.-Gladbach, sowie der Sieg-Rheinische Turngau und die Handelshochschule Köln. An den meisten Wanderungen hat sich unser Vorsitzender durch Führung und Vortrag beteiligt. Auch die Hauptversammlungen und Vorstandssitzungen des Hauptvereins wurden von der hiesigen Gruppe regelmäßig besucht. Zur Besprechung eigener Wanderungen und Ausflüge wird ein Vereinsabend Gelegenheit bieten, der regelmäßig am Mittwochabend auf der Burg stattfinden soll.

D.-G. Schneifel. Am Sonntag, den 20. Mai, hielt unsere Ortsgruppe ihre Frühjahrshauptversammlung. Eine stattliche Zahl von Gästen und Mitgliedern waren bei herrlichem Frühlingserweiter zur Tagung gekommen. Der Vorsitzende, Herr Pfarrer Bawer, Auw, begrüßte die Gäste und Mitglieder, die z. T. weither geeilt waren. Das Andenken der gefallenen Mitglieder (vergl. Juniheft) wurde von der Versammlung in der üblichen Weise geehrt. Dann erstattete der Schriftführer den Geschäftsbericht und für den im Heeresdienst stehenden Kassenwart auch Rechnungsablage. Die D.-G. zählt jetzt 43 Mitglieder, 16 Mitglieder stehen im Felde, 2 Mitglieder starben den Heldentod für Kaiser und Heimat. Der Kassenüberchuß im neuen Vereinsjahr beträgt 45 Mark. Der Jahresbeitrag für 1917 wird auf 2 Mark festgesetzt. Für den Vorstand war eine Ergänzungswahl nötig. In Stelle des verstorbenen Lehrers Wissen, Wanderfeld, wird Herr Lehrer a. D. Schmitz, Auw, zum 1. Beisitzer durch Zuzuf gewählt.

Damit schloß der geschäftliche Teil. Es folgte der gemütliche Teil des Abends, der die Mitglieder mit ihren Gästen in reger Unterhaltung recht lange beisammen hielt. Die Ortsgruppe hatte für zeitgemäße Verpflegung Vorsorge getroffen, in lebenswünderlicher Weise machten die Damen die Bewirtung der Versammelten. Mit Rücksicht auf die tiefere Zeit mußte der musikalische Teil und ein Tänzchen weggelassen. Möge unsere Tagung 1918 die Friedensversammlung sein!

Inhalt: Bekanntmachungen des Hauptvorstandes. — Ehrenliste des Eifelvereinsblattes. — Kriegsverse XXXIV. — Reichs- und Landtagsabgeordneter Wallenborn †. — Wanderer, sei Natur- und Menschenfreund. — Auf zum Eifelwald! — Aus Münstereifels schwerster Zeit. — Aus der Schlacht bei Arras. — Die Römervilla bei Blankenheim. — Literarisches und Verwandtes. — Aus den Ortsgruppen. — Mitteilungen aus den Ortsgruppen. — Neu beigetretene Mitglieder des Eifelvereins. — Geschäftliches.

20 3351 Son

7. 1917



Nummer 7

Mitte Juli 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
 Rektor Zender, Bonn,
 Münsterstraße. Druck
 des Rhénania-Verlags,
 Buch- und Steinruderei, in
 Bonn, Gangelstraße 9 u. 11.

Auflage: 17500.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Erscheint Mitte jed. Monats.
 Jährlicher Bezugspreis durch
 die Post M. 3.—, vierteljährlich
 75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
 Anzeigengebühr für die
 6 gespaltene Kleinzeile 40 Pfg.
 Anzeigen auf dem Umschlage
 um nach besonderem Tarif um
 Beilagen nach Uebereinkunft.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Letzten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.

Hilf, Landmann, hilf dem Arbeitsmann!*)

Horch auf, du deutscher Bauersmann;
 Ein neuer Kriegsruf dröhnt heran!
 Zu deinem Ohre dringet er,
 Und um dein Herze ringet er:
 Hilf Landmann, hilf dem Arbeitsmann,
 Daß er uns Waffen schmieden kann!

O sieh, wie in der Werkstatt Blut,
 In Dunst und Lärm sein Arm nie ruht,
 Wie rastlos er von früh bis spät
 Kanonen gießt, Geschosse dreht,
 Granate auf Granate türmt
 Und durch sein Werk die Heimat schirmt!

Schau hin und wisse, Bauersmann:
 Auch deine Zukunft hängt daran,
 Wenn deinem Hof kein Feind sich naht,
 Wenn ungestört gedeiht die Saat,
 Ihm dankst du's — dank es durch die Tat!
 Fach an das Feuer, das in ihm glüht:
 Stark bleiben muß der Waffenschmied!

Dein Acker trägt, dein Vieh gewährt
 Dir Nahrung noch, die er entbehrt —
 Gib hin, was du vermagst, gib's bald,
 Auf daß sein Arm die Kraft behalt!
 So, Landmann, hilf dem Arbeitsmann:
 Sein oder Nichtsein hängt daran!

*) Vorstehende Dichtung eignet sich sehr zur Verwertung in den Eifeler Landschulen.

Die Schriftleitung.



Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

- O.-G. Essen:** Unteroffizier L. Kohn, Kaufmann.
- O.-G. Münch.-Gladbach:** Kriegsfreiwilliger Gefreiter Rob. Goerh.
- O.-G. Prehtal:** Leutnant d. Res. Ferdinand Meh, Referendar, Marmagen.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Düsseldorf:** Relig.- u. Oberlehrer Professor Johannes Bender, stellvertr. kath. Feldgeistlicher.
- O.-G. Essen:** Pionier A. Goette, Apotheker; Unteroffizier W. Harting, Techniker; Musketier Goller, Bürobeamter; Musketier Kamp, Bürobeamter.
- O.-G. Münch.-Gladbach:** Hauptmann Drüener (Eis. Kreuz I. Klasse); Major Wendhoff (Eis. Kreuz I. Klasse); Leutnant Passeralh (Eis. Kreuz I. Klasse); Gefreiter Rob. Goerh †.
- O.-G. Prehtal:** Leutnant d. Res. Ferd. Meh aus Marmagen †; Gefreiter Adolf Meh aus Marmagen (Eis. Kreuz I. Kl.).

Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhielten:

- O.-G. Hachen:** Jos. Deterre, Buchdruckereibesitzer; die Beigeordneten Leo Giani, Adolf Herzog, Jos. Spoelgen; der Sparkassenrendant Wollgarten.
- O.-G. Bollendorf:** Schirch, Bürgermeister, Körperich; Fashbender, Bürgermeister, Bollendorf.
- O.-G. Eöln:** Hauptmann Fieth.
- O.-G. Prehtal:** Postdirektor Stahl, Worms.
- O.-G. Ratingen:** P. Jansen, Bürgermeister; Bock, Bürgermeister, Angermund.
- O.-G. Speicher:** Jos. Antoni, Sparkassenrendant; Franz Berges, Bürgermeister; Jak. Husty, Oberpostassistent, Stadtverordneter in Meh.

Sonstige Auszeichnungen:

- O.-G. Hachen:** Hauptmann Blumenthal (Rote Kreuz-Medaille 2. Klasse).
- O.-G. Eöln:** Vizefeldwebel Fiers (silb. Verdienstkreuz mit Krone am Band der Tapferkeitsmedaille).
- O.-G. Satzvey-Wachendorf:** Kraus, Rentmeister (Rote Kreuz-Medaille 3. Klasse).

Den Mitgliedern zur Kenntnis.

Dem Herrn Vorsitzenden des Eifelvereins.

Für die vielen Beweise herzlicher Anteilnahme, insbesondere die nette Kranzspende anlässlich des Hinscheidens meines lieben Mannes, unseres unvergesslichen Vaters, des letzten Gründungsmitgliedes des Eifelvereins, des

Oberförstern a. D. Ved, sprechen wir unseren tiefempfundenen Dank aus. Mit ganzem Herzen hing der Dahingeshiedene an der Eifel, in der er so manches Jahr erfolgreicher Betätigung verbracht hat.

Trier, im Juni 1917.

Die trauernden Anachörten.

Kriegsverse XXXV.

Von Max v. Mallinckrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Abendfrieden.

Stille will nun niedergleiten
 Ueber Wald und Flur sich segnend neigen,
 Lehtes, leises Herdeläuten
 Mündet ein in ungestörtes Schweigen.
 Liebevolle Geisterhände
 Breiten Ruhe über Mühsal aus,
 Daß es seines Wesens Ahnung spende,
 Deffnet Tore weit des Vaters Haus;
 Daß zu kurzer Rast in seinen Frieden
 Immer rege Menschen Sorgen gehn,
 Daß im Traum die vielen Begemüden
 Ahnungsvoll die stille Heimat sehn.

Sommer.

Die Sonne glüht schon früh am Tag,
 Kein Wölkchen droben wandern mag.

Des Landmanns Hade mühsam geht,
 Kein kühler Hauch die Stirn umweht.

Es klingt kein Lied, kein frohes Wort,
 Nur Wachtelrufe fort und fort.

In dumpfem Brüten liegt die Welt:
 Ob nie denn Regen niederfällt?

Die lang entbehrte, heil'ge Flut?
 Der Arbeit Preis verdorrt in Blut.

Lie Müh' ist groß, die Hoffnung klein,
 So soll es sein, so muß es sein.

Die Müh' ist groß, die Hoffnung stirbt,
 Noch andre Ernte heut verdirbt.

Die teuerste da draußen weit
 Schlingt ein die qualerfüllte Zeit.

Dort ist Verderben für und für;
 Was wiegt die kleine Hoffnung hier!

Die Eifellandschaft in der Literatur.

Von Oberlehrer Dr. Gustav Schöttke (im Felde).

Schwere Schneewolken ziehen über das Gebiet der litauischen Sümpfe dahin. Die weite Schneedecke verleiht der schon zu anderer Jahreszeit so eintönigen Landschaft etwas unsäglich Schwermütiges. Was Wunder, wenn die Gedanken so oft, ach so oft, zu den freundlicheren Fluren der Heimat schweifen und die im ewigen Einerlei des Stellungskrieges so ausgiebig betriebene Lektüre uns am liebsten zu solchen Büchern greifen läßt, die uns Land und Volk der Heimat vor Augen führen. Jeder, den der Kampf fürs Vaterland nun schon längere oder kürzere Zeit hinausgeführt hat, fühlte es wohl, wie sein Heimatgefühl unter den Eindrücken da draußen erstarrt ist, fühlte es ganz besonders, wenn der Urlaub ihn wieder in die Heimat zurückführte und er nun Vergleiche anstellen konnte zwischen dieser und den Ländern, in die der Krieg ihn geführt hatte. Daher sind jene Bücher der liebste Zeitvertreib, die uns in die geliebte Heimat führen. Und da sind wir Eiseler besonders gut daran; hatte doch die literarische Richtung der Heimatkunst uns eine Fülle von Eiselerzählungen beschert, in denen wir Schilderungen fast jeder engeren Landschaft der Eifel finden, in denen die Eifelnatur zu jeder Jahreszeit in ihrem besonderen Reiz dargestellt wird.

Gewiß könnten auch für jeden heimkehrenden Krieger die Worte gelten, die Clara Viebig in der Erzählung „Die Primiz“ (Novellenband „Die heilige Einfall“) den Dorfschullehrer an den Primizianten richten läßt: „Sie sind nach sieben langen Jahren zurückgekommen in die Heimat — o, wie muß ihnen das Herz

geklopft haben, als sie unsere Eifelberge auftauchen sahen! Es zieht doch jeden Eisler gewaltig in die Heimat, er kann nicht leben anderswo. Unsere Söhne, unsere Töchter müssen in die Fremde, um ihr Brot zu verdienen — unser armes Land kann nicht alle ernähren — aber haben sie sich da draußen etwas erworben, so kehren sie mit Jauchzen wieder heim; sie fügen sich gern ins bescheidenste Los, nur froh, wieder Eifelhöhen zu sehen, wieder Eifelluft zu atmen.“

Noch leidenschaftlicher spricht von dem Heimweh Alexand in Manny Lambrechts Roman: „Das Haus im Moor“: „Du sprichst wie einer, der kein Bauer und kein Wallone ist. In Berlin fielen die Häuser auf mich. Ich hab' den Jammer nach Haus gehabt, daß ich meinte, ich könnt' das Gewehr nicht mehr auf der Schulter fühlen, ohne auf mich selber zu schießen. Red' was du willst, ich kann nicht von hier fort. Das Binn muß ich haben und die Berge drüben am Rheinhardtstein muß ich sehen.“

Als typische Eifellandschaft erscheint uns eine solche der engeren vulkanischen Eifel, wie sie so oft durch Künstlerhand dargestellt ist. Aber, welch großer Gegensatz zwischen dem Formenreichtum einer solchen Landschaft und dem eintönigen Bilde des Bennis! Beide Arten sind wohl die Gegenpole der Eifellandschaft, und beide Arten haben in besonderer Weise zur Schilderung gereizt.

Die vulkanische Landschaft schildert Clara Viebig in dem Roman „Vom Müllerhannes“: „Der Rosenkopf flimmerte in goldenem Glanz, als sie ihn jetzt zu Gesicht bekommen. Wie ein roter Ball lastete das Rund der sinkenden Sonne auf dem Gipfel, ein ganzes Bündel Strahlen schoß von dorthin über die grünen Matten

hinunter. Die schwarzen Lavablöcke, die als zackiger Kamm oben den Krater umgeben, darin ein kleines Maar träumt, standen kolossal gegen den lichtdurchtränkten Äther. Selbst in ihrer Schwärze war heut Gefunkel; als säßen Diamanten im porösen Gestein, so blinkerte und glitzerte das. Und je mehr die Sonne sank, je tiefer sie hinter den Bergrücken rutschte, desto leuchtender die Felsen. Sie glühten nach, sie wurden tief purpurn, als hätten sie alle Sonne geschluckt. Weiße Wölkchen mit rosigen Säumen ruderten langsam, schwanengleich über das leuchtende Berghaupt. Unten im Gewirr all der niedrigen Hügel und Schluchten wob schon Dämmer."

Demgegenüber die schöne Schilderung der Bennislandschaft im Eingang zu Nanny Lambrechts Eifelroman: „Das Haus im Moor“.

„Über dem verfilzten Bennisboden schwamm die Glut der niedergehenden Sonne. Ein Moorhuhn klagte im Weidengebüsch am Lümpel. Ein schwerer feuchtwarmer Dunst siderte in das blaßgrüne Torfmoos. Die Unendlichkeit des Himmels lag auf der unendlichen Weite der Moorfelder. Von dem neuangelegten Schienenstrang der Eifelbahn her ein ferner Schall! Der verlor sich wie ein wirrer, stumpfer Laut im Moor. Todeseinsamkeit! und darüber ein heiterer Himmel — und hier und da eine Gruppe schweigender Menschen mit gekrümmtem Rücken und straffem Haar, herbe Linien in den strengen freudlosen Gesichtern — eine triste Heide Stimmung versteinert in den scharfen Zügen.“

Oft greift der Mensch in das Landschaftsbild ein, nicht immer verschönend; Bahnbauten, Brücken u. ä. verändern das Bild oft von Grund aus. Selten ist es, daß neue, schönere Landschaftsbilder geschaffen werden, wie es bei den Talsperren der Fall ist. Die Ursttalsperre findet ihre dichterische Verwertung in Josef Pontens Roman „Jungträulichkeit“:

„Auch ein Naturbild von höchstem Reize hatten Menschenhände geschaffen. Das tiefe, bewaldete, vielgewundene Tal war ein abwechslungsreicher, zwei Stunden langer Waldsee geworden, und tannen- und felsgekrönte Berge, die ehemals frei im Tale gestanden hatten, ragten als poetische Inseln aus dem Urstsee auf. Viele Stunden weit donnerte der Wasserfall über die riesige Kaskadentreppe, der nach reichlichen Regengüssen das überflüssige Wasser abführt in das Land hinaus.“

Das Wasser überhaupt wirkt belebend in jeder Landschaft, sei es als Bach, als Fluß oder als See und in jenen Landschaftsbildern, die wir als die schönsten und unvergeßlichsten empfinden, wird stets das Wasser eine Rolle spielen. Daher auch der tiefe Eindruck, den die stillen Maare auf den Beschauer ausüben. Den tiefen Zauber des Weinsfelder Maar's eröffnet uns Clara Viebig in ihrer Novelle „Am Totenmaar“ (aus „Kinder der Eifel“):

„Hoch oben in den Eifelbergen liegt ein See, tief, dunkel, kreisrund, unheimlich, wie ein Kraterloch. Einst tobten unterirdische Gewalten da unten, Feuer und Lavamassen wurden emporgeschleudert; jetzt füllt eine glatte Flut das Becken wie Tränen eine Schale. Es geht hinunter in bodenlose Tiefe.“

„Keine Bäume, keine Blumen. Nackte vulkanische Höhen, gleich riesigen Maulwurfshügeln, stehen im Kranz, zu nichts gut als zu armseliger Viehweide. Mageres Strandgras weht, blaßes Heideforn duckt sich unter Brombeergestrüpp. Kein Vogel singt, kein

Schmetterling gaukelt. Einsam ist's, zum Sterben öde. Das ist das Weinsfelder Maar, das Totenmaar, wie's die Leute heißen. Es hat keinen Abfluß, keinen Zufluß anders als die Tränen, die der Himmel drin weint. Es liegt und träumet und ist todestraurig, wie alles ringsumher.“

Die Viebig ist überhaupt eine Meisterin in der Schilderung der Eifellandschaft; wie mit Pinselstrichen stellt sie das Bild sinnfällig vor unsere Augen. So das Dorf im Salmthal („Das Weiberdorf“):

„Da unten liegt das Salmthal, schmal und grün und lieblich. Die klare Salm schlängelt sich als Silberband. Dort an der letzten Krümmung ragen die Ruinen von Kloster Himmerod, schon verschleiert vom Abenddunst, und da, dicht zu Füßen, scheinbar mit einem Steinwurf zu erreichen, Eifelschmitt.“

Oder sie malt das Städtchen Montjoie (in dem Roman „Das Kreuz im Bennis“):

„In die Enge der Gassen war die Sonne noch nicht hinabgedrungen. Oben auf der Len, wo das Kapellchen beim Kirchhof steht und Tannen ihre Wipfel über den Garten des Todes recken, glänzte sie schon; hell beschien sie die geweihten Ruhestätten derer, die man hier heraufträgt in Frühlingsluft wie in Sommenglut, in Herbstschauern wie in Winterschnee, jeden einzelnen auf den Schultern. Denn unten im Talspalt liegt die Stadt, neben den Fluß gequetscht, ein Haufe altersgedunkelter Schieferdächer. Zwei schmale Längsstraßen nur hat sie. Finster blickt der verfallene Wartturm auf Kirche und Apotheke am Markt nieder. Und von der andern Seite am jenseitigen Berghang schaut die alte Burg herunter auf die schieferigen, schlüpfrigen Treppenplatten, die aus dem Märchen des Mittelalters hinabführen in die enge Wirklichkeit...“

Der Ausdruck einer Landschaft wechselt wie der Ausdruck eines menschlichen Gesichts; Jahres- und Tageszeit, Wetter und Beleuchtung, das Tun und Arbeiten der Menschen in ihr ändern das Bild einer Landschaft. Die formenreichste Landschaft wird eintönig im Herbstnebel, und eine einförmige Landschaft noch verlassener im weiten Schneegewand. Solche Bilder finden wir in Hermann Ritters Eifeler Skizzen und Erzählungen „Von der Höhe“:

„Die dicke, weiße Dunstmasse eines Novembernebels lag über der Höhe des Gebirges. Sie verwischte die Umrisse der Berge, die mit natter, brauner Brust abströmende, kalte Wasserlein eindämmen, sie verbarg die weit zerstreuten kleinen Dörfer, die Wälder und Weiden. Wie ein unermessliches, vom trüben, trostlosen Himmel herabgefallenes Gespenst umschlang der Nebel mit tausend flatternden Armen Höhen und Tiefen und verdeckte den dürftigen Winterschmuck des öden Landes gänzlich unter grauweißem, feuchtem Schleier.“

„In trostloser, winterlicher Einsamkeit lag die große Heide auf der Hochfläche des Gebirges da, leblos, ein in groben Pinselstrichen aus Braun und Weiß gemaltes Stimmungsbild todtraurigen Empfindens. In stumpfbräuner Farbe zeigte sich der kahle, harte Leib der Fläche; weiß dagegen waren die Felsen des winterlichen Kleides, das ihr ein eisiger Wind gleich einem zerrissenen Bettlergewande übergeworfen hatte.“

In der guten Jahreszeit aber bringt es die Sonne fertig, auch in die ödste Heide- und Moorlandschaften Bewegung und Leben und Freude hinzubringen. So

schildert Ponten im Roman „Jungfräulichkeit“ einen Sommertag im Bann:

„Aber schön war die Heide. Von der Botrande aus, mit ungefähr 700 Meter der höchsten Erhebung des Bann, an der ein Wirtshaus mit dem Namen Monte Rigi und auf der ein hölzerner Triangulationsturm steht, hatten sie einen Blick über die braune Heidefläche. In weiter, einförmiger Melancholie lag die Ebene. Aber unter diesem blitzenden Sonnenschein war sie ein Jubelmeer von Leben und Freude. Braunes Heidekraut und darin die violetten Blüten der Heideblume. Dazwischen eine dürftige, wetterzerzauste grüne Tanne, ein gelbes Stück Ginster und die weißen Staubstreifen der Wege, das war ein Bild von der monumentalsten Einfachheit. Dazwischen blickte hier und da das Sonnenlicht in einer Wasserlache. Man hätte es ihr nicht nachsagen sollen, daß darin trübes fettiges Moorwasser stand. Die Sonne hatte alles reich und glänzend gemacht wie ein schönheitliebender König, der in seiner Umgebung keinen Bettler sehen will und alle mit Prunkgewändern beschenkt.“

Ein Bild von einem Frühlingstag in der Eifel gibt Clara Viebig („Vom Müllerhannes“):

„Es war ein lichter Tag. Je weiter sie fortkommen von der Station ins Gebirge, vom Kylltale heraufkletterten aufs Eifelplateau, desto großäugiger blickte die Sonne. Sie hüllte die weiße, staubige Chaussee in einen Strahlenglanz und sengte den zur Zeit weißblühenden Ebereschen die zarten Frühlingsblättchen. Es war heiß, aber trotz aller Hitze eine herbe Frische. Tausend Himmelschlüssel blühten auf den grünen Rainen und zartlila Wiesenschaum; unzählige Bienen summten darüber hin. Über frisch gepflügtes Ackerland schritt hier und dort ein einsamer Sämann, das weiße Sätuch um den Leib geknüpft, und griff hinein und warf im Schwung Körner aus — ein goldener Regen: Gerste und Sommerroggen.“

Am plastischsten treten die Formen einer Landschaft hervor im Dämmerlicht. Eine meisterhafte Schilderung einer Eifelandschaft im Abenddämmer gibt Hermann Ritter in der Erzählung „Der arme Peter“ („Von der Höhe“):

„Die Sonne war schon bis dicht über den Scheitel der westlichen Bergzüge herniedergesunken. Dunkelgrün standen im Abendshatten auf dieser Talseite die Wälder da gleich einem in Riesenwellen erstarrten Laubmeere. Ein breiter Schattenstreifen zog sich von ihnen aus bis in das halbe Wiesental, durch dessen hellgrüne, von kurzem Grummetgras gebildete Fläche in Schlangenwindungen ein Bächlein sprang, umsäumt von dunklen Erlenbüschen. Auf der andern Seite der Wiese lag noch das volle Licht der Augustsonne, das die Lohbüsche am Hang lichtgrün mit kräftigen Schattierungen malte, die roten Beeren des Bergholunders aufglänzen ließ und die vier kleinen Bauernhäuschen am Fuße des Bergrückens mit ihren schwarz-weißen Fachwerkwänden in einem klaren, reinen Licht badete.“

In seiner liebenswürdigen Erzählkunst schildert Ritter auch das Tun und Treiben der Eifelbewohner; geradezu kulturhistorisch ist seine Skizze „Kirmes im Eifeldorf“ (im 2. Band der Eifeler Skizzen und Erzählungen).

Ein ähnliches liebevolles Eingehen auf die Arbeit, die Gedankenwelt der Eifeler bietet Pontens Roman „Siebenquellen“; er beschreibt das ländliche Schützen-

fest, den Kirchgang, das winterliche Stillleben in Stall und Haus usw.

Mensch und Land wirken in wechselseitigen Beziehungen auf einander ein; wie der Mensch fort und fort die Landschaft umgestaltet, so unterliegt er anderseits dem Einfluß des Landes, in das er hineingestellt ist, dessen Art er schließlich in seinem Charakter abfärbt. Zwei Eifelromane, die diese Wechselbeziehungen zwischen Landschaft und Mensch dichterisch gestalten, sind Clara Viebigs „Vom Müllerhannes“ und Nanny Lambrechts „Haus im Moor“. Der Held der letzten Erzählung, Alexand, hat etwas in seinem ernstesten, stetigen Charakter von der beständigen, ruhigen Art der Heide. Der Müllerhannes ist ein unruhiger Geist wie jene Kräfte, die einst den Mosenkopf geschaffen haben; der Mosenkopf ist sein böser Geist, der ihn lenkt und lockt von Stufe zu Stufe, bis er, einst der reiche Müller, erblindet einziehen muß in das verrufene ärmliche Häuschen zwischen Meerfelden und Bleckhauen. Anders Alexand; sein Weg geht aufwärts, treu in der Liebe, treu in der Arbeit, treu seiner Heimat. Und er sagt zu dem Fremden:

„Sie meinen, wir Bauern seien nicht viel gescheiter als unser Vieh und wenn wir für Futter gesorgt haben, legen wir die Hände in den Schoß und überlassen das weitere dem Himmel. In einem Bauerngehirn liegt doch mehr als Sie glauben. Aber die gelehrten Leute gehen so viele Wege, daß sie sich verirren können. Wir Bauern kennen nur einen, den gehen wir alle und manche, weil sie keinen andern wissen, aber verirren können wir uns nicht, und darum sind wir genügsam und glücklich und stolz.“

Kriegsglocken.

Von Karl Frank.

Die Glocken sind müde,
Zu harren, zu fragen: Wann kommt der Friede?
Wann ruft uns der Sieg, um sein Lied zu singen? —
Sie wollen nun selber den Sieg erringen,
Sie steigen herab von den lustigen Thronen
Und werden Kanonen.
Bim bam bum.

Die Glocken geh'n um,
Sie wollen nicht mehr läuten,
Sie wollen kämpfen und streiten.
Glöckner und Glocken müssen ins Feld,
Deutschland zu schirmen im Kampf mit der Welt,
Bis aus Blut und Flammen und Donnergeläut
Emporsteigt der Tempel der neuen Zeit. . .

Bertrich im Maienschmuck.

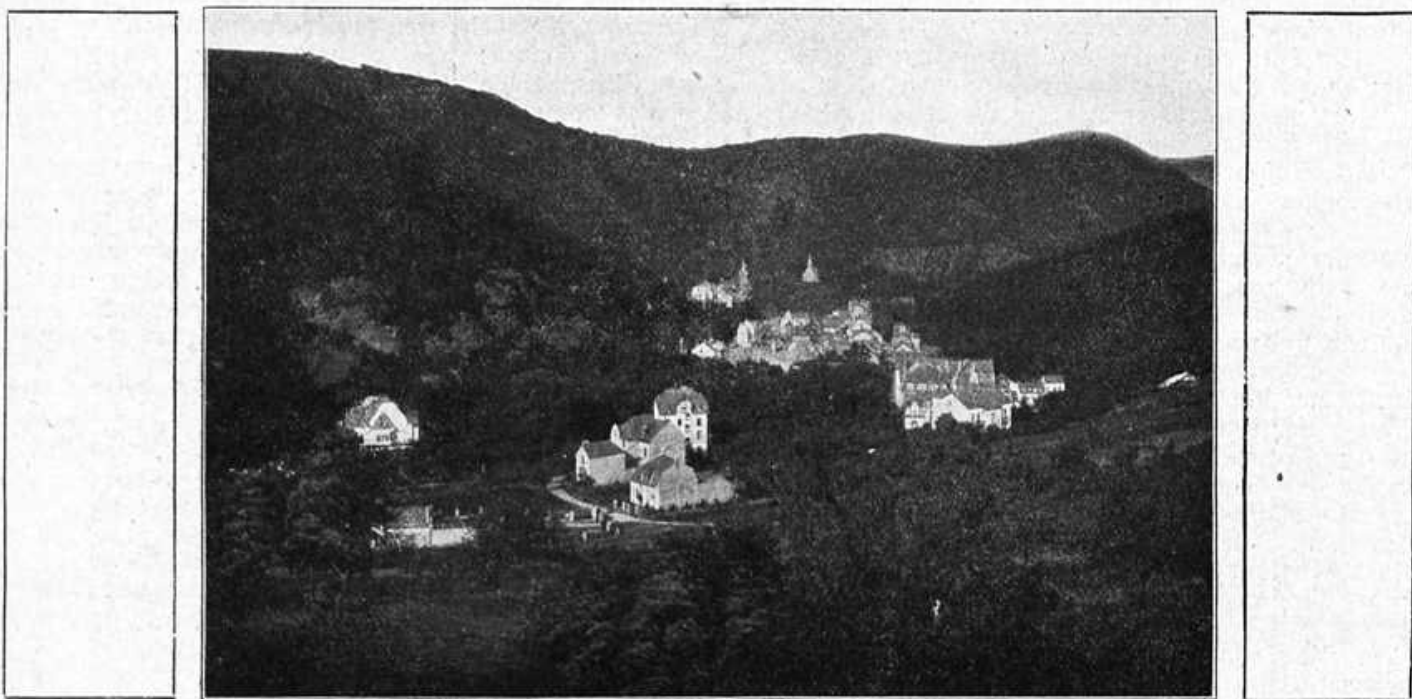
Ein Stimmungsbild aus dem 3. Kriegsfrühjahr.
Von Provinzialschulrat Dr. Franz Cramer, Münster i. W.

Zu mehr als einer Jahreszeit hatte ich das waldversteckte Bergnestlein im Felsental der Aß zu Gesicht bekommen; aber noch niemals hatte ich es, nach so langen und kalten Winterschauern, in so vollem Schmud des Frühlings geschaut wie in diesen Tagen; es bot sich ganz im jungfräulichen Kleid der neu erwachten Natur,

die erst der Mai aus dem Winterschlaf erweckt und die noch kein Fleckchen bleichen Absterbens entstellt hat. So begrüßte ich doppelt froh dies Juwel unserer Eifelwelt, da der Wonnemond gerade heuer sich als rechter Lebensbringer und als Erlöser nach all den Nöten des dritten Kriegswinters sich bewährt hatte. Als ich an einem würzigen Frühlingsabend, aber dank der „Sommerzeit“ doch noch bei hellem blauen Himmel von Alf her das schattenpendende Aßtal aufwärts wanderte — auch wenn „das Auto“ nicht wieder einmal lendenlahm den Dienst versagt hätte, wäre die Fußwanderung vorzuziehen gewesen — da gleißte von allen Hängen das liebe „Eifergold“, alle Vöglein sangen im Chor, und der Kuckuck gab in gemessener Würde den Takt dazu.

Der Himmel blaut andern Tags in schier italienischer Schönheit über den Höhen des Kondelwalds und der Falkenley, und wir freuen uns herzlich, der Versuchung überhoben zu sein, als Schönheitsfucher die Alpen zu

die noch höhern Vulkanberge von Daun und Mandercheid herüber, und die klare Sicht des prachtvollen Frühlingstages läßt uns sogar die Hohe Acht in feinen graublauen Umrissen entdecken. Es ist, als wollten diese trotzigigen Riesen Wacht halten gegen türkischen Überfall. Bei der Schutzhütte, die sich an den Rand der jäh abstürzenden Felswand vorschiebt, treffen wir zwei Feldgraue, Insassen des Vereinslazarets drunten im Bade, die von der Arraschlacht herkamen und in der Hölle von Vimy noch eben dem tausendfach dräuenden Tode entronnen waren. Ihr Anblick rüttelt uns aus dem Traume des Friedens, den die Natur rings um uns vorgaukelte, und reißt uns zurück in das Bewußtsein der schweren Not der Zeit, die von satanischer Bosheit über friedliebende Völker gebracht ward. Auf eine Frage von uns aber kam die zuversichtliche, wie selbstverständlich klingende Antwort: „Durch kommen sie nicht!“ Sie hätten die Flaumacher beschämen können,



Vertrich von Westen.

überqueren und welschem Bubenwolf nachzulaufen. Droben auf dem Forsthaus, inmitten des Zaubers, den nur der deutsche Wald auf ein deutsches Gemüt zu üben vermag, genießen wir in behaglicher Ruhe das herzergreifende Bild der Natur, die in üppiger Lebenskraft vor uns ausblüht. Im Laubwerk der Buchen und Fichten spielen neckisch huschende Sonnenstrahlen, und die Kastanienbäume sind hier oben auf der Höhe noch ganz mit schimmernden Kerzen besteckt. Die große Wiege lacht uns mit ihrem Blumenschmuck, der ganz in Gold und Silber getaucht scheint, so freundlich an, als könne es keinen Haß, keine Niedertracht auf dieser Welt geben. Es ist ein Bild des tiefsten Friedens. —

Und wiederum stehen wir auf einer Höhe, auf der vulkanischen Kuppe der steil sich türmenden Falkenley. Es ist ein Boden, dessen schwarze und braune Schlackenhalde noch heute von wildem, alles umstürzenden Kampf der Elemente erzählen. Von weitem arüken

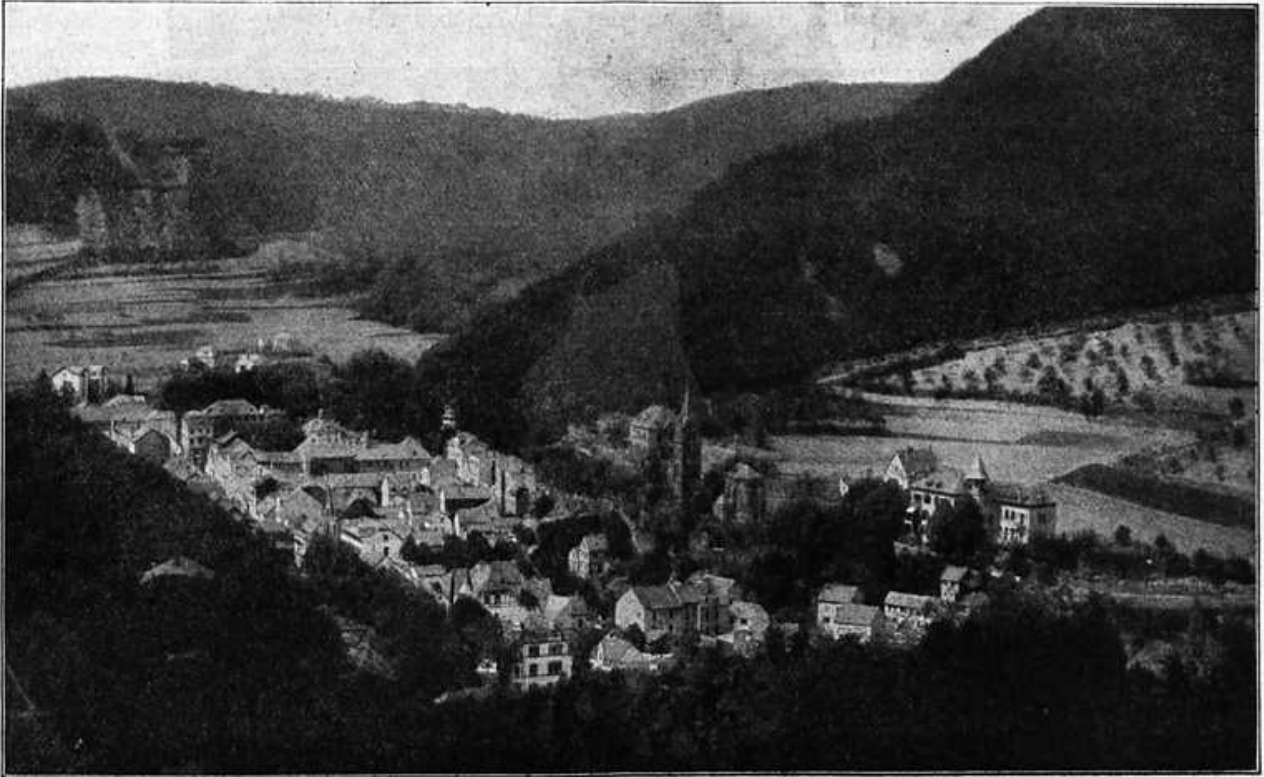
die hier und da auch an gastlicher Wirtstafel mit ihrem „Ja, — aber!“ sich und andere bange machen. Es scheint, als ob mancher deutsche Michel erst, wenn es ihm an Hals und Kragen geht, die eingewurzelte Ehrfurcht vor allem Ausländischen — so augenblicklich vor amerikanischem Humbug — die Zipfelmütze abstreifen und zum handfesten Prügel greifen könnte.

Dann kam Fronleichnam, das ehrwürdige Fest, zu dem rheinischer Frommsinn die ganze Herrlichkeit natürlichen Schmucks aufzubieten pflegt. So auch hier zwischen den laubbedeckten Steilwänden, die unter strahlendem Himmelsblau sich im Frühlingsstaat sonnten. So klein die Vertricher Gemeinde ist, so prächtig hatte sie ihr Heim herausgeputzt, den Weg des Herrn zu bereiten. Blumen und Laubgewinde zieren jedes Haus und Häuschen, und es war erbaulich zu sehen, mit welcher Liebe jeder sein Bestes beizutragen sich bemüht hatte. Im Zuge schritt auch eine Musikavalle mit

Klingendem Spiel einher; eine von fürsorglicher Damenhand rasch veranstaltete Sammlung hatte auch in diesem Kriegsjahr den alten Glanz ermöglicht. Dazu der helle Gesang frommer Lieder, das Klingling der Glöckchen in der Stille des feierlichen Segens und zwischen der Beterschar blumenstreuende Mägdlein und fähnchenträgende Büblein. Auch Kurgäste sah man in der Reihe der Waller; unter den einheimischen Männern überwogen freilich weitaus die Greise — die Jungmannschaft steht draußen in Wehr und Waffen; dafür fehlte aber auch nicht ein stattlicher Zug der hier zur Kur weilenden Feldgrauen.

Die Sonne hatte ungetrübt den ganzen Vormittag geschienen; erst am Spätnachmittag ballten sich dunkle

emfig schaffenden Landwirte: „Wer hätte im April gedacht, daß noch alles so gut stehen würde. Bis jetzt kann man zufrieden sein.“ Nun, der alte Herrgott wird weiter helfen. Es ist alter deutscher Boden, auf dem wir stehen und den deutscher Fleiß beackert, deutsch wie die Berge und Täler ringsum an Mosel und Rhein. Mit seiner Scholle ist der Bauer hier seit mehr denn anderthalb Jahrtausenden verwachsen. Zugleich mit dem Hinsinken der römischen Kaiserherrlichkeit in der Hauptstadt Trier ging Land und Herrschaft auf unser jugendstarkes Volkstum über. Und dieses Land, das der Schweiß ungezählter Geschlechter aus deutscher Vergangenheit deckt, dieses köstliche Juwel zur Linken unseres Vaters Rhein will welsche Nachsicht, welscher Haß



Vertrieb von Süden.

Wolken zusammen. Dann zuckten bald schon Blitze, hallte der Donner in den Bergschlünden wider, und fruchtbringende Regenflut rauschte auf die Fluren nieder. Das war willkommene Himmelsgabe. Als wir tags darauf zur Hontheimer Flur durch den Burgwald hinaufgeklettert waren, hörten wir aus dem Munde der

und Neid uns entreißen. Nimmermehr! Das walte Gott!

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gierige Raben
Sich heiser danach schrei'n!“

Der Eifel- und Moselbezirk im letzten Jahresbericht der rheinischen Provinzialverwaltung. (Schluß).

2. Provinzialmuseum in Trier (Direktor Prof. Dr. Krüger):

Die Ausgrabungen wurden in diesem Kriegsjahre auf die unumgänglich notwendigen Arbeiten und auf solche Stellen beschränkt, wo wichtige Funde und Beobachtungen verloren gegangen wären, wenn das Museum nicht einaeariffen hätte.

Aus römischer Zeit wurden in der Stadt Trier nur zwei Stellen durch längere Grabungen untersucht. Die eine war das Vorgelände des *Mars Tempels* unterhalb des Balduinshäuschens. Dort waren im Vorjahre hinter der Kaserne des Jägerregiments zu Pferde Nr. 8 mehrere Reste von Mauern und ausgedehnte Terrassenstufen freigelegt. Da das ganze Gelände für einen Reitplatz bedeutend tiefer gelegt werden soll, erwies sich eine schnelle Verfolgung der Funde als geboten. Dieselbe hatte sehr gute Ergebnisse, die die hohe Bedeutung dieses Tempels des einheimischen Gottes *Venus Mars* in immer

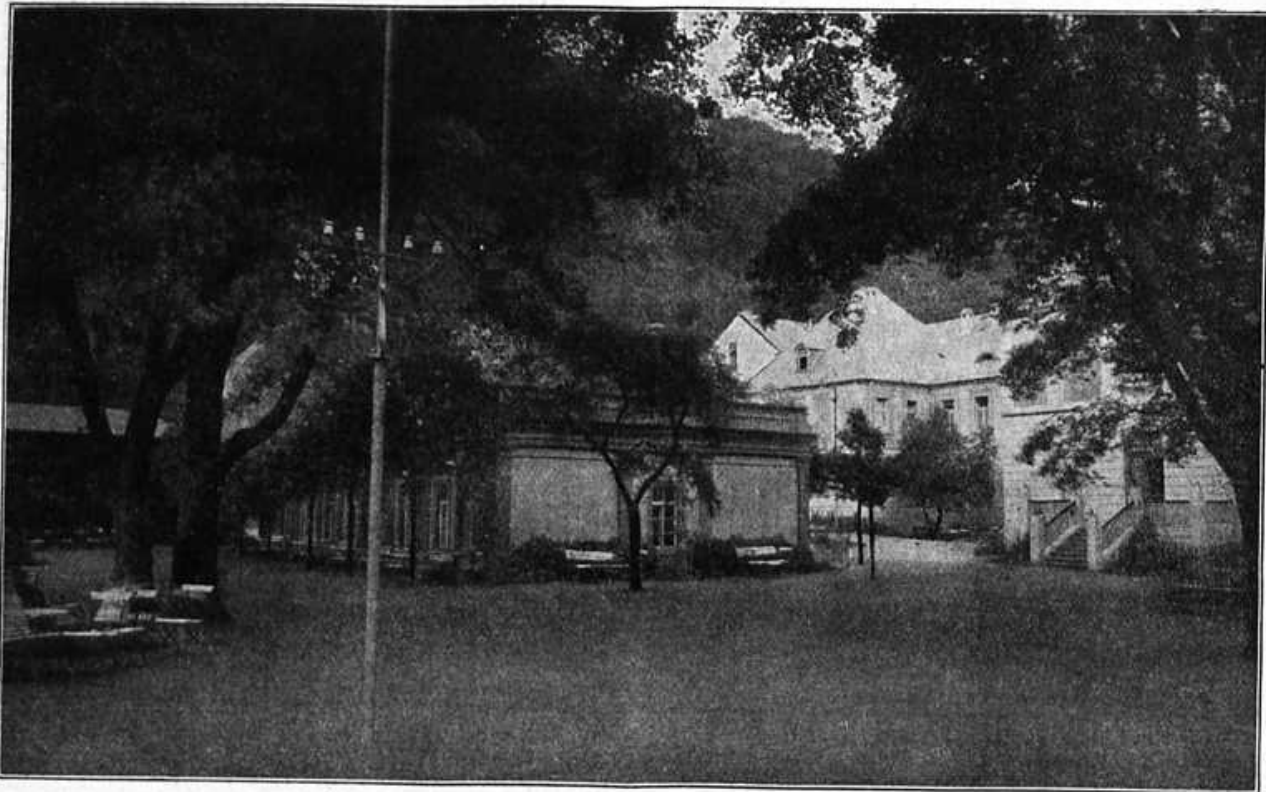
helleres Licht rücken. Es fand sich eine Terrassenstützmauer aus früher Zeit, mit abwechselnd halbrunden und viereckigen Nischen und mit Halbsäulen versehen, aus Kalksteinen in bemerkenswert guter Technik aufgeführt und an den Ecken mit halbkreisförmigen Widerlagern verstärkt, wie wir sie hier am Amphitheater kennen. An einer Stelle konnte ein kleiner Rest von Netzmauerwerk, dem sogen. opus reticulatum; noch festgestellt werden, eine eigenartige Bauweise, die in den Bauten der Kaiser in Rom eine große Rolle spielt, an einer andern ein großes Quaderlager von der Art, wie sie in den Barbarathermen in größerer Zahl vorhanden sind.

Die Terrasse hat dieselbe Mittelaxe wie der Tempel, beide gehören also zusammen. Während die nördliche Seitenfront rechtwinklig auf den Berg zuläuft, bildet die

weiterem Abstand von dem Bach und ist die Umfassungsmauer eines weiten Berings, dessen volle Ausdehnung nicht mehr ganz festzustellen ist.

Im Zusammenhang hiermit wurde auch die Tempelruine weiter aufgeklärt. Es liegen unter dem Tempel einige, in schräger Richtung zu ihm laufende ältere Mauern, an denen charakteristisch frühe Scherben aufgesammelt wurden, vermutlich Reste einer frühen Tempelanlage. Das Fundament der Säulenstellung, die die erhaltene Tempelruine umgibt, ist einmal durch eine zweite starke Fundamentmauer verstärkt worden, ein Zeichen dafür, daß die Erdrutschungen, die heute noch an dem wasserreichen Abhang beständig drohen, auch im Altertum schon gelegentlich die Bauanlage gefährdet haben.

Die erhobenen Fundstücke beschränken sich auf Bruch-



Badehaus in Vertrieh.

südliche einen stumpfen Winkel und richtet sich in ihrem Lauf nach dem Irrbach, der aus der Schlucht hinter dem Tempel mit starkem Gefälle hervorquillt. Die Terrasse ist in einer späteren Zeit verbreitert, indem die Front ein bedeutendes Stück vorgeschoben wurde, und vorn eine neue, auffallend starke Stützmauer erhielt. Von dieser rühren die Terrassenstufen her, die im Vorjahre beobachtet wurden. Der Zwischenraum zwischen beiden Stützmauern ist mit zahlreichen Verbindungsmäuerchen, die in gleichen Abständen stehen, ausgefüllt. Zwischen diesen beiden Bauperioden muß eine dritte liegen, in der die erste Stützmauer schon ganz verfallen und ganz aufgegeben zu sein scheint. Aus dieser Zeit muß eine schwächere, mit Strebepfeilern versehene Mauer stammen, von der die früheren Grabungen schon mehrere Stücke kennen gelehrt hatten. Sie läuft parallel mit der schrägen südlichen Seitenwange der ersten Terrasse, aber in etwas

stücke marmorner Wandbekleidungen, sehr spärliche und kleine Reste von Architektur, einige wenige Bronzefibeln, aber viele Scherben, z. T. aus größeren Abfalllöchern.

Eine zweite Grabung, die sowohl mittelalterliche wie römische Reste umfaßte, wurde durch eine schöne Entdeckung veranlaßt, die bei dem Abbruch des letzten Restes des St. Maximin Klosters gemacht wurde. Während bis dahin die zahlreichen alten Architektur- und Skulpturreste aller Perioden, von denen der vorige Bericht sprach, nach Angabe der Militärbaubeamten immer nur in Wiederverwendung als Bausteine gefunden sind, wurde jetzt in einer der letzten noch stehenden Mauern in situ ein romantisches Portal gefunden, das allerdings ganz eingebaut und dick zugemauert, an einer Stelle auch durch einen Rauchzug durchbrochen war. Nachdem aber alle Zutaten, namentlich die Verschmierung mit Mörtel entfernt waren, erwies sich das ganze Portal mit seinem

reichen Rankenornament als in der Hauptsache gut erhalten. Es ist sogleich provisorisch restauriert und es besteht Aussicht, daß dieses schöne Ruinenstück als letzte Erinnerung an das Kloster Maximin an Ort und Stelle dauernd wird stehen bleiben können.

Aber auch das Mauerstück, in dem dieses Portal saß, erwies sich als besonders interessant und muß mit konserviert werden. Es ist mit durchlaufenden Ziegelschichten in einer ganz römisch anmutenden Bauweise aufgeführt. Die nähere Untersuchung machte es jedoch wahrscheinlicher, daß die Mauer eher in frühmittelalterliche Zeit zu setzen ist, was bei der Seltenheit von Bauweisen aus dieser Periode ihren Wert noch erhöht. Die Militärverwaltung gestattete die nunmehr unbedingt erforderliche Untersuchung des umgebenden Geländes, und es konnte festgestellt werden, daß die Mauer zum Kreuzgang des Klosters gehörte, von dem eine ganze Partie, auch mit Umbaupuren verschiedener Perioden freigelegt wurde. Darunter kamen zweifellos römische Reste, vielleicht von einem Wohnbau, zu Tage, was für die älteste Geschichte von St. Maximin von Wichtigkeit werden kann. Leider mußten die Arbeiten, als sie in bestem Gange waren, plötzlich eingestellt werden. Erst vor einigen Tagen hat die Militärverwaltung die Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Arbeiten wieder erteilt.

Gut erhalten, wenn auch heute fast ganz verschüttet, ist dieser Steinsodol bei dem großen Grabhügel, der zur Villa von Kennig gehört, der gleichfalls besucht wurde. Hier scheint auch das Innere des Hügels durchgraben zu sein, doch ist von dem Grabinhalt nichts mehr bekannt.

Für die Ringwallforschung konnte in diesem Jahre nichts gesehen. Eine geplante Untersuchung der alten Glasfabrikationsstellen auf dem Gelände der Hochmark bei Cordel mußte aus Mangel an Arbeitskräften aufgeschoben werden.

Im Bezirk hat das Museum nur eine Ausgrabung vornehmen lassen. Bei dem Bahnhof von Döckem an der Mosel wurde durch Abfahren von Kies ein römisches Gräberfeld zerstört, von dem einige Spuren schon beim Bau der Moselbahn und bei Anlage des Bahnhofes beobachtet waren. Die Gräber lagen sehr dicht und ziemlich flach unter der Grasnarbe und konnten verhältnismäßig leicht geborgen werden. Es wurden im ganzen 76 geschlossene Gräber erhoben. Die Arbeit wurde unter Leitung von Dr. Loeschke von zwei Museumsarbeitern besonders vorsichtig ausgeführt. Es war möglich, den Befund der einzelnen Bestattungen sehr genau festzuhalten, auch viele Gräber vor dem Ausnehmen photographisch aufzunehmen. Bei den zahlreichen Funden römischer Gräber in Trier, namentlich auf dem südlichen Gräberfeld von St. Mathias, ging die Aufdeckung und Ausräumung der Gräber fast immer so schnell vor sich, daß über die Aufstellung der Grabbeigaben selbst nur sehr selten genaue Beobachtungen gemacht wurden. Deshalb war es erfreulich, daß in Döckem auch diese Einzelheiten geprüft werden konnten. Diese genaue Aufnahme und die Geschlossenheit des Gesamtfundes verleihen der Grabung einen bestimmten Wert. Die Gräberstätte wurde bis zum letzten Rest ausgebeutet. Es lassen sich mehrere Perioden deutlich unterscheiden. Die ältesten Gräber sind noch ganz unrömisch; eins von diesen ist durch ein Grab der früh-römischen Zeit durchschnitten. Die größte Zahl der Grä-

ber gehört in julisch-claudische Zeit; die Bestattungen reichen aber bis ins 2. Jahrhundert hinein. Die Fundstücke konnten aus Mangel an Arbeitskräften noch nicht zusammengesetzt und hergestellt werden.

Auf Grund alter Ausgrabungsberichte, die noch nicht ausgenutzt sind, wurden im Bezirk eine Anzahl großer römischer Tumuli besichtigt und photographisch aufgenommen. Der wichtigste liegt südlich von dem Dorfe Stroßbüsch (Kreis Daun); er enthält im Innern eine aus Quadern zusammengefügte Grabkammer mit langem Zugang. Der Hügel ist im Jahre 1821 von Baurat Quednow ausgegraben, dessen mit guten Zeichnungen versehene Beschreibung das Provinzialmuseum besitzt. Das interessante Monument ist heute noch so gut erhalten, daß es mit Anwendung geringer Mittel leicht als Sehenswürdigkeit zugänglich gemacht werden könnte. Bei der Nähe von Bertrich würde es an Besuch nicht fehlen.

In dem gleichen Bericht erzählt Quednow auch die Ausgrabung einer Grabhügelgruppe bei Oberwinkel in der Nähe von Gillenfeld, die auch besichtigt wurde. Die schönen Glasgefäße, die dort gefunden wurden, werden im Provinzialmuseum in Bonn aufbewahrt. Mit freundlicher Unterstützung von Assistent Hagen gelang es auf Grund der Quednow'schen Zeichnungen, den gesamten Gräberinhalt von Oberwinkel wieder zusammenzustellen, um für das Trierer Museum wenigstens Photographien davon zu erhalten. Einer der Tumuli scheint einen Steinsodol zu haben, doch müßte der Befund, den Quednow schildert, durch eine kleine Grabung noch einmal nachgeprüft werden.

III. An Funden ist zu melden:

a) Stadt Trier. Hinter dem Schulhaus in dem neueingemeindeten Stadtteil Pallien auf dem linken Moselufer, wo eine größere Anzahl spätrömischer Gräber schon gehoben ist, wurde am 30. August noch ein Grab entdeckt und der Inhalt, zwei gut erhaltene Glasgefäße, durch den gerade auf Urlaub anwesenden Landsturmmann Museumszeichner Jooy geborgen.

Bei Wasserleitungsarbeiten am Nordende der Hornstraße in Pallien konnten noch weitere Gräber gerettet werden, ein Kindersarg mit einer stark zerbrochenen Henkelfanne aus Glas, ein zweites Grab mit fünf Tongefäßen spätrömischer Zeit, aus einem dritten, zerstörten Grab ein Schriftbecher.

In der Luxemburgerstraße beobachtete der Gymnast Boigt bei Gartenarbeiten einige Reste römischer Häuser; darüber lagen eine Anzahl von Skelettbestattungen ohne Beigaben, deren Zeitstellung ganz fraglich blieb.

Bei der Kanalisation zweier neuer Straßen im südlichen Stadtteil, die die Kapellen- und Nikolausstraße verbinden sollen, wurden zwei römische Ost-Weststraßen, im Abstand von rund 100 Meter laufend, mit den üblichen Resten römischer Häuser daran beobachtet. Unter den erhobenen Fundstücken ist nichts Besonderes zu nennen.

In der Thebäerstraße stieß man bei Ausschachtungen auf dem Grundstück der Wachwarenfabrik Hamacher auf einige römische Brandgräber; leider unterblieb die sofortige Meldung. Der Inhalt der Gräber kam in das Museum, ohne sichere Scheidung nach Gräbern.

Im Vorort Heiligkreuz wurden im Anschluß an die im Vorjahr ausgebeutete Stelle auf dem Grundstück des Stadtverordneten Lescher noch einige Bruchstücke zerstörter Grabmäler von rotem Sandstein eingesammelt.

In Zurlauben kamen beim Abbruch einer Gartenmauer zwei kleine Relieffiguren aus Jurakalk zum Vorschein, die eine nur im Unterteil, die andere aber bis auf den Kopf gut erhalten; es sind schlicht gewandete Gestalten aus romanischer Zeit. Der Finder, Architekt Schmelzer, überwies dieselben in dankenswerter Weise dem Museum.

In der Dorenstraße wurde bei einer Straßenregulierung der Unterteil einer Grabplatte eines Ritters gefunden. Erhalten waren nur noch die Füße mit der Umschrift *qui obiit anno dmi MCCCXXX*. Er soll mit einem zweiten Bruchstück, von dem nichts mehr festgestellt werden konnte, aus dem Fundament einer zum ehemaligen Klarissenkloster gehörigen Mauer stammen. Infolge der nicht genügenden Anweisungen der städtischen Mithilfsarbeiter sind die Stücke zerschlagen und abgefahren worden.

Die archäologische Beobachtung und weitere Befolgung der Funde, die bei den Restaurierungsarbeiten der St. Mathiaskirche gemacht wurden, sind auch im Berichtsjahre fortgesetzt worden. Es wurde die Erforschung der Reste unter der neuen Sakristei zu Ende geführt und zwischen den römischen Grabkammern und dem romanischen, später gotischen Kapitelsaal noch Spuren einer älteren mittelalterlichen Bauperiode festgestellt. Sie scheinen zeitlich zusammen zu gehören mit einem im rechten Winkel umbiegenden Gang, der im Innern der Kirche im südlichen Querschiff festgestellt wurde, von dem auch im Kreuzgang noch Reste nachweisbar sind. Es scheinen hier Teile der ältesten Klosteranlage gefunden zu sein; auf die Vervollständigung dieser Beobachtungen wird bei der weiteren Forschung besonderer Wert zu legen sein. Im südlichen Querschiff liegt darunter eine halbkreisförmige Mauer, deren Bedeutung nicht sicher festzustellen ist, weiterhin eine römische Kammer und Sarkophagreste, auch frei im Boden stehende Sarkophage. In einem der am tiefsten liegenden fand sich noch eine römische Tonschale; also liegt hier sicher noch eine heidnische Bestattung vor. Die Leitung der Grabungen hatte Dr. S. Voelcke. Eifrige Beihilfe leistete auch in diesem Jahr wieder Baurat Kutzbach, Regierungsbaumeister a. D., der im besondern auch das aufgehende Mauerwerk, ehe es neu verputzt wurde, untersuchte. Auf seine Veranlassung wurden die errichteten Gerüste benutzt, um von hochgelegenen, schwer erreichbaren Architekturteilen, Konsolen, Ornamentstreifen u. a. Abgüsse zu machen. Bei den Arbeiten entdeckte er an der Nordfront eine zugemauerte alte Tür, die ehemals auf eine Friedhofskanzel führte. Die Reste dieser gotischen Kanzel waren zur Vermauerung der Tür verwendet und sind jetzt in dem kleinen Museum der Kirche geborgen. Zurzeit müssen die Restaurierungsarbeiten an der Kirche und damit auch die Grabungen ruhen.

Auf dem Friedhof selbst unternahm das Museum auf Anregung von Baurat Kutzbach eine Nachgrabung nach den Fundamenten der am Ende des 18. Jahrhunderts abgerissenen St. Materuskapelle, soweit die Bealauna des Friedhofes die Untersuchung

gestattete. Die Arbeit erwies sich in dem sehr durchwühlten Boden als sehr schwierig; die Fundamente sind vielfach bis auf den letzten Stein entfernt, doch läßt bei genauerer Beobachtung die Baugrube noch die Linie der ehemaligen Mauerzüge erkennen. Interessant sind auch hier wieder römische Kammern unter den mittelalterlichen Fundamenten. Die Untersuchungen sind noch nicht ganz zu Ende geführt.

b) Bezirk Trier. Bei einer Besichtigung der Höhe zwischen Wehlen und Lieser bei der Pauluskapelle, wo mehrere römische Wasserleitungen gefunden, aber noch nicht zu Ende untersucht sind, wurde im Feld ein Steinbeil gefunden, ein Beweis, daß dieses wasserreiche Plateau schon in früher vorgeschichtlicher Zeit besiedelt war.

Zwischen dem Dorfe Laufeld und der zugehörigen Bahnstation liegt ein Gelände, auf dem schon im Jahre 1887 mehrere vorgeschichtliche Gräber entdeckt wurden. Es gehört jetzt der Schokoladenfabrik Sarotti in Berlin. Der Pächter, Ortsvorsteher Gessinger, stieß am 7. Febr. beim Tiefpflügen auf alte Tongefäße und benachrichtigte sofort telephonisch das Museum, so daß schon am folgenden Tage die Fundstelle besichtigt und die nötigen Anordnungen für die Bergung der weiter zu erwartenden Funde gegeben werden konnten. Es sind im ganzen 22 Grabstellen ermittelt; die meisten enthalten mehrere Gefäße, die in eine größere Urne gestellt sind. Es scheint ein Gräberfeld der späteren Hallstattzeit zu sein. Doch war es noch nicht möglich, die Gefäße zusammenzusetzen und im einzelnen näher zu bestimmen.

Der bedeutendste Fund, der in diesem Jahre gemacht wurde, und dem sich seit langem nichts gleichartiges in unserem Bezirk an die Seite stellen kann, wurde am 31. Juli im Gemeindewald von Dezem erhoben. Es ist ein Schafjund römischer Bronzegegenstände, der bei Regulierung eines vor einigen Jahren neu angelegten Weges, der hier ein Stück der einige Meter entfernt laufenden Römerstraße kreuzt, zum Vorschein kam. Der Fund wurde von Förster Reichert in Büdlicherbrück, unter dessen Aufsicht ihn zwei Waldarbeiter gemacht hatten, sogleich mit genauen Angaben gemeldet. Er setzt sich zusammen aus vier Götterstatuetten, zwei figürlichen Gefäßen, einer Schnellwage, einer Lampe, einem Tintenfaß und einem Kastenriff besonderer Form, außerdem zahlreichen Beschlagstücken und dergleichen. Die Einzelaufführung wird unten gegeben. Für die Deutung des Fundes sind von Wichtigkeit ein viereckiges Stück Rohkupfer, ein kleiner Bronzebarren und mehrere eiserne Werkzeuge. Die Fundstelle wurde unter Aufsicht am 15. August noch einmal ausgegraben, auch die verstreute Erde ringsum genau untersucht. Dabei fand sich noch ein Eisenstäbchen, eine kleine Bronzefette und ein Stück Bronzeblech. Die Grabung stellte fest, daß die Fundstelle sich auf einen kleinen Raum von circa 60×40 Zentimeter und 30 Zentimeter Tiefe beschränkt; ringsum war reiner unberührter Boden. Die Gegenstände scheinen in einer Kiste vergraben gewesen zu sein. Als Herkunftsort liegt es am nächsten die römische Villa anzunehmen, die etwa 650 Meter von der Fundstelle nach Osten entfernt im Distrikt Hostert im Jahre 1880 teilweise ausgegraben ist. Die Stelle ist heute dicht mit Niederholz bewachsen, doch sind die römischen Mauerzüge, Hypokausten und dergleichen heute noch festzustellen. Der Fund wurde auf Grund der gefest-

lichen Ablieferungspflicht gegen eine entsprechende Entschädigung vom Museum erworben. Die Gemeinde Dekem überwie die ihr als Grundeigentümerin zustehende Hälfte der Entschädigung zu gleichen Teilen dem Vaterländischen Frauenverein und dem Roten Kreuz.

In G i l l e n f e l d wurden im Winter in der Nähe des Bahnhofes beim Abschürfen eines Abhanges in geringer Tiefe römische Gefäße, offensichtlich von Gräbern herrührend, gefunden. Leider unterblieb die vorgeschriebene Meldung zunächst ganz. So ist ein in Scherben geschlagenes Gefäß ganz verloren, auch sonst fehlt jede nähere Beobachtung. Die drei erhaltenen Gefäße wurden im März dem Museum zur Verwahrung übergeben. Es sind die üblichen Proben der Keramik des 1. Jahrhunderts, eine schwarze Schale einheimischer Technik, eine kleine hellgraue Terranigra-Urne und eine Tonflasche, etwas ungewöhnlich in Form und Farbe. Die Fundstelle muß noch nach weiteren Gräbern untersucht werden.

Förster Stein aus Oberreidenbach meldete aus dem G e m e i n d e w a l d S i e n den Fund anscheinend einer römischen Wohnstätte, von der Glas- und Tonscherben eingesandt wurden. Es war noch nicht möglich, die etwas entlegene Fundstelle zu besichtigen und den Charakter des Fundes genau zu bestimmen.

Der Fund einer römischen Säulentrommel bei N e u h a u s, der gemeldet wurde, stammt von einer Stelle, an der die Reste einer römischen Villa schon mehrfach bezeugt sind.

Mittelalter und Neuzeit. Bei einer Besichtigung des Neuerburger Kopfes, des isolierten auffallenden Bergkegels östlich von Wittlich, konnten Spuren römischer Besiedlung, die dem Berge zugeschrieben wird, zunächst nicht festgestellt werden; dagegen wurde ein größerer Bestand mittelalterlicher Scherben eingesammelt aus der Zeit, als der Berg als Burg besetzt war.

Einen nicht uninteressanten Ausgrabungsfund machte Pfarrer emer. Ulrich aus Scheidt (Kreis Saarbrücken) bei G o s s o n t a i n e. Hinter einem, mit einer Hand in Relief versehenen Grenzstein, dessen Inschrift S. J. wohl als St. Johann zu lesen ist, ragte ein roter Sandstein heraus, der sich nach Freilegung als der Torso einer Jünglingsstatue erwies. Sie erinnert in Haltung, Körperform und Gewandung an einen römischen Merkur, ohne daß Attribute eine sichere Bezeichnung gestatteten. Dabei sind noch einige weitere, fast unkenntliche Statuenbruchstücke zum Vorschein gekommen. Römische Kulturreste, Scherben und dergleichen sind in der Umgebung nicht gefunden. Dagegen haben sich in der Nähe Anlagen der ehemaligen Landesherren, der Fürsten von Nassau-Saarbrücken befunden. So ist es nach dem Eindruck, den der Torso macht, und nach den Fundumständen am wahrscheinlichsten, daß es sich hier um einige Reste von Gartenfiguren der Barockzeit handelt.

In der Stadt W i t t l i c h wurde am 13. April von Erdarbeitern bei Legung eines Kanalstranges ein größerer Fund von Goldmünzen des späten Mittelalters gemacht. Nach anfänglicher Unterschlagung und Veräußerung einer Anzahl Münzen wurden schließlich noch 109 Goldstücke wieder zusammengebracht. Der größte Teil waren Luxemburger Stücke, aber alles Prägungen aus Ungarn und Böhmen, dazu Zehinen von Venedig und andere italienische Münzen. Für die Trierer Münzsammlung kamen nur zwei in Betracht, das königliche

Münzkabinett in Berlin erwarb 32 Stück als Stempelvarianten bereits vorhandener Exemplare.

An **Zuwendungen**, unser Vereinsgebiet betreffend, sind folgende Summen bereits verwandt worden, teils stehen sie noch in Aussicht. Es handelt sich zu meist um Sicherung und Wiederherstellung folgender Baudenkmäler:

Der Kapelle in D o s 200 M, später noch weitere 200 M; der Pfarrkirche in M e t t e r n i c h 765 M, der Reste einer römischen Villa in A h r w e i l e r 150 M, später noch 150 M; der Pfarrkirche in O b e r b r e i s i g 579 M, später noch 320 M; der Pfarrkirche in M u s s e n d o r f 500 M, später noch 800 M; der Pfarrkirche in W y l e r 1500 M, der Pfarrkirche in F r o n s f e l d 1000 M, später noch 400 M; der Burgruine N i e d e r m a n d e r s c h e i d 30 M, der Apollinariskirche in R e s m a g e n 5000 M, der Kirche in R e h l i n g e n 1500 M, der Burgruine R o t h b e r g 85 M, des Torbaues in S e i s t e r b a c h 1000 M, des Pallont'schen Hochgrabens in B u r g r e u l a n d 90 M, der mittelalterlichen Stadtbesetzung in B e r g h e i m, der Elzbrücke zu M o n r e a l 500 M; der Stadtbesetzung in Z ü l p i c h 5000 M, des Matronenheiligtums in P e i c h 1950 M, der Abteikirche in C o r n e l i m ü n s t e r 2400 M, der Burgruine P y r m o n t 2500 M, der Abteikirche St. Matthias in T r i e r 12 000 M, später noch 1200 M; der Ruine von S i m m e r o d 1263 M, der alten Pfarrkirche in I d e g u n d 200 M, der Burgruine B l a n k e n h e i m 250 M, der Stadtbesetzung von M ü n s t e r e i f e l 240 M, der Stadtbesetzung in M a y e n 550 M, später 4000 M; des Vadener Münsters (für Ausgrabungen) 1000 M, des Grabmals in der Stiftskirche zu M ü n s t e r e i f e l 396 M, der Burgruine M ü n s t e r e i f e l 283 M, der Frauirche bei T h ü r (Kreis Mayen) 722 M, der alten Stiftskirche in M ü n s t e r m a i f e l d 10 000 M und 2. Rate 10 000 M; der Burgruine in R h e i n b a c h, der Fassade des Franziskanerinnen-Klosters in C u p e n 2000 M, der Klosterkirche in C l a u s e n 4200 M.

Von Zuwendungen zur Förderung der gewerblichen Tätigkeit seien für das Vereinsgebiet erwähnt:

Für die Haushaltungs- und Gewerbeschule in C u p e n 3500 M, für die Gewerbeschule in T r i e r 10 000 M, für die Eifeler Drahtwarengenossenschaft 400 M.

Ergiebige Eifeler Schwarzwild-Jagden.

Auch im Jahre 1916/17 ist der Kampf gegen das unsere Feldfluren schädigende Schwarzwild mit Erfolg durchgeführt worden. Bei der viele Wochen hindurch andauernden Schneelage hat eifriges und sicheres Eintreiben der Sauen es möglich gemacht, daß sowohl auf Privatjagden, wie bei den amtlichen Polizeijagden unter Verwendung der staatlichen Meutehunde innerhalb des Regierungsbezirks Trier in Staats-, Gemeinde- und Privatjagden 873 Stück zur Strecke gebracht werden konnten. Dieses Ergebnis überschreitet dasjenige des Vorjahres, welches mit 629 Stück nur gut genannt werden konnte, um 244. Von der Gesamtzahl der erlegten Sauen entfallen auf die am meisten dem Wildschaden ausgesetzten Eifelkreise Daun 117, Prüm 126, Wittburg 74 und Wittlich 172, zusammen 489. Der ausgezeichnete Erfolg des Jahres 1916/17 ist neben der eifrigen Beteiligung der Jagdpächter, soweit sie nicht zum Heere eingezogen sind, in der Hauptsache der eifrigen tagtäglichen Spürarbeit der wenigen älteren in der Heimat zurückgebliebenen Forstbeamten und Kreiser zu danken, die mit ganzer Kraft ihrer

Dienstplicht zum Schutze des heimischen Aders dem Schwarz-wilde Abbruch zu tun nachkamen. Auch die Strecke an Rotwild in den in Betracht kommenden Gebieten der Eifel muß für das letzte Jahr als gut bezeichnet werden; soweit bekannt geworden ist, betrug das Ergebnis 145 Stück, von welchen 92 auf das Waldgebiet links der Kyll und 53 auf dasjenige rechts der Kyll entfielen.

De Eefele Frau em Kreeg

von Lehrer Hub. Kamps, Cöln a. Rh.

Et woe em Aent un esu heef,
De Krohe dähte jappe,
Ban Stien un Bade tröpsch de Schweef,
No Luet moht mäneche schnappe.

Om Weefeseld noh bei em Dörreb,
E Möhnche woe am Haue,
Irad maht et sich de Sechel schärreb,
Un däht sich düchtig zaue.

„Jott hälleb Ach!“ säht ich, „schned et joht?
Nu doht Ach ens jett reifste!
Dä Weef, de steet, et öß en Stoot,
E könnt komm stoon noch beifste.“

Datt Möhnche woosch möm Schözzelömp
Us dem Gesech de Troppe —
Un tel mich ahn — so trurig frömb,
Et häß dat däht me kloppe.

Öß datt datt ahl joht Rohbesch Steng,
Dat ömme pudellöstig,
Mött Doge kloer wie Sonnescheng,
Mött aachzig Joe noch röstig?

„Jo,“ säht et stoll, „dä Weef steet schön,
Datt lött vam johde Möhte,
Et öß kenn einzig Vestel dremm,
Datt jett en dressig Söhte.“*)

Och, hätt dä Heim datt noch geseen!
De weef, dä feel em Wöngte,
Nu steet öß ärem Nieß alleen
Mött sebbe keene Köngde.

Drömm hällepe ich, su joht ich kann,
Ich senn noch net verschlöffe.
Ich ka noch werke wie ne Mann,
Un hahn e joht Gewöffe.“

Et wönt möm Kopp un johf sich drahn —
Dä Hällem dähte ruusche —
Su lang me su en Fraue hahn,
Dohn me mött kenem tuusche!

*) Söhte-Sester Fruchtmaß.

Feldpostfahrten durch Eifel und Ardennen.

Von Wilhelm Becker (B.-P.-N. 10).

Als unsere Truppen durch Belgien zogen, als Lüttich und Namur in unseren Händen waren und die siegreichen Heere schon nach dem Norden Frankreichs vorstießen, war die Beförderung der Feldpost von der Heimat zum Feldheer noch wenig in geregelte Bahnen gekommen. Einesteils lag das an der großen Inanspruchnahme der dahin führenden Schienenwege durch Truppentransporte und anderenteils scheinen militärische

Beweggründe einer schnelleren Entwicklung der Feldpostbeförderung nicht förderlich gewesen zu sein. Wer hätte auch vor dem Kriege an den gewaltigen Umfang, den die Feldpost schon bald nach der Einrichtung annehmen würde, gedacht?

Als Zeitpunkt für die Feldpost an eine Armee kam anfangs Aachen in Betracht. Die Beförderung der Post von dort nach Belgien und zwar nach Lüttich geschah durch das Bahnpostamt 13, bis sie am 8. September 1914 an das Bahnpostamt 10 in Köln-Deutz übergang. Von diesem Tage an ist die größte Masse der nach dem Westheer auf gekommenen Feldpost von diesem zuerst in langen und manchmal schwierigen, später aber meist in schnellen und glücklich verlaufenen Fahrten an die Front gebracht worden. Der Schreiber dieser hat es sich nicht entgehen lassen, die Begleitung der ersten von Köln-Deutz abgehenden Feldpostfahrt auszuführen.

In der Nacht vom 7. zum 8. September 1914 wurde mit dem Verladen der Post begonnen. Ein geräumiger Bahnpostwagen stand zur Verfügung, der bald mit Posten bis unter die Decke angefüllt war. Platz war nur an den Türen zunächst des Briefraums und in letzterem knapp zur Unterbringung der vielen Geldbriefbeutel vorhanden. An eine genaue Trennung der Postfächer für die einzelnen Formationen war wegen des Raummangels nicht zu denken und mußte der Abnahmestelle bei der Ankunft überlassen werden. Unangenehm bemerkbar machte sich bei der Uebernahme die Menge der Geldbriefbeutel und der dazu gehörigen Papiere. Wurden doch damals noch von jeder Postsammlung bei Bedarf Geldbriefbeutel gefertigt. Durchweg enthielten sie nur wenige Sendungen mit geringen Wertbeträgen und waren nichts anderes als Ballast, der überall hinderlich war und leicht Verlustfälle ermöglichte. Glücklicherweise ist man später dazu übergegangen, die Zahl der Geldbriefbeutel dadurch einzuschränken, daß die Abienung der Wertfächer nach dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz nur durch je eine Postsammlung, auf die derartige Sendungen nach Maßgabe ihrer Bestimmungsstelle zu leiten sind, ausgeführt wird.

Ueber den Weg, den die erste Feldpostfahrt nehmen sollte, bestand nur bis Lüttich ziemliche Klarheit. Die Eisenbahnstraße Köln-Herbesthal war gesperrt und es sollte versucht werden, über Remagen-Gerolstein-Malmedy nach Lüttich zu gelangen. Um 5,6 Uhr des Morgens fuhr der Feldpostwagen mit dem Militärzuge nach Remagen. Helllichter Tag war es schon, als der Zug dort eintraf und der Bahnpostwagen abgehängt wurde. Goldig war die Sonne aufgegangen und warm schien sie in unseren Wagen. Mein Begleiter war ein tüchtiger Oberschaffner, der es verstand, nicht allein die dienstlichen Arbeiten gründlich zu verrichten, sondern auch für unser leibliches Wohl in geeigneter Weise zu sorgen. Die Fülle der Arbeit hatte es uns bis dahin unmöglich gemacht, etwas zu genießen. Nun kam der Appetit. Erst wurde noch mit dem Stationsbeamten Rücksprache wegen der Weiterbeförderung genommen und als nach dessen Angabe vorläufig kein Zug für die Ahrbahn gemeldet war, konnte der Appetit gestillt werden. Nach dem Frühstück kam das Warten. Zwischendurch lief ich denn verschiedentlich zu den Eisenbahnbeamten, um über die Weiterbeförderung etwas zu erfahren, und regelmäßig kam ich, ohne genauen Bescheid erhalten zu haben, wieder zurück. Es hieß sich nun in Geduld üben, und Geduld haben die Feldpostfahrer im Laufe der Zeit gelernt. An der Wagentür sitzend bemerkte ich plötzlich weithin im Gleisfeld einen Zug mit Militär, der aus der Richtung von Köln kam und jedenfalls der Ahr entlang weiterfahren sollte. Schnell war ich aus dem Wagen, sprang über die Gleise und erwischte glücklich einen Eisenbahnbeamten, der meiner Bitte, diesem Zuge mit dem Bahnpostwagen angehängt zu werden, entsprach. Der Zug bestand aus vielen Wagen, Personen- und Güterwagen durcheinander und beförderte ein Bataillon eines Magdeburgischen Infanterie-Regiments. Unser Bahnpostwagen kam an den Schluß des Zuges. Vor uns liefen offene Güterwagen, auf denen die Fahrzeuge des Bataillons geladen waren und die noch Platz genug zum Aufenthalt von Mannschaften boten. Wo ein Eckchen frei war, da hatten sich die jungen Sol-

daten niedergelassen, rauchten und schwakten. Hin und wieder stieg auch ein Lied in die Luft und gab der Begeisterung, die in den jungen Herzen steckte, Ausdruck. Mit Entzücken betrachteten die Soldaten die Landschaft, durch die wir nun in langsamer Fahrt dahinzogen. Kein Wölkchen am Himmel, klar die Luft und sonnig warm, so zeigte sich uns der Tag. Es war ein Tag, den man so leicht nicht vergißt. Draußen eine Gegend, wie sie selten zu finden ist, und drinnen in den Menschen das Hochgefühl der Vaterlandsliebe. Neuenahr wurde erreicht. Der Kurpark grüßte herüber. Versuche, den Mannschaften etwas Trinkbares hinüberzuschmuggeln, scheiterten an der Aufmerksamkeit der Bahnhofswache. In Uhrweiler gab es noch einmal Halt und dann ging es langsam weiter. Walporzheim, Dernau, Mayschoß sahen wir liegen, Weinberge mit den reisenden Früchten in greifbarer Nähe und an der Strecke Grüße zwinkende Menschen. Tunnel folgte auf Tunnel, gut bewacht von bärtigen Landstürmern, die sich ihr Heim in der Nähe gebaut hatten. Vom Zuge aus konnte man hineinschauen in die Bretterhäuschen, die die Lagerstätten, nur aus Stroh hergerichtet, und zuweilen auch groß gemauerte Bänke und einen Tisch enthielten. Geschmückt mit Fahnen und grünem Laub waren sie aber meistens und wo der Platz es gestattete, hatte man Bänke und Tische im Freien aufgeschlagen. Hinter Hönningen änderte sich das Bild, es ging immer mehr die Höhe hinan und die Landschaft bekam Heidecharakter. Würzig und herb war die Luft, aber die Sonne blieb uns hold. Von Uhrdorf, wo angehalten wurde, fuhren wir weiter nach Hillesheim, das wir lange vor uns sahen, aber erst auf Umwegen talwärts erreichten. Bald wurden die Gleise der Hauptstrecke Köln-Trier sichtbar und vorsichtig fuhr der Zug bei Pelm in die weitläufigen Gleisanlagen, die zwischen Jünkerath und Gerolstein entstanden waren und nun dem Massenverkehr der Truppen zugute kamen. Zum Bahnhofsgebäude in Gerolstein war es von der Haltestelle unseres Zuges noch eine weite Wegstrecke. Ich mußte hin, zwischen den Gleisen durch und über Steingeröll, galt es doch Auskunft über die Weiterfahrt zu erhalten und das Bahnpostamt telegraphisch oder durch Fernsprecher zu benachrichtigen. Die Gleise waren weithin sämtlich besetzt von Zügen. An einem Zuge kam ich vorbei, der Kavallerie wegzuschaffen hatte. Die Uniform der Kavalleristen fiel mir auf und als ich weiterforschte, erfuhr ich, daß es württembergische Dragoner waren, die schon im Elsaß gekämpft hatten und auf dem Wege nach dem äußersten Flügel im Westen waren. Andere Züge führten Infanterie und wieder andere Artillerie. Es war wie ein großes Heerlager da draußen auf dem Verschiebebahnhof in Gerolstein. Die Ruine der Burg der Herzöge von Gerolstein lag friedlich vor uns und nach Süden zu zog sich die plätschernde Kyll wie ein silbernes Band an den Dolomittfelsen vorbei.

Der Bahnhofskommandant war, als ich zu ihm kam, umlagert von Transportführern; jeder wollte am schnellsten fort und auch etwas sicheres wissen. Ich durfte mit meinem Bahnpostwagen am Zuge bleiben, der nach Lommersweiler geführt und nähere Bestimmung abwarten sollte. Nach einiger Zeit setzte er sich denn auch wieder in Bewegung und wandte sich der Schneifel zu. Jetzt kam unser Mittagessen, allerdings etwas verspätet, an die Reihe. Zu trinken hatten wir nur das, was wir mit uns führten. Wir hatten nämlich unterwegs, da wir fast immer außerhalb der Bahnhöfe Halt gemacht hatten, für eine Auffüllung der Trinkvorräte nicht sorgen können.

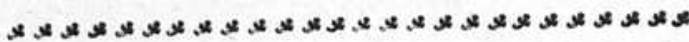
Ueberrascht waren wir von der Schönheit der Eifelgegend, die wir durchfuhren. Obst sah man in Fülle allenthalben. Nach längerer Fahrt kam Prüm in Sicht. Das massige Gebäude des bischöflichen Konvikts in erhöhter Lage und die wichtigen Formen der alten Abteikirche boten ein interessantes Bild; eingebettet zeigte sich Prüm zwischen vielen und gut gepflegten Gärten. Was uns aber besonders auffiel, das war die aus dem Herzen kommende Begrüßung der Truppen durch Jung und Alt an den Bahnhöfen und überall, wo wir an Eifelhäusern und Eifelbewohnern vorbeifuhren. In Lommersweiler erreichte uns die Nachricht, daß der Zug weiter nach St. Vith und Weismes fahren sollte. Ich begrüßte die Nachricht mit Freuden, da ich

sonst, wenn der Zug den Weg nach Ulflingen genommen hätte, mit meinem Bahnpostwagen in Lommersweiler zurückbleiben und auf eine andere Gelegenheit zur Weiterbeförderung hätte warten müssen. Die Strecke nach Ulflingen sahen wir auf den Bahnhof in Lommersweiler abzweigen und in einem Tunnel verschwinden. Mittlerweile kam der Abend. Unter Jubel der Bevölkerung lief der Zug in St. Vith ein. Warme Getränke und Körbe voll Butterbrote standen für die Truppen bereit. Liebe Mädchen eilten von Wagen zu Wagen und teilten mit vollen Händen aus. Auch wir im Bahnpostwagen am Schluß des Zuges konnten uns ihrer Gefebfreudigkeit nicht erwehren und mußten ihre Gaben annehmen. Herrlich mundete das frische Eifelbrot und schön war das Bier, das wir unterdessen aus einer Brauerei im Ort hatten holen lassen.

Ein dreifaches Hoch bei der Abfahrt für die guten Bürger von St. Vith, ein Händedrüken und Abschiednehmen, dann noch ein Winken aus der Ferne und St. Vith lag hinter uns. Bald kamen wir nach Weismes und bogen ab nach Malmedy. Die untergehende Sonne beleuchtete noch das schöne Städtchen. Ich sollte hier noch einen Eisenbahngüterwagen mit Feldposten von Andernach für eine andere Armee übernehmen. Er war noch nicht da und ehe durch Fernsprecher festgestellt werden konnte, daß er nicht abgehandelt worden war, war unser Zug verschwunden und der Bahnpostwagen an den Güterschuppen gestellt worden. In liebenswürdiger Weise half mir der Postmeister von Malmedy, leistete mir Gesellschaft und erzählte mir aus den ersten Tagen der Mobilmachung, in denen ein Vorstoß feindlicher Kräfte nach Malmedy nicht ferngelegen hat. Dunkel war es schon, als unser Bahnpostwagen einem Zuge, der eine Maschinengewehr-Kompagnie mit sich führte, angehängt wurde. Langsam ging es nun die Höhe hinan der belgischen Grenze entgegen. An Weiz fuhren wir vorüber, in Masta gab es Halt. Scharf klangen auf einmal die Befehle für das Militär, die Gewehre zu laden, Lampen zu löschen und Sicherung zu treffen. Wir waren in Feindesland. Die aufgewiegelte Bevölkerung hatte mehrmals auf vorbeifahrende Eisenbahnzüge geschossen und anderwärts waren Gleise und Brücken zerstört worden. Da hieß es Vorsicht üben. Die Station in Masta verwaltete ein junger Eisenbahner aus Köln mit einem Eisenbahnarbeiter. Neben dem Dienstzimmer hatten sie sich Küche und Schlafraum zum Teil mit Hilfe von Möbeln aus der verlassenen Wohnung des belgischen Eisenbahnbeamten eingerichtet. Lebensmittel erhielten sie noch genügend aus dem Dorfe. Bitter klagten sie, ohne Verbindung mit der Heimat zu sein. Postfächer konnten sie nur erhalten, wenn sie sich solche nach Malmedy postlagernd schicken und von dort durch Zugführer oder andere Bahnbeamte bei Gelegenheit abholen ließen. Ebenso übel waren damals noch die armen Landstürmer dran, die in den besetzten Gebieten an den Bahnen Wache standen und nachrichtenhungrig bei den vorbeifahrenden Zügen um Zeitungen anhielten. Inzwischen stand unser Zug noch immer in Masta. Von Stavelot blieb die Meldung, daß er kommen könne, aus. Der Gesprächsstoff war nach und nach auch zu Ende gegangen, und Müdigkeit machte sich überall bemerkbar. Die Mannschaften hatten sich, soweit sie nicht zum Sicherheitsdienst bestimmt waren, in die Abteile und in die Güterwagen zurückgezogen und schliefen bald. Mein Begleiter und ich schliefen abwechselnd. Im Schlaf merkte ich, daß unser Zug sich in Bewegung setzte und langsam weiter dampfte. Vorsicht war dabei gewiß dringend vonnöten, da die Signale fehlten und immer eine Störung zu erwarten war. Stavelot lag ganz im Finstern, der Bahnhof war nur notdürftig beleuchtet. Weiter ging die Fahrt nach Trois-Ponts. Zwischen steil aufsteigenden Felsen waren die Bahnanlagen eingebettet. Auch hier wieder längerer Aufenthalt. Ich erwachte erst wieder, als der Zug das Durthe-Tal hinabfuhr und die Sonne aufgehen wollte. Welch schönen Anblick genoß ich nun. Das Tal voll Nebel, den nach und nach die Sonnenstrahlen durchbrachen und mir die Lieblichkeit der Landschaft zu Gesicht brachten. Gehört doch das Durthetal zu den schönsten Gegenden Belgiens. Teilweise fuhren wir am Fluß entlang, spürten Waldesluft und sahen viele reizende Landhäuser, die lieblich im Grünen lagen.

Gegen 8 Uhr morgens tauchte Lüttich auf. Gespannt auf unsere Einfahrt in den Hauptbahnhof hatte ich nicht bemerkt, daß wir kurz vor Lüttich von der Hauptstrecke abwichen und einen anderen Weg nahmen. Unbekannt war er mir und zu meiner Verwunderung landeten wir schließlich auf dem Bahnhof Kintempois, dem jetzigen Verschiebebahnhof Lüttich. Außergewöhnliches lag über dem Bahnhof. Die vielen Gleise besetzt mit Zügen, der Krieg hatte alles aufgewühlt und in Bewegung gebracht. Hier stand ein Zug mit Munition, dort kam einer von der Front und hatte nichts wie beschädigte Autos geladen, hinten fuhr ein Wagen an Wagen mit Truppen vorbei und dazwischen sächsisches Eisenbahnpersonal, das den Dienst versah. Leider hatte damals das deutsche Reinlichkeitsgefühl noch keine Wunder auf diesem Bahnhof bewirken können. Gräßlich sah es zwischen den Gleisen aus. Wie ich mich aufmachen wollte, zum Stationsbeamten zu wandern, lief dicht neben uns ein langer Zug mit Gefangenen ein. Der Zug hielt noch kaum, da sprangen die armen Kerle schon unbehindert von der Wachmannschaft aus den Güterwagen und hockten längs der Wagen zu einem Tun, das nicht schön war. Mir gab es genügend Gelegenheit, beim Anblick der vielen Rückansichten feststellen zu können, daß auch viele Farbige unter den Gefangenen waren. Als ich später einmal den Bahnhof wieder sah, war er gründlich geäubert. Unterkunftsräume für die Truppen und nicht zuguterletzt Aborte in genügender Anzahl waren geschaffen worden.

Mein Gang zum Stationsbeamten hatte Erfolg. Der Bahnpostwagen wurde einem Zuge, der zu der Armee fuhr, für die wir Post hatten, beigelegt und fuhr auch bald unter Begleitung des Oberhaffners ab. Ich fuhr mit der elektrischen Bahn nach Lüttich und dann auf dem Wege über Aachen nach Köln zurück. Was ich dabei erlebt habe, bleibt einer späteren Schilderung vorbehalten. Die Post, die ich nach Lüttich geführt hatte, erreichte ihren Bestimmungsort auf vielen Umwegen und unter großen Schwierigkeiten am 7. Tage. Der Begleiter tauchte erst nach 14 Tagen wieder in Köln auf.



Brüssel im 3. Kriegsfrühjahr.

Von H. J. Moesch in Brüssel.

Obwohl wir seit kurzem amtlich mit der Sommerzeit rechnen, haben wir es, soweit die Bitterung in Frage kommt, bis jetzt noch nicht ein Mal zum Vorfrühling gebracht. — Schnee-, Regen- und Hagelschauern wechseln mit kalten Winden aus allen Richtungen, vornehmlich aus Nordost, und wenn die noch kaum wärmende Sonne auf eine kurze Zeit zum Vorschein kommt, ist schon gleich wieder das Glas am Fallen, so daß wir seit der großen Kälte kaum jemals mehr als 24 Stunden trockenes Wetter hatten und das nur selten. Die Kohlenknappheit macht sich daher noch immer fühlbar, dies umsomehr, als auch Gasersparnis gefordert wird. —

Die Gärten sehen aus wie zu Beginn März. Baum und Strauch sind noch ohne Schmuck. Wohl lugen Blütenblättchen vielfach verstohlen und ängstlich aus den Knospen heraus, als wenn sie den Himmel um etwas Sonne bitten wollten, aber leider bleibt sie ihnen ver sagt.

Ebenso ist es mit den Menschen: Kaum jemals wurde der Lenz mit solcher Sehnsucht erwartet, kaum jemals tat ihnen etwas Stimmungshebung so not, aber nie wurde sie ihnen beharrlicher vorenthalten. Brüssel steht im Zeichen kalter, nasser, sonnenloser Tage und . . . verdrießlicher Gesichter. Die enttäuschende Bitterung wirkt um so drückender, als wir nach den mannigfachen Leiden des sehr strengen Winters einen schönen Frühling so gerne als Abschluß vieler gegenwärtiger Schwierigkeiten und als Vorboten eines gesegneten Jahres begrüßt hätten. Zur Ehre des Städtlers muß aber gesagt werden, daß er die Ungunst der Bitterung nicht zum wenigsten in warmem Mitgefühl für die Kämpfer bedauert. Wie häufig hört man die Redewendung: Für uns ist das weniger schlimm, aber für die armen Leute an der Front!!

Natürlich denken wir auch an die sehr rückständige Feldbestellung, aber während unser Mitgefühl für die Soldaten ganz und gar selbstlos ist, sind die Gefühle für die Herren Bauern sehr gemischt, denn manche von ihnen haben in rücksichtsloser Weise gewuchert. Unsere Wünsche für sie entspringen daher weniger einem herzlichen Mitgefühl als der Angst, daß eine verminderte Ernte einen um so stärkeren Aderlaß der Städte zur Folge haben würde. Ja, die Bauern! Hier haben sie es glücklich so weit gebracht, daß die meisten Preise ins Grenzlose gesteigert wurden. Ich nenne nur Kartoffeln, die schon mit 1 Mk. 60 Pfg. per Kilo bezahlt wurden, und für Gemüse erzielen sie bis zum zehnfachen Vorkriegspreis.

Mittlerweile hat sich unter gutes altes Brüssel zur reinen Marktenderstadt ausgewachsen. Im Herzen der Stadt und in der Nähe der Bahnhöfe führt fast jeder zweite Laden Marktenderartikel aller Gattungen. Vornehmlich scheint aber Brüssel zu einem enormen Fleisch- und Seisenzentrum geworden zu sein. Es finden sich davon in den Läden derartige Mengen aufgestapelt, daß man es sehen muß, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Ich bin sicher, nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß 500 Meter im Umkreise von der Stadtmitte Hunderte neuer Läden entstanden sind, die die denkbar üppigsten Fleisch- und Seisenauslagen haben. Eine Schweine-Mezgerei zeigt eine Tagesleistung von 4000 Kilo an und sie scheint nicht die bedeutendste zu sein. Dabei ist eines unerklärlich. Es gilt im allgemeinen, daß die Preisregulierung sich aus dem Verhältnis des Angebots zur Nachfrage ergibt. Hier ist es scheinbar umgekehrt; je zahlreicher die Läden und je üppiger ihre Auslagen, destomehr ziehen die Preise an, die seit sechs Monaten um die Hälfte gestiegen sind und noch fortwährend steigen. Speck kostet bis 15 Mark per Kilo. Freilich wird Butter auch so teuer bezahlt, aber während es schwer, wenn nicht unmöglich sein dürfte 10 Kilo Butter aufzutreiben, würde es ein leichtes sein, zu jeder Zeit 10 000 Kilo Speck, Schinken und Wurst zu kaufen. Jedenfalls ist es ergötzlich, die erstaunten Gesichter unserer Feldgrauen zu sehen, ob sie nun von der Front nach Deutschland gehen oder umgekehrt. Beim Anblick dieser Fleischmassen liest man in ihren Augen die Frage: „Ja, gibt es denn überhaupt noch so viel Fleisch auf der Welt?“

Von der Verpflegung auf die Verpflegten übergehend, läßt sich über die Belgier nicht viel Neues sagen. Daß nach und bei Ertragen so vieler Widerwärtigkeiten ihre Kriegsmüdigkeit größer wird, ist unleugbar; aber ebenso bestimmt ist, daß der Haß der Unversöhnlichen noch weiter gestiegen ist; und wie klein ist die Zahl derer, die im Herzen nicht zu den Unversöhnlichen zählen! Der Durchschnitts-Belgier hat seine kriegspolitischen Ansichten auf drei Schlagwörter aufgebaut, die zu einem Teil auf Wahrheit beruhen und zum anderen einstweilen nicht beweiskräftig zu widerlegen sind:

1. Die Deutschen sind in Belgien eingefallen und haben daher alles Elend, das über uns gekommen ist, verschuldet.
2. Die Deutschen haben sich ungeheure Greuel aller Art zu schulden kommen lassen.
3. Die Deutschen können unmöglich letzten Ends den Krieg gewinnen.

In diese Schlagwörter verbeißt man sich immer mehr und es leuchtet ohne weiteres ein, daß es unmöglich ist, ihnen beizukommen, wenn grundsätzlich jede andere Meinung als unpatriotisch gilt.

Besonders bezgl. der Beharrlichkeit des Glaubens an einen für Deutschland ungünstigen Kriegsausgang leisten die Belgier Außerordentliches und man könnte nur wünschen, daß unsere deutschen Glaumacher sich an dieser bewundernswerten Glaubensfestigkeit ein Beispiel nehmen möchten. Weniger rühmendwert sind die Bemühungen, alles zu ungunsten Deutschlands zu deuten. So z. B. ist die Tatsache, daß die deutsche Heeresleitung die feindlichen Schlachtberichte, auch die für uns ungünstigsten, mitteilen läßt, für die Belgier kein Beweis deutscher Wahrheitsliebe und Offenheit gegenüber der öffentlichen Meinung, sondern sie konstruieren daraus das direkte Gegenteil und sagen: „Wenn das die Deutschen selbst zugeben, wie schlimm muß es dann in Wirklichkeit sein!“ Für die Belgier sind die deutschen Heeres-

berichte eine eben so große Aufbauschung der eigenen kleinen Erfolge wie die „zugeschickten“ feindlichen Berichte eine Abschwächung deutscher Schlappen sind. Selbst die wenigen Belgier, die meinen, sachlich zu sein oder sein zu können, vermögen sich dieses Rüstzeuges vorgefaßter Meinungen nicht zu entledigen. Das ist auch der Grund, daß man Verordnungen der deutschen Behörden, auch wenn sie an sich gut, erwünscht und zeitgemäß sind, mit schlechtem Willen oder mindestens gleichgültig begegnet. Anerkennung für eine wie immer geartete deutsche Leistung oder Maßregel gibt es nicht.

So bedauernswert an sich eine solche Stimmung auch sein mag, sie herrscht vor und es muß mit ihr gerechnet werden. — Auf die überlieferte Voreingenommenheit gegen alles Deutsche hat sich eine bössartige politische Verbohrtheit geproft und es dürfte recht schwer sein, während des Krieges eine Annäherungsbrücke zwischen den beiden Ländern zu schlagen. Die bis jetzt gelegte dünne Planke wurde nur von einigen wenigen Flammen begangen, und, soweit Brüssel in Frage kommt, ist ihre Heeresfolge sicherlich sehr klein. Aber was nicht ist, kann — vielleicht nach dem Kriege — werden. —



Russischer Angriff.

Von Leutnant d. R. Theodor Seidenfaden.

Die Nacht ist vorbei, und die Morgen Sonne eines sinnig-schönen Septembertages leuchtet über Tal und Höhen. Wir liegen, umgeschmalt, den Helm auf dem Kopfe, das Gewehr an der Seite, in den tiefen, frischen Gräben, die wir uns während der Nacht gebuddelt haben, und ruhen auf Strohbürden von den Anstrengungen der letzten Tage aus. Ein paar Posten lehnen an der Brustwehr und spähen zum Feinde hinüber. Die Sonnenstrahlen spinnen goldene Brücken über die beiden Grabenränder. Ein paar Weisen zwitschern in dem Apfelbaume, dessen rote Früchte so lockend zu mir herunterlachen. Und ganz nah gackeln die Hühner des Hofes, durch den sich unser Graben zieht.

Alles atmet so seligen Frieden und ist so still, daß man schlafen kann. Schlafen und träumen . . .

Und ich liege und träume . . .

. . . Klettere fern von hier in der Heimat zwischen traubenschweren, goldenen Weinbergen umher. Und unten rauscht tief und prachtvoll der Rhein seine urewigen Weisen. In den Bergen schallt's hell und fröhlich wider von frohem Lachen und lustigem Geplauder.

Weinernte! O du mein Rhein, mein grüner, goldener Rhein! Du . . . Ein scharfer Kommandopfiff durchgestllt meinen Traum.

„He da! Auf! Die Russen kommen!“

Ich reiße die Augen. Ein Kamerad schüttelt mich wach.

„Was ist los?“

Granaten und Schrapnells jagen hinter unsern Graben und brüllen und plätschen im Erdreich der erschrockenen Gärten, auf den Dächern der entsetzten Häuser.

Ja — sie kommen!

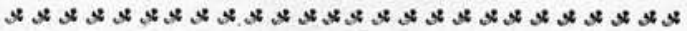
Schon stehe ich an der Brustwehr bei meiner Gruppe. Wahrhaftig: Wie eine gelbe Flut strömt es den gegenüberliegenden Berghang herunter. Mann an Mann. Acht, neun, zehn, fünfzehn Linien hintereinander. Und hinter uns krepieren fortwährend die russischen Granaten, die uns von der Reserve trennen wollen. Ich schaue rechts und links. Ueberall stehen die Unsern, den Gewehrkolben an der Wade. Da setzt auch unsere Artillerie ein. Mitten hinein in die gelben Massen werfen die glühenden Eisenmäuler ihr mörderisch Splitter- und Kugelgehagel. Staub, Rauch, Steine, Splitter, brodelnder, quirlender Qualm, Schreie, Menschenleiber, fallende und vorwärtsstürzende Schützenlinien. Alles ist eins. Ein Augenblicksbild, das tausendmal wiederkehrt. Erst nah, dann weit zurück — und nun wieder näher. Wallen und Wogen! „Soll es ihnen doch gelingen?“ Wir lachen! Laden, zielen, krümmen durch und schießen ruhig, ganz ruhig. Wie auf dem Schießstande. Jeder Mann. Immer neue Schwarmlinien brechen über die Höhe hervor und rennen hinab in unser Feuer, in die Hölle hinein. Da, da . . .

Einige — die kühnsten von ihnen — springen über den Bahndamm, der zwischen unseren Stellungen herläuft. Stehen nur noch ein paar Meter vor unserm noch schwachen Drahthindernisse . . . Nicht lange — und sie liegen tot am Boden. Nur einer, ein Führer scheint's zu sein, ist verwundet und will zurück. Kaum ist er wieder oben auf dem Damm, da trifft ihn eine zweite Kugel. Er kollert zurück bis an den Strohbarm, der vor dem Damme steht. Im gleichen Augenblick rast eine Brandgranate in das Stroh und bald verschlingen wilde Flammen das Stroh und den Mann, der sich da unten vor Schmerzen windet und in der fürchterlichen Todesangst das Gewehr nur noch fester mit der Rechten umkrallt. Ein Gruseln läuft mir über den Rücken. Doch — das ist Krieg . . .

Jetzt sammeln sich die Russen in der Schlucht halblinks von uns. Ich erkenne es durchs Fernglas und lenke das Feuer meiner Gruppe dorthin. Gleich darauf prasselt ein Maschinengewehr in die Schlucht hinein. Die Männer da drüben, die mit glühenden Wangen und pulsendem Herzen heranstürmen, fallen wie im Herbst die Blätter. Unsere Artillerie arbeitet vorzüglich. Keine größere Bewegung entgeht ihr. Der ganze Berg vor uns qualmt wie ein Höllenpfehl, aus dem es ununterbrochen brüllt und heult und kracht, ächzt und stöhnt. Die gegnerische Artillerie antwortet. Aber — sie verlegt ihr Feuer zu weit nach hinten. Wie ich mich schnell einmal umdrehe, merke ich, wie ein Teil der Häuser am hintern Stadtende brennt. Von uns in der ersten Linie ist bisher nur ein Mann durch einen Granatsplitter verwundet worden.

Die Russen haben unsern zwischen Buschwerk und Häusern so fein verborgenen Graben noch nicht entdecken können. Es ist uns heiß geworden. Wir reißen den Kopftragen auf, setzen den Helm in den Nacken und lugen, laden, zielen und schießen immer wieder. Und die da oben rasen heran, in der Linken das Gewehr, in der Rechten den kleinen Spaten, mit dem sie sich im Liegen schnell wie die Affen, meisterhaft eingraben — um im günstigen Augenblick in neuem Sprung nach vorne zu stürzen. Fast eine Stunde lang, die wie ein Rauch dahinsiegt und doch zur Ewigkeit wird. Endlich, endlich scheint die russische Angriffskraft gebrochen zu sein. Immer weniger Schützen kommen über die Höhe. Nur einzelne wagen noch kurze Sprünge von Granatloch zu Granatloch. Denn wir wachen. Und unsere Scharfschützen treffen alles. — Dann, fast auf einmal ist's vorbei. Die Artillerie wird ruhig. Und nur vereinzelte Infanterieschüsse fallen hier und dort. Wir verdoppeln die Posten. Die anderen treten wieder zurück oder legen sich hin. Mit dem Schlafe ist's natürlich vorbei. Alles fiebert und jeder erzählt, was er gesehen und wie er getroffen zu haben glaubt . . . Und alle durchglutet der Sonne golden beleuchtet mit siegestolzer Kraft . . .

Am anderen Morgen aber, als alles ruhig blieb, holten wir an hundert Gewehre und mehr herein, die wir den Toten abnahmen, die vor unserem Abschnitte lagen . . . So verbluteten sich Brusiljows stürmende Scharen in der „Sommereschlacht um Lemberg“, als sie gegen die deutsche Gewehrmauer anrennen mußten.



Vorlicht bei Kriegsgefangenen.

Vor dem Trierer Kriegsgericht hatten sich zwei Polen wegen Landesverrats zu verantworten. Der Anklage lag folgendes zugrunde: Die Angeschuldigten haben an verschiedenen Orten der Eifel, so u. a. in Niederprüm und Ellwerath, Arbeitsstellen von russischen Gefangenen aufgesucht, wo sie jede günstige Gelegenheit auszunützen verstanden, sich mit den Russen in ihrer Landessprache zu unterhalten. Allgemein hatte man den Eindruck, daß beide zu dem Zweck umherreisten, die Gefangenen aufzuheben und mit ihrem Los unzufrieden zu machen. Die Leute zeigten sich nachher vielfach mürrisch, oder legten eine auffallende Unruhe an den Tag. In zwei Fällen sind unmittelbar nach derartigen Unterredungen mehrere Gefangene flüchtig geworden, woraus ein ursächlicher Zusammenhang gefolgert werden muß. Nach den Zeugenaussagen ist auch als erwiesen anzunehmen, daß die Angeklagten mit den Russen über den bei

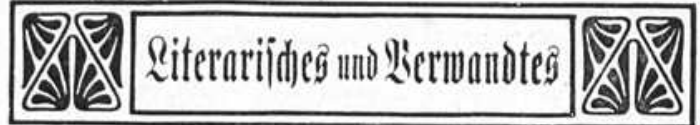
der Flucht einzuschlagenden Weg nach Holland oder Luxemburg gesprochen haben. Sie waren demnach überführt, einer feindlichen Macht, mit der wir uns im Kriege befinden, wissentlich Vorschub geleistet zu haben. Das Urteil lautete gegen beide auf eine Zuchthausstrafe von 6 Jahren. Alle Umstände sprechen dafür, daß man es hier mit Agenten einer feindlichen Macht zu tun hat.



Kriegsanleihevortrag im Eifeldorf.

Im Eifeldorf, hoch oben auf den Höhen, ist Kriegsanleihevortrag. Der Pastor hat's angekündigt. Ein Sachverständiger aus der Kreisstadt soll einen Vortrag halten. Freilich, schon mehrere Male hat der Dorfpastor von der Kanzel herab den Gläubigen ihre Zeichnungspflicht ans Herz gelegt, Lehrer und Lehrerinnen haben eifrig ihre Werbearbeit begonnen und auch schöne Erfolge erzielt, aber das meiste steht noch aus, die Köpfe der Eifelbauern sind hart, jetzt gilt's, da muß ein Fachmann Hand anlegen. Mit grauem Wettermantel und Gamaschen, die Pelzmütze tief über den Kopf gezogen, ist der Sachverständige aus dem fernen Kreisstädtchen soeben angekommen, hat bei dem ehrwürdigen Pfarrherrn eine kleine Stärkung zu sich genommen und wird von diesem zu dem Versammlungsjaale geführt. Der Saal ist bis zu dem letzten Plaze gefüllt, auch von den Nachbardörfern sind sie herbeigekommen, alte, knorrige Eifelbauern und blauäugige schlichte Bäuerinnen. Die Bauern recken die Köpfe in die Höhe; das ist ja der Rendant von der Spartasse selber, den kennen sie wohl. Der Pastor hält eine kurze Begrüßungsrede, kleine pausbadike Eifelbuben sagen mit kräftiger Stimme ihre Gedächtnis auf, der greise Dorflehrer gibt mit seinen jungen Sängern ein vaterländisches Lied zum besten, und bald legt sich über die Versammlung eine feierliche Stimmung. Da beginnt der Rendant seine Rede. In martigen, kurzen Sätzen zeigt er den Eislern die Größe und Kraft unseres Vaterlandes, die Unbesiegbareit unsrer herrlichen Truppen, den Todesmut unsrer U-Boote, und mit kräftigen Worten legt er ihnen ans Herz, dem Vaterlande durch Zeichnen auf die Kriegsanleihe zum Siege zu verhelfen, und schärft ihnen Vertrauen und Zuversicht auf den endlichen Sieg ein. Der Pfarrherr nickt manchmal beifällig mit dem Kopfe, und schweigend hören die Eifler die eindringlichen Worte an; nur auf den hinteren Bänken raunt ein Bauer seinem Nachbar zu: „Dä versteht et!“ und ein anderer flüstert leise: „Hän eh en Politiker!“ Dann geht der Redner zum praktischen Teil über, in verständlicher Weise legt er den Eislern die verschiedenen Zeichnungsmöglichkeiten auseinander, händigt Lehrer und Lehrerinnen Zeichnungsformulare aus und fordert zum Schluß die Versammelten auf, über Unklarheiten Fragen zu stellen. Da schauen sich die Bauern an, keiner will den Anfang machen. Da beginnt endlich einer: Er habe gehört, von den 5 Prozent Kriegsanleihebezinsen erhalte man nur 3 Prozent und die übrigen 2 Prozent seien Steuerabzug. Der Rendant zeigt ihm die Unsinnigkeit dieser Meinung. Allmählich kommen noch mehr Fragen, dem einen mangelt es an der nötigen Zuversicht, der andere befürchtet die Sicherheit der Papiere, und schüchtern fragt eine Bäuerin, ob wir denn sicher siegen würden. Ehe der Rendant antworten kann, haben ihr schon Nachbarn und Nachbarinnen eine gehörige Portion Siegeszuversicht in die Ohren geschrien. „Ja,“ meint aber kleinlaut die Bäuerin, „wenn aber nun auch noch die Amerikaner kommen“ — und lachend sagt der Rendant: „Mütterchen, auch die fürchten wir nicht, unsere U-Boote werden ihnen schon das Nötige zeigen.“ Der Pfarrherr bedankt sich in warmen Worten für die treffenden Ausführungen des Redners und ein patriotisches Lied beschließt die Versammlung. Der Rendant begibt sich auf den Heimweg, es ist schon spät geworden, vor Nacht wird er nicht zu Hause sein. Er hüllt sich tief in seinen Mantel, der kalte Eifelwind braust ihm um die Ohren und mühsam stapft er durch den nassen Aprilschnee dem Kreisstädtchen zu. Morgen wird's tüchtig Arbeit geben; doch er ist froh, seine Worte sind auf guten Boden gefallen.

R. 3.



Westerwald-Wanderkarten (einschl. Rhein-, Lahn- und Siegtal) von Wilhelm Stollfuß, Bonn, 2. Aufl. Beide Karten 1 M. Von allen Wanderfreunden kann das Erscheinen der 2. Auflage dieser im Maßstab 1 : 100 000 in klarem, gutem Druck hergestellten Karten begrüßt werden. Es handelt sich um 2 Karten, davon eine Karte des nördlichen Westerwaldes mit Siegtal und Rheintal und eine des südlichen Westerwaldes mit Lahn- und Rheintal. Auch die drei Höhenwege „Bonner Weg“, „Kölner Weg“ und „Rheinhöhenweg“ sind berücksichtigt. Die Karten enthalten genaueste Wegeangaben und verdienen in anbetrach der guten Ausführung und des billigen Preises weite Verbreitung. Das Generalkommando hat die Karten zum Vertrieb freigegeben.

Kriegsvorträge in der Heimat, 2. Heft, Oktav (100) M.-Glabbad 1917, Volksvereins-Verlag, Preis 1 M., enthält 13 Vorträge: I. Die Sicherung unserer Volksernährung im dritten Kriegsjahr (7 Vorträge zur Aufklärung der Landbevölkerung, 3 Vorträge zur Belehrung der städt. Verbraucher); II. Die Kriegslage vor der Entscheidung (2 Vorträge). Die Vorträge sind aus Konferenzen und Versammlungen im Lande hervorgegangen und wollen solchen dienen.

Schriften der Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen: I. Die flämische Literatur im Ueberblick, mit besonderer Berücksichtigung von Guido Gezelle. II. Hendrik Conscience. Von Franz Jostes, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Münster. Oktav (je 78) M.-Glabbad 1917, Volksvereins-Verlag, Preis je 80 Pf. Die flämische Literatur, die in der Kriegszeit in Deutschland wieder neu bekannt geworden ist, und zu deren Verbreitung man sich allenthalben anstrengt, hat in den beiden vorliegenden Heften eine prächtige Einführung durch den ersten Vorsitzenden der neu gegründeten Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen gefunden.



D.-G. M.-Glabbad. Für seines Vaterlandes Ehre und Größe hat wieder ein treues Mitglied unserer Ortsgruppe sein junges Leben lassen müssen. Am 15. Mai starb in einem Lazarett zu Köln an den Folgen seiner bereits im Dezember 1915 bei Sedil-Bahr erlittenen schweren Verwundung Herr Robert Goerh, Gefreiter in einem Pionier-Regiment, Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Klasse und des Osmanischen Sternes (Eiserner Halbmond). Als Kriegsfreiwilliger im hoffnungsvollen Alter von 21 Jahren zog er begeistert ins Feld, das Herz voll Mut und Kampfeslust. Tapfer kämpfte er an der Seite seiner türkischen Waffengefährten, bis ihn ein feindliches Geschöß schwer am Kopfe verletzete. In seinen vielen Zuschriften an unsre Ortsgruppe gab er stets der zuversichtlichen Hoffnung auf Genesung und fröhliches Wandern mit uns in glücklicher Friedenszeit Ausdruck. Es sollte anders kommen. Ruhe aus, waderer junger Freund, von deinen Leiden, wir werden deiner stets in Treuen gedenken.

Inhalt: Hilf, Landmann, hilf dem Arbeitsmann! — Ehren-tafel des Eifelvereinsblattes. — Den Mitgliedern zur Kenntnis. Kriegsverse XXXV. — Die Eifelandschaft in der Literatur. — Kriegsgloden. — Betrich im Maieschmud. — Der Eifel- und Moselbezirk im letzten Jahresbericht der rheinischen Provinzialverwaltung. — Ergiebige Eifeler Schwarzwild-Jagden. — De Gelele Frau em Kreeg. — Feldpostfahrten durch Eifel u. Ardennen. — Brüssel im 6. und hoffentlich letzten Kriegshalbjahr. — Russischer Angriff. — Vorsicht bei Kriegsgefangenen. — Kriegsanleihevortrag im Eifeldorf. — Literarisches und Verwandtes. — Aus den Ortsgruppen. — Mitteilungen aus den Ortsgruppen. — Neu aufgenommene Mitglieder des Eifelvereins.

24 3351 Som



8.1917



Nummer 8

Mitte August 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
Rektor Zender, Bonn,
Münsterschule.
Druck des Rhénania-Verlags,
Buch- und Steindruckerei, in
Bonn, Gangoßstraße 9 u. 11.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Erscheint Mitte jed. Monats.
Jährlicher Bezugspreis durch
die Post M. 3. -, vierteljährlich
75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
Anzeigengebühr für die
5 gefaltene Kleinzeile 40 Pfg.
Anzeigen auf dem Umschlage
nach besonderem Tarif. im
Beilagen nach Uebereinkunft.

Auflage: 17500.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Letzten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.



Ein drittes Jahr Weltkrieg.

Von Rektor Zender, Bonn.

Soeben haben wir die Pforten des Schulgebäudes weit geöffnet, um unsere Jugend zum dritten Male in die sommerlichen Kriegsferien zu entsenden, da ertönen von den stolzen Türmen des nahen, altherwürdigen Münsterdomes zu Bonn die Siegesglocken, und im Flaggenschmuck zeigen sich alsbald Schule und Straßen und Plätze der Nachbarschaft: Czernowitsch ist gefallen, Galizien und ein großer Teil der Bukowina sind vom Feinde befreit! So lautet der kurze, aber inhaltschwere Drahtbericht unseres Hindenburg, auf dessen Wunsch der Kaiser die öffentliche Siegeskundgebung in deutschen Landen alsogleich angeordnet. Auch die Westfront hat in diesen Tagen im flandrischen Gebiet dem furchtbarsten Anprall der Feinde wiederum heldenhafte Abwehr geleistet; kein Wunder, daß an der Schwelle zum 4. Kriegsjahre ein erneutes stolzes Kraftbewußtsein das deutsche Volk belebt und stählt, das blutige Ringen zum glücklichen Ausgang zu bringen. Nun wird es den feindlichen Machthabern wohl endgültig klar, daß nicht das Gefühl der Schwäche die deutsche Friedenshand geführt, sondern das rein menschliche Streben nach Beendigung des graufigen Völkermordens.

Ein drittes Kriegsjahr liegt hinter uns. Den ersehnten Frieden hat es der kampfmüden Welt nicht zu bringen ver-

moht; denn immer noch hegen die verantwortlichen Kreise des feindlichen Völkerverbands unter britischem Eroberungsdrucke die eitle Hoffnung, die Mittelmächte unter ihr Joch beugen und verderben zu können. Welch großartige Leistungen unserer Truppen in Ost und West, auf allen Kriegsschauplätzen zu Wasser und zu Lande hat doch das verfloßene Kriegsjahr gesehen! Als es mit August 1916 anhub, da war die Lage für uns ungemein bedrohlich und schwer; denn von allen Seiten hatte der Ansturm gegen unsere Linien mit ungeheurer Machtentfaltung erneut angefaßt, aber es begann mit Hindenburg, der am 2. August als Oberbefehlshaber der Ostfront und bald darauf zum Chef des Großen Generalstabes berufen wurde. Auf neuen Bahnen strebte der bewährte Feldmarschall nun in Angriff und Verteidigung vorwärts, so schwierig auch seine Riesenaufgabe sich erwies. Die russische Offensive Brusilows im Sommer 1916 und die französisch-englische an Somme und Ancre waren beide mit einer bis dahin beispiellosen Ueberlegenheit an Menschen und Geschützwerk angefaßt worden. Auch das Ziel hatten sie gemeinsam, den stählernen Ring zu sprengen, der die Mittelmächte schützte, nicht nur vor der Niederlage schützte, sondern auch vor der Ueberflutung mit den furchtbaren Schrecken des Kriegsschauplatzes. Küdie

Erwägung und entschlossene Tatkraft unserer Heeresleitung verhalfen dem gemeinsamen Ansturm der Feinde auch zu dem gleichen Endergebnis, dem nackten Mißerfolg. Nicht gelang es dem Massenmörder Brussilow, die ostgalizische Mauer einzureißen und die Talstraßen der Karpathen nach Ungarn zu öffnen, nur zwei Einbeulungen unserer Ostfront in Wolhynien und am Sereth waren der ganze Erfolg seiner selbst in Rußland sprichwörtlich gewordenen Menschenschlächtereier. In Frankreich mußten sich Engländer und Franzosen mit geringem Geländegewinn, mit wenigen Ortschaften begnügen, die nur noch Trümmerhaufen waren, ein klägliches Ergebnis nach dem öffentlich verkündigten Ziele, die deutsche Heere bis zum Rheine zurückzutreiben. Nachträglich nannte man's in London und Paris eine Abnutzungsschlacht, die man unter dieser Bezeichnung noch bis in den November hinein hinzog; aber die Abnutzung war naturgemäß beim Angreifer bei weitem stärker als auf deutscher Seite. Immerhin aber haben auch die deutschen Divisionen Schweres leisten müssen, und daß sie gegenüber der grauenhaften Ueberflutung weit überlegener Artillerie- und Fliegerwirkung fünf Monate lang so standhaft sich gehalten hatten, wird die Heimat und vor allem auch unser so nahe angrenzendes Eifelland ihnen nie vergessen dürfen. Diese wahrhaft heldenhafte Abwehr der beiden Hauptstürme in Ost und West in dieser ersten Hälfte des dritten Kriegsjahres verdient um so größere Würdigung, als grade damals die Gesamtkraft unserer Gegner zu ihrer höchsten Leistung sich entwickelt hatte. Der bisherige Widerstand der Russen und Franzosen hatte den Briten Zeit gegeben, allmählich ein gewaltiges Heer aufzustellen, zuerst noch im Wege der teilweisen Freiwilligkeit, der man mit wirtschaftlichem und moralischem Zwange nachhalf, schließlich aber, indem man durch die Wehrpflicht in die Geleise des verhassten Militarismus, gegen den man angeblich zu Felde zog, gläubig einbog. Die englischen Anstrengungen waren gewaltig und gut geleitet; die Entschlossenheit des zähen Inselvolkes muß man anerkennen, eine Mißachtung derselben wäre töricht und könnte nur zum Unheil sich verkehren. So wurden denn gewaltige Menschenmassen aufgestellt, die Kolonien halfen mit voller Hingebung, farbige Truppen wurden herangeführt und militärisch geschult, vor allem aber ward unter Mithilfe Amerikas ein Kriegsgerät von solcher Menge und Vernichtungskraft gefertigt, das doch überraschte und uns schwere Stunden bereitete. Auch Frankreich und Italien zogen daraus ihre stärkste Kraft, auch sie vermehrten ihre Streitermassen bis zur letzten Möglichkeit, und in gleicher Weise bildete Brussilow seine Massenheere mit englischer, amerikanischer und japanischer Unterstützung um zu einer neuen schweren Bedrohung der Ostfront. Erst heute können wir übersehen, wie furchtbar die Gefährdung unserer Grenzen im Sommer und Herbst des verflossenen Jahres sich zusammenballte, welche Opferkraft unsere unvergleichlichen Truppen besaßen, die siegreiche Abwehr dieses Völkersturmes zu erzwingen und dazu noch die Kraft zu gewinnen, gleichzeitig auf drei andern Kampfstätten die Feinde niederzuringen. Die Italiener stürmten immer wieder auf Triest ein, und wenn sie auch vorgeschobene Posten in der Isonzoebene eindrückten, über die Berge hin kamen sie nicht vorwärts und sind heute noch von ihrem Ziele soweit entfernt wie zu Anfang des Krieges. Auf dem Balkan war als Herbstaufgabe der Feinde die Befreiung Serbiens angekündigt worden; doch der unglückliche Sarrail mußte sich mit dem anliegenden Monastir begnügen, dessen Verlust aber wettgemacht wurde durch den Rückschlag an seinem rechten Heeresflügel, durch den die Bulgaren in Kavalla das Ägäische Meer erreichten. Und

nun erst die Höchstleistung, der Glanzpunkt deutscher Strategie, vorbildlich für alle Zeiten: die rasche Niederrückführung Rumäniens! Ein neuer Bundesgenosse hatte sich Ende August 1916 dem Völkerbunde angeschlossen. Wie um Pfingsten 1915 Italien, so sollte im folgenden Jahre das gleich treulose Rumänien die Waagschale zugunsten unserer Gegner niederdrücken, den Oesterreichern den Todesstoß versetzen und unsere Verbindung mit dem Balkan und dem Orient durchbrechen. Die neue Bedrohung erschien recht folgenschwer, und schwer lastete doch die Besorgnis auf dem deutschen Gemüte. Selbst in die Herzen der bisher so zuversichtlichen Eifelbewohner schlich sich die nagende Furcht. Ich weilte grade in diesen kritischen Ferientagen in den heimatischen Bergen an der luxemburgischen Grenzmark. Noch rollte von Westen von der Somme her der schreckliche Geschützdonner in gleicher Stärke über die Eifelhöhen dahin, da klagten die Verwandten, die Nachbarn: Was soll nun werden? Das kann selbst Hindenburg nicht mehr schaffen. Wenn unser Herrgott da kein Wunder wirkt, sind wir doch verloren. Ja, unser Herrgott hat geholfen und Hindenburg hats vollführt. Mitten in den schwersten Tagen der Sommeschlacht wußte unser Generalstab die Truppen verfügbar zu machen, die in einem glorreichen Feldzuge von kaum vier Monaten den neuen Gegner zu Boden streckten. Erst saßen sie ihn unter Mackensens und Falkenhayns Führung auf außen liegenden Kampfstätten, der Dobrudscha und Siebenbürgen, um ihn dann in meisterhafter Zusammenwirkung von Norden und Süden her im Herzen zu treffen: die fruchtbare Walachei mit der Hauptstadt Bukarest, fast das ganze Land bis zur Russengrenze fiel in unsere Hand und damit ein treffliches Versorgungsgebiet an Getreide und Petroleum für unsere Kriegswirtschaft. Inzwischen hatten wir in der Heimat begonnen, uns auf die Kämpfe für 1917 vorzubereiten. Ein Hindenburgprogramm wurde aufgestellt. Das Hilfsdienstgesetz vom 6. Dezember 1916 rief die gesamte arbeitsfähige Bevölkerung bis zu 60 Jahren zur Versorgung der Feldheere an die Arbeit. Eine Vermehrung der Artillerie, der Munition und aller sonstigen Kriegsmaterials wurde in erheblichem Maße durchgeführt, viele Wehrfähigen dadurch freigemacht zum Frontdienst. Die glänzende Abwehr aller feindlichen Anstürme von 1916 und die großzügige Organisation der Heimarbeit gab die ruhige Gewißheit, als unbesiegbar sich erweisen zu haben, und so durften wir mit unsern Verbündeten es wagen, den Gegnern die Eröffnung von Friedensverhandlungen anzubieten. Doch dieses Angebot vom 12. Dezember wurde in der gehässigsten Form unter Aufstellung geradezu wahnsinniger Kriegsziele vom Völkerbunde abgelehnt. Ein neuer Schwung der alles tragenden Hingabe, des unüberwindlichen Kampf- und Siegeswillens erfaßte nunmehr das deutsche Volk daheim und draußen. Die Leistungen des letzten Frühjahrs und Sommers legen beredtes Zeugnis davon ab. Die weitere Folge des verneinenden Ausganges unserer Friedensneigung war der Entschluß vom 1. Februar 1917, alle bisherigen Rücksichten im Tauchbootkrieg fallen zu lassen, um damit den Hauptfeind an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen. Wie die volle Schärfe der U-Bootsperre in den fünf Monaten Handel wie Kriegszufuhr des Feindes gestört hat, das lehren die amtlichen Marineberichte, die im Durchschnitt für den Monat nahezu eine Million Tonnen versenkten Schiffsraumes zu melden wußten. Der gesamte Schiffsbau der Welt, angestrengt bis zum Äußersten, kann nicht annähernd die Ersatzbauten für die Raumverluste schaffen. Eine sichere Abwehr der „deutschen Meerespest“ hat das stolze Seebeherr-

schende England noch nicht entdeckt, langsam aber sicher unterhöhlt das deutsche Tauchboot den Weltbau britischer Seemacht.

Einen ungemein strengen und harten Winter bescherte uns der Anfang des Jahres 1917, der auf allen Fronten die Kampftätigkeit lähmte. Da gaben im beginnenden Frühjahr zwei bedeutsame Ereignisse der letzten Hälfte des dritten Kriegsjahres die entscheidende Prägung: die Kriegserklärung Amerikas und die russische Revolution. Der verschärfte Tauchbootkrieg Deutschlands bot den willkommenen Vorwand, die schon früher sattfam bekundete Hinneigung zu England den wesentlichen Grund zur Gegnerschaft der Union, die sich bis dahin militärisch wohl nicht merklich geltend machte, aber moralisch eine nicht zu unterschätzende Stärkung des Feindes bedeutet. Die Regierungen der Entente hätten ihren Völkern hinter und in der Front jetzt kaum mehr die furchtbaren Blutopfer zumuten dürfen, wenn nicht die Hoffnung auf künftige Ablösung durch ein gewaltiges amerikanisches Hilfsheer die Spannkraft aufrecht erhalten hätte. So zeitigte dann diese Erwartung die jüngsten blutigen Anstürme an der Westfront, die durch den sogen. Hindenburgrückzug und die neueste deutsche Verteidigungstaktik gekennzeichnet werden. Derhängnisvoll wurde nämlich der letzte britisch-französische Frühjahrsangriff dadurch gestört, daß unsere Führung den zwischen Somme und Oise zu weit vorspringenden Bogen der Frontlinie durch eine zurückliegende, lange vorbereitete Stellung gerade abschnitt und deren Vorgelände so zurückwies, daß ein Angriff auf lange Zeit hin unmöglich gemacht wurde. Nicht mehr auf starres Festhalten bestimmter Grabenlinien fußt die neueste Taktik, sondern, um Blutopfer zu sparen, auf einer breiten Lockerung der Verteidigung, auf der Ausnutzung möglichst kleiner, verstreuter Deckungen. So scheiterten denn an deutscher Kriegskunst und ruhiger, entschlossener Abwehr alle westlichen Angriffe einschließlich der jüngsten gewaltigsten Offensive nahe der Kanalküste; nur kleine Anfangserfolge, die mit den entsetzlichsten feindlichen Verlusten nicht im mindesten aufgewogen wurden. „Größere Aufwendungen zum Angriff können hier nicht mehr gemacht werden, nach dem Scheitern der letzten gewaltigsten Offensive ist die militärische Unmöglichkeit einer Durchbrechung der Westfront erbracht,“ so urteilen die maßgebenden Fachschriftsteller der neutralen Welt an der Schwelle zum vierten Kriegsjahr. — Schwer traf den Völkerverband der Ausbruch der russischen Revolution am Ausgang des letzten Winters. Hat man darin ein Geschenk für die deutsche Kriegsführung ersehen, so ist es jedenfalls kein unverdientes Geschenk gewesen; denn sie war unstreitig eine direkte Folge der schweren, dauernden Niederlagen, die das deutsche Schwert den Heeren des Zarismus gebracht hat. Die innern Wirren des unglücklichen Landes mußten naturgemäß die Kampfkraft der gesamten Ostfront lähmen, und erst dem stärksten britischen Druck ist es gelungen, seit Juli den Angriffsgeist daselbst zu einem kurzen Scheinleben zu erwecken. Wiederum sollten Brussilows Blutopfer dem Verbands sich weihen, um die Westfront zu entlasten und das galizische Faustpfand zu erweitern. Der kraftvolle deutsch-österreichische Gegenstoß hat die Russengefahr wohl endgültig gebannt und zu den herrlichsten Erfolgen geführt, deren wir bereits eingangs gedachten. — So schließt militärisch das dritte Jahr dieses Weltkrieges recht verheißungsvoll ab, sehr viel heller und aussichtsreicher für die Mittelmächte, als es begonnen hat.

Auch im Wirtschaftsleben in der deutschen Heimat erwies sich das dritte Kriegsjahr als das schwerste

im bisherigen Weltkriege. Erst jetzt hatte auch der letzte Deutsche begriffen, daß ohne persönliche Opfer eines jeden einzeln keine Rettung der Gesamtheit zu erhoffen ist, daß es gilt, auch die gesamte wirtschaftliche Arbeit und die Führung des häuslichen Daseins der vaterländischen Notwendigkeit zu widmen. Die Umstellung der deutschen Industrie auf Kriegsarbeit wuchs bis zur höchsten Vollendung. Seit Jahresfrist sind fast alle gewerblichen Stätten bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit für die Bedürfnisse des Heeres in Anspruch genommen. Die ernstesten Schwierigkeiten bereitete die Frage der Ernährung. Unsere Ernte war wesentlich schlechter, in Kartoffeln hatten wir geradezu eine Mißernte, die um so schlimmer drückte bei dem außerordentlich gesteigerten Bedarf. Nur ein opferwilliges Volk wie das deutsche vermochte die Entbehrungen der Steckerübenseit auf sich zu nehmen und dazu auch noch einen eisigen kalten Winter zu überstehen. Gottlob verspricht die neue Ernte bei uns und unsern Verbündeten weit ertragreicher zu werden und die besetzten Gebiete, vor allem Rumänien, liefern jetzt schon bedeutende Getreidemengen. Da zudem die gemachten Erfahrungen in der Kriegsernährung manche Fehler und unliebsame Begleiterscheinungen hinsüro beseitigen werden, so ist ein weiteres Durchhalten für die Zukunft gesichert. Unsere Geldbeschaffung für den Krieg ist auch im verflochtenen Kriegsjahr klar, folgerichtig und erfolgreich geblieben. Die fünfte und sechste Kriegsanleihe, die im Herbst 1916 und im Frühjahr 1917 aufgelegt wurden, erbrachten zusammen 24 Milliarden Mark. Damit haben wir mehr als 60 Milliarden Mark, d. h. mehr als drei Viertel unserer Kriegsausgaben durch langfristige Anleihen gedeckt und so einen großen Vorsprung vor unsern, hauptsächlich mit kurzfristigen Verbindlichkeiten arbeitenden Feinden gewonnen. So reißt sich denn den herrlichen Waffenfolgen unserer todesmutigen Feldgrauen der wirtschaftliche Sieg in schwersten Tagen ebenbürtig an, Krieger und Bürger haben mit vereinter Opferkraft alle Hoffnungen der Feinde auch im dritten Kriegsjahre zu Fall gebracht.

Wiederum hat auch unser Eifel Land in diesem zweifachen vaterländischen Opferrdienste sich glänzend bewährt. Wetter- und sturmfest wie seine Eichen und Felsen stand der Eifler da draußen in Ost und West vor dem Feinde seinen Mann, und in der Heimat entranen die verblichenen geringen Arbeitskräfte dem herben Ackerboden fast noch erfolgreicher denn früher eine gute Ernte. Die verschärften Einschränkungen und Abgaben an wirtschaftlichen Erzeugnissen für die Stadtbevölkerung fanden beim fügsamen, mildherzigen Eifler volles Verständnis, die Hindenburgspenden und freiwillige Sammlungen erreichten staunenswerte Summen. Durch Wucherpreise seine günstigere Lebenslage gegenüber dem notleidenden Städter zu mißbrauchen, hat auch im letzten Erntejahre dem Eifelgemüte widerstrebt. Reiche Anerkennung verdient das Eifel Land für seine bereitwillige Aufnahme von Stadtkindern während der beiden letzten Kriegssommer. Tausende Knaben und Mädchen der Großstadt zogen ein in die Eifeldörfer mit bleichen Wangen und trübem Blick; sie verließen die gastlichen Stätten mit voller körperlicher Auffrischung und dankerfülltem Herzen. Nicht wirksamer konnte je eine Brücke geschlagen werden, die Gegensätze auszugleichen zwischen Stadt und Land und eine lösende Verbindung von Landwirtschaft und Industrie zu ermöglichen, als durch diese doppelt nützliche Verpflanzung der städtischen Jugend, die auch nach dem Kriege ihre Früchte zeitigt. Gleich seinem opferwilligen Arbeitsgebiete hat auch der Eifelverein in seiner bodenständigen, hingebenden Wirksamkeit der

Heimat und dem Vaterlande die Treue gewahrt. Wohl hat sich sein Mitgliederbestand durch harte Kriegsfolgen um etwa ein Viertel gelichtet, und viele Ortsgruppen sind durch Heerespflicht ihrer frischesten Führer beraubt. Auch unser hochgeschätzter Vorsitzender, Geheimrat Dr. Kaufmann, weilt noch im besetzten Gebiet in treuem Dienste fürs Vaterland. Wohl war auch das Vereinsleben in seiner vielseitigen Tätigkeit im dritten Kriegsjahre wesentlich gehemmt, aber nicht erlahmt ist die Opferwilligkeit in den Ortsgruppen und im Hauptverein, die sich bekundete in fortgesetzten Zeichnungen für die Kriegsanleihen und reichen Spenden für Kriegshilfe aller Art. Die wiederaufgenommene Wanderpflege stellte sich in den Dienst der Wehrpflicht und wurde in Wort und Schrift erfolgreich vor rohen Auswüchsen gewahrt. In gleicher vaterländischer Treue hat auch das Eifelvereinsblatt wacker durchgehalten und sich in der Kriegszeit als das wirksamste Band im innern Vereinsleben erwiesen.

So stehen wir denn wiederum an der Schwelle zu einem weitem, zum vierten Kriegsjahr. Eine tiefe Sehnsucht nach den Segnungen des Friedens durchzieht das deutsche Gemüt, durchweht alle Völker der Erde, wer wollte dies wohl im Ernste leugnen? Es liegt eine gewaltige Tragik in der schier unüberwindlichen Schwierigkeit, mit Ehren aus diesem entsetzlichen Kriegsgewirr herauszukommen, in das so viele gewissenlose, ehrsüchtige Staatsmänner des Vielverbands so leichtfertig und frevelhaft hineingetreten sind. Aber alle Anzeichen der jüngsten Tage lassen die Strahlen der Friedens-

sonne stärker und lichter das trübe, düstere Gewölk des Krieges durchdringen. Die erneut bewiesene Heldenkraft unserer Heere an der Westfront, der volle Erfolg auf den gallizischen Fluren des fernen Ostens, die ungeschwächte Weiterarbeit unserer Tauchboote, die Aufdeckung feindlicher Eroberungssucht durch unsere Staatsleiter, die Nöte und die wachsende Friedenssehnsucht auch bei den feindlichen Völkern, die alles durchdringende Einsicht bei Freund und Feind, daß Deutschlands Heer und Volk schlechtweg nicht niederzuringen sind, das sind die Lichtblicke, welche die Kriegswolken mehr und mehr durchleuchten und uns dem Frieden zweifellos näher und näher bringen. So laßt uns mit felsenfestem Vertrauen und unentwegter Einmütigkeit, gleich den erhebenden Augusttagen des Jahres 1914, der Zukunft entgegensehen! Das leuchtende Beispiel unserer kämpfenden Brüder, unserer toten Helden mahnt uns zu gleicher Größe, zur Standhaftigkeit und opferbereiten Ausdauer bis zum ehrenvollen Ausgange.

Jetzt ist nicht Zeit zum Wühlen,
Nicht Zeit für die Partei,
Jetzt ist es Zeit, zu fühlen,
Daß eins das Größte sei:
Das Land, aus dessen Schoße
Uns Leib und Geist erstand,
Das heilige, das große,
Das deutsche Vaterland.

(Ernst v. Wildenbruch.)

Kriegsverse XXXVI.

Von Max v. Mallindrodt, Hans Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Der Steuermann.

Durch Sturm und Not ringt sich ein Schiff zum Land,
Dem Mann am Steuer sank die müde Hand;
Ein ander faßt's in festem Gottvertrauen, —
Laß Herr des Himmels ihn den Hafen schaun!

Die Glocken.

Wir hallen und schallen
Dem Himmel zur Ehre,
Wir geben im Leben
Den Menschen Geleit,
Wir klagen in Tagen
Der Erdschwere,
Wir singen und klingen
In fröhlicher Zeit.
Wir singen und klingen
Vom ewigen Schönen,
Es kommen die Frommen
Und lauschen uns gern,
Wir dröhnen und tönen
Den Erdesöhnen
Und wecken die Schrecken
Vor Gott dem Herrn.

Es kam der Tag, da man die Glocken rief.
Geschäft'ge Hände trugen sie zur Erden.
Die Zeit befahl: Sie sollen Waffen werden!
So kam es, daß ihr frommes Lied entschliefe.

Sie sollen dem nun Wunden schlagen,
Dem friedlich singend sie sich einst geweiht,
In Menschenherzen tiefsten Jammer tragen,
So will's die Zeit.

Sie haben viel geseh'n. Es flog ihr Dröhnen
Seit hunderten von Jahren über's Land,
Ob Menschenernst und Menschentand
Und Menschenwähnen.

Sie glaubten sicher sich, und wundersam,
Des Himmels Blitze durften stolz sie bannen.
Nun riß ein Sturmwind sie von dannen,
Der aus der Tiefe kam.

Sie sind verstummt, die alten Stimmen kehren
Nicht mehr zurück zu ihren Glockentürmen,
Doch werden einst nach all den Stürmen
Sie neugestaltet neues Wissen lehren.

Und dann, dann wird ein Klang in ihnen sein,
Den einst man nicht gehört in unsren Tagen,
Ein Klang erschütternd Mark und Bein,
Ein Klang vom Leid, das diese Zeit getragen.

Dem Enkel weist der Ahn das Glockensingen:
Hörst du sie mahnen, warnen ernst und tief?
Das ist von damals her, da man sie rief,
Das ist von damals, da sie von uns gingen.

Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

- O.-G. Essen:** Musketier Rich. Brinkmann, Mechaniker; Musketier Walter Fickewirth, Kaufmann; Musketier Rud. Gerrek, Maler; Landsturmmann Rob. Pluskat, Privatbeamter; Landsturmmann Paul Schlaten, Bankbeamter; Pionier Eduard Tillmann, Sattler.
- O.-G. Kaisersesch:** Sanit.-Gefreiter Mentuid, Lehrer, Laienkauf.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Bonn:** Hauptmann d. L. Arimond, Amtsgerichtsrat, Vorsitzender der D.-G. Bonn; Vizewachtmeister Hermann Breuer.
- O.-G. Essen:** Feldwebel Karl Adenbach, Kaufmann; Leutnant d. Res. Paul Beermann, Kaufmann; Leutnant d. Res. Hans Fischer, Kaufmann; Bizefeldwebel Ernst Hedthoff, Gastwirt; Gefreiter Heinrich Kohlepp, Mechaniker; Musketier Wilh. Kohlepp, Mechaniker; Gefreiter Ernst Wichmann, Installateur.
- O.-G. Elm:** Rittmeister d. Res. Frh. Claasen (Eis. Kreuz I. Klasse); Unteroffizier Paul Müller, Ingenieur; Unteroffizier Walter Oppenheimer, Kaufmann.
- O.-G. Mechernich:** Gefreiter Leo Theissen.
- O.-G. Wiesdorf:** Leutnant d. Res. Fr. Hipp (Eis. Kreuz I. Klasse); Leutnant W. Scheben.

Sonstige Auszeichnungen erhielten:

- O.-G. Bonn:** Bizewachtmeister Hermann Breuer (Oesterr. Tapferkeitsmedaille); Bürgermeister a. D. Karl Jockram (Verdienstkreuz für Kriegshilfe).
- O.-G. Essen:** Krankenpfleger Frh. Bahr (Rote Kreuz-Medaille); Gefreiter Konrad Richter (Württemb. Verdienstkreuz); Oberarzt Dr. Janbiter (Lippesches Verdienstkreuz).
- Kölner Eifelverein:** Eisenbahndirektor Karl Botke (Verdienstkreuz für Kriegshilfe).
- O.-G. Neuss:** Oberbürgermeister Gielen (Eis. Kreuz am weiß-schwarzen Bande); ferner: Stadtverordneter Grunau, Stadtverordneter Rob. Janhuet jr., Beigeordneter Thywissen, Stadtbaumeister Rittelmann, Stadtverordneter Carl Breuer, Kaufmann Wilh. Josten (Verdienstkreuz für Kriegshilfe).
- O.-G. Wiesdorf:** Leutnant d. Res. Fr. Hipp (Hamburg. Hanseatenkreuz).

Bekanntmachung des Hauptvorstandes.

Nach einer Mitteilung des Stellvertretenden General-Kommandos des VIII. Armeekorps vom 6. August 1 d. Nr. 615 Pr. ist der Vertrieb des Eiselführers an Truppenteile — nicht auch an einzelne Heeresangehörige — Reichs- und Staatsbehörden, Stadtverwaltungen, sowie an Verwaltungen von Hochschulen und höheren Lehranstalten gestattet.

Allen übrigen Kommunalbehörden, mittleren u. niederen Schulen, sowie einzelnen durchaus zuverlässigen Reichsdeutschen kann der Bezug von den zuständigen Generalkommandos gegen Erlaubnisschein gestattet werden. Letzterer ist durch Vermittelung der Ortspolizeibehörde zu beantragen.

Burgbrohl, 8. August 1917.

Dr. Andreae, stellv. Vorsitzender.

Zur Abwehr der Wanderauswüchse.

Wiederholt schon haben der Eifelverein und sein Vereinsblatt tatkräftig Stellung genommen gegen die bedenklich anwachsenden Naturfrevler und Auswüchse des Wanderwesens. Besonders erfolgreich verspricht der Aufsatz in der Juni-Nummer: „Wanderer, sei Natur- und Menschenfreund!“ diese zeitgemäßen Bestrebungen zu unterstützen. Je mehr die beherzigenswerten Mahnungen in den Familien, insbesondere der großen Städte beachtet werden, desto größeren Nutzen wird für unsere wandernde Jugend daraus erwachsen. Viele Tagesblätter und Zeitschriften haben die Ausführungen ganz oder teilweise aufgenommen oder empfehlend darauf hingewiesen, so u. a. der Kölner Stadtanzeiger jetzt unmittelbar zu Beginn der großen Ferien. Besonders dankbar ist es zu begrüßen, daß unser allverehrter Ehrenvorsitzender, Herr Oberpräsident v. Rheinbaben, in einer Verfügung vom 29. Juni d. J. an das Provinzialschulkollegium und die Königlichen Regierungen die sachgemäßen Darstellungen im Eifelvereinsblatt zur Belehrung der heranwachsenden Jugend in den höhern Schulen und den Oberklassen der Volksschulen als wohl geeignet wärmstens empfiehlt. Auch das Provinzialschulkollegium für Westfalen hat die gleiche Verfügung erlassen. Infolgedessen hat der Hauptvorstand des Eifelvereins einen Sonderdruck des Beitrags herstellen lassen, der in wenigen Tagen schon vergriffen war.

Wie dringend notwendig es erscheint, daß öffentlich in der Presse, in Vereinen und durch Behörden und Schulen gegen diese bedauerlichen Mißstände in der Wanderfrage der Jugend Front gemacht wird, das zeigen wieder erneute Klagen aus dem Eifelland, vor allem aus der Nordeifel, dem Laacher Seegebiet und der Urftalperre. Im „Amtlichen Kreisblatt für Schleiden“ lesen wir folgende besonders bemerkenswerte Beschwerde aus Heimbach:

Erhebend und erbauend waren die Tage der Heimsuchungsoctav. Väter vom hl. Geist aus den Missionshäusern Broich und Schönblick, hochverdient um Deutsch-Ostafrika, riefen zu lebendigem Gottesglauben und gewissenhafter Pflächterfüllung auf, um mit der Heiligung der Seelen zugleich die Sicherung des Staatsfundamentes zu fördern. Zahllose Pilger suchten hier Kraft und Trost, um schwere Kriegsverluste gottergeben zu tragen und den Mut zum Durchhalten neu zu beleben.

Leider mußte man wieder beobachten, wie so manche Wanderlustige alles Gefühl für Takt und Anstand und Gewissenhaftigkeit verloren haben. Betende Pilger, darunter viele in Trauerkleidung, läßt man nicht unbehelligt gehen; schamlose Kleidung, die man in der Stadt nicht zu tragen wagt, führt man dem Landvolke vor; und die vom Polizeipräsidenten in Köln (3. Juli) öffentlich gerügten Auswüchse der Wanderlustigen machen sich an den großen Wallfahrtstagen auf unsern Straßen breit; halbwüchsige Jungen und Mädchen Arm in Arm beherrschen lärmend die Straße. — Der Eifelbewohner muß schweigen. Wir verweisen aber an dieser Stelle auf die im letzten Eifelvereinsblatte veröffentlichte „Zeitgemäße, mahnende Betrachtung insbesondere für die wandernde Jugend“, welche die bedauerlichen Auswüchse des jugendlichen Wanderwesens, welche von Tag zu Tag mehr in Erscheinung treten, behandelt und beherzigenswerte Fingerzeige zu deren Bekämpfung und Abwehr gibt.

Das deutsche Land dem deutschen Volke!

Der Bund deutscher Verkehrsvereine bietet dem deutschen Volke zweimal monatlich eine Zeitschrift, die sich den stolzen Namen „Deutschland“ gewählt hat und in ihrem Ziele die Liebe zur herrlichen deutschen Heimat durch Wort und Bild in weitesten Kreisen wecken und festigen will. Lange genug hat der deutsche Michel nach dem Auslande als dem Eldorado für Erholung, Kultur und landschaftliche Reize geschaut und dazu das schöne deutsche Geld der Fremde gezollt, die heute in ihrer Mehrheit sich schnöde und feindlich mit Verderben und Vernichtung alles Deutschen bedankt. Es ist die höchste Zeit, daß der Deutsche sich auf sich selbst besinnt und auch in der Wahl seiner Reisen das prächtige eigene Vaterland bevorzugt, dem es gottlob nicht fehlt an landschaftlichen Reizen der mannigfachsten Art und an den denkbar günstigsten Stätten für Erholung und Gesundheit.

Fast für jede der größeren deutschen Landschaften, insbesondere in ihren gebirgigen Teilen, haben sich seit Jahrzehnten rührige Verbände aufgetan, die für diese Teilgebiete werbend tätig sind und ihre Schönheiten und Wanderwege der Bevölkerung auch in kleinster Verzweigung erschließen wollen. Die meisten deutschen Gebirgsvereine besitzen auch monatlich erscheinende Vereinschriften, die diesem Zwecke dienlich sind. Den strategischen berühmten Grundsatz: Getrennt marschieren, vereint schlagen, möchte ich auch in dieser Vereinsache zur Anwendung bringen. Jeder Einzelverein sucht in selbstloser Teilarbeit seinem Landschaftsgebiete zu nützen durch rege Vereinsarbeit und sein Vereinsblatt; das Ganze zusammenfassend und in seinen gemeinsamen deutschen Gesamtinteressen vertretend, dafür ist ein Gesamtverband vonnöten, der in seinen Beschlüssen und Rundgebungen die Einzelziele zusammenfaßt, sie für gemeinsame Einrichtungen ergänzt und befruchtet und durch Eingaben und Befürwortungen nach außen und nach oben sein stärkeres Machtwort in die Waagschale wirft. Der Verband deutscher Gebirgs- und Wandervereine besteht zu diesem Zwecke schon seit längerer Zeit, hat sich aber in jüngster Zeit durch einen bewährten Hauptausschuß der gemeinsamen Förderung solcher Interessen erneut mit größerer Tatkraft angenommen.

Dieser Gesamtverband hat nun seit Jahresfrist die genannte Zeitschrift „Deutschland“, die bis dahin nur dem Bunde deutscher Verkehrsvereine diente, gleichfalls zu seinem Hauptverbandsblatte gewählt, damit zugleich bekundend, daß das Ziel beider großen Vereinigungen daselbe ist: Das deutsche Land dem deutschen Volke! Die Einrichtung ist so getroffen, daß die Zeitschrift in ihrem ersten Hauptteile der deutschen Landschaft, der deutschen Kultur gewidmet ist und dazu Beiträge aus berufenster Feder und mit sorgfältig gewähltem Bildschmud bringt, wobei abwechselnd bald diese, bald jene deutsche Gegend in den Vordergrund tritt. Dann folgen im zweiten, im geschäftlichen Teile, äußerlich gekennzeichnet durch Kleindruck, erst die Mitteilungen der Verkehrsvereine für Reiseverkehr im ganzen und in den einzelnen Zweigvereinen; sodann folgt der geschäftliche Abschnitt für den Verband unserer Gebirgsvereine, wiederum erst für gemeinsame Interessen, dann für Mitteilungen aus dem innern Vereinsleben der einzelnen Gebirgsvereine. Mit großer Umsicht und überaus rührig und geschäftstüchtig hat sich die Schriftleitung der „Deutschland“ dieser vielseitigen, schwierigen Aufgaben angenommen und die Zeitschrift zu einem vornehmen, recht lebenswerten Blatte gestaltet, das seinem bezeichnenden Namen alle Ehre macht.

Eingedenk der erwähnten strategischen Lösung ergibt sich nun für die Einzelvereine dem Gesamtverbände und seinem Blatte gegenüber eine doppelte Verpflichtung. Die führenden Männer der einzelnen Verbände müssen nun auch die Zeitschrift, schon des eigenen Vorteils wegen, sowohl im Hauptteile wie auch in den geschäftlichen Nachrichten mit gediegenen Stoffen befruchten, dabei natürlich sich nach Weisung der Schriftleitung bescheiden, daß nicht eine Landschaft schließlich der andern in zu starker Kirchturmpolitik den Rang abläuft. Die Mitglieder selbst mögen zu dem eigenen Vereinsblatte, das ihnen naturgemäß besonders Interesse bietet, auch recht fleißig

als echte Deutsche mehr denn bisher die gemeinsame Verbandszeitschrift beziehen*). Wer die Heimat liebt und ehrt, schätzt auch das große deutsche Vaterland.

Bonn.

Zender.

Himmelspferdchen am Laacher See.

Von P. Gilbert Rahm O. S. B. (Maria-Laach).

Brennend strahlt die Sonne vom blaugrauen Himmel. Sengende Glut zittert auf dem Eifelmaar. Verschwunden sind die lieben gesiederten Säger, die Wald und Flur belebten. Merkwürdig. Die Zugvögel, die zuletzt kamen, reisten zuerst fort. Die Segler, die mit ihren schrillen Sriefries auch an heißen Sommertagen so viel Leben in die Landschaft bringen, haben sich schon Ende Juli zur großen Reise nach Afrika gerüstet. Ihnen folgte der Pirol. Freilich, die Kirschenernte ist vorüber, da hält es der Schlemmer in unseren Breiten nicht mehr aus. Fort zog auch des Lenzes Herold, der Kukud. Der Gauß kann ohne Sorgen reisen; weiß er doch seine Jungen in liebevoller Pflege. So zieht ein Säger nach dem anderen dem fernen Süden zu. Sie erfreuten uns schon lange nicht mehr mit ihren wildfrischen Melodien. Elternsorgen nahmen ihre Zeit in Anspruch. Sengender Sonnenbrand wirkte erschöpfend und hemmte den sprudelnden Quell jubelnder Lieder.

Viel Lärm vollführen die Stare, wenn sie allabendlich zum Ueberrichten ins Röhricht einfallen. Es kreischen und schimpfen die Spähen und Krähen, die zum Aerger des Landmannes vom reifen Korn den Zehnten holen. Hier und da seufzt noch ein Grünfink; es erklingt matt und schüchtern des Goldammers wehmütige Sangesweise.

Wie einsam und öde muß es dann am König der Maare sein, wenn zur heißen Sommerzeit drückende Sonnenglut auf dem See glastet! Doch nein.

Andere Gestalten beleben jetzt den Uferwald, die Randwiesen, das Röhricht. Seht ihr sie nicht? Dort tanzen über den Wellen „die bunt schillernden Libellen den lustigen Tanz“. Auch vorher waren sie hier, diese Himmelspferdchen oder Schilleholde, wie sie auch zuweilen genannt werden. Freilich an Arten sind sie jetzt reicher vertreten. Früher überfah man diese feinen ätherischen Wesen, die nur aus Chitin gerüst und Flügelgeäder zu bestehen scheinen. Der Blumen mannigfache Pracht, der Vöglein abwechslungsreicher Sang nahm Auge und Ohr gefangen. Jetzt, wo der Wiesenteppich nicht mehr so bunt durchweht ist und die Vöglein im Schatten des Waldes sich versteckt halten, werden wir erst recht aufmerksam auf die wunderbaren Gestalten, die da in rasendem Gleitfluge über dem Wasser, am Waldrande und auf der Wiese einher-schischen. Ja, wir würden sie vermissen, wenn sie nicht da wären und neues Leben in die Sommerlandschaft zauberten. Je glühender der Sonne Strahlen niedersengen und alles Leben erstarrten lassen, um so wohler fühlen sich diese Sonnen- und Sommerkinder, um so lebhafter wird ihr Spiel.

Wirklich ein Spiel? Lassen wir einmal eins dieser Schilleholde scharf ins Auge. Das ist nicht so leicht. Denn im Zickzackfluge fahren sie daher, schwirren und jagen bald hier bald dort. Jetzt knistert's und raschelt's im Rohrwald, da kommt sie auf uns zugestochen. Wir weichen unwillkürlich zurück. In rasendem Fluge biegt sie um, als ihre großen schönen blauen Augen uns bemerkt haben. Ja, wie der schlanke Leib in blauen

und gelben Farben schimmert und funkelt in der roten Sonnenglut. Noch ein Aufblitzen, und schon ist sie dem Blick entschwunden. Wir bleiben ruhig auf der Stelle, wo wir sie vorher jagen sahen. Sie kommt gewiß wieder. Das Knistern und Rascheln ihres Flugapparates hören wir deutlich über uns. Da ist sie. Wie ein Falke stößt sie nieder. Ein schöner Bläuling, der dort von Blume zu Blume gaukelt, wird im Fluge mit den Borderrufen erfaßt und verspeißt, und weiter geht die lustige wilde Jagd. Das war *Aeschna grandis* L., eine am Laacher See häufige Edellibelle. Ein prächtiger Anblick, wenn dieses große Himmelspferdchen mit den kaffeebraunen Schwingen, die 95 bis 100 Millimeter Spannweite aufweisen, über die weißen und gelben Nixenblumen oder Mummeln schwebt oder durch den Rohrwald gleitet. 32 Muskeln sind nötig, um den Flugapparat der Libelle zu bedienen. Sie übertreffen unsere Flugmaschinen bei weitem. Jeder der vier fast gleich großen Flügeln kann für sich in Bewegung gesetzt werden. Acht Muskeln stehen zu seiner Verfügung. Die Ubern der Flügel sind so eingerichtet, daß die Festigkeit erhöht und der Widerstand des Luftdruckes vermindert wird.

Wenn die Libellen schweben, so gleiten sie ohne Flügelbewegung auf der Luftschicht fort. Lämpel vergleicht diesen Gleitflug mit dem unserer Papierdrachen.

Die Libellen bewegen ihre Flügel so, daß die Spitze der Flügel eine liegende Acht so zeichnen scheint. Man hat ausgerechnet, daß diese Figur ungefähr 28mal in der Minute ausgeführt wird.

Dragon-flies nennt der Engländer die Schilleholde. Dieser Name, zu deutsch Drachensliege, paßt besser als unser Wasserjungfer und das französische Demoiselle, wenn dies auch poetischer klingt. Ob man früher die Drachennatur dieser Tierchen nicht kannte? Auch die lateinischen Namen lauten so sanft und fromm. Da begegnen uns Rufnamen wie *virgo*, *nympha*, *sponsa* und *puella*. Urge Räuber sind sie alle, angefangen von der stattlichen Libellenkönigin bis zur zarten Schlangjungfer. Doch gerade deswegen sind sie uns willkommen. Sie helfen wader mit im Kampfe gegen alles Ungeziefer, das im Sommer unsere Saat bedroht und sogar unseren eigenen Leib anfällt. Wie viele lästige Mücken und Fliegen, Bremsen, Stachsnaten und giftige Wespen, schädliche Käferlein und Motten eine einzige Edellibelle zur Mahlzeit vertilgen kann, klingt unglaublich. Da erhebt sich aus dem nahen Weidengebüsch ein ganzer Mottenschwarm. Schon hören wir über uns das Knattern und Rascheln der Flugmaschine. Rasch wie der Blitz ist sie mitten im Schwarm der Flattertiere, und nach kurzer Zeit ist nichts mehr von Motten zu sehen. Einige Flügelreste nur läßt die Mörderin zur Erde fallen. Prof. Doflein berichtet, daß in fünf bis zehn Minuten 40 bis 60 Motten von einer einzigen Edellibelle verspeißt wurden. Und doch weiß der Mensch, der König der Schöpfung, diesen fleißigen Tierchen wenig Dank. Anstatt diese prächtigen und nützlichen Polizeidiener, die alles lichtscheue Gefindel im Reiche der Natur mit Stumpf und Stil ausrotten, zu schonen, ja zu schützen, stellt man ihnen auf alle mögliche Weise nach. Der Aberglaube spielt auch eine Rolle. Diese leichtgebauten Wesen ohne Fleisch und Gebein, die so viel Nahrung zu sich nehmen und nie größer werden, stehen mit dem Bösen im Bunde. Teufelsnadeln sind es; zu unserem Verderben sind sie gesandt. Die Augen wollen sie uns austechen, diese Augenstocher, das Trommelfell durchbohren sie, diese heimtückischen Ohrenstecher. Darum Tod und Verderben diesen Teufelsbolden, fort mit diesem Geschmeiß. Solche und ähnliche Redensarten hört man oft. Doch nie haben diese Sonnenkinder einem Menschen ein Leid zugefügt. Nicht auf unsere Augensterne stoßen sie zu, wenn sie der Insektenjagd obliegen oder lichttrunken jauchzend der Sonne entgegenfliegen*). Es ist richtig. Die Libellen wachsen nicht mehr,

*) Die Zeitschrift „Deutschland“, J. A. Webers Verlag, Leipzig, kostet für unsere Mitglieder vierteljährlich nur 1.50 Mk. Auf Grund des Beschlusses des Eifelvereins auf seiner Frühjahrsversammlung in Gerolstein hat sich der Schriftleiter des Eifelvereinsblattes in rege Verbindung mit der „Deutschland“ gebracht und hier viel Entgegenkommen gefunden. Von Zeit zu Zeit wird diese Zeitschrift Beiträge aus dem Eifelgebiete bringen und sie auch durch sorgfältigen Bildschmuck bedenken. Dazu wird der Schriftleiter Sorge tragen, daß alle wichtigen Bestrebungen des Eifelvereins im geschäftlichen Teile hier zur weitesten Kenntnis gelangen. Das ist unserer eigenen Eifel-sache förderlich und dient zugleich dem großen deutschen Verbands-

*) Ueber das Kapitel „Aberglaube und Libellen“ liesse sich noch vieles sagen. Es ist unglaublich, wie in unserer aufgeklärten Zeit an solchen Torheiten festgehalten wird und gedankenlos übernommene Vorurteile unser klares Denken trüben können. Der Verfasser selbst wurde in der Jugend öfters vor den „Augenstechern“ gewarnt. Wenn solche Tierchen in der

sobald sie die Larvenschale gesprengt haben. Das haben sie aber mit allen Insekten gemein. Um ihre gewaltige Flugmaschine zu heizen und stundenlang in Bewegung zu halten, braucht eine Libelle eine Menge Nahrung Tag für Tag.

Da gleitet in stolzem Fluge eine neue große Jungfer an uns vorüber. Eine andere Art ist es. Nicht kaffeebraun, vornehm gelb ist der Farbenton der Schwingen. Der lange Leib ist mit blauen Sternchen besetzt. Es ist *Aeschna juncea* L., die Binien Bewohnende, eine nahe Verwandte der großen Edellibelle. Nicht ganz so stattlich ist *Juncea* gebaut als ihre Schwester. Nur 80 bis 92 Millimeter messen die ausgebreiteten Schwingen. Doch still! Da kommt Grandis herangefegelt. Sie hat den frechen Eindringling in ihr Jagdrevier bemerkt. Und ungestraft dringt keiner in dieses Heiligtum ein. Jede Edellibelle hat ein festumgrenztes Gebiet, in dem sie zu jagen pflegt. Hier ist sie unumschränkte Königin und duldet keine Nebenbuhlerin. Zuerst scheint noch alles friedlich abzulaufen. Beide umschwärmen sich. Ein harmloses Spiel? Eine Begrüßung? Da ein Stoß. Grandis hat den Kampf eröffnet. Das Fallbeil ihres spizen Kiezers sieht im Nacken des Gegners. In rasendem Fluge geht es fort durch die Luft. Wir haben sie aus den Augen verloren. Da ein Knattern im Röhricht und Ausspritzen des Wassers. Bald darauf zieht Grandis als Siegerin in ruhigem Gleitflug majestätisch von dannen. Mit zerbrochenen Schwingen und der Todeswunde im Leibe liegt *Juncea* zwischen den Schilfstengeln, den Fischlein ein willkommener Lederbissen.



Laacher See und Abtei Maria-Laach.

Da steht schon wieder so ein Himmelsperdchen über dem Rohrwald, hängt buchstäblich in der Luft und rüttelt wie ein Falke mit kaum wahrnehmbarer Flügelbewegung. Jetzt schwebt sie langsam nieder, fast bis auf den Wasserspiegel senkt sie sich herab. Es ist ein Weibchen der großen Edellibelle. Was macht die da? Vorsichtig schleichen wir näher. Da tritt ein Stachel aus dem Hinterleib heraus. Nur keine Angst. Es ist kein Giftstachel zu Schutz und Wehr, sondern ein Legestachel. Wir sehen deutlich, wie der Stachel unter Wasser in den Pflanzenstengel ein Loch bohrt. In das Loch wird ein Ei gelegt. Die Weibchen der Gattung *Libellula*, *Gomphus* und *Cordulia* machen es sich

Nähe jagten, mußten wir unsere Augen verhüllen u. dgl. mehr. Es wäre sonderbar, wenn nicht durch diese sinnlosen Behauptungen schon frühzeitig in empfänglichen Kinderseelen eine ganz falsche Naturanschauung groß gezogen würde. Kein Wunder, wenn selbst Erwachsene später dieser „Teufelsbrut“ auf alle mögliche Weise nachstellen. Es ist Aufgabe der Eltern und Lehrer, hier aufklärend zu wirken. Doch nur draußen in der freien Natur, am lebenden Objekt, erziehen wir die Kinder zum richtigen Verständnis der umgebenden Natur. Ich verweise hier auf den prächtigen Aufsatz des geschätzten Schriftleiters, Herrn Rektor Zender, im Juniheft des Eifelvereinsblattes. Wenn erst einmal unsere heranwachsende Jugend tiefer eingedrungen ist in die Geheimnisse der Schöpfung, werden auch solche Robeiten, wie sie im vorgenannten Aufsatz erwähnt werden, unterbleiben.

bequemer. Wir kennen ja alle den Bierfled *Libellula quadrimaculata* L. und *depressa* L., den Blattbauch mit dem himmelblau bereiften Leib, die bei uns am häufigsten vertreten sind. Tänzelnd schwebt das Weibchen über den Wellen und läßt die Eier einfach ins Wasser fallen. Aus dem Ei entwickeln sich dann die unansehnlichen Larven der Wasserjungfern. Wertwürdige gespensterhafte Geschöpfe diese breitwamigen, graubraun gefärbten Larven. Der Schlamm ist ihr Lebenselement. Hier sitzen oder kriechen sie träge herum. Nicht doch. Da kommt ein anderes Wasserinsekt geschwommen. Die Glosaugen richten sich starr auf die Beute. Schnell ist die Larve in die Nähe geschlichen, und ehe wir recht zugeschaut haben, ist das Insekt schon verschwunden. Das ging aber nicht mit rechten Dingen zu. Die Larve war doch noch nicht an ihrer Beute. Aus der Ferne wie mit unsichtbaren Fargarmen führte sie die Nahrung zum Mund. Nehmen wir einmal einen solchen Kobold in die Hand. Da sehen wir, daß die Unterlippe aus einem länglichen Hornstück besteht. In der Ruhe kann diese Fangmaske, wie sie wohl auch genannt wird, zurückgeklappt werden. Blißschnell wird die Maste hervorgeschleudert, und mittels der vorne angebrachten Haken wird die Beute ausgespißt. Und welch' eine Menge Wasserinsekten fallen diesen Räubern zum Opfern. Wahre Gaie unter den Insekten, nennt sie mit Recht ein Naturforscher. Einige Larven gleichen auch dem Hammerhai, der *Libella* genannt wird. *Libella* bedeutet Zimmermannswage. So erklärt sich am besten die Entstehung des Namens *Libelle* auch für das fertige Insekt. Falsch ist indes die Meinung, die Tierchen habe man *Libellen* getauft, weil ihre Flügel in der Ruhe wagerecht gestellt werden. Ein ganzes Jahr muß die Larve in ihrem Element zubringen. Daß sie zuweilen auch einen Lederbissen nascht und vom Fischlein raubt, wollen wir ihr nicht gar so übel nehmen. Sie macht den zugefügten Schaden wieder wett durch Vertilgen vieler Schädlinge im Wasser und später in der Luft. Endlich einmal — bei manchen Arten wohl erst nach zwei bis drei Jahren — schlägt auch der *Libellenlarve* die Stunde der Befreiung aus diesem schaurigen unterirdischen Verließ. Die bisherige Nahrung sagt ihr nicht mehr zu. Licht, Luft und Sonnenwärme, bisher ihre grimmigsten Feinde, sucht sie auf. Sie hängt am Wasserspiegel des Sees und streckt den Leib heraus. Was mag das bedeuten? Sucht sie einen Befreier? Nein, sie ist im wahrsten Sinne des Wortes luftbedürftig geworden. Nach den letzten Häutungen sind kleine Luftlöcher, Stigmen, in der Chitinhaut entstanden. Da eines schönen Tages verläßt sie das Wasser und klettert an einem Schilfhalm empor. Die Körperhaut platzt und aus der unscheinbaren grauen Hülle tritt der verwunschene Feinz, das zarte, luftige Himmelsperdchen.

Merkwürdiger Gegensatz! Die Larve im grauen Alltagskleid im Schlamm verborgen, die Schillebolde im Sonnenschein jagend. Doch gemach! So rasch geht das nicht. Wer der Sonne entgegenfliegen will, muß einen stahlharten Panzer haben. Noch ist der Körper butterweich und zu naß, um die Schwingen, die noch zusammenkleben, zu entfalten. Vier lange Stunden braucht der Sonnenstrahl, um dem edlen Prinzen den Panzer zu schmieden. Ha, wie der glänzt und funkelt, himmelblau, rosarot und grün metallisch. Dann beginnt der erste Flug. Der ist am gefährlichsten. Viele Feinde lauern ihm auf. Dort an der Uferböschung sitzt ein kleiner Einsiedler mit scharfen Augen und langem spizen Schnabel. Der Eisvogel mag diese farbenprächtigen Himmelsperdchen nicht leiden. Er ist ihr grimmigster Feind. Er will allein im bnten Rod einherstolzieren. Dort fliegt der Dorndreher und aus ist es mit dem Sonnenflug der Schillebolde. Auf graulichem Dorn wird der königliche Leib lebendig angeheftet

Noch einen andern, viel schlimmern Feind der *Libellen* kenne ich. Das ist der Regen, das sind trübe wolkenbehängene Tage. Dann hängen die vorher so lustig jagenden Himmelsperdchen wie ein Häufchen Anglied am Schilf, an Blumen und Bäumen. Man kann sie mit der Hand ergreifen. Die Rasse hat diesen Sonnenkindern den Lebensmut genommen. Und wenn sie in den See fallen, sind sie hilflos verloren, in dem Elemente, das ihnen doch Monate lang Heim und Nahrung bot. Nur eine Art fliegt hier am Laacher See, die nicht wasserscheu ist. Das ist die

verlobte Schlangjungfer: *Lestes sponsa* Hansem. Wer Geduld und Ausdauer hat, wird sie im Juli oder August beobachten können an einem schönen Sommernachmittag. Männchen und Weibchen hängen an einem Binjenhalm. Das Weibchen sitzt mit dem Legebohrer den Stengel an, wie wir es bei der Edel-libelle schon geschildert haben. Doch das Loch, das entstanden ist, wird nachher wieder kunstgerecht verschlossen. Jetzt kommt das Wunderbare. Die Tierchen sind von oben nach unten am Stengel abwärts wandernd an dem Wasserpiegel angelangt. Hier wird nicht halt gemacht. Unter Wasser wird die fleißige Arbeit fortgesetzt. Wie ist das möglich? Ertrinken die Tiere nicht? Sie können doch nur atmosphärische Luft einatmen. Schauen wir genauer zu. Eine große Luftblase haben die Tierchen mitgenommen. In diesem Lustraume können sie ruhig leben und arbeiten. Die Luftblase schützt auch die Flügel vor dem nassen Element. Nach beendeterem Geschäft steigen die mutigen Taucher wieder auf und gleiten davon. Wir waren Zeuge eines köstlichen eigenartigen Naturgeheimnisses*).

Wir haben den See verlassen und wandern am Waldrand dem Kruster Ofen zu. Da flirrt wieder so ein Himmelsperdchen vorüber. Tief stahlblau ist sie gepanzert. Wie Seidenglanz schimmert's und flimmert's. Auch die Flügel sind dunkelblau bis auf die rauchgraue Spitze. Goldjungfer: *Calopteryx virgo* L. hat man diese Art getauft. Ihre Base, die Glanzjungfer: *splendens* Harr., jagt auch hier vom Mai bis in den Hochsommer hinein. An sonnigen Tagen trifft man sie noch im September. Eine blaue Querbinde zieht sich durch die Schwingen. Wie das glüht und funktelt und sprüht an Farben, wenn die Sonne hineinblitzt.

Noch viele Arten der Himmelsperdchen leben am See, im Waldesdom, auf den sonnigen Dellen, ja selbst auf der Wiese und am Aderrain. Manche sind sehr scheu und lassen sich nicht leicht fangen. Da fliegt z. B. häufig bei uns die blaue Edellibelle: *Aeschna cyanea* Müll. mit dem T auf der Stirne. Die hellblauen großen Augen, die himmelblauen und hellgrünen Flecken auf schwarzbraunem Untergrunde leuchten wunderbar im funkelnden Sonnenlicht. Die müssen wir uns in der Nähe betrachten. Doch ihr Flug ist zu reizend. Ich weiß einen Rat. Wir breiten ein großes weißes Tuch aus und lassen es im Winde flattern. Da kommt schon eine herangeschossen. Schon ist sie wieder weg. Nein. Sie kehrt um, und rüttelnd hält sie sich eine Zeitlang in der Luft schwebend. Unsere List gelang. Neugierig sind sie nämlich alle, diese Elfen gestalten. Die Art scheint für die Eifel-Maare neu zu sein, vergl. a. a. D. S. 150.

Wir können sie nicht alle aufzählen, diese mannigfach gebauten, in allen Farbönen schimmernden Libellen. Da finden sich Arten dunkelblau und himmelblau seidenglänzend bis fein hellgelb bestäubt. Andere haben schwarze Uniform mit goldgelben Knöpfchen verziert.

Helleuchtend rot ist die eine, metallisch grün schimmert die andere. Schon Goethe erkreute sich an dieser Farbenpracht:

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle.
Mich freut sie lange schon.
Bald dunkel und bald helle
Wie das Chamäleon,
Bald rot, bald blau, bald grün.
O, daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben sähe!

Am schönsten sind sicher die Schlangjungfern gekleidet. Ganz reizende zarte Geschöpfchen mit nadelfeinem Leib. Aus dem kleinen Köpfchen gucken die hervorstehenden lugelförmigen Neugefein mordlustig in die Welt. Wertwürdige Figuren sind oft dem farbigen Leib eingezeichnet. Lanzenförmige und mondformige

*) Seltener als *L. sponsa* ist *Lestes barbara* F. mit metallisch grün schimmerndem Hinterleib. Zum ersten Male erhielt ich diese Art im September vorigen Jahres. Nach Dr. le Roi „Die Odonaten der Rheinprovinz“, Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westfalen. 72. Jhrg. 1915 S. 124, ist diese Art bisher nur aus dem Bergischen (Elberfeld) und aus der Tiefebene, z. B. Siegburg, bekannt.

Flecken. Eine trägt am zweiten Abschnitt des Merkur heiliges Zeichen eingegraben. Darum heißt sie *Agrion mercuriale* Charp. Es ist die seltenste Art, die am Laacher See gefangen wurde. Ich konnte selber den Nachweis noch nicht erbringen. Vielleicht ist die Art wieder verschwunden. Die Schlangjungfern sind nicht so gewandte rastlose Flieger wie die andern Arten. Sie gaukeln wie die bunten Schmetterlinge von Blume zu Blume. Suchen sie Nektar in den Kelchen? Nein, die dort oft in großen Mengen versteckten Insekten fangen sie weg: Blattläuse, Käferlein usw.

Ist das ein Leben hier am Paßberg: das summt und surrt, flattert und flirrt, zirpt und knistert und hüpf und springt. Dort die herrlichen Bläulinge, hier oft 30 bis 50 zarte Libellen, „die die Luft mit Silberglitter, Seidengeknitter erfüllen“, wie einmal treffend H. Löns schreibt. 27 Arten sind bis jetzt für die Laacher Fauna nachgewiesen. Das ist mehr als ein Drittel aller in Deutschland lebenden Libellen (70 Arten). Wir sind ermüdet von dem Schönen, das wir geschaut. Dort unter dem hochragenden Kreuz winkt Kühle und Ruhe. Welch ein prächtiger Anblick! Der See wie geschmolzenes Silber zu unseren Füßen wallend. Die goldgelben Wehren und der dunkelgrüne Wald, die blumigen Wiesen, der Rahmen des Bildes, die Sommervöglein die Edelsteine: Wir fallen die Worte der Droste-Hülshoff ein:

„Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel lüßen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihm,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserpinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliebe;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es Friede! Friede! Friede!“

Dankbar schaue ich zu meinem Begleiter, einem Feldgrauen aus dem nahen Geneunghaus der Abtei, auf. Dank unsern tapfern Streitern in Ost und West, die uns solche Friedensgüter in heißem Ringen erhalten.

Abschied eines Vaters an seinen Sohn.

Laß uns noch einmal durch die Felder geh'n,
Durch die, mein Sohn, so oftmals wir gegangen;
Laß uns noch einmal auf dem Hügel steh'n
Und in die lieben, weiten Lande seh'n,
Die jetzt im schönsten Frühlingschmude prangen.

Den Niederrhein im Lenz, dein Heimatland,
Laß es uns einmal noch zusammen schauen;
Die Heimatfluren haben dich gekannt,
Als du noch munter an des Vaters Hand
Einher sprangst voller Fragen und Vertrauen.

Der Heimat Fluren sahen Jahr für Jahr
Dein frohgemutes Wachsen und Gedeihen;
— Die Zeit entflieht so schnell und wunderbar —
Und heut' schon eilst du, um der großen Schar,
Die Deutschlands Fahnen schützt, dich anzureihen.

Du gehst im Jugenddrang so stramm und fest,
So frohbereit, fürs Vaterland zu streiten;
Doch wenn du auch die Heimat jetzt verläßt,
Sie läßt dich nicht, sie hält dich treulich fest
Und wird auch in der Ferne dich begleiten.

Laß uns noch einmal durch die Felder geh'n,
Durch die wir Jahr für Jahr so oft geschritten;
Laß uns zum Abschied auf dem Hügel steh'n
Und in die lieben, weiten Lande seh'n,
Die jetzt im Frühlingschmud u m Segen bitten.
M. Gladbach, vor Pfingsten 1917. E. A. Selbach.

Kölner Kinder in der Eifel.

Von Redakteur W. Büchel, Köln.

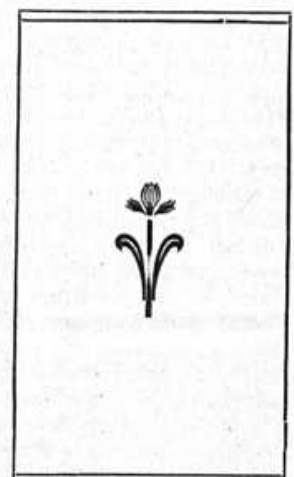
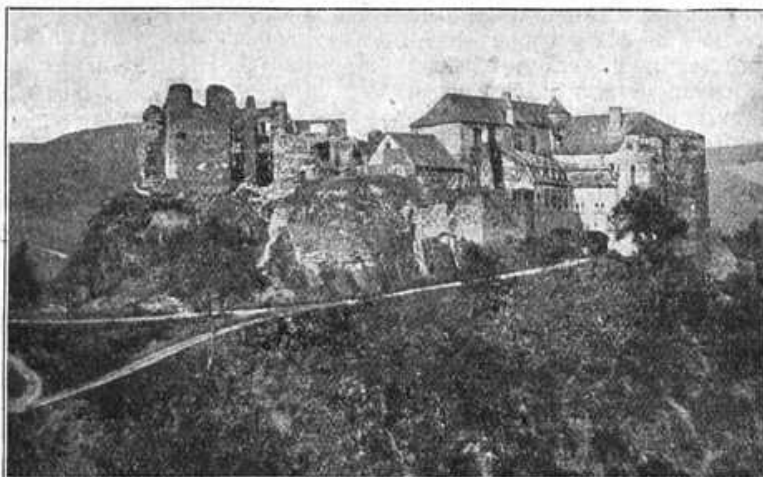
An die Fürsorge für kranke und schwächliche Kinder stellt die Kriegszeit wegen der schlechten Ernährungsverhältnisse in den Großstädten ganz besondere Anforderungen. Man kann wohl sagen, daß heute alle Kinder der minderbemittelten Familien unterernährt sind, eine Erscheinung, unter der die an sich schwächlichen Kinder ganz besonders zu leiden haben. Um nun diese Jugendlichen vor dauernden gesundheitlichen Schäden zu bewahren, muß helfend und heilend eingegriffen werden. Eines der besten Mittel dazu ist die Landpflege der Kinder, wie sie von der Stadt Köln in diesem Sommer in großzügiger Weise betrieben wird. Bei diesem guten Werk findet die Stadtverwaltung in anerkennenswerter Weise großes Entgegenkommen in den Landbezirken, vor allem auch in der Eifel, die schon lange als ein für Landkuren vorzüglich geeignetes Gebiet gilt.

Zu den Gemeinden, die sich zuerst zur Aufnahme armer Kölner Kinder bereit erklärten, gehört auch Neuerburg, ein niedliches, landschaftlich schön gelegenes Städtchen im südwestlichen Teile der Eifel, hart an der luxemburgischen Grenze. Ab-

an anderen Tagen wieder huldigte man dem Schauspiel im Rittersaal des alten Schlosses, der nun gar oft von dem Jubel beglückter Kinder widerhallt. So fanden die Kleinen in Neuerburg recht gute Erholung.

Sehr erfreulich ist es, daß die Kreis- und Gemeindebehörden Verständnis bei den Landbewohnern für diese Wohlfahrtspflege zu wecken verstehen, und erfreulich ist es auch, daß die Landleute ein Herz für die Not der Städter zeigen, indem sie bereitwillig ihre Tore zur Aufnahme der Kleinen öffnen. Sie üben dadurch ein löbliches Werk der Nächstenliebe und gießen reichen Segen aus über viele junge Menschenleben; daneben aber knüpfen sie auch durch den Verkehr mit den Pflegebefohlenen und deren Eltern tausend Fäden der Freundschaft und der Liebe, weßen sie Beziehungen zu Stadt und Land, die Generationen überdauern, nicht zuletzt zum Nutzen und Vorteil des lieben Eifellandes, dessen Wertschätzung auf diese Weise in immer weitere Schichten getragen wird. Auch Neuerburg, als liebliche Sommerfrische heute schon sehr geschätzt, wird dadurch nur gewinnen.

Von liebgewordener Stätte scheiden ist immer eine betrübliche Sache. Auch unseren Neuerburger Ferienkindern kam es hart



Burg Neuerburg.

geschieden vom großen Verkehr, ist Neuerburg in heiliger Ruhe eingebettet in das liebliche Tal der Enz. Zwar fehlt auch in Neuerburg nicht die trutzige Burg aus alter Ritterzeit, aber etwas Mildes, Freundliches, Friedliches liegt über diesem Erdenwinkel. Sanft und weich sind die Linien der die Stadt umschließenden, mit schönem Laubwald bewachsenen Berge, in denen wohlgepflegte Wege zu abwechslungsreichen Spaziergängen einladen. Entzückt schweift das Auge über die malerischen Talwindungen, die sich mit jedem Schritt in immer neuen Schönheiten offenbaren.

In dieser idyllischen Umgebung lebten die Kölner Stadtkinder fünf Wochen lang. Es waren 25 Mädchen, die bei der ersten Aussendung in Neuerburg ein Heim fanden. Untergebracht waren sie im städtischen Krankenhaus, wo sie unter der Obhut von Franziskanerschwestern eine sorgsame Pflege fanden. Ihre ganze Tätigkeit bestand in Ausflügen und Spielen — das Futter nicht zu vergessen, denn essen können diese Kölner Rangen wie die Adernächte! Unter der Anleitung von umsichtigen Lehrerinnen des Städtchens wurden die schönen Spaziergänge in die herrliche Umgegend ausgenutzt zum Waldbeerenjuchen an den sonnigen Hängen; daneben gab es Fahrten im gemütlich trottsenden Ochsengepann auf die Nachbarhöfchen;

an, aber sie mußten einer neuen Gruppe Platz machen. Das Abschiedsweh suchten sie durch eine kleine Feier zu verschweigen, bei der es in Anwesenheit viel lieber Gäste, darunter Dechant Dr. Süß und Bürgermeister Dr. Claassen, recht heiter zugeing. Anderntags in der Morgenfrühe zog dann die muntere Schar zum Bahnhof, wo es herzlich und wehmütige Abschiedsreden gab. „Nun ade, du mein lieb' Neuerburg, lieb Neuerburg ade!“ So klang's aus vollen Kehlen, als der Zug aus dem Bahnhof rollte. Eine heitere Fahrt gab's mit den muntern Mädels. Sie alle sangen um die Wette, ein Lied nach dem anderen, schöne, fröhliche Kinderlieder, wobei der „Kollmops“, eine kleine Siebenjährige, sich besonders hervortat. Bei der Unterhaltung wurde genauestens festgestellt, wieviel man „genommen“ hatte. „Ich sechs, ich sübbe, ich aach Pund“ — stolz hörte man es aus aller Munde. Und dann wurden Butterbrote gegessen, richtige Butterbrote. Und was für elche! Die Lieben, guten Rönnechen hatten sich wirklich angestrengt! Bei der Ankunft in Köln, wo die wartenden Mütter ihre Lieblinge in Empfang nahmen, gab's herzliche Wiedersehensfreuden. Und daheim werden die Kleinen noch oft so wie im Zuge singen:

„Wir waren lustig, wir waren froh,
Und nächstes Jahr geht's wieder so!“

Nochmals von der Eifeler Schafzucht.

Die Schafzucht, die früher eine Haupteinnahmequelle der Eifelbewohner bildete, ist in letzter Zeit stetig zurückgegangen. Während in den 60er Jahren fast in jedem landwirt-

schaftlichen Betrieb Schafe gehalten wurden, trifft man heutzutage fast im ganzen Eifelland kein einziges dieser nützlichen Haustiere mehr an. Die guten alten Zeiten, wo man noch die für den Haushalt erforderlichen Wollstoffe auf

dem eigenen Webstuhl selbst gefertigte, sind verschwunden. Das Sprichwort: „Selbst gewonnen, selbst gemacht, ist die schönste Bauertracht“, hat heute keine Geltung mehr. Vor hundert Jahren waren in den Eifelkreisen Wittlich, Prüm, Daun und Wittlich an 200 000 Stück Schafe vorhanden. Berühmt waren damals auch die Eisler Schaf-, Woll- und Tuchmärkte. Soweit die Schafe im eigenen Lande keine Verwendung finden konnten, gingen sie zu annehmbaren Preisen nach Frankreich und Belgien. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand die Schafzucht bei uns in hoher Blüte. Nach amtlichen Aufzeichnungen waren Ende des Jahres 1861 im Kreise Wittlich noch 23 583 Schafe vorhanden, dagegen nur 20 943 Stück Rindvieh. Der Rückgang der Schafzucht ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß in letzter Zeit die als Schafweide dienenden Deldändereien nach und nach entweder aufgeforstet oder in Ackerland umgewandelt wurden. Der Rückgang der Schaf- und Wollpreise in den 70er Jahren bewog auch manchen Landwirt, die Schafe aufzugeben und sich der mehr rentablen Rindviehzucht zuzuwenden. Die Verhältnisse haben sich seither günstiger für die Schafzucht gestellt. Allenthalben macht sich erfreulicherweise jetzt in der Eifel das Bestreben bemerkbar, ihr wieder allgemein Eingang zu verschaffen.

Heimat.

Von Bankdirektor Jul. Steinberg, Bonn.

Es ist ein Wort von heiligem Klang,
Ein Zauberwort so eigen,
Das quillt aus tiefstem Herzensang
Und tönt wie zarte Geigen.
Und wenn in fremden Landen Du
Voll Not und Sorgen weilest,
So deckt sein Laut die Wunde zu
Und hilft, daß du sie heilest.

Doch wenn in Kampfes Schlachtgebrüll
Granaten Dich umtoben,
So lenkst Du bei dem Worte still
Den feuchten Blick nach oben.
Du siehst im wilden Sturmgebraus,
Von Himmelsglanz umspinnen,
Dein Weib und Kind, dein Feld und Haus,
Und spürst der Heimat Wonnen.

Ein tiefes Sehnen faßt Dich an
Beim Schmettern der Trompeten,
Und in des Zauberwortes Bann
Beugst Du das Knie zum Beten:
„O schütze, Herr, mein Heimatland,
Laß es mich wiedersehen,
Beschirm der Ahr vertrauten Strand
Und meiner Eifel Höhen.“

Für Herd und Heimat zog ich aus,
Die Feinde zu verjagen,
Und will mit Kraft des Krieges Graus
Für Herd und Heimat tragen.
Und sollte sich mein Schicksal hier
In Feindesland erfüllen,
So weiß ich, Gott, es kam von Dir
Um meiner Heimat willen.“

Auf Heimaturlaub.

Skizze von Viktor Baur, Daun.

Droben auf kalter Eifelhöf, fern vom Lärm der Welt, steht ein einsames Kirchlein, still und ernst. Weithin schaut es über hohe Bergkluppen, in tiefe Talschluchten und über ödes Heide-land. Rings um das alte wettergraue Kirchlein liegt ein Friedhof. Die Bewohner aus dem Dorfe, tief drunten im Tal, tragen hier ihre Toten hin. So ist es Brauch seit Menschengedenken. Verwitterte, morsche Holzkreuze und moosüberwucherte Grabsteine, in die die Zeit tief ihre Runen geschrieben, stehen umher, und auf den schwarzen Grabhügeln liegen welcke Totenkränze, die einst liebende Hände geslochten. Tief zu Füßen des Kirchleins liegt ein weites schauriges Gewässer. Das Volk nennt es den Totensee. An seinen kahlen Ufern gedeihen bloß kümmerliche Sträucher, und zwischen dem dünnen Heidegras entsprossen nur gelbe Disteln dem lergen Boden. Alles Leben scheint hier erstorben, es ist ein Ort des Todes.

Es war im Herbst. Den steilen Weg hinan zum Kirchlein schritt ein Soldat. Ein Urlauber war's. Der Schmutz des Schützengrabens haftete noch an seinen Kleidern, er kam von der Somme, wo er wochenlang in heißem Kampfe gelegen. Als er nun seine geliebten Heimatberge wieder sah, nach denen er sich so oft gesehnt, als er tief drinnen im Feindesland gestanden, hätte er aufjauchzen mögen vor Freude und Lust. Nun lag er bald in den Armen seiner Mutter, der ehrbaren Witwe des Maarschäfers unten aus dem Dorfe, wach' ein Wiedersehen sollte das werden! Und wie mochte sich seine Geliebte freuen, wenn er gesund und frisch vor ihr stände und ihr lachend in die fröhlichen Augen blickte? Ihr Bild hatte er stets im Herzen getragen, und in der langen Trennungszeit zweier schwerer Kriegsjahre hatte die Liebe um die beiden immer festere Bande geschlungen, in manchem schlichten Feldpostbrief stand davon berichtet. — Von ferne winkte dem Krieger der alte stumpfe Turm des Kirchleins auf der Höhe zu, er schlug einen Seitenpfad ein und überschritt die Schwelle der Kapelle. Auf der roh gezimmerten Bank kniete er nieder und sandte ein heißes Dankgebet zu Gott empor, der ihn seine Heimat hatte wiedersehen lassen. Nun schritt der Krieger durch den kleinen Friedhof. Manches neue Grab war hinzugekommen: hier lag eine Mutter, der der Gram um den gefallenen Sohn das Herz gebrochen. Dort lag der alte Schäferfranz begraben, der immer am Totensee die Schafe geweidet hatte; die Herde graste auch jetzt noch dort, aber der Schäfer war ein anderer. Und dort — der Atem stockte dem Krieger — dort lag ein frischer Grabhügel, erst heute morgen mochte er aufgeschichtet worden sein, ein kleines hölzernes Kreuz stak in dem schwarzen Grunde, kein Name stand darauf geschrieben, und auf dem Hügel lagen grüne Fichtenkränze, drin duftende Herbstrosen geslochten. Lange stand der Krieger vor dem Grabe, wer mochte nur der Tote sein? Er sann und sann, und eine dumpfe, ungewisse Angst legte sich ihm aufs Herz. Er sprach ein Gebet für den Toten und schritt weiter dem Dorfe zu. Am Wegesrande lag eine weiße Rose, halbverwelkt, sie hatte sich am Morgen beim Begräbnisse von einem Kranze losgelöst und war zu Boden gefallen. Der Krieger hob sie auf und steckte sie an seine Brust. Hätte er gewußt, für wen sie bestimmt, er hätte sich wahrlich nicht damit geschmückt. Tief unten brauste unheimlich der See, wild schlugen die Wellen an die nackten Felsen, freischend flog eine Schar Raben über das Wasser, und pfeifend fuhr der Wind durch die Ebereschen, die längs des Weges standen, zerrte an den roten Beeren und schleuderte sie auf die Straße.

Als der Krieger dann unten im Tal sein Heimatdörfchen liegen sah, an dem freundlichen See, der so grell abstach zu dem Totensee, oben in dem dunklen Kessel, der Mutter schmudes Häuschen mit den blühenden Blumenstöcken am Fenster, und seiner Liebsten Haus, das versteckt hinter schwerbeladenen Obstbäumen hervorlugte — da hätte er sich freuen mögen und konnte es doch nicht, er dachte immer an den frischen Grabhügel oben auf dem Friedhof und an den unbekanntenen Toten, der darunter schlief. Wer mochte es sein? Nun schritt der Krieger durch die Dorfstraße und stand vor seiner Mutter Haus.

drückte auf die Klinken und trat in die Stube. Dem Mütterchen fiel die Spindel aus den Händen, sie brachte kein Wort hervor, sie hatte ja ihren Sohn heute noch nicht erwartet, und da lag er ihr schon in den Armen, und die Tränen liefen ihr über die welken Wangen. Immer wieder fragte sie ihn, wie es ihm erginge, ob er auch ein gutes Essen habe, und ob er die wollenen Strümpfe erhalten hätte, die sie ihm gestrickt, und sie brachte Brot herbei und Butter und Schinken und stellte es ihm vor, und er war gerührt ob der goldenen Liebe des Mutterherzens. Dann fragte der Sohn sie: „Mutter, wer ist der Tote, den sie heute begraben haben?“ — Ein Zittern ging über das Gesicht der Frau, und mit tränenerstickter Stimme antwortete sie: „Christian, lieber Christian, — es ist — — es ist — — die — — die — Vene!“ — — — „Tot!“ schrie der Sohn — „die Vene tot — die Liebste tot — — tot — —“, und schwer sank sein Kopf auf die Tischplatte. Im Trommelfeuer der Sommerschlacht hatte er ausgehalten und mit keiner Wimper gezuckt, aber jetzt lief ein Schütteln durch seinen Körper, Tränen entströmten seinen Augen, er weinte wie ein Kind. Ratlos stand die Mutter daneben und suchte ihn zu trösten, immer rief er seine Geliebte beim Namen und starrte dann wie geistesabwesend vor sich hin. Als sich der erste Schmerzensausbruch gelegt hatte, ergriff die Mutter des Sohnes heißen Hände und erzählte, wie das alles gekommen war. Den ganzen Herbst hindurch hatte die Vene gearbeitet wie ein Mann, ihre beiden Brüder standen im Felde, und die Arbeit wollte getan sein. Ihre alten Eltern schonte sie, wo sie nur konnte, sich selbst aber gönnte sie keine Ruhe. An einem regennassen Herbsttage war sie mit dem Wagen ins Feld gefahren und hatte sich erkältet; sie hatte Lungenentzündung bekommen, und nach drei Tagen war sie tot. Schweigend hörte der Sohn den Worten der Mutter zu, dann stieg er hinauf in seine Dachkammer, wusch sich die tränenfeuchten Augen und schritt durch's Dorf dem Trauerhause zu. Drinnen in der großen Stube saßen die Angehörigen der Toten beim Leichenmahle. Als des Maarfishers Christian eintrat, erhob sich der alte Bauer, Vene's Vater, und begrüßte ihn. Und die Bauern und Bäuerinnen rings um den großen Tisch kamen auf den Krieger zu, reichten ihm die verschafften Hände und sagten ihm ein Wort des Trostes, sie bemitleideten ihn, denn sie wußten, was er verloren. Auf der langen Bank nahm er Platz, die Speisen rührte er nicht an, mechanisch antwortete er auf die Fragen. Man sprach von der Toten. Kurz vor dem Tode hatte sie noch der Mutter zugehaucht, sie solle den Christian von ihr grüßen, wenn er wiederkehre. Das war ihr letztes Wort gewesen. Bald darauf war sie gestorben. Stumm sah der junge Krieger da, nur bisweilen schaute er zu dem Bilde seiner Liebsten auf, das über dem Tische hing, und lange ruhte sein Blick auf dem lieben, von schwerem Blondhaar umrahmten Gesichte, aus dem zwei sanfte, gütige Augen blickten. Mit Rosen war das Bild geschmückt.

Die Dämmerung spann schon ihre Fäden im Tal, da verließ Christian das Trauerhaus und stieg den Berg hinauf zum Friedhof. Er wollte noch heute zum Grabe seiner toten Braut. Keuchend stieg er den steilen Fußpfad zur Höhe hinauf. Schweiß bedeckte sein Gesicht. Er dachte an die Vene. Sie war ein liebes, schönes Mädchen gewesen, keine von jenen aufgebauschten Dorfschönen, ein stilles, reines Herz hatte sie besessen, und in ihren Zügen stand ein Edelmut geschrieben, der von einem hohen Seelenadel zeugte. An ihrem Grabe sank er hin und preßte die glühende Stirn in die grünen Totenkränze. Die Rosen darin ließen sterbend ihre schweren Köpfschen hängen, und auf die salben Blätter, denen nur mehr ein matter Duft entströmte, fielen heiße Mannestränen. Planlos irrte Christian in der Heide umher, das Liebste war ihm genommen, wozu noch leben? Es war schon dunkel geworden, unten brauste unheimlich der See, und der Wind heulte ein schauriges Lied. Der Krieger eilte zum Rande des Sees hinab, rathlos lief er im Uferlande umher, das Blut hämmerte ihm gegen die Schläfen, wilde Gedanken durchjagten sein Hirn, sollte er sich nicht hineinstürzen in die gierigen Wellen — — und dann war alles aus — — alles aus. — — Doch nein, dann begann ja ein andres Leben, das viel schlimmer war als dieses; und er dachte an seine Mutter, die würde sich zu Tode grämen, wenn er es täte. Aber das Leben

würde für ihn doch nur mehr eine Qual sein, und die Wunde in seinem Herzen würde nie mehr heilen — — nie mehr. — — Fern vom Westen hallten dumpfe Kanonenschüsse herüber, wie ein langer rollender Donner. Das wedte ihn aus seinem Grübeln, dorthin gehörte er, dort war sein Platz! Mit festen Schritten eilte er hinab ins Dorf, wo jetzt unten in dem kleinen Häuschen ein flackerndes Lichtlein brannte, und wo ein goldenes Mutterherz wohnte, — — und er bereute, daß er einen Augenblick so schwach gewesen.

Mit all seiner Kraft arbeitete Christian nun vom Morgen bis zum Abend auf dem Felde. Mit dem Pfluge durchzog er den Acker, hoch auf der Höhe, und klirrend durchschnitt die blinkende Pflugschar die dampfenden Schollen. Und wenn seine hohe kraftvolle Gestalt über das frischgeflügelte Land dahinschritt, und er aus seiner Pfeife bläuliche Wölkchen blies, und wenn er mit geübter Hand weithin das Korn in die Furchen warf, dann blieb mancher Wanderer stehen und schaute dem schweigsamen Säer zu, der Wind und Wetter zu trohen wußte. Er ruhte nicht, bis die letzte Frucht vom Felde geborgen und bis das kleinste Stückchen Boden bebaut war. Gegen die Dorfbewohner war er zurückhaltend, antwortete ihnen auf ihre Fragen, aber ging ihnen sonst aus dem Wege. Still verbergte er allein seinen Schmerz in der Brust. Nur seiner Mutter gegenüber trug er eine große Zärtlichkeit zur Schau, und jeden Abend verbrachte er bei ihr in dem trauten Stübchen. Dann saß sie bei dem knisternden Feuer und drehte flink das Spinnrad, und er mußte ihr dabei erzählen von all seinen Kämpfen und Gefahren, und wenn sie dann von seinem Heldennute hörte, und wie er sich das Eisene Kreuz verdient, leuchteten ihre Augen in freudigem Stolze, dann drückte sie ihm warm die arbeitsrauhe Hand und sprach ihm liebende Worte zu. Von der Vene sprachen sie nie, keiner wollte von neuem die Wunde aufreißen. Nur einmal war Christian inzwischen an ihrem Grabe gewesen und hatte einen großen Strauß Feldblumen auf ihren Hügel gelegt.

Schnell vergingen die Wochen des Urlaubs und der Tag des Abschieds kam heran. Geschäftig eilte die Mutter im Hause umher und suchte aus Küche und Keller das Beste für ihren Sohn und packte alles in seinen Tornister. Gemeinam setzten sie sich zur schlichten Mahlzeit hin und speisten zum letzten Male zusammen. Mit gütigen Worten tröstete der Sohn die Mutter und sprach ihr Mut zu, um ihr den Abschied leicht zu machen. Als er dann vor ihr stand, bepackt und gerüstet, und sie ihn noch einmal in ihre Arme schloß, da liefen ihr unaufhaltsam die Tränen aus den Augen, und er selbst mußte sich bezwingen, seine Nührung zu verbergen. Sanft entwand er sich den Armen der Mutter, drückte warm ihre welken Hände und rief ihr „auf Wiedersehen“ zu. Hastig eilte er vorwärts, das Wort klang ihm bitter in den Ohren, er fühlte es; er würde seine Mutter nie wiedersehen! Der Herbstwind strich durch den hohen Rußbaum, der das Häuschen überragte und wirbelte welke Blätter zur Erde, und oben in den Zweigen sang eine Drossel eine wehe Weise.

Nun stand des Maarfishers Christian wieder oben auf der kalten Höh' an dem Grabe der Geliebten, hier mußte er noch Abschied nehmen, und der wurde ihm schwer. Man hatte auf das Grab der Liebsten ein hohes hölzernes Kreuz gesetzt, darauf stand ihr Name geschrieben. Die Totenkränze auf dem Hügel waren alle weck geworden. Christian ging in die Heide hinein; aus einer Hecke schnitt er eine biegsame Rute und band sie zu einem Reifen zusammen. Von verkrüppelten Kiefern, die ringsherum standen, pflückte er grüne Aestchen ab, an denen braune Zapfen hingen, und aus den Wacholdersträuchern schnitt er beerenbehangene Zweige heraus, fügte sie um den Reifen und formte alles zu einem Kranze, und gelbe Heidedisteln wand er hinein. Die spitzen Wacholderstacheln stachen ihm die Finger blutig, und auf die tiefdunklen Beeren fielen schwere Blutstropfen; er beachtete es kaum, was war ein Tropfen Blut? Er hatte es in Strömen fließen sehen, und er hätte ja sein Herzblut hingegeben, wenn er darob noch einmal seine Liebste hätte wiedersehen können. Er nahm den schlichten Heidekranz und hängte ihn über das hölzerne Kreuz. Am Grabe kniete er nieder und sprach ein Gebet für die, die hier in der kalten Erde schlief. Noch ein Blick

auf das Grab — dann krächzte die Kirchhofstür in ihren Angeln, und festen Schrittes ging er hinab seinen Weg. Von ferne donnerten wieder die Kanonen, ein unaufhaltbares, gewaltiges Rollen. Schwer klang der Tritt des Kriegers auf der steinigten Straße, er blickte nicht mehr um, nur vorwärts schaute sein Auge, wo unten in der Ebene der Bahnhof lag, von wo ihn der Zug forttragen sollte aus der Heimat Berge, und er wußte es; es ging in den Tod!

Wochen waren vergangen. Das Kirchlein am Totensee schaute trauernd über die fahlen Höhen, eisig blies der Novemberwind, und tief unten schlug brausend der See an das Ufergestein. Da sang man oben im Kirchlein dem Maarfishers Christian die Totenmesse. Ein Granatsplitter hatte ihm die Brust zerissen, und treue Kameradenhände hatten ihm fern der Heimat ein Grab geschaukelt. Und im Tosen des Sturmes wehte es wie ein letztes Grüßen herüber aus dem fremden Lande, wo der Christian unter dem Rasen schlief, und in dem Winde, der um das Grab der Lene strich und an dem dürren Heidefranze zerrte, tönte es wie ein leises zartes Flüstern — — — Von Liebe, die ewig dauert, die nie erlischt und nie stirbt, von Liebe, die stärker ist als der Tod!

Hus Nidegger Ferientagen.

Von Emmy Bechhoff, Katernberg b. Esen.

Überall, wo Wald, Wiese und ein muntres Bächlein oder ein stiller See beieinander stehen, ist es schön. Ragen aber noch Berge auf, die rauschende Wälder oder gar eine Burg tragen, wie wird die Schönheit da noch reicher! Und nun habe ich dich, wie ich dich immer vor mir sehe, liebliches Nideggen: Ein muntres Fließchen, Wiesen im Tal. Daraus hebt sich der Berg, der dich, kleines Städtchen und deinen Schatz, die Burg, trägt. Wie blickst du mit Türmen und Löwen weit in die Lande! Es ist schön, in Wanderfreude mit heitren Genossen über Berge und durch Täler zu ziehen und im frohen Schreiten ein liebliches Bild nach dem andern zu schauen. Aber ein Fleckchen Gotteserde ganz wertschätzen lernt man erst dann, wenn man ihm recht ins Angesicht und durch seine Augen in seine Seele schaut, d. h. wenn man für Tage oder Wochen, wie man's nun kann, da seine Hütte baut. Da knüpfen sich tausend Fäden, an denen du jederzeit zurück in schöne Ferientage gehen kannst.

Ich nehme die Fäden in die Hand, die mich an dich, liebes Nideggen knüpfen und gehe die Wege, wie ich sie in schöner Sommerzeit ging.

Im Tal liegt der Bahnhof. Es steht dann da ein Wagen, der dich hinaufbringt in die kleine Bergstadt, ohne daß du dir Mühe machen mußt. Aber geh lieber zu Fuß. Denn während du so langsam bergauf steigst, hast du das wonnige Gefühl: „Nun komme ich mit jedem Schritt mehr aus dem Alltag. Der bleibt da unten im Tal. Ich aber steige auf eine sonnige Höhe. Sonntag wirds da für mich.“ So gewinnst du dir den Weg in die Freiheit.

Und nun hast du Höhenluft. Atme sie tief ein und laß sie in jedes Fältchen der Seele dringen. Es hat etwas wunderbar Befreiendes, nun für Tage immer über Höhen zu wandeln, weit in die Runde zu schauen oder beim Blick ins Tal sich so hochgestellt zu fühlen. Ich will dir darum raten, steig nicht eher ins Tal hinab, als bis du unbedingt wieder mußt. Du kommst noch früh genug wieder herunter, in den Alltag hinein.

Mein erster Morgen in Nideggen aber war so: Ich nahm meine Gitarre unter den Arm und ging den Schloßberg hinauf. Alles in mir war Erwartung und Genießerfreude. Am Kirchlein ging der Weg vorbei. Daraus erklangen Orgelklänge und feierlicher Gesang. „Wie gerne wäre ich mitgewallt, ihr Pfarr' wollt mich nicht haben“, gings mir durch den Sinn, und ich fühlte mich recht als fahrender Schüler und leicht und vogelfrei. Und da lag die Burg mit dem mächtigen grauen Jenzeitsturm im Frühlicht. Der Burggeist führte mich gleich einen guten Weg: Im heimlichen Fensterbogen des achteckigen Ruchenturms hab ich

dann lang gefessen. Tief unter mir der Burggarten. Darüber hinaus ging der Blick über Wiesen und Felder, über Häuschen und Wälder in den wolkenlosen Blauhimmel und die weite Lichtwelt. Die Sonne lockte den Nebel aus dem Tale zu sich empor und zerspülte ihn mit ihren feinen Fingern in ein Nichts. Die Natur rauschte ganz leise und traut und sonst kein Laut als mal ein Vogelschrei oder der Ton meiner Gitarre. Ich habe nach einem Liede gesucht, dem Morgen für sein Geschenk zu danken und zu sagen, wie all die Schönheit, die meine Augen tranken, in meiner Seele sich spiegelte. Und fand keins, fast wär ich stumm geblieben. Dann hab ich den mächtigen Afford, den diese Frühmorgenstimmung in mir anschlug, aufgelöst in kleine Liedchen, weil ich gleich machtvoll ihn nicht wiedergeben konnte. Und manch eins ist hinabgewandert in Grün und Sonnensommer. Und es ist so gewesen, daß das Bild, das meine Augen schauten, nie mehr aus meiner Seele schwinden kann und sich in Zukunft für mich um die fahlen Fensterbogen der Burg wie nidende liebliche Ranken diese Frühmorgenstimmung und ihr stilles Glückseligsein schlingen wird.

Eine Traumtunde im Burggarten. Es hätte mich wohl kaum jemand gefunden und ich verrate den Platz auch nicht, da die zwei Bäume stehen, zwischen denen meine Hängematte hing. In ein grünes Reich sah ich von da hinein. Was da alles grünte und blühte und welkte und Frucht trug, das ist kaum aufzuzählen. Das umkleidete die roten Sandsteinmauern der Burg oder schmeichelte zu ihren Füßen und war wie ein schöner Teppich. Allerlei Getier kam auch. Rotschwänzchen haschten sich und Schmetterlinge taumelten müde hin und her. In den Sandsteinmauern der Burg aber sitzen Millionen feiner Sandkörner, die glitzerten und funkelten im Sonnenschein, daß die Ruine ordentlich ein Diamantkleid trug. Die Sonne aber schaute auch in meine Ecke hinein und litt nicht, daß ich die Augen schauen ließ. So dämmerte ich und vergaß Ort und Stunde und ging Traumwege und schreckte auf beim Geräusch von Stimmen über mir, mich ängstlich fragend, was das in meinem Eigentum will.

Eine schwüle, drückende Stimmung in der Natur und man merkt: die sucht nach einem Ausweg. Am Abend türmen sich dunkle Wolken auf, und bald ist's finstere Nacht. Blicke zuden und der Donner rollt über die Berge. Hinauf zur Burg! Welch ein wunderbares Schauspiel! Auf dem jenseitigen Ufer der Kur ist der Himmel ein Feuermeer. Hier und da, überall, dicht beieinander, zuckt die feurige Lohse auf. Dazwischen für Augenblicke schwarzer Nachthimmel. Wenn aber für Sekunden der grelle Feuerschein aufzuckt, dann steht die Burg wie ein dunkles Schattenbild im Flammenmeer. Das ist ein Bild voll so erhebener wie unheimlicher Schönheit, daß die Augen gebannt schauen müssen. Dazu der Aufruhr in den Lüften. Ich kann mir denken, daß unsre Ahnen, die vor dieser Naturgewalt wie vor einem Rätsel standen, sie zu einer Gottheit erhoben und ihr mit Grauen und Ehrfurcht dienten.

Aber auch über Nideggen hat sich ein Wetter entladen, schwere Regentropfen fallen und man flüchtet ins schützende Haus, die Seele noch voll von all dem Gesehenen.

Durch Kiefernwald und über Heide geht der Weg. Die Heideblumen haben sich unterm Loden der Sonne ganz geöffnet, Bienen summen umher, Tannen geben ihren Duft. Nach dem Mausauel will ich, da steht ein Holzgerüst als Aussichtspunkt, und von da will ich in die Weite schauen. Ich finde den einsamen Weg und auch das Holzgerüst, und da ich alle meine Kletterkünste zusammennehme, gelange ich auch hinauf: Wie ich aber eben aufsatmend stehe, was sehe ich da? Was fährt da durch die Luft im Sonnenschein? Ein Zeppelin! Grad über mich her nimmt er seinen Weg. Ganz noch seh ich den stolzen Vogel. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Hurra schreien, der Augenblick ist zu stolz. Nach Westen nimmt er seinen Weg, in das Abendrot hinein fährt er dahin, wo unsres Landes beste Kraft im Rampie liegt. Glück auf den Weg, Sonnenvogel! Golden leuchtend fährt er dahin und verschwindet in der Weite.

Heidehochzeit.

Rein garnichts konnte man sehen, so wallte es im weiten Tal von dichtem Nebel. Auch an der Burg hingen noch die weißen

Schleier ums schlummernde Haupt. Die Sonne zeigte den redlichsten Willen, das wallende Weiß zu durchdringen und gelangte auch endlich zu den feinen Blütenglöckchen der Erika. Die war schon lange wach. Was mochte nur los sein? Die Fichten ringsum trugen glühende, feine Perlenstränge, Silberneze von perlbesäten Spinnweben zwischen den stacheligen Händen. Fein, wie zur Weihnacht. Nur die Lichterchen fehlten. War Ausstellung? Ueberall hatten die Spinnen ihr feines Gewebe ausgebreitet: „Wer kanns am feinsten?“ Da waren Schleierchen, so fein mit Perlen bestickt, daß das Auge sie kaum sehen konnte. Das war wohl der Hochzeitschmuck für die späten Kinder des Sommers, die zum schönsten Fest ihres kurzen Blumenlebens in aller Herrlichkeit schreiten sollten. Und heut war der Tag. Da standen all die feinen Heideblümchen im Perlenschmuck. Den hatten ihre Liebsten beim kunstreichen, fleißigen Spinnlein für diesen Ehrentag weben lassen und die Nacht hatte die Perlen darüber gestreut. Schamig standen sie da, wie mit Blut übergoßen. Sie warteten. Sie warteten auf etwas unendlich Schönes. Da kam es schon. Der Brautwerber brachte es, das Bienlein. Es summt und brummt, fragte und bat. Lieb mußte es gewesen sein. Denn züchtig sank das Köpflein, die Schleier und Perlenstränge zitterten leise und es sagte still: „Ja!“

Den Platz muß ich noch malen: Marktplatz nennt er sich. Wieviel Buden wohl Platz darauf finden? Mitten darauf die Linde. Darum eine steinerne rechteckige Einfassung. Da sitzen einen Augenblick die braunen Knaben und Mädchen, wenn sie aus der Schule kommen. Rechts davon ein Kreuzstift. Aber man sieht nur den Sockel, das andere taucht unter im Geißt der Linde. Und daneben das „Rathaus“. Ich hab's für ein Kirchlein gehalten. Ganz im Schatten der Bäume liegt es versteckt. Eine breite, hohe, ausgetretene Treppe steigt man hinan, wenn man geht, um sich für die Dauer des Aufenthalts unter Nidegger Lebensmittelfürsorge zu stellen. Im spitzen Türmlein auf dem Dach kündigt die Glocke mit klappernder Stimme die Stunde. Jedesmal beim letzten Schlag erstirbt die Stimme in einem Gerappel, als würde der Klöppel nervös oder als wollte das ganze Glöcklein zusammenbrechend sagen: „Ich kann nicht mehr, es ist zuviel für meine alten Tage.“

Das alles steht auf einem holprigen Pflaster. Zwischen den Steinen grünt das Gras. Das macht das Ganze freundlich. Lieb und traut ist alles und voll Poësie.

Dann kommt auch einmal der Abschiedsmorgen und es heißt herabsteigen von der Höhe in die Tiefe. Tu auch das zu Fuß. Aber tu es nicht mit Klagen, denn dann hast du nicht gefunden, was du nötig hattest: neue Arbeitslust, Mut, die Mühen und Vergernisse des Alltags nun wieder auf dich zu nehmen. Steig herab und denke: Wie reich bin ich geworden! Tausend Dank, liebe Sonne, tausend Dank lieber Wald und auch dir, du alte Burg, für alle Stärkung, die ihr Leib und Seele gegeben habt. In Arbeitswochen will ich von schönen Ferientagen zehren.

So gewinnst du den Uebergang aus der Freiheit in die Arbeit. Aber da kommt der Zug und der Alltag tritt wieder in sein Recht. Wir wollen ihn unerschrocken wieder auf uns nehmen.

Hubäetche moot et ieschte mol en de Schöll jöhn.

(Mengem ahle, johde Lähre A. Werner,

dä att 35 Joe op senge ieschte Stell, ze Holzem, de Köngde liere deht.)

Von Hubert Kamps, Cöln.

Ich woe ne ganze klene Mann
Un hat noch Schlaadeböyche ahn,
Om Kopp e zeröffe Käppche
Wöt wäreme Uereläppche.

Möng Strömp, doe woere döä kapott,
Daröve woe meng Motte kott,
Ich krech se dann jetrocke
Wäge dä domme Socke.

Ich kom bahl ja net van de Strooß
Un woe deheem bloß wenn ich oof.
Op emol wor net sechs Johre,
Datt ich woe geboere.

Meng Motte kraut mich op de Röll
Un saht: „Bahl moß du en de Schöll
Holl bei Kefangse Dröckche
En Tafel und auch jett Kröckche!“

Bahl kom dä lodde Dag erahn.
Ich krech me Sonndesböyche ahn.
Geseech un Hals un Uere
Dentlich geweische wuere.

Et ieschte Sackdooch wue me braht,
De Hoe möm Kämme jlatt gelaht.
Un datt ich joht soll ruche
Däht Döerings Seej me bruche.

Su woe ich endlich jans zerääch.
Van Anks woe et me öentlich schlääch.
Me Motte saht: „Nrem Schöfche
Jant noch ens flöä op et Höfche!“

Dann krech se mich noch bei de Hant
Un saht: „Nu böß net bank un jant
Du häß ene johde Lähre,
Dä moß du öimme ehre!“

Un jeh no söneundressig Joe,
To ta me sage: „Datt öß woe,
Pastue un Böregemeeste
All han se en jäen, vesteeße?“

Un tött nu bahl datt solde Fesß,
Da se me all seng leeve Gäß.
Me jävve em fruh e Hänkche
Un bränge em och e Ständche.

Eifelmohn.

Her m. Len, stud. germ. 3. St. im Felde.

Nun glüht er wieder an den Ruinen und leuchtet von den Eifelbalden weithin ins Land hinein. Flammenlichter zwischen den heiteren Kornblumen, den milden Raden und dem weichen Goldgelb der Halme, und fern das sommerstille Dorf — so sah ihn Volkmann, da er sein „Bogendes Kornfeld“ schuf. Dann denkt man an Fritz v. Wille. Die Maler fanden schnell, wie herrlich das prahlende Rot die herben Fluren kleidete.

Wenn die Sonne abends ihren Purpur rasst, schaut der Eifeljohn an der Front sinnend in die tiefe Glut und sieht im Geiste den fatten Mohn auf der Heimatschelle, denkt daran, wenn der Wind den heißen, süßen Duft von Etappenkornfeldern herüberträgt. Dann bäumt sich in ihm ein starkes Sehnen auf nach seinem Dorf und nach den lieben Feldern, wo die Aehren baumeln und der Mohn quillt wie ein glussprühendes Sommermähren.

Als sie noch nicht zur Schule gingen, saßen sie nachmittags am Rand eines Halmenwaldes und machten sich ein liebliches Spielzeug aus den Blumen. Die sammetnen Blütenblätter zurückgebogen und sie mittels Schmielen um den Schaft gebunden, sahen sie aus wie Edel Damen, die sich mit ihrem gestreiften Kopfpuz, der schwarzen Halskrause und dem roten Rock gar stolz ausnahmen auf ihren hohen Stengelstühlen. Dann wurden sie in den Boden gesteckt, und wenn die Kinder längst daheim waren, tanzten sie noch im Spätwind hin und her. Schließlich begrub sie ein Nachregen. Da war es mit ihnen aus.

Gebrochener Mohn erinnert mich stets an Virgil's schöne Episode von Nisus und Euryalus. Ihn hatten bereits die feind-

lichen Kutuler umringt, als Nisus aus dem Waldgebüsch hervorstürzt, den unglückseligen Freund zu retten. Doch zu spät! Er kommt noch gerade recht, mit jenem zu sterben. Ueber die grausame Ermordung des Curgalus weiß uns hier der Dichter durch einen anmutigen Vergleich hinwegzutäuschen:

„ . . . schwach sinket der wellende Hals auf die Schulter,
So wie die Purpurlume, gefaßt von der schneidenden Pflugschar,
Laß hinschmachtet und stirbt; wie der Mohn mit ermatteten
Schäfte

Niederbeugte das Haupt, wann schwer ihn Regen belastet.“ —

Jede Jahreszeit gibt mit ihrer Blumenfarbe den Eifelstufen ein eigenes Gepräge. Während im Lenz das strahlende Ginstergelb über die Hänge wogt wie eine frohe Verheißung, liegt's zur Herbstzeit wie ein seliges Erinnern über dem tiefwarmen Heidetepich. Dazwischen loht dunkelheiß der Sommermohn — die herrliche Erfüllung!

Hier im Westen geht die liebliche Sage, daß auf heißerkämpften Feldern der Mohn reichlicher dem Boden entsteige als anderswo, gleich als wollte er die Menschen daran mahnen, die Erinnerung an die edlen Toten ewig wachzuhalten. Wie aus der blutigen Saat die lieben Blumen erstehen, so dürfen die gebrachten Opfer uns auch wohl die ersehnte Frucht versprechen — die herrliche Erfüllung!



Nacht am Toten Mann.

Stimmungsbild aus meinem französischen Kriegstagebuch.

Von Theodor Seidenfaden (3. Jt. im Felde).

Nacht ist's. Novembernacht. Der Mond sollte scheinen. Aber die grauschwarzen Regenwolken drängen die sanfte Silberfichel zurück. Wie schwere Schicksalsschatten, die das helle, stille Licht erlöschten und Unglück über die Menschheit bringen, jagen sie daher. Dazu eintönig Windgeheul und ab und zu klatschende Regenschauer. . . .

Wir tasten aus erdtiefen, tropfenden Stollen die glitscherigen Treppenstufen hinauf, gehüllt in Mäntel und Kopfschoner. Es geht zum Schanzen. Vornehin. Fest an den Feind heran, wo ein neues Grabenstück ausgeworfen werden muß. Vorsichtig tapen wir aus unserm Reservegraben heraus auf die Höhe. Bis über die Stiefelschäfte geraten wir in den Schlamm. Vorsichtig! Langsam weiter, Mann an Mann, in einer Reihe. „Nicht ausbleiben!“ Auf drei Schritt schon kann man den Vordermann nicht mehr sehen, und einer Taschenlampe gütig Geleucht würde uns allen sicheres Verderben sein.

Es ist schrecklich. Meine Brille beschlägt, und ich fühle mich nur noch weiter mit meinem dicken Schützengrabensock. Es ist schrecklich. . . . Und doch — da lacht noch jemand. Sein Vordermann ist mit dem rechten Bein in ein wassergefülltes Granatloch gefallen — und er folgt ihm. Das Ganze stockt, bis die Beiden wieder oben stehen. Dann tasten wir mit unsern dreckschweren Stöden weiter. Immer weiter. . . .

Unten auf der Straße, die am Fuße unserer Höhe ins Land hineinläuft, in die tote, erstarrte Ardennenstille hinein, halten wir. Dort sammelt sich die Kompagnie.

Es dauert lange, bis die einzelnen Trupps sich durch den Schlamm und die Dunkelheit hierher gefunden. Mit einem Seufzer oder einem Fluche machen sie am Sammelplatz Halt. Und dann . . . Dann kommen die unendlichen Laufgräben. Ueber mehrere Höhen. Durch mehrere Täler. Wie eine Schlange, die vorsichtig nach allem auspäht, zieht die Kompagnie hinauf, hinunter. Stodt und steht und fragt und flucht. Durch Felsgestein, durch Wassergräben, über verfaulte Laufstege, an zerflossenen Unterständen und einsamen Gräbern vorbei. Dort steht ein Pfahl im Wege. Hier windet sich ein abgerissener Telephondraht um den Fuß. Da rennt einer gegen eine vom Erdreich herausgedrückte rissige Hürde, während ein anderer

mit dem Mantel an irgend einem vorstehenden Nagel hängen bleibt. Und überall Wasser und Schlamm und Schlamm und Wasser.

Leuchtkugeln zischen auf und irren durch die regen-schwangere Luft. Sie leuchten — und blenden doch.

Da . . . „Verbindung abgerissen“ . . . Drei, vier Mann rufen's von hinten nach vorne. Noch ein paar Schritt — und alles steht, einmal tief aufatmend, und wartet, bis die dahinten wieder bei sind. Dann geht's weiter. „Achtung: Stufe! — Wasser! — Loch! — Steine!“ — So werden die Hindernisse — mürrisch, leise oder laut, je nach dem Temperament des Einzelnen — von Mann zu Mann bekannt gegeben.

Die Augen bohren sich ins Dunkel hinein, und vorsichtig suchen und schreiten die Füße.

„Teufel noch! Mensch, warte doch! Mein Fuß steckt in einem Loch!“ . . . Mein Vordermann ruft's, während ich weiter will. Und langsam zieht er, sich auf meinen Arm stützend, den schweren Stiefel aus dem Schlammloch. Vorsichtig setze ich drüber weg, melde meinem Hintermann das Hindernis — und dann geht's wieder weiter.

Eine Regenschauer flutet hernieder und schlägt mir ins Gesicht. Minutenlang. Es ist zum Verzweifeln. . . Dann wird's wieder heller. Der Wind pfeift schärfer und verjagt den Regen. Wir beißen auf die Zähne. Schritt um Schritt und Fuß um Fuß und auf und ab. . . Nun stehen wir in einem Tale, in einer Schlucht, durch die ein Sturzbach rauscht. Mühselig haben Pioniere eine Brücke von Ufer zu Ufer geschlagen. Aber taum, daß sie im Schlamm hält.

Ich drehe mich einmal um. Eben flattert wieder eine Leuchtkugel hoch. Ich schauere. Der ganze Abhang hinter mir ist mit Granattrichtern übersät. Loch an Loch — nun wassergefüllt. Nicht ein Meter ist ohne Trichter. Fürchterlich müssen hier die Artillerien gewütet haben. Und nur mit Einsatz aller Energieen können unsere Truppen hier vorgekommen sein. — Blut, Blut und wieder Blut, und Wasser, Schlamm, Eisensplitter, Baumstümpfe, Steine, Erdmassen, Menschenleiber, Waffenstücke — alles ist eins geworden. . . . Nun ist's öde hier. Fürchtbar öde und traurig. Wie an den Ufern einer sagenhaften, unheimlichen Unterwelt. Die Seele wird still, so still wie sie draußen, als wir noch in der Alltagswelt lebten, nie gewesen. Und der Atem stockt. . . Ja — die Monotonie eines modernen Schlachtfeldes ist etwas fürchtbar Großartiges — und bietet eine großartige Fürchtbarkeit. . . .

Ein paar Augenblicke noch — dann kriecht die Schlange weiter — noch eine, die letzte Höhe hinauf. Den ersten Teil des Hügelhanges geht es ohne Laufgraben. Wenn dann eine Leuchtkugel aufsteigt, ist's, als wandere eine Schar grauer Gespenster, eine Reihe Abgeschiedener durch die unheimliche Nacht. Keiner spricht hier ein Wort. Man hört nur das Schlürsen der schweren Stiefel und hin und wieder ein leises Klipp-Klapp am Spaten, Seitengewehr oder Gewehr. . . .

Nun sind wir endlich im letzten, langen Grabenstück. Wöllig verschlammmt ist's.

Und . . . und . . . ein . . . Laufsteg führt über ein halboffen Grab. Die Regengüsse der letzten Tage haben die schützende Erdschicht halb hinweggespült. Jede Nacht schauern wir von neuem vor dem Leichendufte, der da herausquillt. — Jede Nacht. Und eine ganze Weile geht dieser Modergeruch mit uns.

Wer mag da liegen? — Wir wissen's nicht. Und — vielleicht kann niemand Auskunft darüber geben. Eicher ist's einer von jenen Einjamen, die in Deutschland oder auch in Frankreich als „vermißt“ gemeldet sind, deren Angehörige noch Hoffnungen hegen — und die doch nie wiedertehren. Nie. . .

Dann sind wir da — nach unendlichen Anstrengungen. Fast zwei Stunden hat's gedauert. Einer nach dem andern klettert die Grabenwand hinauf und sucht in dem schon begonnenen Graben seinen alten Arbeitsplatz. . . Ganz leise klappern die Spaten, Stich um Stich und Schlag um Schlag. Der Lehm

lebt, und nur schwer löst er sich. An einer Stelle ist es ganz festig. Es scheint unmöglich zu sein, in die Erde einzudringen. Und doch muß es gehen. Unzählige Hiebe mit scharfen Beilspitzen zwingen das trügliche Erdreich.

Ab und zu kriechen ein paar Minen oder Gewehrgranaten in der Nähe. Alles liegt im Augenblick am Boden — unbekümmert um Nässe und Schlamm — und bleibt so lange unten, bis das höhnische Surren der Splitter und des Zünders mit einem dumpfen „Patsch“ verstummt — und der Donner mit schaurigem Widerhall in der Ferne verklungen. . . Und wieder gehen Piken und Spaten — bis auf einmal eine der französischen Leuchtflugeln, die so unheimlich lang — und trotz allem — so schön dort oben im Himmelsgewölbe hängen, aus der feindlichen Stellung herausfliegt. Dann steht oder liegt und horcht alles bei uns in der augenblicklichen Körperstellung, wie erstarrt. Nichts regt sich — als in uns der Wunsch, das schöne, taghelle gaukelnde Ding da oben herunterreißen und zertreten zu können.

Da fühlt man, wie Sekunden zu Minuten und Minuten zu Ewigkeiten werden. Man weiß: Drüben lugen scharfe Augen, und an tüdischen Maschinengewehren lehnt mit gierigem Blicke der Senfmann. . . . Es geht gut. Das Licht versinkt, und in unsere erstarrte Linie flutet wieder neues Leben. . . Wir arbeiten, arbeiten. . . Spaten um Spaten, Hieb um Hieb und Stich um Stich. . .

Endlich kommt das Zeichen zum Abrücken. Wie eine Erlösung singt sich der geflüsterte Befehl durch die müden Herzen, die mitschaffen. Die schaffen, umgaulend von lockenden Heimatbildern, umschlälert von lähmender Schwere, umdüstert von öder Stille und den Schatten des Todes. . . .

Nun sind wir fertig. Und alles lebt wieder. . . . Noch zwei Stunden: Abstieg, Aufstieg, Wasser, Schlamm, Steine, Löhner, Moderduft und Granattrichter. . . Regenschauer und Windgepeife, jagende Wolken und banges Mondgeleucht. . . . Zwei Stunden lang — alles wie zuerst. Nur kriecht die Schlange nun etwas leichter und schneller. — Zwei Stunden lang!

Dann stehen wir wieder vor unserm Stollen, aus dessen Tiefe nun der brennende Ofen, den der wachhabende Kamerad geschürt, wie eine gütige Foe herausglüht. Als Dreck- und Lehmklöße kehren wir zurück. Aber — da unten in der warmen, schützenden Tiefe ist alles vergessen. Und beim Morgentafel liegt die „Nacht vom Toten Mann“ hinter uns wie eine schwermütige Sage aus abgrundtiefen, fernen Zeiten, da es auf Erden noch weite Strecken gab, die nie ein Mensch betreten. . . .

Draußen aber in der nebeligen Frühe kreuzen, dumpf und schwer in den Bergen widerhallend, die Morgengröße der feindlichen Artillerien. . . .

Aus den Ortsgruppen

D.-G. Mayen-Land. Die am Sonntag, den 29. Juli 1917, im Gasthause Reuter zu Maria-Laach stattgefundene Hauptversammlung der Ortsgruppe Mayen-Land, zu der etwa dreißig Teilnehmer erschienen waren, leitete der zweite Vorsitzende, Gemeindebaumeister Rüdzel. Aus den Verhandlungen ist erwähnenswert, daß die Ortsgruppe 3 Jt. 112 Mitglieder zählt; den Heldentod starben zwei Vereinsmitglieder, deren Andenken die Erschienenen durch Erheben von den Sigen ehrten. Nach dem vom Kassensführer, Hauptlehrer Caratiola in Rehrig, erstatteten Kassensbericht betragen für 1916 die Einnahmen 349,55 Mk., die Ausgaben 292,13 Mk., Bestand 57,42 Mk. Dem Roten Kreuz trat die Ortsgruppe mit einem Jahresbeitrag von 3 Mk. als korporatives Mitglied bei. Die nächste gemeinsame Wanderung am 2. September ds. Js. wird die Teilnehmer nach Schloß Elz führen. Die Herbsthauptversammlung wird gelegentlich der Tagung des Hauptvereins in Mayen stattfinden. An den Grün-

der und ersten Vorsitzenden der Ortsgruppe, Bürgermeister Schäfer, wurde ein Begrüßungstelegramm mit dem Wunsche auf recht baldige vollständige Genesung abgefaßt. Nach Erledigung der Tagesordnung wurden Klosterkirche und Abtei besichtigt. Den Herren Patres für ihr freundliches Entgegenkommen auch an dieser Stelle aufrichtigen Dank!

D.-G. Speicher. In der am 24. Juli abgehaltenen Vorstandssitzung wurden 50 Mk. für die U-Boot-Spende bewilligt. Ein Vorstandsmitglied fügte der Spende aus privaten Mitteln noch 10 Mk. bei.



Heimatland, Friedensland,

so lautet die eigenartige Benennung einer bemerkenswerten Neu-Erscheinung auf dem Büchermarkt, herausgegeben vom Burgverlag in Godesberg. Der Verfasser, der rheinische Schriftsteller Hans Schneider aus Godesberg, der durch seine monatlich erscheinenden Heimatgrüße an die Front viel Erfreuliches aus seiner engeren Heimat geboten hat, wendet sich in dieser neuen Schrift an alle Feldgrauen der deutschen Heimat und gibt ihnen wertvolle Fingerzeige für die Gestaltung ihres Lebens nach der rauhen Kriegesarbeit. Ausgehend von der hohen, sittlichen Bedeutung des Heimatsgefühls, das durch die gewaltigen Opfer da draußen und daheim keine tiefste Verinnerlichung gewonnen, gibt er den deutschen Kriegern ein freundlich Geleite in die wohl nicht mehr allzu fern winkende Friedensarbeit auf deutscher Heimatmaterie und legt ihnen, mit denen er selbst Schulter an Schulter gefochten, in kameradschaftlichem Ernste die hohe, sittliche Aufgabe ans Herz, die ihrer daheim in der Familie, in der Gemeinde und im Staatsleben wartet, um das deutsche Heimatland zu einem neuen, glückbringenden Friedensland zu gestalten.

Bonn.

Zender.

Schriften aus Deutschlands Heldenzeit.

Die Niederwerfung der gewaltigen Bollwerke im Westen Rußlands bezeichnet gewiß den Höhepunkt der deutschen Erfolge im Weltkrieg und gehört zu den glänzendsten Leistungen der Kriegsgeschichte. Die Darstellung, welche deren in unergelichen Tagen und Wochen miterlebten Ereignissen in dem neuesten 12. Bande des „Völkerrückes“ (Herausgeber Dr. C. H. Baer, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, Preis 4,50 Mk.) gewidmet wird, entspricht vollauf ihrer Bedeutung und eindrucksvollen Größe. Gedanken und Ausführung der Kriegshandlung werden klar und einfach vorgezeichnet, in lebendigen Einzelschilderungen ziehen diese dann wie in gewaltigen Bildern an uns vorüber, und der Atem großer Dinge weht uns an aus den Berichten von Mitkämpfern und aus menschlich tief ansprechenden Episoden. — Die Darstellung der Kampfhandlungen auf dem östlichen Schauplatz wird dann fortgeführt bis ins Frühjahr 1916. Ein umfassendes, großzügiges und erhebendes Bild bringt der erste Teil des Bandes von Deutschlands innerer Kraft und Entwicklung in der Zeit des 3. Kriegshalbjahres; den Schluß des Bandes bilden lesenswerte Ausführungen über die Verwaltung der besetzten Gebiete des Ostens. — Von den längst als trefflich bekannten, überaus zahlreichen Bildern und Karten seien die fortlaufenden, die ganze Ostfront darstellenden, sehr eingehenden Kartenskizzen besonders erwähnt.

Im Felde.

Oberlehrer T i x.

Inhalt: Ein drittes Jahr Weltkrieg. — Kriegsverse XXXVI. — Ehrentafel des Eifelvereinsblattes. — Bekanntmachung des Hauptvorstandes. — Zur Abwehr der Wanderauswüchse. — Das deutsche Land dem deutschen Volke! — Himmelsperdchen am Laacher See. — Abschied eines Waters an seinen Sohn. — Kölner Kinder in der Eifel. — Nochmals von der Eifeler Schafzucht. — Heimat. — Auf Heimaturlaub. — Aus Nidegger Ferientagen. — Hubäetche moot et ischte mol en de Schöll john. — Eifelmohn. — Nacht am Toten Mann. — Aus den Ortsgruppen. — Literarisches und Verwandtes. — Mitteilungen aus den Ortsgruppen. — Neu aufgenommene Mitglieder des Eifelvereins.



Nummer 9

Mitte September 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
Rektor Bender, Bonn,
am Rönnerschule,
Verlag des Rheinania-Verlags,
Bonn, am Steinbrücker, in
Bonn, Bangolfstraße 9 u. 11.

Auflage: 17500.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Erscheint Mitte jed. Monats.
Jährlicher Bezugspreis durch
die Post M. 3.—, vierteljährlich
75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
Anzeigengebühr für die
5 gespaltene Kleinzeile 40 Pfg.
Anzeigen auf dem Umschlag
nach besonderem Tarif in
Beilagen nach Uebereinkunft.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Letzten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.

Jahres-Hauptversammlung des Eifelvereins am 7. Oktober in Mayen.

Sonnabend, 6. Oktober:

Empfang der eintreffenden Gäste im Hotel Müller am Markt. Dort gemeinschaftliches Abendessen um 8 Uhr.
Bedeck 3 Mark. Nach dem Essen: Vieder-Vorträge.

Sonntag, 7. Oktober:

9 Uhr: Führung durch das Museum und zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und nächsten Umgebung.
11 Uhr: Hauptversammlung im CasinoSaale.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht.
 2. Voranschlag für 1917.
 3. Herausgabe des 1. Heftes der Bücherfolge „Aus Natur und Kultur der Eifel“: Georg Bärsch, Ein Freiheitskämpfer und Pionier der Eifel, von Dr. Hamacher.
 4. Anträge:
 - a) der D.-S. Müllenbach auf eine Beihülfe für Wegebauten im Tale der wilden Endert;
 - b) der D.-S. Heimbach auf eine Beihülfe zu der Einrichtung des Museums in der Burgruine Heimbach und zur Ausräumung des Schloßpüzes.
 5. Antrag der D.-S. Köln auf Vereinstellung der Schülerherbergen in der Eifel an andere jugendliche Wanderer.
 6. Verschiedenes.
- Nach der Versammlung 1 Uhr: Einfaches Mittagessen im Hotel Kohlhäas-Reiff; Preis 4,50 M.
Anschließend hieran Waldspaziergang.
Verbindliche Anmeldungen zur Uebernachtung und zur Teilnahme am Essen sind spätestens bis zum 1. Okt.
an Herrn Lehrer Hürter in Mayen, St. Veithstraße zu richten.

Burgbrohl-Mayen, 1. September 1917.

Dr. Andreae,

stellvertretender Vorsitzender des Hauptvorstandes.

Landrat Dr. Peters,

Vorsitzender der Ortsgruppe Mayen-Stadt

Ghrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

O.-G. Essen: Fliegerleutnant Franz Götte (Eif. Kreuz I. und II. Klasse).

O.-G. Kaisersesch: Unteroffizier Rhein, Lehrer.

Kölner Eifelverein: Landsturmann Rob. Auerbach; Bizefeldwebel Kurt Schürmann, Kaufmann.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

O.-G. Bonn: Leutnant d. Res. Dr. jur. Pet. Gilles, Rechtsanwalt; Oberleutnant Fritz Norrenberg, Kaufmann (Eif. Kreuz I. Klasse); Leutnant d. Res. von Pelsler-Berensberg (Eif. Kreuz I. Kl.); Militärhilfsrichter Rechtsanwalt Schön (Eif. Kreuz am weiß-schwarzen Bande).

O.-G. Köln: Fähnrich Adolar Gussmann; Baurat Kuliter, Vorstand des Militär-Bauamts Köln II (Eif. Kreuz am weiß-schwarzen Bande).

O.-G. Essen: Unteroffizier Bernh. Heitrich, Kaufmann; Kanonier Fritz Riesack, Werkmeister; Leutnant d. Res. Karl Händig, Lehrer.

Kölner Eifelverein: Oberstabsarzt Sanitätsrat Dr. Limbourg; Landsturmann Rob. Auerbach.

O.-G. Hillesheim: Bizefeldwebel Heinrich Draf, stud. jur.

O.-G. Montjole: Stabsarzt d. Res. Dr. Ch. Joux; Kanonier Dr. Schönhofen, Oberlehrer.

Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhielten:

O.-G. Hachen: Großgrundbesitzer Adolf Bischoff, Haus Linde; Beigeordneter Franz Weckmann; Kommerzienrat Ferd. Knops.

O.-G. Bonn: Bankdirektor Jul. Steinberg; Bankbeamter Weegmann.

O.-G. Erfttal: Oberpfarrer Demmer, Bergheim.

O.-G. Essen: Bürgermeister Breuer in Werden; Bürgermeister Hagmann in Heisingen; Sozialsekretär Gerhard Schulte; Ressortchef Julius Furborn.

O.-G. Kaisersesch: Oberzollinspektor Craemer, Emmerich.

O.-G. Kreuzau: Bürgermeister Wilh. Hoffmann; Pfarrer Rob. Will.

O.-G. Stadtkyll: Hauptmann d. L. Max Hisingen, Bürgermeister.

O.-G. Satzvey-Wachendorf: Pfarrer Krause in Eschweiler bei Münstereifel.

Sonstige Auszeichnungen erhielten:

O.-G. Erfttal: Kreisarzt Med.-Rat Dr. Hillebrand, Bergheim (Rote Kreuz-Medaille II. Klasse); Kreissekretär Rechnungsrat Weber, Bergheim (Rote Kreuz-Medaille III. Klasse).

O.-G. Essen: Bürgermeister Breuer in Werden (Rote Kreuz-Medaille III. Klasse).

O.-G. Kreuzau: Frau Witwe. W. Hoesch (Rote Kreuz-Medaille); Dr. med. Schulte-Krumpen (Rote Kreuz-Medaille).

O.-G. Prüm: Frau Landrat Dr. Burggraf (Rote Kreuz-Medaille III. Kl.).

Kriegsverse XXXVII.

Von Max v. Mallinrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Drei Jahre.

Drei Jahre entblößt des Krieges Schwert,
Drei Jahre die Jugend von Haus und Herd.

Drei Jahre ein einziges Hoffen und Bangen,
Ein einziges sehndendes Heimverlangen.

Was einst nur Schemen, nur Schreckbild war,
Zum täglichen Brot ward die Gefahr.

Dem einst ein „Gott behüt uns“ erklang,
Nun ward es zur Wahrheit drei Jahre lang.

Wie griff die erste Kunde ans Herz!
Wie trug sie die Seelen himmelwärts!

„Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“
Das lernten sie beten in jener Zeit.

Da rodeten sie die Selbstsucht aus,
Da ging das Mitleid von Haus zu Haus:

„Nicht mich allein, nicht mich allein,
Sie alle laß, Herr, sich des Lebens freu'n!“

Drei Jahre gingen seitdem ins Land,
Die heißen Flammen sind ausgebrannt.

Drei Jahre spannt kein Bogen sich,
Daß ihn nicht Schlassheit überschlich.

Nicht draußen! Da wankt nicht Herz noch Hand,
Doch drinnen, drinnen im Vaterland.

Die Welt ward müde in wählender Not,
Drei Jahre lang nur hören von Tod,

Drei Jahre, das ist lange Zeit,
Da wurden sie stumpf vor fremdem Leid.

Doch wen es trifft, den trifft's so tief,
Wie damals, als man die Jugend rief,

Und wen es trifft, den trifft's so schwer
Wie einst mit seinem „Nimmermehr“.

Da draußen in Sturm und Feuerstrahl,
Da schmiedet der Kampf die Männer zu Stahl.

Hier drinnen pflanzt' er im Widerschein
Des großen Sterbens das Mitleid ein.

Laßt's nicht verdorren, noch vergehn,
Laßt's blühend in unsrem Garten stehn,

Und laßt es predigen, fort und fort
Den einen Sinn, das eine Wort:

„Nicht mich allein, nicht mich allein,
Sie alle laß, Herr, sich des Lebens freu'n!“

Am 24. August ist unser 1. Vorsitzender

Herr Königl. Baurat

Carl Schellen

in Bad Satzschlirf, wo er zur Kur weilte, im Alter von 71 Jahren plötzlich verschieden.

Im Januar dieses Jahres durch das Vertrauen der Mitglieder zum Leiter unseres Vereins berufen, hat der Verstorbene es verstanden, sich durch persönliche Liebenswürdigkeit, großen Fleiß und Tatkraft die Zuneigung aller Mitglieder zu erringen.

Was er in der kurzen Zeit seiner Tätigkeit für uns geleistet hat, wird unvergeßlich bleiben. Begeistert für unsere idealen Bestrebungen, ist er mit jugendlichem Feuer für unsere Lehrlings- und Schülerherbergen eingetreten; unendliche Dankbarkeit wird ihm der Verein dafür bewahren.

Er war vorbildlich als Organisator, meisterhaft in der Führung der Geschäfte, und gerne arbeitete der Vorstand unter seiner bewährten Leitung. Sein Tod hinterläßt eine nur schwer auszufüllende Lücke.

Wenn auch seine sterbliche Hülle von uns gegangen ist, so wollen wir doch weiter in seinem Sinne arbeiten und ihn dadurch ehren, daß wir das vollenden, was ihm als Lebensideal vorgeschwebt hat.

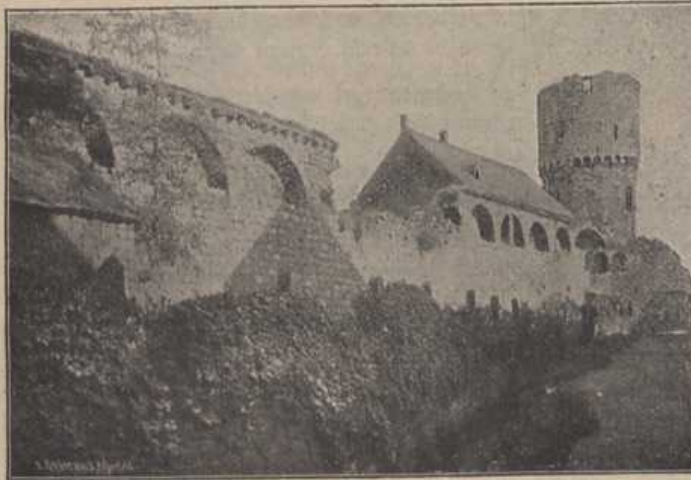
Kölner Eifelverein E. V.

Mayen.

Von Direktor J. von Keth.

Auf Sonntag, den 7. Oktober, ist die diesjährige Hauptversammlung des Eifelvereins anberaumt. Sie wird in Mayen stattfinden und somit an einer Stätte, die schon mehrmals die Freunde der Eifel in ihren Mauern beherbergt hat. Der Hauptort der östlichen Vordereifel eignet sich aber auch in ganz besonderem Maße als Feststadt. Das hat er bewiesen. Und diesmal wird das bewährte Mayen wiederum das Mögliche tun, um seinem Rufe gerecht zu werden.

Umragt von hohen Bergen liegt Mayen anmutig in dem freundlichen Talkessel der Rette am Fuße der Ostifel, 236 Meter über dem Meerespiegel und 172 Meter über dem mittleren Rheinstande bei Coblenz. Im Osten und Norden wird das Tal von erloschenen Vulkanen begrenzt, die mit ihren gewaltigen Umrissen die Landschaft beherrschen und ihr das Gepräge geben. Einst durch emporgeschleuderte Asche die Sonne verdunkelnd, und mit dem Widerschein der Kraterglut die Nächte schauerlich erhellend, blicken die toten Riesen jetzt ruhig und majestätisch



Vogelturm in Mayen.

auf die Stadt herab. Wo früher unaufhörlich Blitze zuckten und Donner rollte, wo unter Brüllen, Brausen und Zischen die heiße Lava an das Licht drängte und sich ihren verderbenbringenden Weg bahnte, da regen an den Bergabhängen sich heute fleißige und geschickte Hände, um die aus dem Innern der Erde hervorgestoßenen Massen zu den weltberühmten Mayener Basalt-Lavasteinen zu verarbeiten. Vollendet die imposante Kraterumrahmung erst den Reiz der landschaftlichen Lage, so bildet die starkentwickelte Industrie der Basaltlavagewinnung den Grundpfeiler des Wohlstandes der Stadt, deren wirtschaftliche Bedeutung als Produktionsplatz mit der Abbaufähigkeit des Lavagebirges steht und fällt. Südöstlich und südlich stößt Mayen an die fruchtbaren Fluren der Vellenz und die reichen Gefilde des weiten Naifeldes mit ihren sagenumwobenen Kirchen und Burgen. Der Westen wird durch die Höhenkette der Vordereifel abgeschlossen. Leider ist die früheste Geschichte Mayens in Dunkel gehüllt.

Die von dem rührigen Altertumsverein veranlaßten Ausgrabungen haben eine Reihe wertvoller Funde zutage gefördert. Unter römischer Herrschaft kam die Gegend im Jahre 58 vor Christus. Substruktionen alter Gebäude, welche sich auf dem linken Ufer der Rette im Boden der Gärten finden, lassen sich verlässig auf römische Bauart schließen. Ferner beweisen die entdeckten Gräber, Waffen, Münzen, Krüge und Töpfe, daß römische Niederlassungen auf dem linken Retteufer vorhanden gewesen sind. Die Herrschaft Roms dauerte bis zum Jahre 46 nach Christus. Von da ab hatten die Franken das Land inne. Später kam es an Kurtrier. Stadtrecht erhielt Mayen unter Rudolf von Habsburg im Jahre 1291. Damit trat Mayen in die Reihe der Städte des Trierischen Erzstiftes und wuchs schnell heran. Mauern, Türme, Gräben wurden im Jahre 1317 vollendet.

Unter den Wirrnissen des dreißigjährigen Krieges hat Mayen wenig gelitten.

König Ludwig des Bierzehnten Raubkriegsführung brachte indes auch der Stadt Mayen schwere Stunden. 1689 wurde die Stadt in ihrem ost-südwestlichen Teile eingeeßert und von den Franzosen geplündert.

Die Königswahl in Polen veranlaßte nach dem Tode des Königs August II. neue Unruhen, in die leider auch das Erzstift Trier verwickelt wurde. 1733 wurde Mayen aus diesem Anlasse erneut von den Franzosen heimgesucht. Im Jahre 1798 kam die Stadt unter direkte französische Verwaltung. Durch den Wiener Frieden fiel sie 1815 an Preußen. Ende des Jahres 1826 belief sich die Bevölkerung auf 3408 Seelen, heute werden 14 000 Einwohner gezählt.

Einen hervorragenden Platz unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt nimmt die im Jahre 1280 erbaute Genovevaburg ein. Im Jahre 1893 erwarb der Kaufmann Philipp Kohlhaas aus Mayen die Burgreste zum größeren Teile und ließ den jetzigen Vorderbau im Stile der rheinischen Renaissance aufführen. Nach dem Tode des Besitzers übernahm dessen Schwiegerjohn, Amtsgerichtsrat Dr. Surges, die Burg und vereinigte durch Zukäufe aller Zubehörungen den ganzen Besitz in seiner Hand. Dem sorgsamer Pflege jetzt vor Verfall geschützt, steht das gewaltige Bauwerk auf ragendem Grat, als ein mächtiges Wahrzeichen mittelalterlichen Lebens, trohig hinaussehend in die Lande. Wie anders muß es hier ausgesehen haben, als im hohen Ritteraal die Gläser klangen und stolze Reden grimme Fehde schourten. Noch gerade aber wie in jenen Zeiten erschaut von der Spitze des Goloturmes herab heute das Auge des Naturfreundes die mächtigen Bergriesen der Vordereifel und die lieblich im Felsentale gebettete Stadt.

Altehrwürdig nach ihrer Geschichte und sehr interessant nach Bauart und Anlage ist auch die alte Pfarrkirche in Mayen. Sie erscheint zuerst in einer Ablassbulle des Papstes Bonifaz VIII. vom Jahre 1296. Die Kirche ist in ihrem Westbau im romanischen, im übrigen aber im spätgotischen Stile gehalten und weist einen achteckigen, zur schiefen Spirale gedrehten Turm auf.

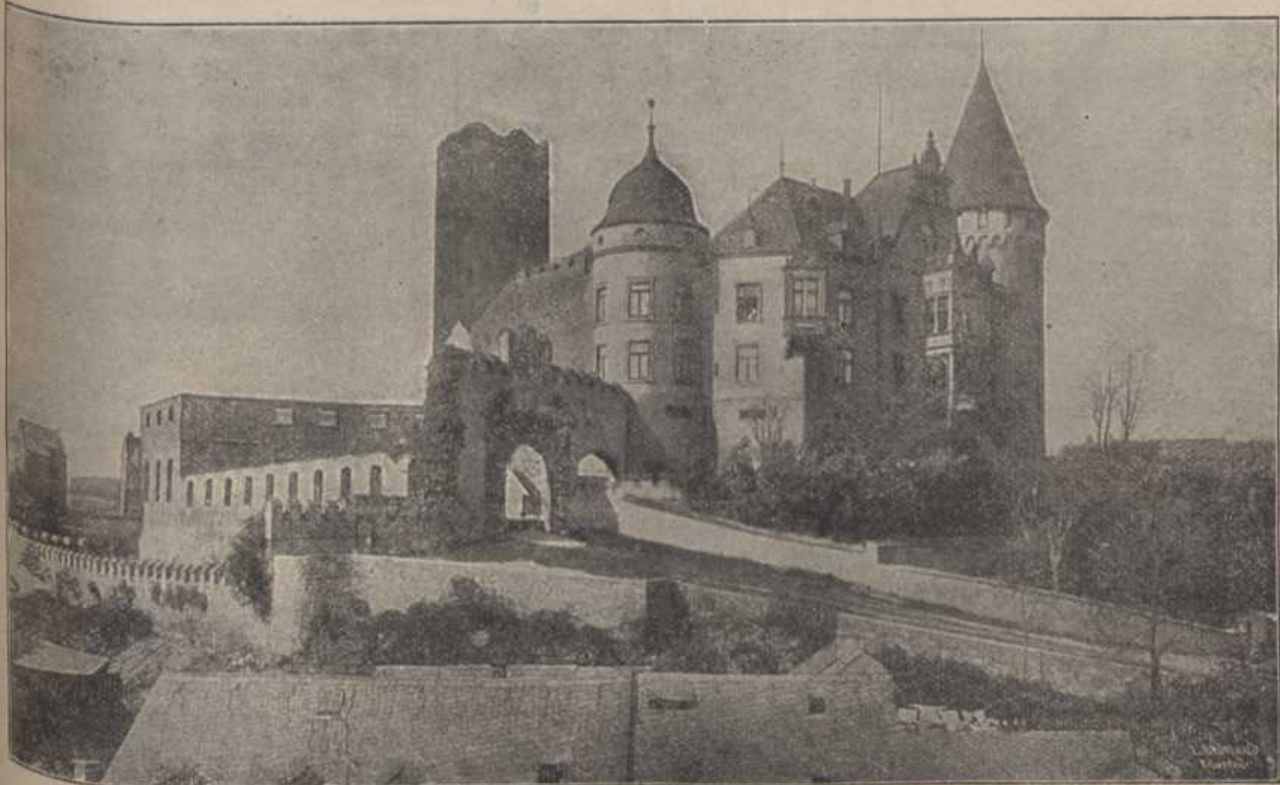
Die Bevölkerungszunahme machte im Jahre 1911 den Bau einer weiteren katholischen Kirche erforderlich. Am Fuße der Genovevaburg aus Mayener Basaltlava in Verbindung mit Straßinger Tuffstein erbaut, ist dieser mächtige Monumentalbau ein Musterbeispiel für die hervorragende architektonische Wirkung der verwendeten bodenwüchsigen Gesteinsarten.

Das Rathaus, 1717 erbaut, zeigt am Portal des vortretenden Mittelbaues Stadtwappen und Jahreszahl. Im Jahre 1913 bei Erneuerungsarbeiten an der Portalseite des Gebäudes der sogenannte Straßtoß, der als Pranger für Feld- und Gartenarbeiten gedient hat, freigelegt worden. Dieser Pranger trägt noch sehr gut lesbare Inschrift: „Straßtoß Derem Feld- und Garten-Diebereien, 1757.“

Was dem Fremden recht deutlich die mittelalterliche Geschichte der Stadt vor Augen führt und ihr besonderen Reiz verleiht, das sind, abgesehen von Kirche und Burg, die weit aus-

588 Meter hohen Hochsimmers. Das Schloß, auf lieblichem Wiesengrunde einzigartig gelegen, birgt wertvolle Altentümer, die der Eigentümer, Graf von Renesse, Interessenten zu zeigen gern bereit ist. Natur und Romantik weben um diesen herrlichen Besitz, der geschichtlich zuerst im Jahre 1169 Erwähnung findet, einen Zauber von seltenem Reiz. Märchenhaft schön ist der Ausblick auf das Schloß vom sogenannten Bürresheimblick aus.

Etwa eine Stunde nordöstlich von Mayen geht das Basaltlavavorkommen in das gleichfalls vulkanische Tuffsteingebiet über. Der Tuffstein hat eine gelblich-weiße Farbe, ist erheblich weicher als Basaltlava, aber trotzdem wetterbeständig. Seiner namentlich in Verbindung mit Basaltlava oder sonstigem dunklerem Sockelmaterial hervorragenden architektonischen Wirkung halber wird der Tuffstein in steigendem Maße als profilierter Werkstein für Hochbauten verwendet. Gefördert werden jährlich



Genovevaburg in Mayen.

gehenden Befestigungen, die, zu einem großen Teile noch gut erhalten und stülgemäß instandgesetzt, allen Unbilden der Zeit unerschrocken getrotzt haben. Drängen sich beim Anblicke dieser massiven Mauern mit ihren Bastionen, Türmen, Toren und Aufsätzen die Gestalten vergangener Zeiten und ihre Geschichte vor dem Auge des Beschauers, so bietet das Innere der Stadt mit ihren stattlichen Geschäftshäusern und dem großen Straßenverkehrs ein Bild eines aufstrebenden Ortes mit lebhaft pulsierendem wirtschaftlichen Leben. Die Lavagruben im Stadtgebiet haben im Jahre 1913 an Mühlsteinen, Hau-, Bau- und Pflastersteinen einen Wert im Betrage von mehr als sechs Millionen Mark zum Vorschein gebracht und 3500 Arbeitern lohnende Beschäftigung

gewährt. Ein bevorzugtes Ausflugsziel ist das Nettetäl mit dem dort am Fuße der Genovevaburg gelegenen Kurhotel und dem von der silbernen Kette umflossenen Schloße Bürresheim am Fuße des

durchschnittlich 40 000 Tonnen im Werte von über 1 Million Mark.

Als weiteres Ausflugsziel kommt von Mayen aus vor allem die Benediktinerabtei Maria-Laach mit der im edelsten romanischen Stile erbauten Klosterkirche und dem Laacher See in Betracht. Die Abtei wurde im Jahre 1093 durch Pfalzgraf Heinrich II. bei Rhein gegründet. Zuerst besiedelt mit Mönchen aus der belgischen Benediktinerabtei Afflighem, wurde sie 1802 unter der französischen Herrschaft aufgehoben, kam, als Domäne versteigert, in den Besitz der Familie Delius, diente dann von 1863 an den Jesuiten bis zu deren Ausweisung aus Deutschland als Studienhaus, wurde 1873 Eigentum des Grafen v. Schaesberg und des Fürsten v. Loewenstein und ging 1892 an die Beuroner Benediktinerkongregation über. Die Abteikirche stammt aus dem 12. Jahrhundert und zählt neben den zu gleicher Zeit entstandenen Domen zu Worms und Speyer zu den her-

vorragendsten romanischen Bauwerken in Deutschland. Was indes die Laacher Kirche auf die Höhe ihres künstlerischen Wertes erhebt und sie über das Verständnis des Fachmannes hinaus

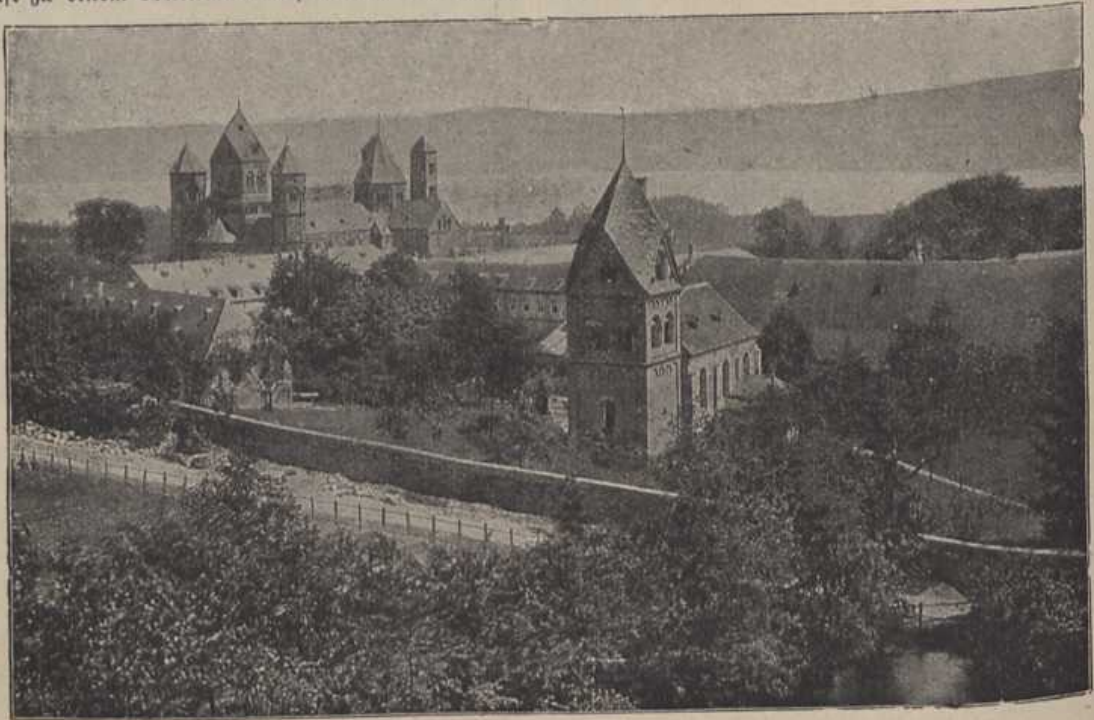
seits der Alpen, durch den westlichen Säulenvorhof unmittelbar an das Altertum an. Der Grundriß zeigt im einzelnen eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit zwei im Halbkreise geschlossenen



Schloß Bürresheim bei Mayen.

auch dem Kunstfreunde näher bringt, das ist der Umstand, daß sie sich in der glücklichsten Weise mit der an Naturschönheiten reichen Landschaft zu einem vollendeten Gesamtbilde von großer

Chören im Osten und Westen und entsprechend doppeltem Querschiff. Das Ostquerschiff erweitert sich auf beiden Seiten durch je eine östliche Apside. Die Hauptapsis ist mit Mosaiken aus



Maria-Laach.

ästhetischer Wirkung vereinigt. In den Hauptformen des Grundrisses ist die Kirche den strengen Grundsätzen der Basilikananlage treu aeblichen und knüpft, als einziges Beispiel solcher Art dies-

gestattet, die von Künstlern des Klosters entworfen und Pfingsten 1911 fertiggestellt worden sind. Entsprechend der architektonischen Anlage der Apsis zerfallen die Mosaiken in drei Gaden. Ein

Christusbild beherrscht den ganzen Innenraum des oberen Gaden und verfinnlicht die Herrschaft Christi, eine Idee, die der ganzen musivischen Ausstattung der Apsis zu Grunde liegt.

Die neuen, teilweise mit kostbaren Glasgemälden geschmückten Fenster wurden nach dem Entwurfe des Geheimen Bauers Cuno in Coblenz hergestellt. Drei aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Figuren, St. Benedikt, St. Christophorus und St. Nikolaus, sind in überlebensgroßen Abmessungen auf die Giebel des westlichen Querschiffes gemalt. Im Boden der Kapella findet sich ein Grabstein, dessen ionische Form und Einornament auf die karolingische Zeit hinweisen.

Die Abteikirche ist fiskalischer Besitz. Großes Interesse verdient das noch von Abt Theodorich (1256—1295) erbaute Grabmal des Stifters, des Pfalzgrafen Heinrich, eine wunderliche schwebende Säulenarchitektur mit prächtig skulpturter Tumba. Das kostbarste Ausstattungsglied aber ist der neue Hochaltar, der Kaiseraltar, ein Geschenk Sr. Majestät, der die Abtei wiederholt mit seinem Besuche beehrte. Auf drei Granitstufen erhebt sich aus Spittas Künstlerhand hervorgegangene Werk. Der Altartisch ist mit einer einzigen, reich profilierter Platte be-

Sie mich mit Laach bekannt gemacht haben, kann ich Ihnen nicht genug danken. Der Tag und die Nacht, die wir dort zubrachten, war eine Kette von Bezauberungen, alte Märchen wurden wieder lebendig vor meinen Augen.“ So schrieb Dorothea von Schlegel an Sulpiz Boisseree in Köln. In dieses Urteil wird jeder einstimmen, der unter der Rotglut der untergehenden Sonne oder dem Silberschein des Mondes sich auf der spiegelglatten Fläche geschaukelt, wo jeder Ruder Schlag köstliche Perlen aus der goldblinkenden Tiefe heraufholt, die Welle sich an der Spitze mit blinkendem Silber spielend kräuselt und der blaue Himmel und die Rieseneichen und Buchen sich mit der ehrwürdigen Abtei und dem See in Gold, Smaragd, Perlen, Silber, Blau und Grün vereinigen.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn ich versuchen wollte, hier alle landschaftlich, künstlerisch oder geschichtlich bemerkenswerten Ziele aufzuzeigen, die sich dem Eifelreunde im Kreise Mayen darbieten. Dazu sind sie zu bekannt und ihre Fülle zu groß. Ich erinnere an Burg Elz, an Schwepenburg, an die Ruinen Pyrmont, Wernersied, Bischofsstein, Delbrück und Monreal, an das kurfürstliche Schloß in Ander-



Am „Knüppchen“.

der Vorderseite des Unterbaues ist durch drei Tafeln von Marmor mosaik beledt. Auf der Mensa ruht eine steinerne Leuchterbank, in welche Glasmosaik mit sternartigen Motiven in Rot, Schwarz, Gold eingelassen sind, die in verkleinertem Maßstabe auch in den Bogen der Retable wiederkehren. Diese durch Säulchen und Bogen in 3 Nischen abgeteilt. Ueber dem Bogen seiner Einfachheit sehr ernst wirkenden Altare wölbt sich das im Grundriß quadratische Ciborium in wunderbarer Ausstattung. Aus den vier aus gründlichem Sandstein gehauenen Säulen steigen die Säulen empor, für die der kostbare Labradormarmor gewählt wurde. Nach innen ruht auf den Säulen ein Kuppelgewölbe. Die Kuppel selbst, in Bronze gegossen und mit Metallkreuz ihren Abschluß.

Der Laacher See ist das größte Maar der Eifel mit 2,5 Kilometer weitem und 1,4 Kilometer kleinstem Durchmesser, 53 Hektar groß, 53 Meter tief, sehr fischreich und rings von einem Hochwald und schönem Berglande umgeben.

Einen einzigartigen Genuß bieten die Ruderpartien auf der Wasserfläche des majestätischen, stillen Kratersees. „Daß

nach, an Tönnisstein und Burgbrohl, um dann zu dem überzu-
leiten, was gerade der diesjährigen Feststadt den Rahmen liefert, das ist der Wald. In einer Ausdehnung von mehr als 6000 Morgen breitet allein der Stadtwald sein Laub- und Nadeldach über die Landschaft aus. Und doch bildet er nur die Brücke zu dem meilenweiten Forst der angrenzenden Gemarkungen. Aus den Toren der alten Stadt heraus schreitet der Wanderer Stunden auf Stunden bergan, bergab — der Einsamkeit entgegen. Es ist urwüchsiger, echtdeutscher Hochwald, der diese Berge kränzt, noch liegt auf ihnen nicht der fremdländische Farbbenton, der dem „modern angelegten Stadtwald“ eigen ist. Hier offenbart sich die ganze wilde, wechselnde, bunte Pracht des Eifelwaldes. Zwischen hohen Eichen- und mächtigen, dunklen Tannenforsten dehnen sich ernste braune Heiden hin, felsumstarr, — und dort an der Bergeshalbe, wo im Frühling flammender Ginster blüht in junger, frischer Pracht — so — als glühten tausend goldene Lichter auf Leuchtern von Smaragd, schimmert ein Kirchlein efeuigrün umrantt. Jetzt im Herbst, wo wir die Gipfel der Buchen wehmütig über uns rauschen hören, und der Herrgott in seinem Farbenkasten wohl die leuchtendsten und tief-

sten Farben mischt, flammt hoch über den dunklen Wäldern, hoch auf sonnenglühendem Geklipp wogendes, gleichendes Heidekraut und formt eine einzige große, rotglühende Blütenwildnis. Und wenn von Westen her die Sonne versinkt, dann sprüht es auf aus den Blüten, als ob sich aus dem Glutkessel der Erde Funken im Gebüsch verirrt hätten. Dann glühen die Blumen so stark, daß die Blätter zu brennen scheinen — wie vom Feuer durchweht.

Herb ist der Bergwind, der die Waldhöhen Mayens umzieht. Sein Rauschen klingt wie schwerer Schlag von Flügeln, und die tönenden Akkorde, die er aus den vollen Blüten und Gräsern, aus dem Reigen beschwerter Äste einsamer, schwanker Birken lockt, sind „tiefer, als der Tag gedacht“, sie rauschen über das Land in schweren, berückenden Wogen.

Und wenn ein Sturmtag über dem Eifelwald die rauschenden Fahnen zur Raft faltet, dann zittert der Abendglast leise



Mayener Borderwald.

auf. — Die hellen Lichtreflexe, die die Sonne durch die Blätterlichtungen des goldgrünen Buchenwaldes in seltsamen Arabesken auf dem Waldboden malte, verglühen — es träumt der Wald in der Einsamkeit. Unten im Tale raunt leise und träumerisch die Kette — fein, wie dunkle Perlenschnüre hängt Pappelgezweig an ihren Ufern — goldene Lichtstrahlen schaukeln leise über das dunkle Wasser hin. Und ein Klingen ist in den Fluten, ein seltsames helles Klingen — „als spränge ein diamantener Bliß eine klingende Stahltreppe hinab —“ Die hellen lauten Farben des Tages, von der Sonne mit Purpur umglutet, verbämmern in weiche, stille Farbentönungen. Der Mond, der über den dunklen Fichten emporgestiegen ist, spinnst weiße Nebelschleier um die nächtlich leuchtenden Stämme der Birken, es ist, als gleite Silbergeriesel an ihnen herab —

und die weißen Nebelschleier legen sich zart über das träumende, romantische Städtchen — legen sich zart über die blaubeckelnden, lockenden Tiefen der Talschluchten, über den schweigenden, schlafenden Wald — und:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Raum einen Hauch.“

Weite, lichte Nacht mit der endlos gebreiteten Pracht der Gestirne und tausend Liedern in einem einzigen Akkord! Das ist das Lied der Kraft. Und in uns hinein, in unser Denken und Fühlen zieht des Eifelwaldes Kraft und ungestüme, neue, wildfreudige Lebenslust, die unser Herz emporreißt auf jene Höhen, „wo Titanen mit Halbgöttern selbst um die Herrschaft streiten“.

Möge die bevorstehende Tagung des Eifelvereins für unsere auswärtigen Freunde die Gelegenheit werden, sich in dem Jungbrunnen unserer Wälder neu zu stählen für den Kampf an der Front und im Lande, und mögen sie in die Städte der Ebene die besten Eindrücke mitnehmen von dem, was unser einzig schöner und geeigneter Kreis Mayen gerade in diesen Zeiten in harter,



Mayener Mittelwald.

unermüdlcher, tatfroher Arbeit leistet für das Durchhalten von Woll und Heer. Wenn ich unseren herzlichsten Willkommen auf zur Eifeltagung mit trocknen Zahlen beschließe, so geschieht es in der Gewißheit, daß auch aus ihnen Melodien klingen. Es ist die Melodie der Arbeit und der Leistung! Sie tönt aus einer Anfahrziffer von mehr als zehntausend Doppelwaggons Karthoffeln und dreitausend Doppelwaggons Obst, es sind dies Ziffern, die der Kreis Mayen in diesem Jahre nicht nur zu erreichen, sondern zu übertreffen gedenkt — zum Ruhme der Eifel und zum Besten des heißgeliebten Vaterlandes. Und mag der grimmige Feind seine Aushungerungspläne weiter spinnen, der Kreis Mayen wird nicht erlahmen, dem Eifelboden abzuräumen, immer die Scholle hervorzubringen imstande ist. In solchen Gelöbnis slicht dieses Bergland den Wunsch, den Toni G. in die herrlichen Worte kleidet:

„Auf jeder Scholle gedüngt mit Schweiß,
Mit deiner Arbeit, mit deinem Fleiß,
Auf all deinen Werken, o Heimat mein,
Soll Segen sein!“

St. Jost und das Nitztal bei Mayen.

Von Seb. Härter-Mayen.

Welchem Eiselfreunde, der mit Vorliebe als Ziel seiner Wanderung die Hohe Naht und die Nürburg mit Abstieg durchs Nitztal nach dem Nettetetal sich wählt, wäre nebenstehende Kapelle unbekannt, die als Wallfahrtsort nicht nur von den Bewohnern der Eifelumgebung aus nah und fern besucht wird, sondern als Gnadenort einen Ruf genießt bis weit über die Ufer des Rheines und der Mosel hin! Weltverlassen liegt sie hier im eingeengten Wiesentale, etwa 4 Kilometer unterhalb Birneburg. Nur einige Mühlen in ihrer unmittelbaren Nähe unterbrechen mit ihrem Betrieb und der landwirtschaftlichen Tätigkeit ihrer Bewohner die Einsamkeit und Stille dieses Tales. Besondere Anziehungs-

keiten, wohl aber bei den gegenwärtig, leider allzulange andauernden Regengüssen und besonders in der herbstlichen Jahreszeit. Annähernd zwanzigmal sieht man sich nämlich gezwungen, die Nitz mit ihren zahlreichen Krümmungen zu überschreiten. Dank der Tätigkeit des Eifelvereins nebst der Mayener Ortsgruppe ist dieses heute leicht möglich infolge bequemer Brücken. „Ja, wenn sie nur besser zugänglich wären,“ höre ich befremdend manchen Nitztalwanderer aus jüngster Zeit hier einwenden. Doch zu seinem Troste mag er vernehmen, daß seit einigen Wochen trotz allseitiger Inanspruchnahme der Beteiligten und ungeachtet der nicht zu umgehenden Kosten in schwerer Kriegszeit dennoch die eben genannte Ortsgruppe es erreicht hat, daß sämtliche Brücken wieder vollständig benutzbar sind, eine „Nitztour“ also in anbetracht der bevorstehenden malerischen Herbst-



St. Jost im Nitztale

kraft genießt die alte Pilgerkapelle im Monat Oktober, wenn von weithin die Wallfahrer zu Ehren des hl. Jodokus hier eintreffen, um den Segen des Himmels zu erlangen. Auch für den Eifelwanderer bildet das einmalige alte Kirchlein einen Ruhepunkt, da er beim Eintritt in dasselbe sich unwillkürlich gefesselt sieht angelehnt an die beiden Seiten des Altares stehenden „abgelegten“ Krücken, die ein beredtes Zeugnis sprechen von der Erhörnung der Bitten frommer Pilger.

Doch den Wanderer ziehts weiter! Sein Weg führt sich talabwärts, hinein ins herrliche Nitztal. Bald enger, bald weiter werdend, zeigt es sich wildromantisch dem Auge des Besuchers, der alsbald sich gezwungen sieht, sich enge mit dem „Nitzbachbettchen“ zu befreundet. In trodener Jahreszeit macht das allerdings keine Schwierig-

färbung der hochstrebenden Buchenwäldungen in den steilen und ausgedehnten Abhängen links und rechts der Nitz unbedingt zu empfehlen ist.

So ist es also dem Eiselfreunde wieder möglich, das wilde, felsenzertüftete Tal mit seinen vielen Felspartien neben den lieblichsten Waldidyllen mit Befriedigung zu durchwandern, um schließlich in dem freundlichen Dörfchen Nitz zu landen, das dank der Erschließung seines Tales durch die Eiselfreunde, wie so manches verlassene Eifelörfchen, Anschluß an den „Weltverkehr“ gefunden hat.

Von ferne grünen bereits im Schein der goldnen Abendsonne die Zinnen von Schloß Würresheim, gleichzeitig uns verkündend, daß nur noch ein Stündchen Wegestrecke durchs liebliche Nettetetal uns trennt vom Ziele unserer Wanderung, dem lieben, gastlichen Mayen!

Eine Sommernacht am Laacher See.

Von P. Gilbert Rahm, O. S. B., Abtei Maria-Laach.

Die Randberge werfen lange Schatten über das Eifelmaar. Noch einmal flammen die hochragenden Bäume drüben auf dem Gipfel des Nikolausberges auf. Aus der Ferne klingt die wehmütige Melodie des Rotkehlchens zu uns herüber, ein Grünsfink seufzt, dann wird es still.

Die befiederten Sänger sind zur Ruhe gegangen, auch die Himmelspferdchen, die echten Sommer- und Sonnenkinder, die so viel Leben in die Sommerlandschaft bringen, knistern und rascheln nicht mehr im Uferwald. Die Tagfalter gaukeln nicht mehr von Blume zu Blume. All die emsigen Kinder des Insektenvölchens haben ihre Schlupfwinkel aufgesucht. Doch nein! Da flattert ja noch ein großer Schmetterling über der nahen Waldwiese. Doch Flattern ist nicht der richtige Ausdruck. Pfeilschnell faust er an uns vorüber. Er

Heimat liegt in Nordafrika und Südeuropa. Nur zu weilen, in ganz warmen Sommermonaten, verirren sich diese Südländer nach Deutschland. Es ist fürwahr keine geringe Kraftleistung für die zarten Sommervogelchen, die Gebirgskette der Alpen und vielleicht gar das Meer zu überfliegen. Der Kleeschwärmer ist nicht der einzige Gast unter den Faltern, die uns der Süden sendet. Der schöne Oleanderschwärmer (*Daphnis nerii* L.) und der große Weinschwärmer (*Pergesa celerio* L.) dehnen zuweilen ihre Streifzüge bis tief nach Deutschland hinein aus. Ihre große Flugtätigkeit verdanken sie zunächst dem spindelförmigen Leib, ein Zeppelin im kleinen. Außerordentlich stark sind die Brustmuskeln entwickelt. Sie müssen die schmalen Flügel in beständiger Bewegung halten. Die Muskelstätigkeit erzeugt auch Wärme. Bekanntlich sind Windenschwärmer (*Sphinx convolvuli* L.), die man im Fluge erhascht, wärmer als die umgebende Luft. Nachforschungen ergaben, daß diese Tierchen eine Wärme von 12° entwickeln.



Der See von Laach unterm Abendhimmel.

gönnt sich nicht einmal Zeit, den süßen Nektar mit Muße zu naschen. Die lange Rüsselspirale wird aufgerollt, in die Blume gesenkt, ein Tröpfchen Honig geschlürft, — und weiter gehts in rasendem Gleitfluge zu einer andern Nektarquelle. Das war ein Schwärmer aus der Familie der Sphingiden. Bald schwirren andere Abendfalter an uns vorüber. Wer kennt sie nicht, die farbenduftenden mittlern und kleinern Weinschwärmer (*Pergesa elpenor* L. und *P. porcellus* L.) den vielbegehrten Lindenschwärmer (*Mimas tiliae* L.) und Ligusterschwärmer (*Sphinx ligustri* L.)?

Vor nicht allzu langer Zeit flog am See ein merkwürdiger fremder Abendfalter. Wir bestimmten ihn als eine Abart des Klee- oder Linienschwärmers (*Deilephila lineata* F. var. *livornica* Esp.) Er ist verwandt mit dem bekannten Wolfsmilchschwärmer (*Deilephila euphorbiae* L.). In der Zeichnung ist er diesem auch ähnlich, nur die Vorderflügel sind olivenbraun mit weißen Rippen und einem weißen Bande geziert. Seine

Bei Tage sitzen die Schwärmer an Bäumen oder im Gebüsch versteckt. Sie breiten dann im Gegensatz zu den Tagfaltern in dieser Ruhestellung die Flügel dachartig über ihren Körper aus. Die oft grell gefärbten Hinterflügel werden so von den längern Vorderflügeln, die meist unscheinbar gefärbt sind, verdeckt. Dadurch sind die Tierchen gegen ihre Feinde in etwa geschützt.

Die langen Dämmer Schatten drängen die letzten Lichtreflexe aus dem Talkessel. Nach und nach senkt sich die lauwarme, wohlthuende Sommernacht herab. Das Leben, das erstorben schien, ist doch noch da. Dampf brüllt die Rohrdommel aus dem nahen Rohrwald. Gespensterhafte Wesen flattern um uns herum, huschen an uns vorüber. Angelockt vom süßen Duft der Nachtviole, der Nachtkerzen und des Geisblattes, die in der Nähe des Uferwaldes wachsen, fliegen viele Schmetterlinge und andere Tiere diesen Honigquellen zu. Hier treffen wir oft eine buntgemischte Gesellschaft an. Der Kobold macht dem andern das Futter streitig. Der

Kampf ums Dasein in der Natur hört auch in den friedlichen Abendstunden nicht auf.

Wir zünden für kurze Zeit unsere Laterne an. Bald werden sich die nächtlichen Gesellen sammeln. Wie toll wirzen sie sich oft in die Flammen, jedem Schmerz, ja selbst einem qualvollen Tode trotzend.

Das Geräusch, das wir im Unterholz verursachen, scheucht allerlei Getier auf. Einige Spanner (Geometriden) flattern auf. Sie saßen grau in grau an der Rinde. Baumspanner aus der Gattung *Boarmia* sind es. Schöner und zarter sind die Blattspanner der *Parentia*-Arten. Einige recht seltene Arten wurden für die Laacher See-Fauna nachgewiesen. Der zweistreifige Mondfleckspanner (*Selemia bilunaria* Schiff.) mit weißlicher Mittelmondzeichnung auf den Vorder- und Hinterflügeln ist auch vertreten. Häufig fliegt am See *Laria nigrum* Mueller, der sogenannte V-Spinner mit V-förmiger Zeichnung auf den Vorderflügeln. Zahlreich sind die farbenprächtigen Bärenvögel, darunter der schöne mit zinnoberroten Hinterflügeln gezierte russische Bär (*Callimorpha hera* L.).

Da gaukelt ein bunter Schmetterling an uns vorüber. Die karminrot gefärbten Unterflügel lassen das Ordensband sogleich erkennen. Neben dem gewöhnlichen roten Ordensband (*Catocala nupta* L.), fliegt hier das mittlere Eichenfarmin (*Catocala sponsa* L.). An den Bappeln und Weiden trifft man das blaue Ordensband (*Catocala fraxini* L.).

Metallisch glänzende Hödereulen der Gattung *Plusia*, schlank prachtvoll gezierte Pfeileulen (*Acronicta*-Arten) erscheinen auf dem Plan. Als Seltenheit sei erwähnt: *Plusia moneta* F., die goldige Eisenhut-Hödereule und *Acronicta euphorbiae* F., die Wolfsmilcheule.

Auch Erdeulen sammeln sich um die Lichtquelle. Die dunkelbraune Bandeule *Agrotis janthina* Esp. mit zwei hellen Makeln auf den Hinterflügeln ist eine weniger verbreitete Art dieser großen Gattung, die auch bei uns durch viele Arten vertreten ist.

Uebersaus zahlreich ist die Beute an Kleinschmetterlingen. Ein schönes Tierchen ist *Alucida pentadactyla* L. mit seidenglänzenden schneeweißen Flügeln. Ein seltener Einwanderer scheint *Hypomoneuta cognatellus* Hb. zu sein. Die Raupe lebt an *Prunus Mahaleb* L., der bekannten Weichsellirsche. Diese Pflanze wächst in der Nähe des Laacher Sees.

Schon wollen wir uns zur Heimkehr anschicken, da flattert ein großer Falter vorüber, das schwarze Ordensband, *Mania maura* L.

Ruhig liegt der See da im silbernen Mondlicht. Doch was leuchtet dort im Grase auf den Wiesen? Was blüht da in den hohen Seggen auf? Da erhebt sich so ein Feuerfunke und schwebt langsam dem Uferwald zu. Zehn, zwanzig, dreißig und noch mehr folgten ihm. *Stellae volantes*, fliegende Sterne, nannten die alten Römer diese lebenden Lichter. Johannismwürmchen taufte sie das Volk. Denn um St. Johann, 24. Juni, wollen sie gewöhnlich am zahlreichsten anzutreffen sein. *Lampyrus noctiluca* L., Nachtleuchte, lautet der wissenschaftliche Name. Johannismwürmchen ist irreführend. Sie haben mit den Würmern gar nichts zu tun. Höchstens die larvenähnliche langgestreckte Gestalt erinnert an diese Tiere. Die weiblichen Wesen der Johanniskäferchen können nicht fliegen. Die Flügel sind nicht ausgebildet.

Aber sie wollen ihr Licht dennoch leuchten lassen. Zu diesem Zwecke klettern sie auf Grasstengel und lehnen die Leuchtorgane nach oben. Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, weshalb die Tierchen leuchten. Die gewöhnliche Antwort lautet: um das Zusammenkommen der beiden Geschlechter zu erleichtern. Doch dann genügten wohl die Leuchtorgane des Weibchens. Die Männchen besitzen Flügel und könnten die leuchtenden Weibchen, die im Grase sich aufhalten, leicht finden. Uebrigens leuchten auch die Larven, ja sogar die Eier dieser Käfer.

Als Schutz- und Schreckmittel gegen Feinde suchte man das Leuchten zu erklären. Ich konnte jedoch selber beobachten, wie Laubfrösche die leuchtenden Käfer gierig verschlangen. Nach einigen Angaben soll der leuchtende Käfer sogar noch im Leibe des Frosches so hell aufleuchten, daß man das Licht von außen wahrnehmen kann. Nicht besser steht es um die Lösung der Frage, woher das Leuchten komme.

Es ist ein ganz ideales Licht. Kein Sturm noch Regen löscht es aus. Dazu kommt, daß bei der größten Helle die geringste Wärme erzeugt wird. Bei den gewöhnlichen Brennstoffen wird ungefähr viermal so viel Stoff für Wärme als für Licht verbraucht. Hier bei den Käfern ist die übersflüssige Wärme durch helleres Leuchten ersetzt.

Erwähnt sei noch der Nutzen der Johanniskäferchen. Besonders die Larven nähren sich von kleinen Schnecken, die sie aus dem Gehäuse herausfressen können.

Der Anblick der vielen glühenden Pünktchen, die oft in großer Anzahl den Wald durchschwirren, hat etwas Geheimnisvolles an sich. Eine solche Nacht vergißt man so leicht nicht. Der See trägt gleichsam ein Stirnband, das mit Brillanten verziert ist. Ob hier vielleicht die schöne Legende von der Entstehung des Mariendomes anknüpft?

Unsere Gedanken werden abgelenkt durch den Anblick eines seltsamen gespensterhaften Wesens, das in grellgelben Schreckfarben aus dem Grase heranschleicht. Es ist der gelbgestammte Salamander (*Salamandra maculosa* L.). Ein merkwürdiges, kindischen Leuten so leicht Furcht einflößendes Wesen! Wie unbeholfen und täppisch der kleine „Dämon“ über den taufischen Boden kriecht. Man begreift, wie der Aberglaube mit diesen Tierchen schon früh sein phantastisches Spiel treiben konnte. In Urgroßvaters Zeiten glaubte man sogar, die Drüsen-Aussonderung des Salamanders habe die Eigenschaft, Feuersbrunst zu löschen. Man warf die unschuldigen Tierchen lebend in brennende Häuser. So ist die Entstehung des Namens Feuersalamander zu erklären.

Professor Leydig vermischte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Feuersalamander am Laacher See. Seitdem wurde das Tierchen jedoch wiederholt beobachtet. In jüngster Zeit wurden übrigens Larven von *Salamandra maculosa* L. am Laacher See ausgefegt.

In der Nacht erwachen auch die Kröten, die bei Tage in einem Loch oder unter Steinen und Brettern schlafen. Ich weiß wohl, daß Vorurteile und krasser Aberglaube diese Kriechtiere aufs äußerste verfolgen. Und doch möchte ich auch an dieser Stelle ein Wort zugunsten dieser am meisten verleumdeten und gehähten Tiergruppe sagen. Ueber die sogenannte „Häßlichkeit“ der Kröten kann man auch verschiedener Ansicht sein. Es braucht

nur einmal einer, ohne Vorurteil in das märchenhafte Auge einer Kröte geschaut zu haben, und er wird nicht mehr an den Kröten verächtlich vorübergehen. Dazu kommt der große Nutzen, den Kröten im Garten, Feld und Wald stiften. Mit großem Eifer fallen sie über Schnecken und schädliche Raupen her. Und sie haben einen gesegneten Appetit. Man kennt die unbeholfenen schwerfälligen Tiere dann kaum mehr wieder. Es kommen verschiedene Krötenarten im Laacher See-Gebiet vor, eine noch schöner gezeichnet als die andere. Ich will nur noch hinweisen auf eine unscheinbare, in ihrer Lebensweise aber höchst merkwürdige Art. Es ist die Geburtshelferkröte, auch Fehler genannt: *Alytes obstetricans* Laur. Sie ist in der Eifel schon lange heimisch, sonst aber nur in Westdeutschland verbreitet. Nach den neuesten Angaben soll die Art allerdings schon bis zum Harz vorgezogen sein. Das Männchen hat die merkwürdige Gewohnheit, dem Weibchen die Brutpflege abzunehmen. Die männliche Kröte wickelt sich die Eierschnur — bekanntlich legen die Kröten ihre Eier in Schnüren ab — um die Schenkel. Sie trägt die Eier mehrere Wochen, etwa einen Monat, mit sich herum. Nach Ablauf dieser Zeit geht sie ins Wasser und streift die Schnur ab. Aus den Eiern schlüpfen Larven, die im Verhältnis zur Kröte sehr groß werden können (80 bis 90 Zentimeter). Sie brauchen ein volles Jahr zur Entwicklung. Die fertigen Kröten sind Zwerge, nur 15 Zentimeter messen sie.

Seltzam klingt die Stimme dieser Tiere. Man hat den flötenden glockenähnlichen Ton dieser Kröten mit einer Aeolsharfe verglichen. Glockenfrösche taufte sie deshalb der Volksmund. Aus der Ferne soll man den Eindruck gewinnen, als ob man das Glockengeläute einer versunkenen Stadt höre. Ich konnte mich selber nie davon überzeugen. Doch wer denkt hier nicht an die Sagen von der versunkenen Stadt im See?

Zum Entsetzen meines Begleiters rief aus der Ferne das Käuzchen. „Komm mit, komm mit!“ schallte es unaufhörlich herüber. Es zeigte zwar keinen Todesfall an, mahnte aber zur schleunigen Heimkehr. Denn die Stunde der Nacht war schon weit vorgerückt. Ich schied nur ungern von diesen geheimnisvollen nächtlichen Wesen.

„Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht?
Herz in der Brust wird beengt;
Steigendes, neigendes Leben,
Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.“ Hebbel

Die Firma Carl Georgi gegen den Schriftleiter des Eifelvereins.

Mit Januar 1917 ist der Druck des Eifelvereinsblattes von der Firma Carl Georgi, G. m. b. H., auf den Rhénania-Verlag, Buch- und Steindruckerei in Bonn übergegangen. Unser stellvertretender Vorsitzender hielt aus dieser Veranlassung einen geschichtlichen Rückblick über das Eifelvereinsblatt von 1900—1917, der in der Januar-Nummer Aufnahme fand.

Die Firma Carl Georgi glaubte nun, daß dieser

Aufsatz, soweit er sich mit ihrer Firma beschäftigt, verschiedene unrichtige Behauptungen enthalte, die auf die Firma ein falsches Licht zu werfen geeignet seien. Unter Bezugnahme auf das Reichs-Preßgesetz ersuchte die genannte Firma, vertreten durch ihren Geschäftsführer Dr. Georgi, mit Schreiben vom 26. Februar den verantwortlichen Schriftleiter des Eifelvereinsblattes, Rector Zender, dieses Schreiben mit den darin aufgenommenen Berichtigungen an entsprechender Stelle des Eifelvereinsblattes aufzunehmen. Die Beanstandungen richteten sich in 3 Punkten gegen die Ausführungen, die in dem bezeichneten Aufsatz auf Seite 4 im vierten Absatz enthalten sind, die sich auf den geschäftlichen Nutzen für die Firma Georgi, den Vertragsabschluß von 1911 und auf die neuen Vertragsbedingungen mit dem Rhénania-Verlag beziehen.

Da das bezeichnete Schreiben nach Form und Inhalt nicht als eine tatsächliche Berichtigung im Sinne des Preßgesetzes angesehen werden konnte, lehnte der Schriftleiter des Eifelvereinsblattes die Ausnahme ab. Hierauf erhob die genannte Firma alsbald gerichtliche Klage gegen Zender.

Auf Grund des § 449 der Strafprozessordnung verhängte das Königl. Amtsgericht in Bonn unterm 8. Mai auf Antrag der Königl. Staatsanwaltschaft

„wegen der Beschuldigung, in nicht rechtsverjährter Zeit zu Bonn als Schriftleiter der Druckschrift „Eifelvereinsblatt“ in das letztere eine Berichtigung der in letzterer mitgeteilten Tatsachen auf Verlangen des beteiligten Carl Georgi nicht aufgenommen bzw. nicht aufnehmen lassen zu haben — Uebertretung gegen §§ 11 und 19 des Preßgesetzes vom 7. Mai 1874 —

eine Geldstrafe von zehn Mark, und für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, eine Haftstrafe von einem Tage für je fünf Mark. Zugleich wurden ihm die Kosten des Verfahrens auferlegt.

Nach fristgerechtem Einspruch gegen diesen Strafbefehl kam die Angelegenheit am 27. Juni vor dem Königl. Schöffengericht zu öffentlicher Verhandlung. Die Verteidigung des Schriftleiters war in die Hände des Rechtsanwaltes Justizrat Dr. Georg Schumacher in Bonn gelegt. Derselbe wies u. a. darauf hin, daß der Schriftleiter des Eifelvereinsblattes nicht verpflichtet sei, das Schreiben der Firma Georgi aufzunehmen; es stelle keine „Berichtigung“ im Sinne des § 11 des Preßgesetzes dar, da es sich nicht auf tatsächliche Angaben beschränke; das Schreiben enthalte fast durchweg subjektive Anschauungen und Ausführungen über die Frage, was als erheblicher Gewinn zu betrachten und ob der neue Vertrag als Fortsetzung des alten anzusehen sei, sowie ob es sich bei dem neuen Vertrage um wesentliche oder unwesentliche Änderungen gegenüber dem alten Vertrage gehandelt habe; zudem überschreite die „Berichtigung“ bei weitem den hierfür zur Verfügung zu stellenden Raum.

Der Verteidiger beantragte, den Angeklagten freizusprechen und die Kosten des Verfahrens, insbesondere auch diejenigen der Verteidigung und der Ladung des Zeugen der Staatskasse aufzuerlegen.

Der Vertreter der Staatsanwaltschaft, der seinerseits auch die Freisprechung beantragte, widersprach dem Antrag bezüglich der Kosten der Verteidigung. Das Gericht schloß sich aber dem Antrage der Verteidigung voll und ganz an und fällt folgendes Urteil:

Der Angeklagte wird freigesprochen.
Die Kosten fallen der Staatskasse zur Last, einschließlich derjenigen der Verteidigung.

Gründe.

Der Angeklagte hat gegen einen Strafbefehl, der in der mündlichen Verhandlung verlesen worden ist, form- und fristgerecht Einspruch eingelegt. Wegen des diesem Strafbefehl zugrunde liegenden Artikels im Eifelvereinsblatt Nr. 1 des Jahrgangs 1917 und des von Dr. Georgi beantragten Berichtigungsschreibens vom 26. Februar 1917, die beide in der Sitzung verlesen worden sind, wird Bezug genommen. Dr. Georgi wendet sich in seinem Schreiben, mit dem auf Grund des § 11 des Preßgesetzes Berichtigung verlangt, gegen den oben genannten Artikel und zwar in der Hauptsache in 3 Punkten:

1. es sei nicht richtig, daß der Vertrag Georgi einen erheblichen Gewinn gebracht habe,
2. es sei nicht richtig, daß bis zum heutigen Tage (1. 1. 17) der noch einmal für 5 Jahre verlängerte Vertrag mit Georgi gelte,
3. nicht richtig sei die Behauptung, daß in dem neuen Vertrag mit der Rhénania-Druckerei sich die Bedingungen nur unwesentlich gegenüber dem Vertrage mit Georgi verändert hätten.

Der § 11 des Preßgesetzes schreibt die Berichtigung vor, wenn sich die Berichtigung auf Tatsachen beschränkt. Diese Voraussetzung ist in dem Schreiben des Dr. Georgi aber nicht enthalten, vielmehr befaßt sich das ganze Schreiben viel mehr mit Urteilen als mit der bloßen Angabe von Tatsachen. Ob nun erheblicher Gewinn vorliegt oder nicht, kann sehr verschieden beurteilt werden und stellt ein Vorurteil dar, ist aber keine objektive Tatsache. Wenn das Schreiben vom 26. 2. 17 ausführt, daß zuletzt 1911 etwa 20 Prozent Durchschnittsgewinn erzielt worden sei, so ist auch diese Angabe, da sie sich nur auf kurze Zeit erstreckt, nicht geeignet, als Tatsache im Sinne des § 11 des Preßgesetzes angesehen zu werden, zumal eine Beschränkung auf diese Tatsache nicht vorliegt.

Ebenso verhält es sich bei dem 2. Punkte. Ob der 2. Vertrag mit Dr. Georgi ein 2. Vertrag in juristischem Sinne oder nur die Fortsetzung des alten Vertrages mit mehr oder weniger abgeänderten Bedingungen darstellt, ist keine Tatsache, sondern ist Anschauungssache. Auch in dem 3. Punkte konnte das Gericht nicht das Vorbringen einer Tatsache im Sinne des Preßgesetzes erblicken. Auch hier ist es eine Frage der Beurteilung, ob Bedingungen sich wesentlich oder unwesentlich geändert haben.

Abgesehen davon beschränkt sich das Schreiben keineswegs auf Tatsachen, sondern bildet weitans in seinem größten Teile eine Beurteilung der Geschäftsbedingungen des Dr. Georgi zum Eifelverein.

Der Angeklagte war mithin, da das Schreiben des Dr. Georgi nicht den Vorschriften des § 11 des Preßgesetzes entspricht, als Herausgeber des Eifelvereinsblattes nicht verpflichtet, dieses Schreiben zum Zwecke der Berichtigung in das Blatt aufzunehmen und daher freizusprechen. Die Kostenentscheidung beruht auf § 399 Strafprozeßordnung. Bezügl. der Kosten der Verteidigung, die auch der Staatskasse zur Last gelegt worden sind, hat das Gericht den Standpunkt eingenommen, daß diese Kosten notwendig entstanden sind. Es mußte dem Angeklagten zugestanden sein, auch seinerseits die zu seiner Verteidigung nötigen Zeugen zu laden, um, wenn im Laufe der Verhandlung sich ein Eingehen auf die geschäftlichen Beziehungen als nötig herausgestellt hätte, sich verteidigen zu können, was er nur durch das Zeugnis des Dr. Andrae, des Verfassers des Artikels, und des Zeugen Berghoff, des Schriftführers des Vereins, erreichen konnte; ebenso erschien die Verteidigung durch einen Rechtsanwalt erforderlich.

Das Urteil ist inzwischen rechtskräftig geworden. Die Firma Carl Georgi hat durch ihr ganz ungewöhnliches Vorgehen gegen den verdienstvollen Schriftleiter des Eifelvereinsblattes bei den Mitgliedern des Eifelvereins, was leicht erklärlich ist, großes Befremden erregt.
Berghoff.

Da war der Krieg im Land*).

(Von Ober- und Religionslehrer Oster in Prüm.)

Serajewo! Wie jäh und grell blühte vor 3 Jahren dein Name blutig auf in Europas altem Wetterwinkel, zeigte den erschreckten Völkern finstere Wetterwolken! Das bedeutet Krieg, so raunten wir uns zu. — Wer hätte sie geahnt, die Größe der Katastrophe, wer hätte gedacht, daß der Funke sich auswachsen sollte zum graufigen Weltbrand? Weltkrieg — welch entsetzliches Wort, nun schon 3 Jahre — und immer noch kein Ziel dank Englands Künsten! Immer schwerer lastend senkt sich die Bürde des Krieges auf die Völker, immer gewaltiger zwingt dieses Ungetüm auch die letzten Kräfte der ringenden Völker in seinen Dienst. Kein Wunder, wenn Freund und Feind kriegsmüde sind, wenn gar mancher diesseits und jenseits der Kampffront murrend die Lasten trägt und die Opfer! — Kein Wunder, wenn die gehetzten Völker, die Neutralen nicht ausgenommen, sehnüchlig ausschauen nach der Friedenstaube! — Und doch, wir dürfen nicht klagen, denn das Furchtbarste des Krieges, das ist uns erspart geblieben. — Wir hier so nahe an der Grenze, wir sahen unsere Krieger ziehen, wir sahen und sahen die Verwundeten heimkehren, wir sahen und sahen den Trauerschleier so mancher Frau und Mutter — wir sahen und sahen in unseren Zeitungen die zahlreichen Traueranzeigen mit dem eisernen Kreuze — wir mußten und müssen gar manche Einschränkung auf uns nehmen, verzichten auf manchen Genuß, der uns unentbehrlich schien — aber, ich wiederhole: Das Furchtbarste des Krieges, das ist uns erspart geblieben! Mit Grauen lesen wir und hören wir von unseren heimkehrenden Kriegern von den Schrecknissen des Krieges, die in ihrer Furchtbarkeit sich auf die Gegenden stürzen, wo die Kriegesurie tobt — Häuser, Höfe, Dörfer, Städte, Hügel und Berge sind verschwunden unter dem Hagel der stählernen Geschosse — zur Wüste geworden! Friedliche Heimstätten der Menschen — Stätten, geheiligt durch Kunst und Geschichte, sind hinweggefressen vom lohenden Brand. — Wir hören den Donner der Kanonen, das Brüllen der Geschütze, aber ihre grausige Arbeit können wir uns nicht einmal vorstellen. — Das Furchtbarste des Krieges ist uns erspart geblieben.

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Was wäre aus uns geworden, aus uns hier hart an der Grenze, wenn nicht das scharf geschliffene deutsche Schwert so hurtig und so wuchtig aus der Scheide gefahren wäre, wenn nicht unsere waderen Feldgrauen wie eine Windsbraut dem anstürmenden Feinde die Brust entgegengeworfen hätten, den Krieg hineingetragen hätten ins Feindesland, dort eine lebendige Mauer aufgebaut hätten, schützend Haus und Herd? Gehen wir, wenn wir klagen möchten ob des Krieges Lasten, über die Kampffelder, wo die Kriegesurie tobt — nicht wahr, wie friedlich, wie glücklich leben wir trotz aller Kriegesnot! Nicht immer war es so — auch unser Land hat des Krieges Last und Not getragen, hat gefeuert unter des Krieges schwerem Schritt, hat den Kriegsbecher gekostet mit all seiner Bitterkeit — jahrzehntelang! hat den Krieg gesehen mit seinen furchtbaren Schwestern — dem Hunger und der Pest. Gehen wir rückwärts in die Geschichte unseres Volkes, in die Geschichte unseres engeren und engsten Heimatlandes, schauen wir die furchtbaren Fußspuren der Gottesgeißeln Pest, Hunger und Krieg — und wir werden nicht mehr klagen. — Auch da-

*) Auf unsern Wunsch hat der Verfasser den Aufsatz, eine Kaisergeburtstagsrede des letzten Jahres, mit einigen Abänderungen dem Eifelvereinsblatt zur Verfügung gestellt. Vgl. Eifeler Volkszeitung Nr. 12.
D. Schriftl.

mals seufzten unsere Vorfahren — aber damals, — damals, da war der Krieg, da war der Feind im Land! Da schrieb der Krieg seine furchtbare Schrift in unseren Heimatboden, in unsere Dörfer und Städte, in unserer Vorfahren Haus und Hof und Familie. Da war der Krieg im Land! Von Kriegsnot und Friedenssehnsucht in der Geschichte unserer Heimat will ich heute sprechen, und unsere Klagen werden verstummen!

Nur auf unsere Heimat müssen wir uns beschränken, auf unser Rheinland, auf unser Trierer Land, auf unsere Eifel. Dürftig fließen die Quellen! Die Vergangenheit war nicht so schreibselig wie unsere Tage. Die wenigsten Menschen verstanden die Kunst des Lesens, noch weniger die des Schreibens. Spärlich klingen die Nachrichten. Zerstreut finden wir sie in den Tauf- und Totenbüchern, den Güter- und Ausgabenverzeichnissen der Kirchen, Klöster und Schlöffer, in Prozeßakten, in den Erlassen der Bischöfe, in den Akten der kirchlichen Visitationen, nur ganz selten finden wir zusammenhängende Berichte von Chronisten. Und doch, wenn wir diese spärlichen Nachrichten vereinigen, dann reden sie eine laute, furchtbare Sprache. —

Zweimal fanden die gierigen Räuber aus dem Norden den Weg in das stille Prümthal, angelockt durch den Reichtum der Karolingerabtei 882 und 892. Regino, der berühmte Geschichtsschreiber des Klosters, berichtete im Jahre 882: Lüttich, Maestricht, Cöln, Bonn, Jülich, Neuß, die Kaiserpfalz zu Aachen, die Klöster Inde, Malmédy und Stablo waren geplündert und in Asche gesunken.

„Den Ardennerwald durchstreifend überfielen die Normannen am Feste der Erscheinung des Herrn das Kloster Prüm; 3 Tage blieben sie dort und verwüsteten die ganze Umgegend. Es sammelte sich eine unzählige Menge von Fußvolk von den Aedern und Landgütern in einem Hausen und rückte wie zum Kampfe gegen jene vor. Allein, als die Normannen dieses Bauernvolk waffenlos und ohne Kriegszucht sahen, fielen sie mit Geschrei über es her und schlugen es unter solchem Gemehel nieder, daß es schien, als schlachte man nicht Menschen, sondern Tiere ab. Bei ihrem Abzuge ließen sie in verschiedenen Gebäuden die Feuer weiter brennen. Da niemand das Feuer löschte, ging das Kloster in Flammen auf.“

892 kamen die Plünderer wieder. Kaum entwichen der Abt und die meisten Brüder. Ein Teil der Mönche und der Klosterfamilie wurde erschlagen, ein Teil in die Gefangenschaft geschleppt, alles verwüstet. —

Schweigen will ich über die Schreckenszeiten des Faustrechtes. Wir müssen uns das Kloster vorstellen als eine kleine Festung mit Mauern, Türmen und Wallgraben.

Abt Joffrid (II) von der Fels (1246—1275) bestimmte, daß jeder, der ins Kloster Aufnahme begehrte, Panzer, eiserne Weischiemen, Helm und andere Verteidigungswaffen mitbringe.

Eingehen will ich nur auf die beiden größten Zeiten des Krieges und der Drangsal, auf die beiden Kriegsperioden, die sich anknüpften an die große religiöse Umwälzung im 16., und an die große staatliche Umwälzung am Ende des 18. Jahrhunderts.

25 Jahre dauerte die Kriegs- und Leidenszeit der französischen Revolution; bei der anderen denken wir gewöhnlich nur an den sog. 30jährigen Krieg. Allein in unserem Westen, in unserer Eifel dauerten diese Kämpfe nicht weniger als 150 Jahre! —

Der westliche Teil unseres Gebietes von Pronsfeld und Warweiler an, und ebenso der südliche, Wittburg und Umgegend, waren luxemburgisch. Mit Burgund, wozu es gehörte, war Luxemburg 1482 an Habsburg gekommen. Bei der Teilung des gewaltigen Reiches Karls V. kam es an Spanien. Dadurch wurde es hineingezerrt in die furchtbaren Religionskämpfe der spanischen Niederlande. Wir kennen diese Kämpfe, die sich knüpfen an die Namen Philipp II., Margaretha von Parma, Herzog Alba, Wilhelm von Oranien, Egmont, Hoorn. — 1568 machte Wilhelm von Oranien mit Flüchtlingen aus Nassau, die er um sich gesammelt hatte, einen Einfall in die Niederlande, wurde aber zurückgeworfen. 1576 einigten sich die protestantischen Nord- und die katholischen Südprovinzen in der sog. Gener Pazification zur Vertreibung der Spanier. Die südlichen Provinzen kehrten zum Gehorsam gegen Spanien zurück; der Norden sagte sich 1579

los. Eine Reihe furchtbarer Kämpfe entspann sich, die auf unser Gebiet in Mitleidenschaft zogen.

Durch unsere Abtei bei Budesheim, auf der alten Heerstraße der Römer zogen wiederholt plündernd freundliche und feindliche Kriegsscharen.

1609 wurde ein 12jähriger Waffenstillstand geschlossen. Nach dessen Ablauf lebte der Kampf auf und ging über in den noch furchtbareren 30jährigen Krieg. Ueber die Schicksale unserer engeren Heimat während dieser Vorspiele des 30jährigen Weltkrieges schweigen unsere Quellen fast vollständig. Des Krieges Stürme und Brände haben fast jedes geschriebene Wort vernichtet. Nur unsere Prümer Klosterchronisten Servatius Ottler und Heinrich Brandt berichten einige Einzelheiten. Ottler schloß seine Chronik 1623, Brandt 1640. Wenn wir auch beide Chroniken als Geschichtsquellen sehr mit Vorsicht behandeln müssen, doch für diese Zeiten, die der Abfassung so nahe liegen, dürfen wir ihnen trauen. Ottler schreibt zum Jahre 1572:

„Abt Christophs Regierung war noch mehr, als die seines Vorgängers, voll von allerlei Uebeln. Die Verbreiter der Irrlehre predigten dem einfachen Volke die Freiheit von ihren Herrn, sehr zu ihrem Unheil. Die Ungebundenheit der Soldaten der katholischen Partei plagte die Leute der Abtei oft noch mehr als die offene Feindschaft der Gegner, so daß die Bauern sich manchmal genötigt sahen, gegen die Soldaten der katholischen Partei feindlich vorzugehen. 1572 versuchte das Landooll das Kriegsglück zu seinem großen Unheil. Die Reiter des Grafen von Löwenstein zogen durch das Gebiet und vergaßen alle Menschlichkeit. Darum stellten sich ihnen die Landbewohner in Haufen zwischen Mehlen und Gondenbrett entgegen, versperrten ihnen den Weg und legten einen Hinterhalt. Allein, es ging, wie es bei solchen Leuten gewöhnlich geht. Allzubald griffen die Prümer von ihrer geschützten Stellung die Reiter an, die in dem von Bergen umringten Tale an einem Orte sich zum Kampfe aufgestellt hatten, der für sie günstig, für den Feind aber ungünstig war. Gleich im Anfang wurde die wirre, ohne Ordnung zusammengewürfelte Menge zurückgeworfen, flüchtete und wurde niedergehauen. Blutdurstig verfolgten die Soldaten die Bauern um so wütender, je offenkundiger wurde, daß sie des Krieges ungewohnt, tollkühn sich hineingestürzt hatten. Etwas 100 wurden abgeschlachtet, nicht nur Leute, die Waffen trugen, sondern auch solche, die die Neugier zu diesem traurigen Schauspiel getrieben hatte. Am der Hand der Bürger zu entgehen, flüchteten einige auf den Kirchhof Gondenbrett, wo sie sich im Weinhaus zwischen den Totengebeinen versteckten. Herumstreichende Soldaten entdeckten sie und erschlugen sie ohne Scheu vor dem Orte und ohne nach Schuld oder Unschuld der Leute zu fragen. Die Landleute aber sammelten sich an einem günstigen Orte, ließen die Nothfeuer auslodern auf den Höhen und warteten die ganze Nacht auf die Feinde, damit diese nicht noch Schlimmeres im Lande anrichten könnten. Die Soldaten andererseits blieben in nicht geringer Furcht in militärischer Ordnung und zogen als Sieger zwar in aller Frühe in aller Eile mit wenig Ehre und wenig Vorteil aus dem gefährlichen abteilichen Gebiet fort. Durch diese üble Erfahrung belehrt, hüteten sich die Bewohner des abteilichen Gebietes in der Folge, auf offenem Felde dem Feinde entgegen zu treten und lernten auf Bergeshöhen und in Waldeseinsamkeit den Angriffen der Feinde zu entgehen und eine Nase zu drehen.“

Um 1584, so berichtet derselbe Ottler, fehlten Frieden und Sicherheit. Es wütete ein grausamer Krieg zwischen den Südländern und dem König von Spanien. Häufig machten die Holländer Einfälle nach Süden, geführt von verräterischen Eingeborenen, plünderten und machten Gefangene. Es war eine Zeit überall reich an Trauer und Elend. Auch das Kloster Prüm wurde häufig in den Schrecken und Kriegslärm hineingezogen. Einst, so erzählt Ottler, hausten und schwelgten die häretischen Grafen, die Führer der Raubhorden, längere Zeit im Kloster. Eigene Brüder ließen unvorsichtige Worte über den Glauben fallen. Da drohte man, alle Professoren des Klosters aufzufallen; und schon hoffte man nicht mehr, dem Tode zu entgehen, da erschien der Graf von Gerolstein und verhinderte den grausamen Plan.

1587 erschienen die Holländer wiederum in Prüm. Sie hatten die Stadt Echternach unversehens überfallen, ausgeraubt, und den Abt als Gefangenen mitgeschleppt. Beim Weiterzuge kamen sie nach Prüm. Die Bürger hatten mit den Bauern der Abtei sich zur Verteidigung ihres Lebens und ihrer Habe gerüstet. Mehrere Anstürme scheiterten an der mannhaften Gegenwehr. Viele Feinde fielen. Allein es fanden sich Verräter, durch schändes Geld bestochen. Von diesen erfuhren die Feinde die schwächeren, leichter zugänglichen Stellen, schreckten die des Krieges unkundigen Bürger, töteten einen Teil, jagten die andern in die Flucht und drangen in das Städtchen ein, das mehr durch Heden verborgen, als befestigt war. Beim Eindringen schlugen sie in der ersten Wut einige nieder, dann aber gaben sie sich mit aller Kraft ans Plündern, in den Häusern und der oberen Kirche, h. h. in der Stifts- und Pfarrkirche. Dorthin hatten die Bürger einen großen Teil ihrer Habe geflüchtet, weil sie wegen der Heiligkeit des Ortes und der Stärke der Befestigung für sicher hielten. Die Leute waren aus der Kirche geflohen. Dann zogen die Plünderer jubelnd ob der unerhofften Beute ab.

Das Kloster zu plündern lag nicht in der Absicht der Führer; warum konnten einige Soldatentrupps, die durch die Tore einströmen suchten, von den Mannschaften, die drinnen zum Schutze standen, zurückgejagt werden. Die 4 Verräter erlitten die Todesstrafe.

Der Krieg muß den Krieg ernähren, das war der Grundgedanke bei Freund und Feind; und gab der Bauer nicht willig das letzte Schaf, dann nahm man's mit Gewalt und setzte ihm oben auf den roten Hahn aufs Dach. 1595 berichtet Pastor Anton Hansen im Tleringer Lagerbuch, daß die alten Register der Kirchenscheide zweimal durch die Kriegsläufe verloren gegangen seien. Kein Wunder, daß fast nirgends schriftliche Quellen sich erhalten haben.

Des Krieges Begleiter fehlten nicht — Hunger und Pest. Die Soldaten, die das Land durchzogen oder in den Burgen lagen, waren die Träger und Ausbreiter der Krankheiten. Schon 1600 herrschte die Pest in Prüm, so daß der Kurfürst den Mönchen gestattete, nach Mürtenbach zu flüchten, wenn es nötig wurde.

1613 hielten sich die Mönche wegen Pestgefahr eine Zeitlang in der Burg Schöneden auf.

1623 wurden bei der Fronleichnamsprozession 2 Mönche des Klosters von der Seuche erfaßt und dahingerafft. Ottler nennt diese Krankheit „die Ungarische Krankheit“. Es sollte noch schlimmer kommen. Nach diesen Vorboten kam der 30jährige Krieg, der wie ein Würgengel durch Mitteleuropa schritt — der mit Blut und Tränen. Er führte das Reich zur tiefsten Erniedrigung und Ohnmacht, er führte unser Volk fast zur Vernichtung, er machte unser Land zur Wüste — öde und entvölkert.

Eine Statistik im Reichsarchiv zu Stockholm gibt eine Liste von Städten, Dörfern und Schlössern, die der Verwüstung anheimfielen. Es waren 1976 Schlösser, 1629 Städte, 18310 Dörfer. In diesem Jammer ein gerütteltes Maß. Jene Statistik meldet für die 3 rheinischen Kurfürstentümer Köln, Mainz und Trier nicht weniger als 327 zerstörte Schlösser, 205 Städte und 2033 Dörfer.

Ich beschränke mich auf unsere Eifel. Sie sah keine großen Entscheidungsschlachten, aber sie sah den Krieg im Land, im Krieg mit seinen Genossen, Hunger, Pest und Aberglauben. Man schaute am Himmel drohende Kometen, des Hergotts andröckelnd folgten die Winterquartiere von Freund und Feind, die Durchmärsche der Truppen mit all ihrem Troß von Büben und Soldatenweibern, die stahlen, raubten und erpressten, was man dem verarmten, erschreckten Volke herauszupressen war. Die wenigen, dürftigen Aufzeichnungen sagen viel und lassen noch mehr ahnen. Seit 1625 bringen die Pfarrregister von Olzheim häufig die Notiz, daß ein Teil der Kirchenscheide durch den Krieg verloren gegangen sei. 1637/38 verkaufte man den Rest der Kirchenscheide, offenbar, um weitere Verluste zu verhüten. Man drohten die feindlichen Scharen die Pfarrkirche zu zerstören. Man flüchtete die kostbaren Kirchensachen und bot sie auf.

1632 ging Stadtkyll durch den Mutwillen der gräflich kaiserlichen Soldaten in Flammen auf bis auf 3 Häuser. Im selben Jahre meldet das Kirchenregister 11 Schafe „haben die Soldaten gefressen“; 1642 sind die Kirchenbienen durch die Soldaten verlorengelangen. (Schluß folgt.)

Die siebte Kriegsanneihe.

Von Amtsgerichtsrat Dr a f in Hillesheim.

Des Kaisers Ruf ergeht an uns auf's Neue,
 All' seine Kinder mahnt das Vaterland:
 Sie ist nun da, die siebte Kriegsanneihe,
 Drum, waadre Deutsche, öffnet Herz und Hand!
 Wer wollte sich verleugnen?
 Hier gilt es jetzt, zu zeichnen!
 Drum taucht die Feder in die Tinte ein,
 Und unterschreibet euren Zeichnungsschein!

Es heult und tobt der Feinde wilde Rotte,
 Dem deutschen Volke sinnt sie Hungertod,
 Von Haß erfüllt, erwidert' sie mit Spotte
 Auf unsres Kaisers Friedensangebot.
 Sie will das Reich zerplittern,
 Doch werden wir nicht zittern:
 Gott ist mit uns, wir halten mutig durch,
 Mit unserm Kaiser, unserm Hindenburg!

Doch, soll'n wir siegen, heißt es Opfer bringen,
 Nicht nur an Blut, nein, auch an Gut und Geld,
 Ein starkes Heer nur kann den Feind bezwingen
 In Luft und Wasser, wie im weiten Feld.
 Damit uns bald beschieden
 Ein rechter deutscher Frieden.
 Mit Freuden geben Hab und Gut wir her
 Für unsrer Waffen Ruhm und Deutschlands Ehr!

Manch' reiche Kassen Millionen spenden,
 Ihr Beispiel weckt des Bürgers Opfer Sinn,
 Der reiche Rentner gibt mit vollen Händen
 Von seinen Schätzen viele Tausend hin.
 Doch auch der kleine Sparer
 Bleibt länger nicht Verwahrer
 Von seinem Geld, er holt es — o Triumph! —
 Aus seinem Steintopf und dem alten Strumpf.

So stehn denn Alle fest und treu im Bunde
 Zusammen, Reich und Arm und Jung und Alt;
 Das deutsche Volk erkennt den Ernst der Stunde,
 In der des Vaterlandes Ruf erschallt,
 Drum nur nicht lange zagen,
 Tritt vor mit mut'gem Wagen:
 Nimm deine Feder schnell und rücke ein
 Recht große Zahlen in den Zeichnungsschein!

Kriegskundgebungen aus den Ortsgruppen:

D.-G. Brohltal. Der älteste Sohn Hans unsers stellv. Vorstehenden Dr. Andraea, interniert in Südafrika, an seinen Bruder Karl Andraea, Leutnant der Artillerie:

Pietermaritzburg, 18. Juni 1917.
 Lieber Karl!

Wie gehts? Die Eltern haben mir mehrfach von Dir geschrieben. Zunächst noch nachträglich meinen herzlichsten Glückwunsch zum Eisernen; Näheres werde ich ja wohl erst später erfahren. Wie habe ich Dich manchmal beneidet! Es ist ein scheußliches Gefühl, wenn man gern möchte und nicht kann — leider war ich in der unangenehmen Lage. Solange ich in Kapstadt war, hatte ich doch wenigstens das Gefühl, einen Zweck zu haben — hier bin ich bloß Nr. 4228. Draußen nannte man mich einen unverbesserlichen Optimisten, es war nur gut, daß der Optimist meist Recht behielt. Im Anfang war noch mancher gute Landsmann sehr besorgt; kein Wunder, wenn jemand die Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten nicht mit-

erlebt hat, wenn er das alles nur in dem oft recht trüben Spiegel der Presse gelesen hat. Aber mit der Zeit wurde das anders, und jetzt sind, glaube ich, auch die schwärzesten Schwarzseher bekehrt — ausgenommen natürlich die, die aus angeborenem Widerspruchsgeist immer und überall das Gegenteil behaupten, auch wenn sie es selbst nicht glauben. Jedenfalls wissen wir, worauf wir uns verlassen können, und warten ruhig ab, bis unsere Zeit kommt; sie wird kommen, aber bis dahin heißt es: durchhalten, aushalten, Maul halten! Doch wir halten auch den Nacken steif und die Augen offen, daß einst daheim der Gesangene dem Sieger unbesäumt die Hand reichen kann. Also Heil und Sieg, und auf ein frohes Wiedersehen!

In treuer Liebe: Dein Bruder Hans.

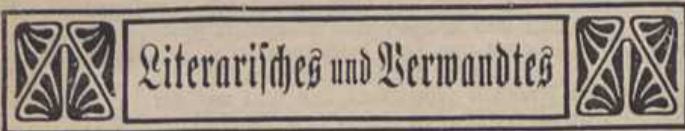
D. G. Esfen. Von dem Vorsitzenden unserer Ortsgruppe geht uns folgendes Schreiben zu: Hinter uns liegen die schwersten Tage des Krieges; ein solches Feuer, wie hier in Flandern, habe ich weder in der Herbst- und Winterschlacht in der Champagne noch an der Somme erlebt. Wie wir unsere Stellungen hier behaupten, ist bewundernswert. Wir sind nach des Kaisers Worten wirklich alle zu Stahl geworden und die gewaltigen Anstürme des Feindes mit ihrem unaufhörlichen Kugelregen mühten an unserer starken Mauer zerhsellen. Siegesgewiß sehen wir der Zukunft entgegen! Für die freundliche Ueberblendung der Eifelzeitung sage ich Ihnen vielen Dank.

Herzliches Frischhau!

Balthasar Kohlepp,

Sanitäts-Unteroftizier im Feld-Art.-
Reg. 282, 3. Abteilung, 9 (f) Batterie.

Flandern, 11. August 1917.



Schriften aus Deutschlands Heldenzeit.

Das einzigartige Kriegswert von Prof. Dr. Eduard Engel: 1914—1917. Ein Tagebuch liegt mit vielen Urkunden, Bildnissen und Karten ausgestattet mit dem 4. Bande vor. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig 1916, geb. 6.50 Mark.) Dieser Band umfaßt die Zeit vom 25. Mai 1915 bis 24. Mai 1916. Es bietet einen eigenartigen Reiz, in diesem Tagebuch zu blättern, das fast den Anschein erweckt, als sei es als rein persönliches Erinnerungsbuch angelegt, denn eine eigentliche Kriegsgeschichte ist es nicht. Vielmehr schreibt der gelehrte Forscher zu den einzelnen Tagen und Ereignissen nieder, was und wie er fühlt, denkt und liest. So entstehen Kriegsgedanken und -Erinnerungen eines Gelehrten und Dichters, der mit hellen Augen und klugem Verstande die Weltlage erfährt und impulsiv zu Papier bringt. Seine überragende Belesenheit, seine gründliche Kenntnis der zeitgenössischen Literatur und sein sicherer Blick für das Wertvolle und Dauernde zeigt sich in der Auswahl der Kriegsdichtungen, die an passenden Stellen eingeschoben sind. Kommentare zu den Tagesberichten gibt Engel nicht, wohl aber eigene Hoffnungen, Befürchtungen, Mahnungen schreibt er nieder. Und da ist es interessant, rückblickend festzustellen, wo er Recht behielt und wo er sich etwa täuschte. Das letztere geschieht allerdings selten. Eine kräftige Sprache führt er schon 1915 gegenüber Amerika. Der Freund solcher Betrachtungsweise der Kriegsgeschichte wird das Buch nicht ohne Nutzen zur Hand nehmen. — Als 30. der „Mitteln-Kriegsbücher“ erschienen die Erlebnisse unseres ersten aller deutschen Kampflieger, des Rittmeisters Manfred Freiherrn von Richthofen unter dem Titel „Der rote Kampflieger“. Ist es ein Zufall, daß Richthofen, bevor er an der Westfront in das Flugzeug kletterte, mit Leib und Seele Kavallerist war? Hier erzählt er kurz und knapp, in Worten die hell klingen, wie Signale zum Angriff, von seiner Kadettenzeit, seiner Fähnrichszeit, seiner Leutnantszeit bei den Schweidnitzer Ulanen. Dann vom Kriegsausbruch, von Kämpfen mit den Kosaken, vom Marsch durch Belgien, von Patrouillenkämpfen und Reiterstücken. An der Ostfront hat er das Fliegen gelernt. Dann wurde er nach Ostende abkommandiert, vom Zweifler ins Großkampfflugzeug. Lebendig bringt er alles zu Papier: wie er an der Champagneschlacht teilnahm, wie er

Boelcke kennen lernte, wie er zum erstenmal allein flog, wie er den ersten Engländer besiegte, wie er den Pour le Mérite erhielt. „Le petit rouge“, den „kleinen Roten“ nannten ihn bald die Franzosen, weil er seine Maschine knallrot anstrich. Doch er verweigert auch nicht, wie die Gefahren lauerten. Draufgänger, frohgelaunt, trotz aller Schwere seines Berufs, unbefürchtet, natürlich ist der Mensch, der hier redet — der echte junge Offizier, der heute schon so berühmt ist wie wenige. — Ein phantasiereicher Dichter, der seinen Namen nicht nennt, hat bei Queller und Meyer in Leipzig ein „fröhlich Buch in ernster Zeit“ veröffentlicht, das er „Winkelglück“ benennt (geb. 2.20 Mark). Jetzt, wo Trauer, Kummer und Sorge durchs Land gehen, das Leid sich bergehoch türmt, tut es not, der Lebensfreude und Lebensbejahung Einlaß zu gewähren. Hier wurde uns ein Buch zum Atemholen, ein Buch köstlichen Humors gegeben. Ein frohgemuter Mann, der den Kriegsnoten eine heitere Seite abzugewinnen weiß, hat ein paar seiner kleinen Winkel- und Ausrufwörter auf einen Haufen gelehrt. Aus einem Geheimwörterbuch hat er noch ein wenig Fröhlichkeit und Süßigkeit hergegeben. Wer als Grauloch noch Soldat werden mußte, wird mit verständnisvollem Lächeln die köstliche Skizze „Landsturmusterung“ lesen. Wer in der kulturfrohen Villa sich nützliches Federvieh anschaffte, wird an „Maruschka, der Kriegsgans“ seine Freude haben und auch die andern liebenswürdigen Geschichten nicht ungelesen lassen.

Oberlehrer Tig.

Verschiedenes. Durch Zufall ist mir eine in Brüssel erschienene Monatszeitschrift: L'expansion Belge (6. Jahrg. Nr. 11) v. Nov. 1913, S. 679—688 (Brüssel, G. van Oest et Co 16 Place du Musée) in die Hände geraten, die einen sehr hübsch illustrierten Aufsatz über die Eifel unter der Bezeichnung: Images et croquis de l'Eifel aus der Feder von Maurice Gauchet enthält. Der Verfasser tarnt nicht mit seinem Lob über die Schönheiten der Eifel, die er über die des von den Belgiern so hoch geschätzten Semoistales stellt. Er empfiehlt namentlich den Fußwandler eine Wanderung in den von ihm besuchten und begeistert beschriebenen Teilen der West- und Südeifel (Bollendorf, Montjoie, Gerolstein, Daun, Kyllburg, Wanderscheid). Von Interesse ist folgende Bemerkung, die sich als Fußnote bei Gerolstein S. 682 vorfindet und im französischen Text folgen mag: „Une remarque s'impose ici: L'Allemagne a soigneusement préparé l'Eifel en vue d'une invasion brusquée du Grand-Duché de Luxembourg et de la Belgique. Il suffit, pour s'en rendre compte, d'examiner les nombreuses lignes à quatre, huit et jusqu'à dix voies parallèles qui suivent toutes les vallées de communication. Chaque année, en dehors des „grandes manœuvres imperiales“ de „grandes manœuvres de l'Eifel“ sont organisées.“ (?)

Nicht Unrecht hat Gauchet, wenn er die neuzeitlichen Gasthäuser z. B. auf Kasselburg, Marienburg (Mosel), Landsburg (Mosel) und „un peu partout“ als mauvais gout und sacrilège esthétique bezeichnet. Hoffentlich hat er aber seinen beglückten Landsleuten deren eigene, zahlreichere und viel schmackere Geschnadtsünden ebenso deutlich vorgehalten.

Rh. Verein f. Denkmalpflege, Mitteilungen, Elfter Jahrgang, Heft 2, enthält unter dem Titel: Von eiferner Kunst, S. 95—99, einen Aufsatz des Erzbiögen Baumeisters H. Renard in Eifel über die Grabkreuze des Friedhofs von Grandsdorf bei Schwarzenborn aus dem 16. und 17. Jahrh., sowie über ein gußeisernes Grabkreuz in der Kirche zu Niedertull.

Die Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft f. Familienkunde Nr. 9 Juli 1917 bringen einen größeren Aufsatz von E. von Dibtman über die Stammreihe des alten Adelsgeschlechts des Herzogtums Luxemburg, des Herrn von Bourcheidt mit reichem Quellenmaterial. Aus einer Ergänzung S. 332 a. a. D. ist zu entnehmen, daß das Archiv der Fürsten zu Löwenstein in Wertheim a. M. außer dem Archiv der Grafschaft Birneburg auch viele Hausarchivalien der Familie Wanderscheid enthält. — Ferner lesen wir vom Kaiserlichen Fiskus Krollo (Kreis Wittlich), Beitrag zu Karolingischen Wirtschaftsgeschichte von Dr. H. A. Griefen, Heidelberg, Köhler u. Herbert 1917, 95 S. 8°.

Inhalt: Jahres-Hauptversammlung des Eifelvereins — Ehrentafel des Eifelvereinsblattes. — Kriegsverse XXXVII. — Nachruf Carl Schellen. — Mayen. — St. Jost und das Nigal bei Mayen. — Eine Sommernacht am Laacher See. — Die Firma Carl Georgi gegen den Schriftleiter des Eifelvereins. — Kriegskundgebungen aus den Ortsgruppen. — Literarisches u. Verwandtes.



Nummer 10

10. Oktober 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
 Rektor Bender, Bonn,
 Münsterstraße 10.
 Druck des Rhenania-Verlags,
 Buch- und Steindruckerei,
 Bonn, Gangelstraße 9 u. 11.

Auflage: 17500.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Er. geht Mitte jed. Monats.
 Jährlicher Bezugspreis durch
 die Post R. 3., vierteljährlich
 75 Pf. Einzelnnummer 25 Pf.
 Anzeigengebühr für die
 5 gepaltene Kleinzeile 40 Pf.
 Anzeigen auf dem Umschlage
 nach besonderem Tarif in
 Beilagen nach Uebereinkunft.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Vexten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzufenden.

Hindenburg zum 70. Geburtstag.

„Aber die Oktoberkinder sind die stärksten Ueberwinder.“ (Alter Volkspruch).

Frisch, mein Lied, und kling ins Weite
 Nun wie froher Waffentlang!
 Einem Helden gilt es heute,
 Der die halbe Welt bezwang.
 Siebzig Jahre kann vollenden
 Hindenburg an diesem Tag.
 Doch das Schwert in seinen Händen
 Liegt bereit zu neuem Schlag.

Steht er nicht, als wie gehämmert
 Aus dem besten Kruppschen Stahl?
 Bis der Friedensmorgen dämmert,
 Ruht er nicht ein einzig Mal.
 Eines Volkes Glück und Hoffen
 Hängt an ihm voll Zuversicht.
 Was uns Schweres auch betreffen:
 Hindenburg enttäuscht uns nicht!

Werden, 2. Oktober 1917.

Woher kommt ihm solche Stärke?
 Was erhält ihn ewig jung?
 Wohl aus seinem Gotteswerke
 Strömt ihm die Begeisterung.
 Und noch eins: des Volkes Liebe
 Trägt ihn sicher hin zum Ziel,
 Daß zu Spreu und Streu zerstücke
 Unserer Feinde Ränkespiel.

Hindenburg! Du Mann von Eisen!
 Sei uns fürder Schutz und Schild.
 Du als Eckart dich erweisen,
 Du, des Deutschtums schönstes Bild.
 Siebzig Jahr — mit Freud und Schmerzen
 Zogen sie vorüber dir:
 Ewig doch in unserm Herzen
 Sollst du leben für und für! —

Martin Selt.



Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

- O.-G. Bonn:** Leutnant d. Res. Karl Leopold, Gymnas.-Abiturient; Bartel Schwind, Kaufmann.
O.-G. M.-Gladbach: Bizfeldwebel Ernst Eitelkamp; Hauptmann d. Res. Erik Niedergesäß jr.
Kölnener Eifelverein: Gefreiter Karl Strecker, Bankprokurist.
O.-G. Eöln-Mülheim: Landsturmmann Kurt Zetsche.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Bonn:** Leutnant der Res. Karl Leopold †; Bartel Schwind †.
O.-G. Büllingen: Unteroffizier Blichhammer, Lehrer.
O.-G. M.-Gladbach: Bizfeldwebel Ernst Eitelkamp (Eis. Kreuz I. Klasse); Leutnant d. Res. Göbels (Eis. Kreuz I. Klasse); Leutnant d. Res. Lehmann (Eis. Kreuz I. Klasse); Gefreiter Holte.
Kölnener Eifelverein: Rittmeister d. Res. Erik Claasen (Eis. Kreuz I. Klasse); Unteroffizier Paul Müller, Ingenieur; Unteroffizier Walter Oppenheimer, Kaufmann; Bizfeldwebel Paul Jäger (Eis. Kreuz I. Klasse); Leutnant d. Res. F. Galoschin (Eis. Kreuz I. Klasse); Unteroffizier Rudolf Heibel; Grenadier Hermann Röschen; Gefreiter Karl Strecker †.
O.-G. Prüm: Leutnant d. Res. Kurt Hauth (Eis. Kreuz I. Klasse).
O.-G. Ratingen: Unteroffizier Max Wellenstein, Referendar.

Sonstige Auszeichnungen erhielten:

- O.-G. Bonn:** Lehrer Wilh. v. Birgelen (Verdienstkreuz für Kriegshilfe); Kaufmann Joh. Mall; Kaufmann Adam Fegschneider; Kaufmann Lorenz Schröder; Fabrikant und Stadtverordneter Th. Schoppe; Handelsrichter und Stadtverordneter Emil Tilger; Bankdirektor und Stadtverordneter Karl Weber (Rote Kreuzmedaille III. Klasse).
O.-G. Bickendorf: Bürgermeister Jakobs, Vorsitzender der Ortsgruppe (Verdienstkreuz für Kriegshilfe).
O.-G. Büllingen: Josephine Gauer in Hüls (Rote Kreuz-Medaille III. Klasse).
Kölnener Eifelverein: Franz Philipps (Verdienstkreuz für Kriegshilfe).
O.-G. Kallerselch: Pfarrer Müller, Forst (Eifel); Kreisparakassen-Mendant Theisen, Cochem (Verdienstkreuz für Kriegshilfe).
O.-G. Mayen-Land: Bürgermeister Schäfer, Vorsitzender der Ortsgruppe (Roter Adlerorden IV. Kl.).
O.-G. Eöln-Mülheim: Ingenieur Rupperecht (Verdienstkreuz für Kriegshilfe).
O.-G. Ratingen: Rektor Ad. Jos. Cüppers; Tierarzt Tacke (Verdienstkreuz für Kriegshilfe).

Kriegsverse XXXVIII.

Von Max v. Mallinckrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Das Tönen.

Hoch über Wald und Tal in tiefer Nacht
Zieh'n Wandervögel seltsam rufend hin;
Melodisch klingt der hellen Stimmen Chor
Aus weiter Ferne erst, dann näher, stärker,
Bis er die stille, dunkle Nacht erfüllt
Mit märchenhaftem Tönen.
Verwundert schlägt die Welt die Augen auf
Und wähnt zu träumen.
Und leiser wird es wieder und verhallt,
Noch einmal läßt der Wind die Stimmen schwellen,
Dann ist es still, ganz still, das Schweigen breitet
Von neuem seine dunklen Schleier aus.

So glaubt das Herz in dieser Zeiten Nacht
Ein wunderbares Tönen oft zu hören,
Verhallend, eh' es ganz Bewußtsein wurde.
Ein Tönen, das von sehnsuchtsvollem Hoffen

Auf eines ew'gen Friedens Tage spricht.
So tief umschattet keine Nacht die Welt,
Daß sie den Ruf der Sehnsucht nicht vernähme
So öde ward die Welt von Liebe nicht,
Es regt die Hoffnung doch in ihr die Schwingen,
Die liebentstammte, Liebe suchende,
Und weckt aus ihrer müden Dämmerung Stunden
Die Menschheitseele auf für Augenblicke.

Das Ganze.

Ein Tor, der einzig Sorge trägt
Um seinen eignen kleinen Teil;
Wenn ihr das Ganze nicht umhegt,
Was bleibt vom Einzelnen euch heil?

Uns alle herbergt doch ein Haus?
Weinst du, dein Stübchen sei' getrennt?
Sieh zu, was du noch trägtst hinaus,
Wenn jenes brennt!



„Wer für Verwundete und Hinterbliebene sorgt, in seinem Herzen
das Gelübde zum zuversichtlichen Durchhalten erneuert und wer
Kriegsanleihe zeichnet, macht mir die schönste Geburtstagsgabe.“

von Spindenburg.

Eisler und Eifelverband: für Heimat und Vaterland!

Herzliches Mahnwort vor Abschluß der 7. Kriegsanleihe.

Früher denn bisher will unser Eifelvereinsblatt diesmal dem verehrlichen Leserkreis sich darbieten, um noch vor Ablauf der Zeichnungsfrist zur 7. Kriegsanleihe, dem 18. Oktober, eine ebenso herzliche wie dringliche Bitte auszusprechen: Hilf, Eisler, hilf dem Vaterlande!

Liebwerte Bewohner des treudeutschen Eifellandes! Euer reizvolles Bergland hat in der Vorzeit öde Landschaften dargeboten und farge, traurige Tage gesehen. Erst der wirtschaftliche Aufschwung unter des neuerstandenen deutschen Reiches Macht ließ auch das Eifelland zu neuem Wohlstand und Ansehen erstehen. Tatkräftige Fürsorge von Staat und Provinz hat der Bewirtschaftung von Flur und Wald neue Wege gezeigt und Euer entlegenes Gebiet durch treffliche Verkehrslinien von allen Seiten erschlossen. Mit stolzer Befriedigung habt Ihr diesen Aufschwung des Eifellandes in den letzten Jahrzehnten durchlebt und mit herzlichem Danke dem kaiserlichen Herrscher Eure Huldigung gezollt, der durch oftmaligen Besuch seine ausgesprochene Vorliebe für die Eifellandschaft und deren biedere, kerndeutsche Bevölkerung bekundete. Da loderte plötzlich, jäh und ungewollt, die Kriegsfackel über die deutschen Lande und brachte Eure friedlichen Grenzgaue in die furchtbarste Gefahr, da hier an des Reiches Westmark die schlimmsten Gegner, welche Rachsucht und britischer Neid, Eure reizenden Berge und Rheinlands gesegnete Fluren mit Vernichtung und Grauen unmittelbar bedrohten. Doch Furcht und Verzagtheit blieben in jenen eindrucksvollen Tagen des Kriegsbeginns Euren Herzen fern. Eure vaterländische Begeisterung und die unzähligen kampfbereiten Streiter, die durch die Eifelgaue mit kühnem Tatendrang zur Grenze eilten und denen sich Eure kräftigsten Männer und Söhne in gleicher eiserner Entschlossenheit hinzugesellten, sie stählten Euer Vertrauen zur vollsten Zuversicht. Der furchtbare Kampf, der in seinen ersten Treffen auch die Eifelberge vom Maastale her erzittern ließ, nahm glücklichen Fortgang und trug die Kriegsgreuel mehr und mehr der Grenze fern mitten hinein ins Gebiet der Friedensstörer: Eifelland und Rheingebiet waren gerettet vor feindlicher Raubgier und Verwüstung. Die stahlste Abwehrmauer ward auf feindlichem Boden von deutscher Heeresmacht aufgerichtet und trotz heute noch nach drei blutigen Jahren des grimmigsten Völkerringens in gleicher Heldentkraft jeglichem Ansturm. Welch unvergeßliche Dankeschuld erstand damit nicht aufs neue für Eure schöne, friedliche Eifelheimat? Eine Dankeschuld von unschätzbarem Tragweite der umsichtigen Heeresführung, den todesmutigen Streitern gegenüber, die mit Blut und Leben den heimatlichen Herd beschirmten und die Kriegsjurie fernhielten von der heimischen Flur. Diese Dankeschuld ans Vaterland und seine Heldenjöhne ist von Euch, liebe Eifelbewohner, in treuestem Opfermute und voller

Hingabe von Kriegsbeginn an bis zur Gegenwart in vorbildlicher Weise zur Betätigung gekommen. Sowohl beim ersten Durchmarsch der Truppen wie auch zu deren weitem Versorgung im Felde habt Ihr in reichlichem Maße dargeboten, was Küche und Schränke zur leiblichen Stärkung und Bekleidung nur leisten konnten. Wetter- und sturmfest wie Eure Eichen und Felsen standen die Eifeljöhne da draußen in Ost und West vor dem Feinde ihren Mann, und in der Heimat entrangen die verbliebenen schwachen Arbeitskräfte dem herben Ackerboden während dreier langen Kriegsjahre ertragreiche Ernten. Für die verschärften Einschränkungen sowie für alle Abgaben an wirtschaftlichen Spenden an die dürftige Stadtbevölkerung zeigtet Ihr stets volles Verständnis und ein mitfühlendes Herz; Tausende darbender Stadtkinder nahmet Ihr auf zu sorgsamster Pflege, und wenn das Vaterland für seine bisherigen Anleihen Eurer Unterstützung in Barspenden bedurfte, da habt Ihr in namhaften Summen gezeichnet.

Nun schreiten wir ins vierte Kriegsjahr hinein, aber nicht hoffnungslos und niedergebeugt, sondern mit eiserner Entschlossenheit in der vollen Zuversicht: Unsere Sache steht gut, der Höhepunkt der Opfer und Kriegsgreuel ist überschritten, der Friede, der ehrenvolle Friede winkt uns in greifbarer Nähe entgegen. Unsere militärische Lage ist zurzeit günstiger denn je zuvor. Während die Westfront in vergeblichem Stürmen von welscher und Britenmacht berannt wird, während am Isonzo der treulose Italiener sich Schlappe auf Schlappe holt, haben unsere Tapferen im Osten die Front noch weiter in Rußland hineingetragen und die U-Boote ihre Vernichtungsziele unentwegt erfolgreich fortgesetzt. Da auch die deutschen Wirtschaftsforgen fürs kommende Jahr erhebliche Erleichterung versprechen, wächst der Anmut, der Zweifel am guten Ausgang im feindlichen Lager von Tag zu Tag. Ihre letzte Hoffnung zielt nun dahin, Uneinigkeit ins deutsche Volk hineinzutragen und seine wirtschaftliche Kraft zu brechen. Die jüngsten Erklärungen unserer Regierungvertreter im Reichstag haben das volle Einvernehmen zwischen Krone und Volkswillen in allen Kriegsfragen und Friedenszielen der Welt bekundet und mancherlei Zwistigkeiten verscheucht. Nun bleibt nur noch eines zu tun als wichtigste Opferpflicht des deutschen Volkes: dem Feinde die deutsche Wirtschaftskraft in greifbarster Form zu zeigen durch einen vollen Erfolg zur aufliegenden 7. Kriegsanleihe. Wer dazu beiträgt, der dehnt nicht das Kriegsende in die weite Ferne, wie uns feindliche Mache so listig ins Ohr flüstert, sondern er beschleunigt den Weltfrieden, da er den Feind seiner letzten Hoffnung beraubt. Gewiß, wenn das deutsche Volk dem Vaterlande die Barmittel verweigert, dann heißt es für uns: Schluß! Aber was dann? Bricht unser heldenmütiger Widerstand am

Geldmangel zusammen, dann kommt erst recht der Krieg mit all seinen Schrecken über uns in fühlbarster Nähe, und Ghurkas, Kanadier und Senegalneger durchziehen unsere prächtigen Eifel- und Rheingegilde mit Brandfackel und Todesgrollen. Dann kommt auch bald der Friede, aber ein Kirchhofsfrieden des Todes, der Verheerung, und umsonst sind alle bisherigen Opfer an kostbarem Blut, an wertvollem Gut. Ein weiterer Einwand, von feindlicher Arglist ins deutsche Land getragen, ist ebenso unbegründet und gefährdend, der Zweifel an der Sicherheit der deutschen Krieganleihe. Ihren vollen Wert verbürgt bedingungslos der Gesamtbesitz unseres ganzen Volkes, das Vermögen aller Bundesstaaten an all seinen Liegenschaften, Staatsbahnen, Bergwerken und Bodenschätzen, und auch die hohe Verzinsung kann vor 1924 nicht vermindert werden, so ist es von den berufensten Vertretern des mächtigen deutschen Reiches feierlichst erklärt und festgelegt. Und jene äußeren Sicherheiten sind nicht einmal die Hauptsache. Das ist vielmehr die innere, unversiegbare Kraft, die im deutschen Volke steckt, das Können seiner Erfinder und das Wollen seiner Unternehmer, das Streben seiner Wissenschaft und das arbeitsfreudige Schaffen auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens. Darin liegt die Wurzel unserer Kraft, unserer Sicherheit, in der kein Volk der Erde uns übertrifft, und darin liegt die sicherste Bürgschaft für die deutsche Zukunft. An diesem starkmütigen deutschen Volksgeiste, liebe Eifelbewohner, habt Ihr vordem regen Ansporn genommen zur wirtschaftlichen Kräftigung, an diesem kraftvollen Gemeinwesen dürft Ihr jetzt in letzter Stunde nicht rütteln lassen durch kleinmütige Verzagt-heit. Habt Ihr bislang keine Opfer gescheut an Blut und Gut für die teure Heimat, das herrliche Vaterland, so laßt auch jetzt wieder reiche Mittel fließen zum vollen Erfolg des deutschen Geldbedarfs. Nur noch wenige Tage, und die Frist zur — Friedenszeichnung ist abgelaufen. Säumet nicht und leiht dem Vaterlande, was Euch der wirtschaftliche Gewinn Eurer Aecker und Viehzucht in der Kriegsteuerung eingebracht. Gedenket Eurer alten bodenständigen Eifeltreue zu Thron und Altar, Eures hohen Gönners und kaiserlichen Herrschers, der für wahr den Krieg nicht gewollt, und laßt die goldenen Worte von neuem in Euch aufleben, die so stolz und zuversichtlich am Deutschen Eck zu Koblenz ins gesegnete Vorland der Eifelberge hineinleuchten:

„Nimmer wird das Reich zerstört,
Wenn Ihr einig seid und treu.“

Werte Mitglieder des Eifelvereins!
Auch an unsere Mitglieder in Stadt und Land richtet sich diesmal der vaterländische Opferruf mit besonderem Nachdruck. Daß die Ziele unsers Vereinslebens durch

die Pflege des Naturfinns und der Wanderlust, der Liebe zur engern und weitem Heimat dem vaterländischen Gedanken dienten, steht außer Frage. Hauptverein und Ortsgruppen haben seit Kriegsbeginn freudig ihre Mittel hergegeben für Kriegshilfe und Opferspenden aller Art. Gewiß hat auch jedes einzelne Mitglied unsers opferfreudigen Verbandes nach Maßgabe seiner Leistungsfähigkeit dem Vaterlande seinen Dankeszoll entrichtet. Nun wollen wir uns alle am Wendepunkte unsers schweren Daseinstampfes noch einmal ernstlich besinnen: Was kann und muß ich noch entbehren, um der gerechten deutschen Sache zum glücklichen Endziele zu verhelfen? In Flammenzetteln muß es endlich beim Feinde aufleuchten: **Deutschland ist unüberwindlich!** Unbezwingbar in Wehr und Waffen da draußen und im Opfermut daheim! Zahlen sind die Sprache, die der Bannerträger des feindlichen Kriegswillens, der Angeljache, am besten versteht. Dem sittlichen Hochflug unserer Friedensangebote steht er verständnislos gegenüber, das deutsche Schwert mag noch so wuchtig auf ihn einschlagen; wo aber wirtschaftliche und geldliche Unbezwinglichkeit ihm entgegentritt, das wirkt wie ein kalter Wasserstrahl auf seine habgierige Eigenart und beugt seinen Kriegswillen. Ein großer Sieg unserer gegenwärtigen Krieganleihe ist ein wichtiger Schritt zum ersehnten Weltfrieden. Wer sollte da noch zögern, noch einmal seine Opferwilligkeit anzuspinnen zur letzten Entscheidung um Sieg und Frieden?

Der Genius des deutschen Volkstums, das Urbild germanischer Tatkraft und Opfermutes, unser großer Feldmarschall von Hindenburg, lehnte in jüngsten Tagen jedwede Geburtstagspende zu seinem 70. Lebensjahr in selbstloser Genügsamkeit ab mit den denkwürdigen Worten: „Wer für Verwundete und Hinterbliebene sorgt, in seinem Herzen das Gelübde zum zuversichtlichen Durchhalten erneuert und wer Krieganleihe zeichnet, macht mir die schönste Geburtstagsgabe.“

Wohlan denn, liebe Eifler und werthe Vereinsmitglieder, der Herzenswunsch unsers großen Führers reife in uns zur schnellen Tat, der Heimat zur Ehr, dem Vaterland zur Wehr!

„Unsere Söhne halten stand
In dem letzten Wetterschauer,
Baußt du, Volk, durchs ganze Land
Eine gold'ne Siegfriedsmauer!“

Bonn, den 2. Oktober 1917.

Der Hauptvorstand des Eifelvereins.

J. A.:

Rektor Zender, Schriftleiter.

Geht, o geht!

Von Ernst Blaeske.

Die ihr daheim in Frieden lebt,
Am Pfluge geht, den Hammer hebt,
Ihr, die ihr hier in Ruhe schafft
In deutscher Arbeit, deutscher Kraft,
O denkt, daß gegen eine Welt
Das deutsche Heer euch sicherstellt;
Daß ihr daheim in Frieden lebt,
Am Pfluge geht, den Hammer hebt,
Dafür gibt es kein Lebensblut,
Schützt eure Freiheit, Leib und Gut.

Die ihr daheim in Frieden lebt,
Am Pfluge geht, den Hammer hebt,
O gebt dem deutschen Heer, o gebt
Ihm alles, was es haben muß,
Dem Feind zu senden Schuß um Schuß;
Es schützt euch mit dem warmem Blut,
Ihr sollt nur leihen euer Gut,
Gebt schnell, gebt viel, daß der Soldat
Im Felde keinen Mangel hat.
Die ihr daheim in Frieden lebt,
O gebt dem deutschen Heer, o gebt!

Dem Franzen und dem Englischmann
Schloß nun auch Jonathan sich an,
Und spuckt herüber, guckt mit Bier
Auf Deutschlands Kraft und deutsche Zier.
Sie schmeißen Eisen und Feuer her
Und zucken auf Deutschlands Herz den Speer,
Die wehrt uns ab mit jungem Mut
Das deutsche Heer, es zahlt mit Blut.
Die ihr daheim in Frieden lebt,
Am Pfluge geht, den Hammer hebt,
O gebt dem deutschen Heer, o gebt!
Geht schnell und gut, fezt im Vertrau'n,
Des Reiches Zukunft aufzubauen.

Du Vater, draußen kämpft dein Sohn,
Hilf ihm zum sichern Siegeslohn;
Du Mutter, vie' es gabst du hin,
Nun zeig' den höchsten Opfersinn.
Du Braut, dein Bräutigam sei dein Land,
Ihm öffne willig deine Hand;
Du Landmann, Gott gab Frucht so reich,
So sei dein Dank dem Segen gleich;
Wem noch ein Herz im Busen lebt,
Dem gilt es heut: O gib, o gebt!
Der Feinde Drang ist schwer und schlimm,
Wir brechen seinen Räubergrimm;
Drum auf, mein deutsches Volk, drum auf,
Zum Sieg und Frieden führt dein Lauf;
Wenn sicher unser Heer gestellt,
Dann zwingen wir die ganze Welt
Und schaffen einen Friedensschluß,
Wie unser Land ihn haben muß.
Und Gut und Leben, Herz und Hand
Weih'n wir dem teuren Vaterland.
Drum, die ihr hier in Frieden lebt,
Ihr lieben Leute, gebt, o gebt!

Hilte Bonner Straßen- und Häusernamen.

Von Prof. Dr. Knickenberg, Bonn.

Nicht nur die Schönheit der Natur des Eifellandes, seine Poesie, seine wirtschaftliche Erschließung ist für den Wanderer eine Freude; auch die alten Zeiten, deren Spuren ihn auf Schritt und Tritt begleiten und aus denen das Heute sich erst recht erklärt, sollen für den Eiselfreund von Belang sein, um dadurch die Liebe zur Heimat bei den Jungen zu wecken, bei den Alten zu erhalten. Es wäre zu begrüßen, wenn eine Abteilung „Geschichtliches“ ständig in diesen Blättern erschiene. Dabei braucht es sich nicht nur um neue Entdeckungen und Forschungen zu handeln; vielmehr gilt's, das Ergebnis auch alter Untersuchungen stets lebendig zu halten. Denn unsere schnell lebende Zeit läßt Vergangenes nur zu leicht auch Vergessenes werden. Und manches Gute spendet die Vergangenheit, das leicht an die Stelle des so lange beliebten Unechten, Talmigoldenen, heutzutage, wo wir wieder nach wahrer deutscher Kultur streben wollen, treten könnte. Aus diesem Gedanken heraus folge ich gern der Aufforderung der Schriftleitung, den Inhalt eines Vortrages, der sich zwar nicht mit eigentlichem Eifelnd, aber doch mit einem der wichtigsten Ausgangspunkte für den Besucher der Eifel befaßt, kurz wiederzugeben, nämlich über alte Straßen- und Häusernamen in Bonn.

Grade dieser Teil alter Kultur ist bei uns am Rhein als der großen Fremdenstraße dem völligen Verschwinden ausgesetzt, wie in der modern emporgeblühten Großstadt, die keine geschichtliche Erinnerung kennt. Heute will man nicht in der Gasse wohnen, man hält Straße für vornehmer, und weiß nicht, daß sie in alter Zeit gleich gut waren, nur daß letztere stets nach außen zum Tor

hinaus führt, erstere einen Verkehrsweg im Innern bedeutet. So gelang es vor einem Jahrzehnt in Bonn nur mit Mühe, der Rathausgasse ihren Namen zu wahren und ihn nicht in eine Straße zu verwandeln. Anderen Teilen der Stadt glückte aber leider die „Verfeinerung“; so wurde der uralte Bonner Viehmarkt in einen nichts-sagenden Friedrichsplatz verwandelt. Auch ist es ja nicht mehr vornehm, etwa im Goldenen Hirsch oder in der Traube zu wohnen; man übernachtet im Grand Hotel oder Westminster oder Bristol oder Continental oder gar Metropol-Monopol sicher besser, zweifellos teurer! Hoffentlich hilft uns die große Zeit, in der wir leben, uns wieder unserer alten guten Eigenart zu besinnen. Ein Gang durch die alte Stadt Bonn zeigt uns, wie manche Erinnerungen aus alter Zeit noch da sein könnten, die uns erfreuten.

Auf dem Markt als dem Brennpunkt des Lebens finden sich die alten Häusernamen noch am meisten. In eine Ecke gedrückt ist noch heute mit seinem alten Namen geziert das Gasthaus „Zur Blumen“, jetzt meist „Am Hüttchen“ genannt, einst eine vornehme Gaststätte. Gab doch hier Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg 1582 dem Bogt, den Bürgermeistern und den „Honoratoribus“ sein Brunsthochzeitmahl. Daneben steht die Rathausapotheke, ehemals ein Kaufhaus Zum alten Wolf, während in früheren Jahrhunderten die Apotheke grade gegenüber im Hause zum Goldenen Ochsen war. Auch der neben der Apotheke folgende Gasthof zum Goldenen Stern hat seinen alten Namen bewahrt, hat aber auch den großen und kleinen „Fürstenberg“, zwei verschwundene Häuser, in sich aufgenommen. Weiterhin lagen die Häuser Zum Horn, Zur roten Rann — heute erfreulicherweise wieder mit dem alten Namen geschmückt —, dann noch eines der wenigen erhaltenen schmucken Eibelhäuser „In der Fonteln“. Der Name stammt erst aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem 1777 auf dem Markt die Bürgerschaft dem treusorgenden Landesvater Maximilian Friedrich jenen Brunnenobelisksen gesetzt hatte, der den Namen Fontäne führte und führt. Ein Brauhaus fehlte am Markt natürlich nicht; es hieß Zur Weinrebe, wurde später aber Im Zehrgarten genannt. Hier verkehrten Ende der kurfürstlichen Zeit viele Bonner, auch z. B. Beethoven, um sich an Speise und Trank der trefflichen Wittib Koch und ihrer schönen Tochter Babette, der späteren Gräfin Belderbusch, zu erfreuen. Es gab auch Häuser mit absonderlichen Namen, wie die Schöffenhäuser Im schwarzen Hermann und Zum Kempel, Zur Stehbänk, Im Morian oder Zum Mohrentopp, Im Henschen (= Handschuh), neben der Rose, dem Hirsch, der Goldenen Wage u. a.

Den Markt hinausgehend, gelangt man in die breite Sternstraße, die alte Pistorengasse, vermutlich von den alten Bäckereien, die am oberen Ende lagen (pisterna, pistorius; Bäcker, in Süddeutschland oft Pfister genannt), so eine Im schwarzen Raben. Auch andere Handwerke hatten aber hier ihren Sitz; so wohnte Im Crispinus natürlich ein Schuhmacher. Noch ist das alte Wahrzeichen an der Haackischen Eisenhandlung vorhanden, das Goldene Pferdchen. Daneben lagen Im Olophanten und Der Schlüssel; Im Regenbogen und Zum wilden Mann hießen andere.

Das alte Sterntor, eine gewaltige Torburg aus dem 13. Jahrhundert, der Abschluß der Sternstraße, mußte vor einigen Jahrzehnten leider, da man die Kosten

scheute, in Rücksicht auf den Verkehr die Straße wie in Köln, Nachen und anderen Orten um das bedeutame Bauwerk herumzulegen, dem Unverstand weichen. Der gotische Torbogen ist heute als ein Tor, zu dem nicht hinein noch hinausgeht, an den Rest der alten Stadtbefestigung aus demselben Jahrhundert angelehnt, davor der ehemalige alte Eselgraben — hier hatten die Esel der Hofhaltung ihre Ställe — mit dem Butterweck, dahinter die Vivatsgasse (Wiehpfad?). — Die hier gelegene allbekannte Wirtschaft Zum Hähnchen hat ihren Namen erst in neuerer Zeit erhalten. Sie liegt mit der andern Front am Dreieck, ganz früh die Kloistergasse genannt, von dem Stiftskloster St. Cassii, das hier lag. Die Stiftsherren zogen es aber schon früh vor, in eigenen stattlichen Kanoniker-Häusern zu wohnen; sie umgaben, 26 an der Zahl, einst den Münster- und Martinsplatz, das Gebiet der alten Immunität, sind heute aber leider alle verschwunden bis auf die Post, den Fürstenberger Hof.

Vom Dreieck führen zwei Straßen nach Süden, der Mauspfad, wohl die alte Grenze der Immunität (Mautspfad), und die Acherstraße, früher bis ins 19. Jahrhundert Achterstraße genannt; sie führte hinter der Cassiusfreiheit (achtern) her*). Nur zwei einstmalige enge Gassen führten aus dieser in die Stadt Bonn auf ihren Marktplatz, die Bischofsgasse und die Brücke; letztere erinnert uns daran, daß auch ein Graben die Immunität von der Stadt trennte. Man war eben sehr darauf bedacht, nicht zu viele Leute in die „Freiheit“ hineinzulassen, denn die große Fülle dieser geschätzten Eigenschaft sollte eben nur dem kleinen Kreis der Stiftsherren und ihrer nächsten Umgebung gewahrt bleiben. Selbst den klugen Jesuiten, die im 16. Jahrhundert sich hier zuerst mietweise anzusiedeln versuchten, gelang ihr Plan, in ihr sesshaft zu werden, nicht; die Kanoniker wußten sich der Eindringlinge zu erwehren, das Jesuitenkloster wurde zwischen Wenzel- und Bonngasse (altes Gymnasium) begründet. Noch heute hebt sich die Immunitas St. Cassii deutlich als viereckiger Stadtteil aus der Landkarte der Stadt ab, im Westen an der Stadtbefestigung begrenzt vom Münster als der Stiftskirche, der nach Norden die Gangolfkirche, nach Süden die uralte runde Martinskirche vorgelagert waren. Diese beiden sind heute verschwunden, bedauerlich besonders für die letztere, die erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts, da man die Instandsetzungskosten des haufälligen Gotteshauses nicht aufbringen wollte, trotz des Einspruchs des bekannten und verdienstvollen französischen Präfekten Lezay-Marnesia, abgerissen wurde. Um dieselbe Zeit verschwand nach einem Brande auch eine zweite Hauptkirche, die eigentliche Pfarrkirche dieser Gegend, die, dem alten Frankenheiligen Remigius geweiht, an der gleichnamigen Straße gelegen. Als der Platz, auf dem sie stand, und die zahlreichen Grabstätten um sie herum eingeebnet waren, errichteten hier die eifrigen Anhänger der französischen Revolution ein Siegesdenkmal für den Kaiser Napoleon in Gestalt eines großen römischen Altars, den man aus der Eifel der Sammlung des

Kanonikus Vid einverleibt hatte und der die Inschrift trug: DEAE VICTORIAE SACRVM. Seitdem heißt der Ort Römerplatz; der Altar verschwand 1814 und steht heute im Provinzialmuseum. Die Pfarre ging über auf die Kirche der Minoriten, nachdem ihr Kloster, wie alle andern Kirchengüter, säkularisiert war.

Große Veränderungen in diesem ältesten Teile der Stadt — nach dem keltischen und römischen Bonn — schufen die Bauten der wittelsbachischen Kurfürsten Josef Clemens und Clemens August bei der Schleifung der Festungswerke auf der Südfront der Stadt nach dem spanischen Erbfolgekrieg 1714; hier entstand der prunkvolle Schloßbau, vom Alten Zoll am Rhein anfangend bis zum Neutor, der Südwestecke der alten Stadt. Dem Verkehr diente dieses kaum, es führte in die kurfürstlichen Anlagen, den Hofgarten und die Poppelsdorfer Allee (deren oberer Teil heute Kaiserplatz heißt). Großzügige Straßendurchbrüche waren geplant. Die breite Fürstenstraße sollte von der Residenz in grader Linie zum Sterntor führen; nur ein kleiner Teil kam zur Ausführung; die Fortsetzung bildet auch heute noch der enge Mauspfad. Längs des Hoflagers heißt die Straße noch Am Hof. Wenn auch in der Cassiusfreiheit wenig bürgerliches Leben sich fand — statt dessen herrschte hier der vornehme Kanonikus, umgeben von großem Verwaltungsapparat von über 100 Ober- und Unterbeamten —, so fehlten doch einige Kauf- und Gasthäuser nicht. Noch heute führt seinen alten Namen das Wirtshaus Zum Bären; früher gab es aber auch noch einen Esel, ein Haus Zur Bratwurst; als besonders stattlich wird gerühmt der Guldene Kopf. Aus ihm stammt die Familie Kaufmann, der er bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte. Auch der Deutsche Orden hatte hier seinen Sitz; das Deutschherrenhaus fiel aber dem Schloßbau zum Opfer, ein neues Haus wurde nicht errichtet*). Der Orden hatte aber in der Umgegend zahlreiche Besitzungen. Am Stockentor, dem Südtor der Stadt, das durch den Schloßbau kurzerhand eingezogen wurde, an der Grenze zwischen Immunität und Stadt lag das Gasselhaus der Sebastianus-Schützenbruderschaft im 18. Jahrhundert, genannt Zum Hirz (Hirsch); in früheren Zeiten hatte dieser älteste Verein der Stadt — er blickt auf eine über 400jährige Geschichte zurück — sein Haus „Auf der Münz“ in der Wenzelgasse.

Durch die Stockenstraße kommen wir wieder an alten Häusern zur güldenen Kette, Zum Marienbildchen, Zum Stock, dem vielbesuchten Gasthof Zum Mainzer Hof, früher In den drei Königen genannt, vorbei zum Markt zurück. Straße und Tor haben ihren Namen von einer vor jenem gelegenen dörflichen Häusergruppe, die Stockem (Stodheim) hieß. Durch Einziehung des Stadtores hat Bonn die Eigentümlichkeit erhalten, daß vom Markt keine Straße nach Süden hinausführt, trotzdem schon zu Römerzeiten hier die große Rheinstraße in das Stadtgebiet mündete. Der Selbstherrlichkeit der kurfürstlichen Landesherren paßte es besser, der Stadt einen ihr höchst unbequemen Südausgang am abseits gelegenen Michaelstor, dem heutigen Coblenzer Tor, zu geben; einem Versuch der heutigen Stadtverwaltung, das Übel besonders wegen des modernen Verkehrs zu

*) Der Versuch, sie als Nacherer Straße zu deuten, ist abzulehnen, denn einmal führt sie zu keinem Tore hinaus und auch nicht nach Nachen; und dann heißt das Eigenschaftswort von Nachen im Volksmund Nöcherer oder abgekürzt Nöcher (z. B. in Nöcher Pinn = Nacherer Junge), während der Name selbst in den ältesten Quellen Achterstraße heißt, wobei im Munde des schlecht sprechenden Bonners das t wohl ausfallen konnte; aber allgemein wird das kurze a gesprochen, auch heute noch.

*) Ein „Deutschherrenhof“ in der Sandtaule gehörte dem Ordensniederlassung in Köln; ebenso wie ein daneben gelegener Hof den „Nuffern in S. Clara“ daselbst. Die Coblenzer Ball hatte ebenfalls einen Hof in der Stadt, worüber unten mehr.

beseitigen, setzte die Universität, die Erbin des Schlosses und des davorliegenden Hofgartens, unter seltsamer Begründung Widerstand entgegen.

Auf der entgegengesetzten Marktseite münden in den Markt die belebtesten alten Straßen. Erwähnt wurde oben schon die Bonngasse (in ihr Beethovens Geburtshaus), auch eine Merkwürdigkeit, daß in der Stadt selbst eine Straße nach ihrem eigenen Namen genannt ist. Eine Erklärung dieses Umstandes ist nicht so leicht; man sagte wohl, sie hieße so, weil sie nach dem an ihrem Nordende gelegenen römischen Lager mit der bürgerlichen Niederlassung, die vor allem Bonn hieße, führte. Andere sagen wieder, sie leite ihren Namen von einem an sie stoßenden Hof, dem Bongartshof, her, der später zu dem großen Gudenauerhof, der späteren Posthaltere, gehörte. Wer kanns wissen? An letzteren Hof erinnert noch die Gudenauer Gasse, die ehemals bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts das Judengäßchen hieß. An ihm lag an der Wenzelgasse die „Juddenschol“ (Synagoge). Daneben entstand aber seit dem 18. Jahrhundert am Rhein eine neue Judengasse (heute Tempelstraße); hier förderte Josef Clemens an Stelle der baufälligen Synagoge einen Neubau im Jahre 1716. Daß auch in Bonn, wie allenthalben, die Judengassen durch Tore abgesperrt waren und nach 8 Uhr kein Jude mehr außerhalb seines Quartiers sein durfte, ist nicht verwunderlich. — Dem Judengäßchen gegenüber mündete einst die Detzelsgasse oder Unzelsgasse, heute Friedrichstraße genannt, wo die Seifensieder und Anschlittzermacher wohnten; daher der Name. Als nach der Beschließung der Stadt 1689 das Armenhospital hierher verlegt wurde und mit dem uralten Jakobskloster, der Herberge der Pilger zum Grabe des Apostels Jakobus in San Jago di Compostella in Spanien, verbunden wurde, nannte man die Straße auch Hospitalgasse. Heute erinnert nur noch die Jakobsgasse an diese alten Zeiten. Als der Kurfürst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in diese das Zucht- oder Stockhaus von Kaiserswerth verlegte, wurde sie auch Stockhausgasse genannt, 1835 noch Zuchtthausgäßchen. Bis vor wenigen Jahren war hier noch das Militär-Arresthaus in dem alten Bau.

Die Gasse läuft auf den sehr alten Maarhof zu, heute das Klösterchen der Franziskanerinnen. Er hatte seinen Namen von einem Weiher in der Gegend des heutigen Landgerichts, der Maar, und mit ihm war im Mittelalter das erzbischöfliche weltliche Gericht des Maiers, das daher auch Maar- oder Meerhäuser Hofgericht hieß, verbunden. Folgen wir über die Bonngasse hinweg in die Kesselsgasse, wo ehemals die Kesseler (Kupfer- und Blechschläger) wohnten. An der Ecke dehnte sich seit Mitte des 17. Jahrhunderts der umfangreiche Besitz der Kapuzinensinnen aus. Wir gelangen in die Wenzelgasse. Sie hat mit dem slavischen Wenzel nichts zu tun, hieß vielmehr vordem die Wenster- oder Wenzergasse (von den Winzern?) und öffnete sich nach Norden in der Stadtmauer zum Wenstertörfchen. Als vornehmstes Haus lag an ihr die Propstei, deren Amtssitz allerdings in der Immunität am Hof lag (Ecke zum Martinsplatz), wo heute noch als letzter, vielleicht ältester Rest eines Profanbaues die Helenakapelle, ein frühromanischer Bau, erhalten ist. An der Wenzelgasse wurde der Bau des Propstes 1652 errichtet; er machte nach Vernichtung in den zwei Belagerungen von 1689 und 1704 einen Neubau nötig, den der Propst Max Heinrich Kthr. v. Weichs im Jahre 1715 schuf.

In der französischen Zeit hatte das Tribunal des Roerdepartements hier seinen Sitz, und dann diente er im 19. Jahrhundert bis 1868 als preussisches Justizgebäude. Auch andere wichtige Gebäude der alten Zeit lagen hier, so das Münzmeisterhaus der Kurfürsten und die Hofapotheke, deren kostbare Einrichtung — schön eingelegte Schränke — die Kaiserapotheke als ihre Nachfolgerin bewahrt. Andere Häuser hießen z. B. Zum Reidt-Essel, Zum Einhorn am „Wintergassenörtchen“ nahe dem Markt. Auch einen geistlichen Hof gabs hier, den „Semmerader“, für die Besitzungen des Klosters Himmerod.

Zum Schluß noch einige Worte über die zweifellos ältesten Teile der Stadt, die Gegend um die Rheingasse und die Kaule. Ein Gewirr krummer, enger Gassen, ganz im Gegensatz zu den planvoll angelegten Straßen der mittelalterlichen und neueren Stadt, hebt sich deutlich aus dem Stadtplan ab. Hier war wohl die keltische Niederlassung Bonn*), hier saßen die Fischer und Fährleute am Strom, wo das Gelände am wenigsten steil ansteigt, hier war die Schiffslände, wurden Rähne gebaut und gedichtet, daher die dem Rheintor ehemals vorliegende Insel die Pechinsel hieß (Gasthof Rheined). Später bis Ende des 19. Jahrhunderts war hier der Krahen. Kein Wunder also, daß die Rheingasse bis auf den heutigen Tag eine Hauptverkehrsader der Stadt bildet. Zu den zahlreichen Gasthäusern stieg der landende Reisende hier ab: Im Balsisch, Im Schiffchen, Im Anker, Im alten Keller noch heute vorhanden, ebenso wie der Engel, Zur Kronen, Zum Helm, Im roten Löwen (das Stadtwappen führt einen solchen). In einer Nebengasse war hier auch — abgesehen von einzelnen in Schiffen auf dem Rhein untergebrachten Mühlen — die Wassermühle der Stadt; ein Bächlein, dessen Wasser bis vor einem halben Jahrhundert in übelduftenden Holzrinnen die Kallen- und Mühlengasse herunterrannte, speiste sie. Auch eine Windmühle hatte die Stadt, ein kurfürstliches Lehen, etwas unterhalb, am Windmühlberg, die erste, welcher der Schiffer stromab begegnete. Sie war ihm das Wahrzeichen, daß hier der Niederrhein begann, ist aber, wie alle ihre Genossen in unserer Gegend, leider verschwunden. Weit unterhalb bei Düsseldorf finden sie sich erst wieder. — Von den Gassen dieses Viertels nenne ich die Fischergasse, heute Voigtsgasse, nach einem erzbischöflichen Vogt seit dem 18. Jahrhundert umbenannt, den Belderberg, der wohl von einer Kapelle des fränkischen Heiligen Balderich seinen Namen herleitet, die Hundsgasse, deren Namen ebenso schwer zu erklären ist, wie der des Hunsrück (vielleicht von Hunschaft = Hundertschaft?), die Giergasse, von der an ihrem Ende am Rhein gelegenen Gertrudiskapelle genannt, im Volksmund Giert geheißt; das t fiel aus wie bei der Achterstraße. Mit gieren = queren (über den Fluß setzen) hat sie nichts zu tun, denn die Gierponte von der rechten Rheinseite landete seit unvordenklichen Zeiten an dem

*) Der Name Bonn ist, auch nach den Zeugnissen der Alten, keltisch und bedeutet umzäuntes Land. Er findet sich sehr zahlreich im Bereich dieser Sprache. So ein Ort gleichen Namens im Kanton Freiburg am Schweizer Jura; im Schwarzwaldgebiet gibt es 5 Orte des Namens Bonndorf, am Rhein ein Bonnem bei Krefeld, Bonnenbroich bei M.-Glabach, Bonerat bei Trier und im Siegtreis (von Roden), Bonefeld bei Neuwied; in Gallien gibt es andere zahlreiche Bildungen mit dieser Wurzel, wie Bononia (Boulogne und Bologna im keltischen Oberitalien) oder Bonneil, Bonneuil, Boneffe, Boneppe u. a. Erinnert sei auch an Wörter wie Windobona (Wien), Zulobona u. a.

Josefstörchen, etwas unterhalb des Rheintores, wo die von Josef Clemens angelegte Josefstraße mündet. An ihr lag das eigentliche „Kaulenviertel“, begrenzt von der Sandkaule und der Welschnonnenstraße, hinter dem Kloster der „Welschen Juffern“. Den Mittelpunkt bildete das sehr alte Kloster Engeltal mitten in der römischen bürgerlichen Niederlassung, wie auch die Stiftskirche (auf römischem Heiligtum) gelegen. Die Bewohner dieses Viertels erfreuten sich stets des Rufes der Arwüchsigkeit; es waren zumeist Rheinarbeiter oder Kleinbauern, die ihre Ländereien vor der Nordseite der Stadt hatten. Hier wohnten sie in der Wurstgasse, der alten Schwabengasse. An der Ecke gegen die Stadtmauer war das „Spidölche“, das Armenhaus. An die Zeit glanzvoller Hofhaltung der Wittelsbacher erinnert die Hattschiergasse, vom Bau der Leibgarde, der hier errichtet wurde, genannt. Die Kommanderiestraße hat ihren Namen von einem Besitz der Coblenzer Deutschordens-Kommandantur (richtiger Ballen). Im 18. Jahrhundert aber bekam das Kaulenviertel auch einen vornehmen Teil, die breite Straße, die bis vor kurzem Vierecksplatz hieß, heute Brückenstraße. Hier lagen die Absteigequartiere der vornehmen Herren der Gegend: der Weichser Hof, der Gymnicher Hof (Beethoven-Halle), der Metternicher Hof, alles verschwundene Größen, wie auch das Schauspielhaus (Städtische Realschule), das für das kurfürstliche „Nationaltheater im Schloßbau (Universitätsbibliothek) hier zu Beginn der preussischen Zeit entstand und bis 1846 benützt wurde. Der einzige noch vorhandene Hof ist der alte Clemenshof mit seiner wunderbaren Gartenfassade, den Clemens August seinem Minister Graf Beldebusch schenkte und der von ihm durch Erbschaft in den Besitz der Familie v. Böseler überging, vermutlich erbaut auf dem Gelände des Kartäuserhofes, das der Kölner Niederlassung dieses Ordens gehörte.

Es ist bedauerlich, daß man bei der Wanderung durch Bonn fast nur von Gewesenem, Verschwundenem reden muß. Trotzdem die Stadt mit zu den ältesten am Rhein gehört und eine reiche geschichtliche Vergangenheit aufweist, hat sie dank zahlreicher Belagerungen und Zerstörungen, aber auch dank dem Unverstand der Bürger nur wenig Altes und macht den Eindruck einer neuzeitlichen Stadt. Eine alte Bonner Bürgerschaft gibt es nur in beschränktem Maße, heute ist Bonn meist von Nicht-Bonnern bewohnt. Die schönste Erinnerung an die alte Zeit glanzvoller Hofhaltung aber konnte nicht so leicht getilgt werden, die gärtnerischen Anlagen der Kurfürsten. Mit Recht sind wir Bonner stolz auf solche Zier, mit den weiten Flächen und 100jährigem Baum-schmuck.

Krankheit und Tod im Eifeler Volksleben.

Von Lehrer S. Meyers, St. Joseph a. d. Höhe, Bonn.

1. Volksitten.

Rehren Krankheit und Tod in der Familie ein, so betätigt sich der Nachbarsinn des Eiflers in der herzlichsten Weise. Bedarf der Kranke besonderer Aufmerksamkeit, so bieten die Nachbarn, sich gegenseitig Nacht um Nacht abwechselnd, bereitwillig ihre Hilfe an und pflegen seiner in selbstloser Weise, rufen Arzt und Seel-

sorger, benachrichtigen die Verwandten oder helfen der betroffenen Familie bei der Arbeit das Verjämte nachholen, selbst wenn ihre eigene Wirtschaft darunter leiden sollte. Empfängt der Kranke die Sterbesakramente, so wohnen sie der hl. Handlung bei und versammeln sich an den folgenden Abenden im Nachbarhause oder in der Kirche zu gemeinschaftlichem Rosenkranzgebet. Sehr selten stirbt jemand ohne Sterbesakramente, denn der tief-fromme Sinn des Eiflers erachtet es als erste Liebespflicht gegenüber dem Kranken, dessen Seelenheil zu sichern und den Priester zu rufen. Zieht sich der Totenkampf länger hin, so wird „an den Kreuzen gebetet“. Die Kinder des Ortes besuchen gemeinschaftlich sieben durch die Ueberlieferung zu diesem Zwecke bestimmte Kreuze — sechs Weg- oder Feldkreuze und eines in der Kirche — und beten vor jedem das Apostolische Glaubensbekenntnis und sieben Vaterunser und auf dem Wege den Rosenkranz um einen sanften, seligen Tod. Nachher erhalten die kleinen Väter Essen und Trinken im Krankenhause.

Auch die Aufbahrung der Leiche ist Sache der Nachbarn, soweit sie mit dem Verstorbenen nicht verwandt sind. Sie geben dem Toten in die gefalteten Hände einen Rosenkranz oder ein Kruzifix. Unverheiratete werden mit Blumen umgeben und tragen den weiß-grünen Jungfrauenkranz, der das früher gebräuchliche rote Band ersetzt. Auf einem Tische das Kruzifix, ein Dellämpchen und ein Glas Weihwasser mit Palmreis, ein Kruzifix und der gesegnete Wachsstock auf der Leiche — das ist die ganze Ausstattung der Totenkammer. Sie ruft wenig Neugierige, aber um so mehr ernste Väter, seien es die Familienangehörigen und die Nachbarn oder die Armen und die Verwandten, die dem Verstorbenen ihren letzten Besuch abstatten, ihn mit Weihwasser besprengen und um seine Seelenruhe flehen. Solange die Leiche über der Erde steht, versammeln sich abends gegen 9—10 Uhr auch die Dorfbewohner, jung und alt, aus jedem Hause mindestens eine Person, im Sterbe- oder Nachbarhause zu gemeinschaftlichem Rosenkranzgebet. Nach dem ersten Gebet — 15 Gesetze mit Vitanei — gehen die meisten Erwachsenen und die Kinder nach Hause; den 2. und 3. Rosenkranz beten meistens nur die nächsten Nachbarn und Verwandten. Nach dem 2. erhalten die Väter Brot und Schnaps, nach dem 3. am Morgen vollständigen Kaffee. Zeugt diese uralte Sitte des Totengebetes auch von echt christlichem Sinn, so sprechen doch manche Gründe dagegen, und es befremdet nicht, wenn die Behörde diese Gepflogenheit langsam abzustellen bestrebt ist.

Bis in die 70er Jahre war in der nordwestlichen Eifel das „Kleidspengeln“ gebräuchlich. Starb nämlich ein Kind oder eine unverheiratete Person, so wurde der Sarg anstelle des heute üblichen weiß-rot-grünen Kranzes mit einem eigenartig gezielten feinleinenen Tuche bedeckt, das die Mädchen im Sterbehause oder in der Nachbarschaft herrichteten. Sie steckten unter Anleitung einer älteren Jungfrau nach althergebrachtem Muster seidene Bänder und Bändchen der verschiedensten Farben und Breiten mit Efeublätter und auch wohl einem Heiligenbilde in hübscher Anordnung auf dem Tuche mit Stecknadeln — Spengeln — fest. Für Kinder verwandte man auch die roten und blauen Hochzeitschleifen, die sich mit den Bändern im Dorfe forterbten und durch geschenkte und neugekaufte stetig ergänzten. Die Krone aus Wintergrün, Buchsbaum und weiß-roten Rosen hat

sich bis heute erhalten, und wird dem Sarge vorangetragen und auf dem Grabkreuze der Unverheirateten befestigt. Das „spengelte Kleid“ lag auf dem Sarge und der Tumba und blieb in der Kirche, bis die Totenmessen gelesen waren. Dann kamen die Mädchen nach vier Wochen im Sterbehause zusammen, „spengelten“ das Tuch ab und erhielten Kaffee. Sie feierten „die Totenhochzeit“, wie der Volksmund treffend sagte.

Begräbnis. Heiraten und Sterben bringt viel *veer-spil*, Wehrspiel, ins Haus, sagt ein Eifler Sprichwort, und es hat recht; denn außer den Umwälzungen, die ein kommendes und scheidendes Mitglied schon an sich begleiten, bringen die Begräbnisse in der Eifel mit ihren großen Familienfeiern ganz besonders aufregende Tage. Da wird geschlachtet und gebacken wie zur Kirche und Hochzeit, nur in den meisten Fällen noch mehr, da die Zahl der Gäste — aus jedem Nachbarhause 2 Personen, dazu die Verwandten oft bis in den 3. Grad — manchmal weit über 100 steigt und die Festlichkeit, wenigstens für die Verwandten, zwei Tage dauert. Nicht umsonst sagt der Volksmund: „Wer stirbt, nimmt sein Jahresbrot mit“. Wieder übernehmen die Nachbarn einen großen Teil der Arbeit, sowohl bei den Vorbereitungen als am Begräbnistage selbst. Sie schaffen aus dem Orte Küchen- und Tischgerät herbei und geben den Gästen bereitwillig Obdach; ihre Frauen und Töchter bringen Butter und Milch und sind beim Backen und Kochen behilflich, kurzum, sie suchen in jeder Hinsicht die Ausgaben ihres Nachbarn zu beschränken und seine Sorgen zu teilen.

Die Zeit der Beerdigung ist fast ausnahmslos der Vormittag. Auch die nicht zur Nachbarschaft zählenden Dorfbewohner beteiligen sich, soweit es Zeit und Witterung erlauben, in großer Zahl an der Trauerfeierlichkeit, sodaß selbst eine mittelmäßige Teilnahme in der Stadt nur selten ihresgleichen finden dürfte. Liegt der Friedhof im Orte und nicht zu weit vom Sterbehause entfernt, so wird der Sarg zu Grabe getragen und zwar, je nachdem der Verstorbene verheiratet oder ledig war, von den Männern der Nachbarschaft, von den Jünglingen, Jungfrauen oder Kindern des Dorfes, während im andern Falle ein einfacher Bauernarren den Totenwagen erseht. Dem Sarge folgen die Nachbarn und Bekannten, Kinder, Jünglinge, Jungfrauen und Frauen, nach dem Geschlechte in 2 Reihen oder zweireihige Gruppen geteilt; ihnen schließen sich zuletzt die Verwandten und nächsten Angehörigen an. Alle beten den Rosenkranz und vor jedem Dorf- oder Feldkreuz knieend 3 Vaterunser. Bietet der Kirchhof, der mit wenig Ausnahmen die Kirche umgibt und seinen Namen rechtfertigt, Raum genug, so hat jede Familie ihre eigene Begräbnisstätte, auf der die Nachbarn das Grab herrichten und den Toten zur Ruhe betten. Nach der Beerdigung findet der Trauergottesdienst statt; in diesem hat sich die uralte Sitte des Opferganges erhalten, wie sie früher vor der Epistel zu den „Kollekten“ üblich war. Zur Prästation eröffnet der nächste männliche Verwandte des Verstorbenen den Opfergang; ihm folgen nach dem Grade der Verwandtschaft die Gäste und dann die Nachbarn und in gleicher Weise die Frauen. Sie machen einen Rundgang um den Hochaltar von der Evangelienseite her und legen an der Epistelseite ihren „Opferpfennig“ auf den Altartisch, nachdem sie ihn vorher zum Kusse an die Lippen führten, und erhalten in jüngerer Zeit bei dieser Gelegenheit auch den Totenzettel. Beim

Tischgebet werden 3 Vaterunser für den Verstorbenen und 1 für die Person, welche zuerst von den Anwesenden stirbt, gebetet.

2. Volkslieder vom Sterben.

Das Singen liegt mir im Sinn,
Viel eher sollt ich weinen,
Wenn ich denke, wer ich bin.

Eine arme Kreatur,
Von lauter Staub und Asche,
Armselig von Natur.

Was nützt mir ein schönes Kleid,
Das ich mit Hoffart trage?
Nach Hoffart kommt groß Leid.

Was nützt mir ein schönes Haus,
Da ich mit Lust in wohne?
Der Tod treibt mich heraus.

Was nützt mir ein reicher Tisch,
Darauf gut Essen und Trinken?
Ist auch mit Leid vermischt.

Was nützt mir ein Weib und Kind,
Da ich sie muß verlassen,
Dieweil ich sterblich bin?

Bald ruft der bittere Tod,
Der mich im kalten Schweiß
Erschreckt in harter Not.

Dann kommt der Herr Jesu Christ
In meinen letzten Zügen,
Der mein Erlöser ist.

Was geben sie mir dann mit?
Von Schleier ein weißes Hemdelein,
Dazu vier harter Diel.

Was tun sie mir denn nach?
Zwei helle Glöcklein schallen,
Damit bin ich bezahlt.

Es wird sich bald kommen die fröhliche Zeit,
Da ich es muß scheiden zur himmlischen Freud.

Alle Tage, die ich zu leben noch hab,
Die halten mich nur vom Himmelreich ab.

Gott Vater hat mir es den Himmel vermacht,
Die himmlischen Freuden hat er mir zugesagt.

Sie gehören mir zu, drum hab ich keine Ruh,
Bis daß ich sie besitz und die Länge*) dazu.

Dieweil ich Gott liebe, Gott lieben wird mich
Und Jesus meine Seele vermählet mit sich.

O einzige Freud, nach Kummer und Leid
Meine Seel tut erglänzen in all Ewigkeit!

Es erschrecken sich die Leut vor dem Sterben so sehr,
Ich aber, ich wünsch mir nichts Besseres mehr.

Es ist sich der Tod ein fröhlicher Bot,
Der mich es kommt rufen aus diesem Elend zu Gott.

Warum soll mir seine Ankunft verursachen Pein,
Warum soll mir seine Zeitung nicht angenehm sein!

*) Die Länge = Herrgottslänge war ein langer, mit einem Gebete (oder mit der Beschreibung des bitteren Leidens?) bedruckter Papierstreifen, der die Länge des Heilandes darstellen sollte und im Aberglauben eine große Rolle spielte, besonders bei Krankheiten.

Es wollt ein Mädchen früh aufsteh'n,
Spazieren sollt sie geh'n,
Spazieren sollt sie geh'n.

In ihres Vaters Garten
Drei Rosen sollt sie brechen
In einer Morgenstund.

Was begegnet ihr auf der Reife!
Ein wunderlicher Mann,
Ein wunderlicher Mann.

Der hat weder Fleisch noch Blut am Leib,
Sein Angesicht war verbleicht,
Er gleichet einem Geist.

„Ach Mädchen, willst du wissen,
Willst wissen, wer ich bin,
Willst wissen, wer ich bin?“

Ich bin der Tod aus Ungarland,
Ich komm aus fremdem Land,
Bin weit und breit bekannt.“

„Ach Tod, laß mich noch leben,
Ich bin ein einzig Kind,
Ich bin ein einzig Kind.“

Ich bin ein einzig Töchterlein,
Mein Vater hat mir geben
Viel Gold und Edelstein.“

„Ich laß dich nicht mehr leben,
Du mußt mit mir hinab,
Du mußt mit mir hinab.“

Du mußt mit mir in einen Tanz,
Darunter sind unser viel Tausend,
Die Reih ist noch nicht ganz.“

„Ade mein Vater und Mutter,
Jetzt scheid ich von euch ab,
Jetzt scheid ich von euch ab.“

Muß alles hinterlassen,
Muß reisen auf fremden Straßen
Bis in die Ewigkeit.“

Ich ging einst über den Kirchhof her,
Da hört' ich weinen und jammern so sehr.
Was sollt' ich zu nächtl'icher Stunde seh'n?
Eine arme Seel' über die Gräber geh'n.

Sie tat sich senken bis auf ein Grab,
Sie rief mit zitternder Stimm' herab:
„O Leib, komm heraus, verantworte dich!
Ich hab' eine große Klage an dich.“

„Wer ist denn draußen, der mein begehrt,
Der mich kommt rufen wohl aus der Erd?“
„Eine arme Seele, die vor acht Jahren
Aus deinen Gliedern ist ausgefahren.“

Da hebt sich der schwere Leichenstein,
Es steigt aus dem Grab ein weiß Gebett,
Der modernde Leib gar bald und schnell
Und stellt sich hin vor die arme Seel'.

„Wenn ich dich hab' zum Beten bewegt,
So hast du dich zum Schlafen gelegt;
Zum Arbeiten warst du viel zu faul,
Liebloße Reden führst du immer im Maul.“

Wenn die andern Leut' zur Kirch' wollten geh'n,
So gingst du vor den Spiegel hinsteh'n,
Du kämmtest dein Haar und ziertest den Leib,
Das war für Sonntags dein Zeitvertreib.

Erst wenn die Messe zur Hälfst' war aus,
Dann kamest du in das Gotteshaus.
Das Niederknien war dir ein Verdruß,
Du triebst nichts mehr als Sündenlust.

Du lebstest stets nach Bequemlichkeit
Und dachtest nicht an die Ewigkeit;
Drum geb' ich die Schuld dir ganz allein,
Daß ich muß leiden groß' Qual und Pein.

Und wenn von Papier der Himmel wär,
Und jedweder Stern ein Schreiber wär,
Und jeder Schreiber hätt' sieben Händ,
Beschrieben sie der Höllequal kein End.“

Der Leib antwortet: „Du seist verklagt,
Du warst die Frau und ich nur die Magd;
Du trägst auch mit mir die Sündenlast,
Weil du mich zum Bösen geführt hast.“

Die Seele wollt' da noch widersprechen,
Da tät der Morgenstern anbrechen;
St. Petri Vogel tät dreimal kräh'n,
Da waren beide nicht mehr zu seh'n.

3. Krankheit und Tod im Volksmund.

Häufig ist man stielcheskrank und löffelchesgesund, betteskrank und schüffeldchesgesund; man hat Faulgicht und Fressenfieber. Auf Frauleutskrankheiten und Hundslähmnden stellt man nicht viel. Krachende Karren gehen am längsten, und die Höflinge (deren Tod man erhofft) werden alt.

Ist jemand gefährlich krank, so sagt man: er hat es weit heim, er geht bald an, sie fahren bald an mit ihm, er hört den Ruckuck nicht mehr singen, er sieht die Burg (das Burgfeuer am Sonntag Quadragesima) nicht mehr brennen, er riecht nach der Schippe.

Ist er gestorben, so heißt es: er hat den Löffel niedergelegt, das Seil gehen lassen, Hammer und Draufel (Kelle) fallen lassen, er ist den Zuderberg hinaufgegangen, ist gehimmelt, hat es zum Teilen gegeben. Mancher geht auch nicht mit Schuhen und Strümpfen in den Himmel; bei vielen gibts eine fottelige Himmelfahrt.

Wenn ein Haus gebaut wird, geht einer von der Familie oder es kommt einer zu.

Heiraten und Sterben bringen viel Wehrspiel ins Haus.

Hätte man zweimal zu bauen und zweimal zu sterben, man machte es jedesmal anders.

Einem sein Tod, ist dem andern sein Brot.
Besser zehnmal verdorben als einmal gestorben.
Wer stirbt, holt sein Jahrbrot mit.
Ein Sonntagsleich macht den Kirchhof reich.
Schippe und Heiel bezahlen manche Schulden.
O du Lieb „Leider“, mein Erbteil wird breiter.

Richard Wolff †.

Gedenkblatt von Gottfried Kleine, Bonn.

Am 5. September verschied nach längerem Leiden Herr Richard Wolff im Alter von 69 Jahren und wurde am 9. September auf dem Friedhofe zu Poppelsdorf zur ewigen Ruhe gebettet. Zum Begräbnisse waren außer den Angehörigen eine große Anzahl zum Teil aus der Ferne herbeigeeilter Bekannten und Verehrer anwesend, um dem, leider zu früh, heimgegangenen Wanderfreunde die letzte Ehre zu erweisen. Hierunter war besonders zahlreich die Bonner Ortsgruppe des Eifelvereins vertreten, die denn auch einen prachtvollen Naturkranz, hergestellt von dem Mitgließe, Kunstgärtner Toni Weizkirch, aus dem Pflanzenwuchs der Lieblingsgebiete des Verstorbenen, Wibbelsberg und Steinerberg, hatte besorgen lassen.



Der nun in Gott Ruhende entstammte einer hochangesehenen Fabrikantenfamilie in M.-Glabbach, wo der Vater eine bedeutende Spinnerei besaß. Er, der zweite Sohn, war auch für den Kaufmannsstand bestimmt. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in Duisburg trat er in das elterliche Geschäft ein. Nach einer Reihe von Jahren hielt es seinen lebhaften Geist nicht länger in der Gebundenheit des väterlichen Betriebes und so siedelte er, um ganz seinen Neigungen und Idealen leben zu können, nach Bonn über.

Hier fand er ein reiches Feld zur Betätigung seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Natur und alles, was damit im Zusammenhang steht. Zunächst veranstaltete der Verstorbene Wanderungen durch Tirol, und namentlich Welsch-Tirol war das Gebiet, welches er sich auserkoren und wo er sehr viel zur Erhaltung und Verbreitung des Deutschtums getan hat. Die Teilnehmer zu diesen alpinen Reisen gehörten vielfach dem Lehrerstande an und mancher Schulmann wird gewiß mit Verehrung und Respekt des behenden und liebenswürdigen Führers gedenken. Als bald nach Gründung des Eifelvereins trat Wolff demselben als Mitglied bei und entwickelte nun eine außerordentlich rege Tätigkeit, die von bedeutendem Erfolge für das große Ganze, besonders jedoch für die Bonner Ortsgruppe begleitet war.

Wolff war eine hervorragende, unermüdlige Arbeitskraft; ebenso vielseitig wie anregend. Sein weit ausschauender Blick ließ ihn die gesteckten Ziele mit größter Fähigkeit und Willenskraft verfolgen. Kleine Enttäuschungen entmutigten ihn nicht; im Gegenteil, es spornte zu neuen, wenn auch noch so beschwerlichen Unternehmungen an. Die Wegebezeichnungen in dem weitverzweigten Wandergebiet in den Ahrbergen regte er an und führte diese umfangreiche Arbeit aus; der Gebietserwerb am Steinerberg, Köllmich und Wibbelsberg war sein Lebenswerk. Namentlich das letztgenannte „Wacholder-Schutzgebiet“ erfreute sich seiner besonderen Gunst und Pflege; er bezeichnete dasselbe als das „schönste derartige Gebiet der Welt“.

Persönlich war der Verstorbene ein schlichter, anspruchsloser, uneigennütziger Charakter, durch seine Genügsamkeit auf Wanderungen vorbildlich. Durch die Unterhandlungen mit den zahlreichen Eigentümern der zum Teil winzigen Parzellen in den Wacholder-Schutzgebieten erwuchs dem Unermüdligen eine ungeheure Arbeitslast. Die seit vielen Jahrzehnten überwachsenen Pfade und die einzelnen Hänge und Dedlandsflächen waren nur äußerst mühsam festzustellen. Duzende Male besuchte Wolff das Katasteramt in Adenau, um im Besitze alter Lagepläne, unter Zuhilfenahme von Kordel und Holzpflocken, die alten, zahlreichen Grenzen in diesen Urgebieten festzustellen. War diese Arbeit geschehen, dann ging das Handeln mit den nicht immer willfährigen Bauern an.

Aber alle, auch die undankbarsten Erfahrungen schreckten den Naturfreund nicht ab. Ihm schwebte das eine und große Ziel vor Augen, diese seltenen Naturschätze der Nachwelt zu erhalten. Wie viele tausende Male ist der selige Pionier für Naturschutz und Heimatliebe in den Ahrbergen herumgewandert. Oft ganz allein, häufig begleitet von seinem Wanderfreund, Oberlandmesser Buerbaum, welcher ihm in liebenswürdiger Weise seine freie Zeit zur Verfügung stellte.

Trotz dieser regen Arbeit fand Wolff dennoch Zeit, sich schriftstellerisch zu betätigen; leider konnte er das seit 2 Jahren begonnene Werk, die vorkommenden Wacholderarten umfassend, nicht mehr vollenden. Jedoch besteht Hoffnung, daß wenigstens Auszüge aus dieser Arbeit den Lesern des Eifelvereinsblattes zugänglich gemacht werden.

Ob schon 69 Jahre alt, war Wolff ein hervorragender leistungsfähiger Wanderer und manchem Zwanzigjährigen war sein Marschtempo, besonders bei Steigungen und in den Bergen, zu lebhaft. Bei dieser Veranlagung und zähen Natur hätte man dem von uns Gegangenen eine noch vieljährige Lebensdauer zugemessen, woran er auch selbst glaubte; leider kam es anders. In diesem Frühjahr mußte er sich einer Blasenoperation unterziehen, die auch glücklich verlief. Im Juni siedelte der Verstorbene zur Wiedererlangung seiner Kräfte nach Niederhedenbach über, ein idyllisch am Fuße des Wibbelsberges gelegenes Eisdörfchen. Leider trat ein Rückfall ein und so mußte der Kranke nach wenigen Wochen eiligst vermittelst Auto durch seine Gattin nach Bonn zurückgeholt werden, wo er dann einige Zeit nachher sanft entschlief.

Schreiber dieses Nachrufes konnte ihn noch einige Male besuchen, um ihn zur Enthüllung und Einweihung der Plakette einzuladen, die eine Anzahl Freunde der Bonner Ortsgruppe ihm zu Ehren hatten anfertigen und auf der Steinerberg-Hütte anbringen lassen. Bei dieser Gelegenheit rechnete Wolff noch nicht mit einem nahen Ende, sondern hatte Hoffnung, nochmals bald wieder in den von ihm so sehr geliebten Ahrbergen verweilen und wirken zu können.

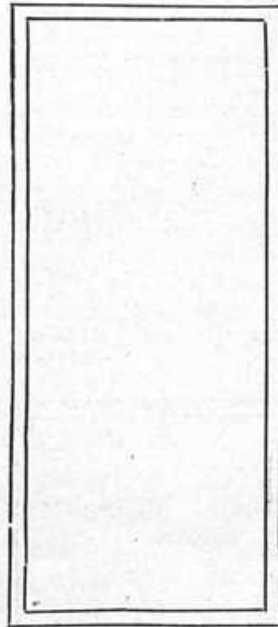
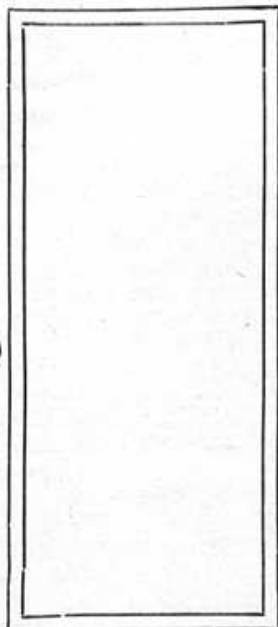
In der Geschichte des Bonner Eifelvereins wird der Name Richard Wolff für alle Zeiten unvergesslich bleiben. Auch im Ahrthal, in der Eifel, sowie in den Ortshäfen, wo er so oft gewesen und Käufe abgeschlossen hat, wird er noch häufig genannt werden. „Der alte Wolff“, wie ihn Alt und Jung in Kesseling, Staffel, Niederhedenbach und Ramersbach bezeichnete, „lebt nicht mehr“, sagen die Landleute, denen er so manches schöne Stück Geld verschafft hat. Nun ruht seine irdische Hülle am Hang unter alten Bäumen auf dem Poppelsdorfer Gottesacker in schönster Naturumrahmung einer reizenden Rheinlandschaft.

Das Bonner Wibbelsberggebiet.

Von Heinrich Kessel.

Der Krieg hat auch die Eifelreunde andere Gedankenwege gewiesen. Brennende Fragen ruhen nun schon seit Jahren; ihre Lösung ist ohne Schaden zurückgesetzt. So auch ruht die Aussprache über den Wibbelsberg, seine Besitzregelung und seinen

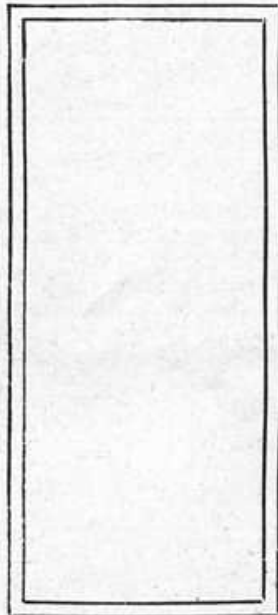
Die Landschaft ist wert, daß die besten Köpfe sich mit ihr befassen. Weltentrübt, weit ab von den großen Wanderwegen, liegt sie drunten in köstlichster Ruhe und Einsamkeit im Süden der Mittelahr. Die Täler von Nieder- und Oberheckenbach, vom Blasweiler Bach und die Beilsteiner Schlucht umreißen das Wibbelsberggebiet im allgemeinen. Zwischen ihnen wellt eine gestaltungsreiche Hochfläche, die durchschnittlich 450 Meter



Wacholderschutzgebiet am Wibbelsberg

Ausbau zum Naturschutzpark, besonders für Wacholder. Auch ohne Schaden für die der Allgemeinheit durch die Vorzüge der Bonner Ortsgruppe des Eifelvereins gesicherte einzigartige Eifelandschaft. Im Gegenteil, die Meinungsverschiedenheiten über die dauernde Ausgestaltung des Wibbelsberggebietes und

hoch liegt, ihre höchste Erhebung aber bis 507 Meter in die Wolken trägt. Diese Hochebene hat ihre stille Heide, hat ihren Wald, hat ihre magere schmalstreifige Feldflur, hat ihr Kultur- und ihr Weidland. Im Frühjahr leuchtet auf ihr der Ginster, im Herbst das Heidekraut. Gleich Wächtern steht in schlanken



Wibbelsberg, Westhang

seine bestrechtliche Stellung, werden mit der durch den Krieg erzwungenen Untätigkeit, verständiger Einigkeit entgegengehen. Keine Frage, daß alle nur die größte Vollkommenheit und Sicherung in Sachen des Wibbelsberges erstreben.

Büschen zwischen und über ihnen der Wacholder. Weit hin verstreut und verloren weiden hier grobwollige Schafe und im Herbst rot- und sahlbunte Rinder. In ein sahes Hochtal ducken sich die wenigen Häuser von Beilstein; blauer Rauch

verrät an den Abhängen die Dörfer Ober- und Niederhedenbach. An den Rändern ragt Hochwald auf; über den Hochwald streben verwitterte Felszinnen, in denen nächtlich noch des Uhus Ruf schreckhaft dröhnt.

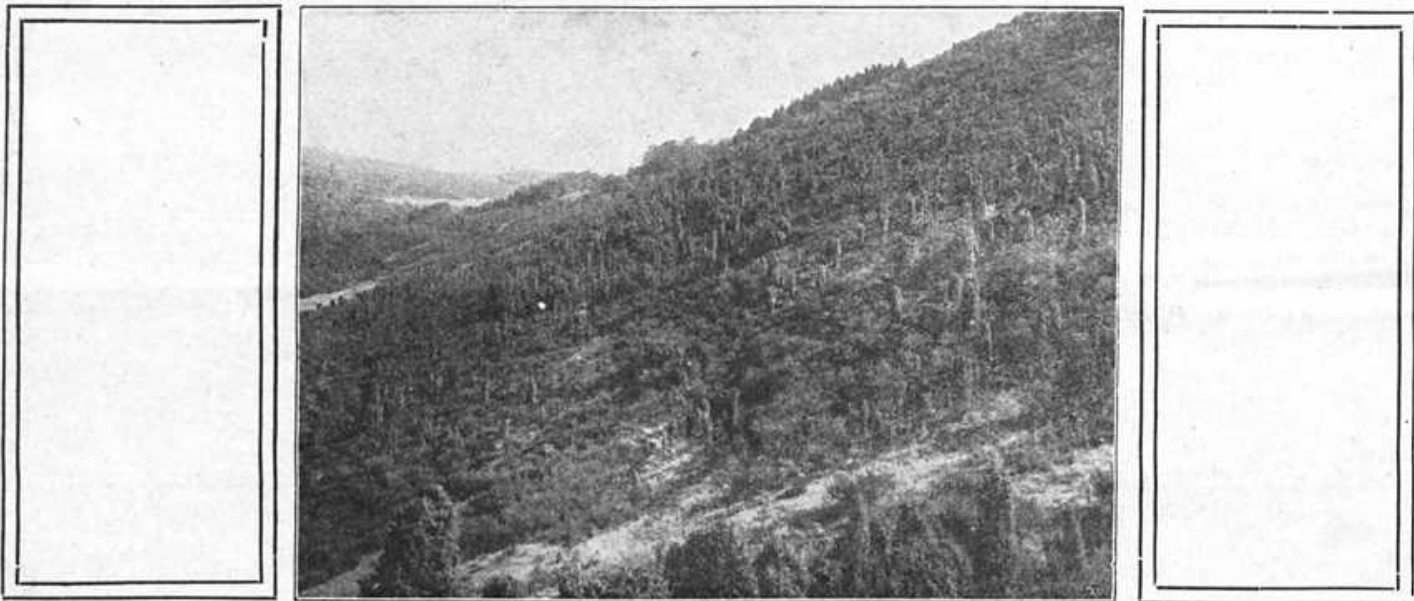
Das ist die Wibbelsberglandschaft im weiten. Im engeren Sinne und das eigentliche Bonner Gebiet, das des Naturschutzparkes, ist lediglich ein Abtutz davon. Im Norden senkt sich die Wibbelsberghochfläche in nicht zu jähem Falle in das tiefe Tal des Blasweiler Baches. Diese Wand, dieser Abhang ist der eigentliche Wibbelsberg. Daraus erhellt, daß der Name keine Bergkuppe, wie Aremberg, Steinerberg bedeutet, sondern bei der großen Ausdehnung dieses Abhanges eine Flur bezeichnet.

Der engere Wibbelsberg, der Bonner Besitz, ist nun nicht etwa ein bloßer Abhang von der Hochebene zum Tale. Fast von der Stoffeler Mühle bis an das kurze Hochtal, das sich von Beilstein herab senkt, zieht der Hang sich $2\frac{1}{2}$ —3 Kilometer weit; der Höhenunterschied von der Hochfläche zum Tal beträgt etwa 200 bis 250 Meter; die Senkungsfläche mißt 6—800 Meter. Es ist also immerhin ein ansehnliches Gebiet, dieser Wibbelsberg, und dazu ist er reich gegliedert. Die Bergwand hat ihre kurzen, aber reizenden Täler, drinnen muntere Bächlein springen; sie hat ihre Terrassen und Felswände, sie hat grüne Matten und undurch-

klingen Bächlein und Quellen dazwischen. Goldiger Teppich webt das alte Buchenlaub. Ueberwältigt von diesem Naturschauspiel läßt man sich auf einen bemoosten Steinblock nieder, läßt die ergreifende Kirchenstimmung auf sich wirken, reißt sich schwer los von diesem ganz einzigartigen Fleckchen Erde.

Der Austritt des Wassers aus der wasserführenden Gesteinschicht wandert in der Runde; im Verein mit der hohen Lage der Quelle hat dies den seltsam steilwandigen Kessel geschaffen. Die andere Quelle, die mehr geschlossen, als Strahl hervorschießt, hat ihrem Kessel weniger schroffe Formen gemeißelt. Beide aber sind seltene naturkundliche Bilder einer noch in voller Ausbildung begriffenen Talbildung.

So führt sich der Wibbelsberg schon mit dem Besten und Schönsten ein. Dann beginnt er selber. Eine verwitterte Felsnase streckt er dem Bächlein entgegen. Hat man die begrüßt, so sieht man mitten im Wacholder; am „höchsten“, am seltsamsten, am dicksten Wacholder, und wie man die hervorstechendsten Gruppen alle genannt hat. Nichts wie Wacholder und wo er mal bescheiden wird, ist es nur, um wildesten, dornigsten Brombeerranken, oder krausbüchtigsten Wildrosen oder stacheligsten Schlehen die Herrschaft zu überlassen. Ja, wer den Wibbelsberg durchziehen will, muß Wolle lassen. Wohl führen



Wibbelsberg, Osthang

bringliche Wildnis, sie hat herrliche Aussichtspunkte und hier wächst der herrlichste Wacholder in nie sonst irgendwo erreichter Höhe, Stärke und in den seltsamsten Zusammenstellungen. Die Bergwand, der Wibbelsberg, baut sich als flache Bucht aus dem Tale auf; seine eigentlichen Grenzen im Westen und Osten bilden zwei hochinteressante Taleinschnitte.

Von der Stoffeler Mühle aus durchschneidet man rasch den Hochwald, der die jähe Talwand des Blasweiler Baches besteht. Wo er endet, rauscht ein kleines Wasser aus flacher Senke. Aufwärts wird die Senke zum Tälchen, in dem das Bächlein kaum fußbreit und -tief, etlig daherschießt. Wo die Talwände sich aber zur düsteren Schlucht engen, da teilt die sich auf einmal und vor dem erstaunten Wanderer öffnen sich zwei runde, tiefe Quellsessel. Senkrecht fallen die Wände ab und in drei Meter Höhe sprudelt hier, schießt dort, sprudeln und schießen die beiden Quellen des Bächleins aus einer verwitterten Felschicht hervor. Der westliche Quellsessel ist der bedeutendere; sein Grund ist mit Steinblöcken besät, über die silbern glänzend die Wasser schießen. Mächtige Buchen wölben hier ihre lichten Gipfel; Sonnenstrahlen huschen seltsam gebrochen durch ihr Laub und zittern über den Boden; wie leiser ferner Orgelton dringt das Spiel des Windes aus der Höhe, wie zarte Frauenstimmen

Pfade hindurch, kreuz und quer, von der Höhe zu Tal, vom Tal zur Höhe, aber auch auf ihnen lauert Lücke über Lücke. So schlägt man sich, so windet man sich durch Dornen und Wacholder und Wacholder und Dornen. Ab und zu erhebt ein Wildobstbaum seinen knorrigen Wipfel über den höchsten Wacholder, er hat klugerweise sein Heil in der Höhe gesucht und ihm folgt der gewichtige Wanderer. Er überläßt Wacholder und Dornen den Forschern und Fächlern und anderem Getier und strebt zur Höhe, zur Höhe der Hochfläche. Dort atmet er auf und dort stimmt er willig mit in das starke Lob ein, das dem Wibbelsberg von seinen Freunden gezollt wird. Von den verschiedensten Stellen aus ist der Niederblick auf diese steife Wacholder-Parade schön und ergötzlich. Man sieht in all: Falten und Fältchen hinein, sieht den Abhang sich in breite Stufen zerlegen, sieht die Schluchten aus ihm hervortreten, blickt auf das saftig grüne Wiesental drunten, sieht den Bach aufblitzen, sieht jenseits die Talwände in dunklen Wald gehüllt sich mächtig zur Hochfläche der Südhah-Berge erheben. Ja, von droben ist die Herrlichkeit groß und schön zu schauen; eine köstlich: Stille und heimliche Ruhe herrscht hier. Fern im Tale wandert ein Männlein, ein Weiblein winzig klein auf einsamen Pfaden von Dorf zu Dorf. In der Höhe zieht ein Falke seine Kreise:

Bienen summen, ein verlorener Glockenton klingt herüber, ja, so liebt es der Eifelstreu. Die Forscher, die Entdecker, die unruhigen Geister — die messen und photographieren die Wacholderbüsche und tragen sie in Karten ein und verwünschen den Schnee, dessen winterliche Last ihre schönsten Stöcke bricht. —

Es ist eben verschieden mit den Menschen; was dem einen seine Eule, ist dem anderen seine Nachtigall. Die Entdecker des Wibbelsberges haben in der Hauptsache nur seinen herrlichen Wacholder gesehen. Andere Menschen entdeckten wieder andere Schönheiten, Schönheiten, die Mehrheiten gefallen werden und die Wacholderherrlichkeit vorteilhaft ergänzen und einem Naturschutzpark nur zur höheren Vollständigkeit gereichen.

Wie den Wibbelsberg eine westliche, so begrenzt ihn auch eine östliche Schlucht, und auch diese, so grundverschieden sie von der westlichen gestaltet ist, so hübsch und idyllisch ist sie wieder für sich. Diese Schlucht wird mit der Höhe zum flachen Tale, zu einer Mulde. So erklärt sich ihre Entstehung durch Abfluß großer, vielleicht eiszeitlicher Wassermassen. Doch auch sie hat ihre Quelle, und auch diese sprudelt, wenn auch sehr verwaschen und bescheiden, im Gegensatz zu jenen des Westtäls, aus einer mürben Steinschicht. Den schönen Abschluß dieses Täls macht oben in der flachen Mulde eine herrliche breitwipflige Buche, ein rechter Waldbaum. Ihm sieht man an, daß er von Jugend auf einsam als Grenzwächter gestanden; gewachsen zu gemessener ersten Kraft.

Lichte Wäldchen von Birken und Eichen und Buchen grenzen hier und da den Wibbelsberg ab. Die Wiesen des engen Tales umfassen seinen Fuß; sein feinem Wein im Osten benagt der Blasweiler Bach. Wo die Talwand im Süden die lichte Höhe gewinnt, zieht der Pflug des Bauern seine leichte Furche, schüffelt die Hade die Heide zur Streu.

Es ist ein seltsam schönes Gebiet dieser Wibbelsberg. Es ist eine Eifel im kleinen, zusammengedrängt auf engem Raum. Das besagt alles. Anerkennung denen, die ihn entdeckten, die ihn der Allgemeinheit sicherten. Daß es Bonner waren, die so oft und so erfolgreich schon herrliche Eifelgebiete in den verschiedensten Formen für die Nichtteufler mundgerecht, genießbar angenehm herrichteten, kann mit gerechtem Stolz erfüllen.

Ich hab' es nicht gewollt!

Von H. W. Mertens.

Der Kaiser schaut vom Feldherrnhügel
Hinunter in den heißen Kampf;
Er hebt sich spähend hoch im Bügel
Und sieht das Tal im Pulverdampf.
Er hört die Todestugel sausen,
Die dröhnend in die Reihen rollt,
Und murmelt in das dumpe Brausen:
„Ich hab' es nicht gewollt!“

Der Kampf ist aus. Auf weitem Plane,
Da steht der Kaiser fern im Feld;
Im Winde weht die Siegesfahne,
Und drunter schläft so mancher Held.
Und auf die kriegsgebräunten Wangen
Dem Kaiser Trän' um Träne rollt:
„Ihr Helden, die ihr heimgegangen,
Ich hab' es nicht gewollt!“

Und mancher liegt in Todesbängen
Und wundbedeckt im Lazarett.
Der Kaiser ist hineingegangen
Und wandert ernst von Bett zu Bett.
Und ihn ergreift das schwere Stöhnen,
Daß gar sein Herz verzagen sollt':
„Hilf, Herrgott, meinen tapfern Söhnen!
Ich hab' es nicht gewollt!“

Er tritt hinaus. Das Sternlein leuchtet,
Als läg' die Welt in tiefer Ruh.
Dann schweift sein Aug', von Weh geseuchet,
Den lieben deutschen Landen zu.
Er sinkt aufs Knie im Schlachtgelände:
„Sieh, Herr, mein Herz ist rein wie Gold!
Nimm unser Los in deine Hände —
Ich hab' es nicht gewollt!“

Da war der Krieg im Land.

(Von Ober- und Religionslehrer Oster in Prüm.)

(Fortsetzung statt Schluß.)

1632 hauste Graf Hermann von Berg mit seinen Scharen im Gebiete der Abtei, 1633 hatten Truppen der Union unter dem Grafen Merode hier Quartier. Hauptmann Wippart besetzte die Burgen von Prüm und Schönberg, die Burg Schönedden verteidigte sich unter dem Herrn von Weigel. 1634 lag der Graf von Celada in der Abtei, 1636 und 1637 die Reitercharen Jans van Werth. 1627 wurde der Fleden Schönedden durch einen Schützen in Brand geschossen und ging völlig in Flammen auf. Damals erreichte der Jammer seinen Höhepunkt. Ein Malter Getreide kostete 10 Reichstaler. Viele starben vor Hunger, die übrigen an der Pest. Das Jahr 1637 nannte noch nach Jahrzehnten der Volksmund schauernd „das große Sterben“. Damals im Werthischen Krieg so meldet Brandt, entsetzt, „reichten die Ueberlebenden kaum aus, die Toten zu begraben.“ Die Kellner auf dem Schlosse Schönedden klagten, daß keine Leute mehr da seien zu den notwendigsten Fronarbeiten; die Grenzen der Dorffluren, die sorgsam gehüteten Rechte der Bauern gerieten in Vergessenheit bei diesem großen Sterben.

1639 hauste Marschall Piccolomini hier mit seinen Reitern; 1645 auf St. Luciafest wurde Schönedden bei Nacht mit stürmender Hand genommen.

1646 mußte man in Wetteldorf von den Soldaten die geraubten Kirchensachen wieder auslösen.

Lothringische und Württembergische Völker vollendeten damals das Werk der Verwüstung. 1644 lag 6 Wochen lang das Hauptquartier des Herzogs von Lothringen im Schlosse zu Prüm. Die kurfürstlichen Beamten mußten weichen und schwere Lasten tragen. 1645 lag der Lothringische Oberst Hardfurt in Prüm im Winterquartier. Erschütternd sind die Schilderungen über die Folgen dieser Kriegerleiden, über die Gewalttaten der Söldnerscharen. 1636 schreibt der Schulteis zu Niederprüm, Caspar Benders, in einem Bittschreiben an das regierende Domkapitel, die armen, „aufs eusserst verhergte vnderthanen“ des Hofes Niederprüm hätten die von den kaiserlichen Soldaten auferlegte Contribution nicht leisten können, darum hat man ihn, den Schulteisen, „so lange bey ihrem profosen in arresto vnd gefentlich gehalten“ bis er „so ganz ausgemattet vnd erkränkt worden, daß nicht lenger ohne Endlichern Vndergang vnd hinsterven in arresto aufgehalten werden können, vnd des wegen also krank vnd schier halb thodt zu hauß geschickt worden.“

1638 meldet der Convent zu Prüm, er leide Mangel am nötigsten Unterhalt, da „bey diesem continuirlichen winterquartier, versterben vnd verderben der vnderthanen betrübten Zeiten wenig Gesehl noch Rhenthen einkommen.“ Ebenso erklärten die Untertanen der Abtei sich nicht im Stande, die vom Landtage auferlegten 200 Reichstaler und 12 Malter Korn zu zahlen; denn in den letzten Jahren seien sie durch die „vielfältigen Kriegsdurchmärsche, Einquartierungen, Exortionen, Geltzwingungen und sonst ander Lang-Beschwernüssen, wie auch allerseits wachsenden Einlagerung der Metternischer Soldaten dermaßen ausgemattet,“ daß sie im Land und anderwärts kein Geld aufbringen könnten, ja der zehnte Mann habe wegen des Mißwachses kein Brot und müsse von Almosen leben.

Auch nach Friedensschluß lösten sich die Kriegscharen nicht auf. Am 14. März 1651 bittet der Convent des Prümer Klosters das regierende Domkapitel dringend um Hilfe. Es sei landkundig, daß das Gotteshaus in den letzten Jahren von den lothringischen und württembergischen Völkern dergestalt ausgefressen und geplündert, daß bei ihrem „ausbruch nicht ein Tröpfchen Wein, kein fester Korn, zu geschweigen anderer Victualien uns übrig gelassen, also daß ganze Jahr mit Haberen-Brod und desgleichen Byer kümmerlich durchdragen und behelfen müssen, wie dan auch dieses Jahr mißwachs ahn wein und fruchten uns geringen beystand gethan, sondern albereit die fruchten und wein bey uns usgangen und erschepfft, daß wenig Lebensmittel mehr bey uns vorhanden.“

Ueber den Westen unseres Gebietes meldet Bormann („Beitrag zur Geschichte der Ardennen“) gestützt auf Bertholet

(Hist. eccl. et civile du duché de Luxembourg) erschütternde Einzelheiten. Im dünn bevölkerten Herzogtum Luxemburg starben 120000 Personen an der Pest. In manchem Dorf blieb nicht ein Ueberlebender. Die Bewohner von Daleiden und Umgebend verließen ihre Dörfer und flohen mit ihrem Vieh in die umliegenden Büsche. Am Wege nach Omscheid war ein Kreuz errichtet, wo an Sonn- und Feiertagen Gottesdienst für die Geflüchteten gehalten wurde. Einige Dörfer gingen ganz ein, in jedem Dorfe eine Anzahl Stod- oder Vogteigüter. Noch nach 30 und mehr Jahren waren manche Häuser und Güter herrenlos und dem Verfall preisgegeben.

1689 ließ der Rat von Luxemburg ein genaues amtliches Verzeichniß der Stodbesitzer und ihrer Vermögensverhältnisse aufstellen. Daleiden, der Sitz des Oberhofgerichts, hatte vor der Pestzeit 37 Vogteien oder Stodgüter. Die Schöffen erklären „daß seitdem dem Jahre 1636, zwanzig zwo vogteien verfallen, die Erben theils verstorben und theils in Deutschland gezogen, die güter seyen in Herrn Händ gefallen und liegen steglos, seyen an gemeinen schuldt 1000 Daler schuldig“.

Da ist es verständlich, wenn Verzweiflung, stumpfe Resignation sich unserer Bevölkerung bemächtigte, daß man gar nicht mehr dran glauben wollte, als endlich die Kunde kam, daß der Friede geschlossen sei. Gute, eifrige Fürsten suchten die Wunden des Krieges zu heilen. — Allein erst halb war der Kriegsbecher geleert. Frankreichs allerchristlichste Könige, mit dem Halbmond verbündet, fühlten den Drang nach Osten, nach dem Rhein. 1552 hatten sie mit Hilfe reichsverrätherischer deutscher Fürsten die deutschen Bistümer Metz, Toul und Verdun an sich gerissen, 1648 hatten sie weitere Beute gekostet. Wer wollte es ihnen wehren, weitere Stücke vom halb erstorbenen Körper des alten Reiches los zu reißen? Raubkriege nennt die Geschichte mit hartem, aber gerechtem Urtheil die Plünderungszüge des Sonnenkönigs Ludwigs XIV. Was Trier und unser Mosel- und Rheinland, was die Pfalz gelitten, das erzählen schauernd die Chronisten, das künden stumm die Ruinen. Eine Wüste sollte der französische General schaffen zwischen Frankreich und Deutschland. Und die Nachkommen jener Scharen schelten uns Hunnen und Barbaren. Auch unsere Eifel bekam ihr ehrlich Teil. Schon 1671 flüchteten die Bewohner von Pronsfeld „bei der französisch forcht“ ihre wertvollen Kirchensachen nach Schönededen aufs Schloß. 1673 führte man diese Sachen von Schönededen fort aus Furcht, Schönededen werde erstürmt werden. Im selben Jahre flüchteten die Pronsfelder das Kirchenorn und sonstige Habeligkeiten nach Niederprüm hinter die Klostermauern.

1689 erschienen die Raubcharen von Bitburg aus, brandschatzten Prüm und ließen die Wohnung des Abtes, die sog. Burg, in Flammen ausgehen. 18 Jahre erzählten die Ruinen von französischer Kulturthaten. Zu Beginn des Jahres 1693 waren sie wieder hier. Das Taufregister der Pfarrei zeigt Lücken von Dezember 1692 bis Ende 1694. Als Erklärung steht am Rande: „Turbatio militum Gallorum.“

Von 1691—1701 berichten die Rechnungen der Pfarrei Stadtkyll alljährlich von Kriegsschäden.

1691 mußte die Kirchenfabrik den Schuldnern die Haferlieferung nachlassen „weilen dieß Jahr durch Kriegsverderbnuß die Haber leyder zu schanden gemacht worden“. 1692 brachten die Kirchenwiesen nur 5 fl. „weilen (leyder Gottes) von den frantzosen die liebe Winterfrucht abgemehet vnd daß Hey abgeäzet worden“. „Ahn Korn aus dem Herrschaftlichen Zehenden Nichts, weilen, wie obg. leyder die liebe Winterfrucht abgehawen worden.“ Pacht- und Opfertorn brachten nichts aus demselben Grunde.

„Als die frantzosen hierumb geschwebet, vnd sie (leyder Gottes) die Glocken ahn unterschiedlichen orten weggenohmen“ bestellte die Kirche auf Anordnung der Obrigkeit Wächter (Salvegardien) zum Schutze der Glocken. 1693 bemerkt die Stadtkyller Kirchenrechnung: „In dieser Zeit haben viele fürnehme leuth mit grobem vnd sparsamen brodt müßen zufrieden sein, vnd lehren, wie köstlicher schatz daß liebe brodt seye.“ Naiv mahnt der Schreiber: „Ihr Nachkömbling, lebet frömblich vnd sparsamlich.“ — So geht es weiter bis ins folgende Jahrhundert hinein in Stadtkyll wie im ganzen Lande. Unaufhörliche Durchmärsche freundlicher und feindlicher Truppen ließen das

arme Volk nicht zur Ruhe kommen. Lieferungen von Brot, Fleisch, Speck, Butter, Hafer, Heu, Holz, Fronfuhren bis Luxemburg, Entfich an der Mosel, Coblenz, Trier, Hillesheim waren an der Tagesordnung. Die Rechnungen der Abtei von 1702—1711 reden eine laute Sprache. (Schluß folgt.)

Eifel-Heimat.

Von Hans Breg, im Felde.

Heimatland, Heimatheide! — Ich sehe dich hinter fernen Bergen liegen, trautes Land, übergoldet vom Sonnenstrahl, deine Wälder, durchraucht von frischen Lüften, und die Heide, überhaucht vom stillen Frieden meiner schönen Heimat.

Durch deine Wälder weht ein wonniger Hauch, und es ist so friedlich und so still, als wenn es keinen Krieg und keinen Streit auf Erden gäbe. — Wie ich mich sehne nach diesem Frieden, hier im welschen Land, wo das Auge nur Trümmer und Verheerung sieht. Durch die zerfallenen Häuser pfeift höhnisch der Wind, und in den zerhossenen Mauern gruselt's dir. Die Einsamkeit legt sich dir frostig aufs Herz. In den Gärten wüste Verheerung und Durcheinander. Dort blüht noch eine Rose und in ihren Blättern blinkt der Morgentau; — es ist, als wenn die Blume trauerte um ihre Schwestern, die der rauhe Krieg zerstört.

Hier wohnten auch einst glückliche Menschen, Menschen, die ihre Heimat liebten. Wo sind sie, die sich hier einst der schönen Gottesgaben freuten? Manchen decken vielleicht die Trümmer des eignen Vaterhauses, mancher ist geflüchtet, weit weg von Hause, fern zu fremden Menschen. Verlorene Heimat, verlorenes Glück! Wie schwer hat dich Gott gestraft, betrogenes Volk! Andern wolltest du die Freiheit und die Heimat rauben. Du mußt deine eigne dafür einbüßen. Deine Taten haben sich schwer gerächt, an dir, an deinen Kindern, an deiner Heimat für fünfzig und hundert Jahre.

Ich sehe hier auf den Trümmern einer verlorenen Heimat recht- und pflichtvergessener Menschen und denke deiner, du trautes Land, deiner, schöne Eifel. Auf den Knien danke ich Gott, daß er dich bewahrt hat vor den Schrecken und Greuel dieses Krieges.

Ja, wir wollen dich schirmen und schützen; nie soll der Feind deinen Boden betreten! Und sollten wir dich nie mehr sehen, du sollst weiterleben und weiterblühen für unsere Schwestern und Brüder daheim! Segne dich Gott, teure Heimat, wir halten Wacht!

Große und kleine Lexika	Schöne Literatur	Romane
	Auch während des Krieges liefern wir	Sammelwerke
	alle Bücher	
Weltgeschichte	für Mußestunden, Studium u. Bibliothek, also jedes einzelne Buch und jedes gr. und kl. Werk, ohne Erhöhung des regulären Verlegerpreises auf Wunsch in laufender Rechnung	Klassiker
	gegen bequeme Monatsraten	
	schon von 5—10 M an. Referenz: 60 000 Bücherbezieher aus allen Gesellschaftskreisen.	
	Buchhandlung Friedr. Kratz & Cie.	
	Köln, Stolkasse 49 (am Hauptpostamt)	
	(Alleiniger Inhaber: Fritz Kratz.)	
Sammelalbum Musikalien	Jugendschriften	Studienwerke Lehrmittel

Inhalt: Hindenburg zum 70. Geburtstag. — Ehrentafel. — Kriegsverse XXXVIII. — Eifer und Eifelverband: Für Heimat und Vaterland! — Gebt, o gebt! — Alte Bonner Straßen- und Häusernamen. — Krankheit und Tod im Eifeler Volksleben. — Richard Wolff. — Das Bonner Wibelbergebiet. — Ich hab' es nicht gewollt! — Da war der Krieg im Land. — Eifel-Heimat. — Mitteilungen aus den Ortsgruppen. — Neue Altalieder.

28 3251 Sm

11. 1917



Nummer 11

Mitte November 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
 Rektor Bender, Bonn,
 Münsterstraße. Druck des Rheinanta-Verlags,
 Buch- und Steindruckerei, in
 Bonn, Gangolfstraße 9 u. 11.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom Hauptvorstande des Eifelvereins.

Er. geht Mitte jed. Monats.
 Jährlicher Bezugspreis durch
 die Post M. 3.—, vierteljährlich
 75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
 Anzeigengebühr für die
 5 gespaltene Kleinzeile 40 Pfg.
 Anzeigen auf dem Umschlage
 nach besonderem Tarif. Beilagen nach Uebereinkunft.

Auflage: 17500.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Vexten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.

An unsere Mitglieder.

Da die Kriegswirtschaftsstelle für Papierverbrauch dem Verlage unseres Vereinsblattes keine weitere Papiermenge für dieses Jahr bewilligt hat, müssen wir den Umfang des November- und Dezemberheftes leider auf acht Textseiten beschränken. Ob für das kommende Jahr eine größere Menge bewilligt wird, steht noch dahin; schlimmstenfalls muß alsdann zu gewöhnlichem Zeitungsdruckpapier gegriffen werden. So gerne die Schriftleitung dem Leserkreis auch weiterhin reichlichen zeitgemäßen Lesestoff aus der Heimat bieten möchte: dem eisernen Gebot der Kriegsnot müssen wir uns auch hierin fügen. Doch aller Voraussicht nach ist diese Beschränkung nur von kurzer Dauer; deshalb bitte ich die verehrlichen Mitarbeiter, in ihrer Mithilfe für gediegenen Lesestoff nicht zu erlahmen, da alle eingesandten Beiträge vor und nach schon Verwertung finden. Auch die schweren Tage der Kriegsbedrängnis werden einmal ein Ende finden — vielleicht eher, als wir erwarten — und dann wollen wir in emsiger Friedensarbeit nachholen, was jetzt unterbleiben muß. Nur durchhalten ist jetzt das Gebot der Stunde!

Infolge mangelnder Arbeitskräfte hat sich der Versand des Oktoberheftes mit dem Aufruf zur 7. Kriegsanleihe verzögert, so daß einige Ortsgruppen erst am Zeichnungsschlusse in dessen Besitz gelangten. In dankenswerter Weise haben aber eine Reihe verbreiteter Eifelzeitungen den Aufruf rechtzeitig im

Wortlaut veröffentlicht, so daß er wohl allenthalben zur Kenntnis der Eifelbevölkerung gelangte.

Unser hochgeschätzter Ehrenvorsitzender Herr Oberpräsident Freiherr von Rheinbaben belundete in einer Zuschrift an die Schriftleitung, daß er mit freudigem Interesse von dem eifrigen vaterländischen Wirken des Eifelvereins Kenntnis genommen habe.

Bonn, den 1. November 1917.

Zender.

Mitteilung des Hauptvorstandes.

1. Die Ortsgruppen werden dringend gebeten, den Jahresbeitrag baldigst dem Schatzmeister Herrn Dr. Bonachten in Aachen, Postfachamt Köln Nr. 6981, einzusenden;
2. Bestellungen auf Einbanddecken, 50 Pfg. das Stück, sind gleichfalls an den Schatzmeister zu richten, desgleichen auch Bestellungen auf Vereinsabzeichen und Vorfiednadeln in Form des Vereinsabzeichens;
3. der Versand der neuen Bärtsch-Schrift erfolgt ebenfalls durch den Schatzmeister Dr. Bonachten. Deshalb sind auch diese Bestellungen nach Aachen zu richten.

Burgbrohl, den 1. November 1917.

Der stellvert. Vorsitzende:

Dr. Andreae.

Soldatengräber.

Von Fritz Fischka.

Soldatengräber in starren Reihen,
 In nüchternen Schlichtheit und schnurgerade,
 So liegen sie da, als wäre Parade.
 Die gleichen Kreuze, die gleichen Worte,
 Ein Hügel am andern, an heiligem Orte,
 Und einer wie alle in endlosen Reihen.

Und über allen der gleiche Frieden,
 Dieselbe Not und die gleiche Lage,
 Daselbe Hoffen der grauen Tage.
 Ein Wille hatte sie alle gebunden,
 Ein Wunsch durchzuckte die letzten Stunden,
 Nun haben alle den einen Frieden.

Und über den Reihen der heiligen Helden
 Liegt flammenden Dankes blühende Decke
 Als unvergängliche Rosenhede —
 Sie liegen darunter stillgläubig und lauschen,
 Ob Freiheitsjubel und Siegestrauschen
 Die Krönung ihrer Opfer melden.



Ehrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

O.-G. M.-Gladbach: Leutnant d. Res. Willy Elsner.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Antweiler** (Mhr): Emil Machlinsky, Bürgermeisterei-Sekretär.
- O.-G. Bonn:** Major Mathiolius, Gewerberat
- O.-G. M.-Gladbach:** Leutnant d. Res. Willy Elsner † (Eis. Kreuz I. Kl.).
- Kölner Eifelverein:** Hauptmann d. L. Feidel, Reg.-Rat (Eis. Kr. I. Kl.).
- O.-G. St. Ulth:** Unteroffizier Paul v. Mouschaw.

Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhielt:

- O.-G. Hachen:** Dr. Vonachten, Schatzmeister des Eifelvereins.
- O.-G. Bonn:** Kaufmann Jos. Mauns.
- O.-G. Blankenheim:** Bürgermeister Fauren in Weiden bei Hachen.
- O.-G. Daun:** Kreispartassistent Gaur in Daun; Dechant Lerner in Neunkirchen; Pfarrer Wies in Daun.
- O.-G. Niedeggen:** Notar Dr. Eigenwald, Vorsitzender der Ortsgruppe; Bürgermeister Hoever in Niedeggen; Fabrikdirektor Lehmann in Zerfall.
- O.-G. Ratingen:** Seminarlehrer H. Bäter; Sem.-Oberlehrer Linnarth.
- O.-G. Prümthal:** Bürgermeister Faulhauer, Oberweis.
- O.-G. St. Ulth:** Beigeordneter Vik. Marth; Apotheker Dr. Hermann Schilh.

Sonstige Auszeichnungen erhielten:

- O.-G. Hachen:** Großgrundbesitzer Adolf Bischoff (Rote Kreuz-Medaille III. Kl.).
- O.-G. Bonn:** Frau Hedwig Brögmann (Rote Kreuz-Medaille III. Kl.).
- O.-G. Schneifel:** Leutnant d. Res. Pieres, Lehrer in Ormont (Hamburger Hanseatenkreuz).
- O.-G. St. Ulth:** Apotheker Dr. Hermann Schilh (Rote Kreuz-Medaille III. Kl.).

Kriegsverse XXXIX.

Von Max v. Mallindrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Euskirchen.

Das Siegfriedherz.

Wir sprachen oft, zu oft vom Friedenswillen,
Wir boten immer wieder unsre Hand;
Die Andern haben nur sich abgewandt
Ob unsres Tuns frohlockend wohl im Stillen.

Wie starren Felsen Bäche sanft entquellen
Und Leben weckend wandern hin durchs Land,
So will das Volk, das unerschütternd stand,
Zugleich der Menschheit schönste Pflicht erfüllen.

Das aber werden Jene nie erfassen,
Sie wittern Tod, wo Lebensgeister wallen,
Und Ohnmacht, wo sich neues Dasein regt;

Argwöhnisch werden fürder sie uns hassen,
Sie wissen: Siegfrieds Arm kann Berge spalten,
Nie kannten sie das Herz, das in ihm schlägt.

Das Neue.

Wenn dieser Tage wilder Traum verronnen,
Die Effen friedlich glühn, die Pflüge gehn,
Dann wird ein Neues wundersam entstehn
Aus unsrer Zeiten schmerzsvollem Bronnen.

Welch Leben es, welch Antlitz es gewonnen,
Einst werden es der Menschen Augen sehn,
Was es auch bringt, es wird zum Weltgeschehn,
Der Menschheit Zeiten werden so begonnen.

Und alles mißt nach ihm sich dann auf Erden,
Vorher und nachher wird der Maßstab sein,
Bis einst auch dieses Neue müde wird.

In ungeheuern Wechsel geht das Werden,
Kein Menschending mag ewiglich gedeihn,
Es lebt kein Recht, das vor dem „Einst“ nicht irrt.

Jahres-Hauptversammlung des Eifelvereins am 7. Okt. in Mayen.

Anwesend vom Hauptvorstand: Dr. Andreae, Berghoff, Dr. Bonachten, Arimond, Dr. Wigenwald, Breuer, Hinjen, Schürmann, Weismüller, Zender.

Entschuldigt: Der Hauptvorstehende Dr. Kaufmann, Dahm, Jähbender, Follmann, Hoik, Dr. Koernike, Tobias.

Vertreten die Ortsgruppen: Aachen, Andernach, Wittburg, Blankenheim, Bonn, Brohlthal, Cöln, Kölner Eifelverein, Coblenz, Crefeld, Daun, Düren, Düsseldorf, Ettelbrück, Ettringen, Eustirchen, Godesberg, Kaiserseich, Kreuzau, Mayen Stadt, Mayen Land, M. Gladbach, Müllenbach, Neuf, Nideggen, Biersen, Weimes, Wiesdorf, Zülpich; ferner Wegeauschuß, Werbeauschuß, Nachrichtenamt.

Entschuldigt: Uhrweiler, Altenessen, Antweiler, Bollandorf, Effen, Zülich, Lüderath, Montjoie, Prüm, Niederbreisig, Verkehrs-auschuß.

Vor Eintritt in die Tagesordnung wird das Andenken an die für das Vaterland gefallenen und die übrigen verstorbenen Mitglieder, insbesondere an die verstorbenen Mitglieder des Hauptvorstandes Beck und Pöschel in der üblichen Weise geehrt.

1. Ernennung von Ehrenmitgliedern. Die neuernannten Regierungs-Präsidenten Freiherr v. Dalwigk in Aachen, v. Stard in Cöln und v. Scherenberg in Coblenz werden zu Ehrenmitgliedern des Eifelvereins ernannt.

2. Jahresbericht. Er ist an anderer Stelle dieses Blattes veröffentlicht.

3. Voranschlag für 1917. Der vom Schatzmeister Dr. Bonachten vorgelegte, mit 21 600 Mk. abschließende Voranschlag für 1917 wird genehmigt.

4. Herausgabe des 1. Heftes der Bücherfolge „Aus Natur und Kultur der Eifel“: Georg Bärsch, Ein Freiheitskämpfer und Pionier der Eifel.

Das von Dr. Hamacher verfaßte, 64 Seiten starke Heft ist zunächst in 2000 Exemplaren gedruckt worden. Es kann durch die Vereinsmitglieder zum Preise von 50 Pfg. von den Ortsgruppen bezogen werden; der Verkaufspreis durch die Buchhandlungen wird auf 1 Mk. festgesetzt. Den Ortsgruppen wird das Werk bei Sammelbezug zur Deckung der unvermeidlichen Nebenkosten zum Erlaßpreise von 40 Pfg. abgegeben. Alle Bestellungen sind unter Voreinzahlung des Betrages auf das Postkonto Cöln Nr. 6981 an den Schatzmeister Dr. Bonachten in Aachen zu richten.

5. Antrag der D.-Gr. Müllenbach auf eine Beihilfe für Wegebauten im Tale der wilden Endert. Nach dem von der D.-Gr. Müllenbach vorgelegten, vom Förster Hart in Landern aufgestellten Kostenanschlag sind für die gangbare Herstellung und den Ausbau des Weges und die Herstellung von vier Flußübergängen insgesamt 850 Mark erforderlich. An Beihilfen zu diesen Kosten haben die D.-Gr. Coblenz 100 Mark, Kaiserseich 50 Mark, Müllenbach 50 Mark und der Allgemeine Moselverein Cochem 75 Mark zugesagt.

Nach eingehender Begründung der Notwendigkeit des Wegebaues durch den Vorsitzenden des Wegeauschusses Arimond und den Vertreter der D.-Gr. Müllenbach setzt eine lebhaftere Aussprache ein. Nachdem die Versammlung sich von der Wichtigkeit des Weges als einer durchaus notwendigen Verbindungslinie zwischen Mosel und Eifel überzeugt hatte, wird der Wegbau grundsätzlich beschlossen und zunächst ein Zuschuß von 300 Mark festgelegt in der Erwartung, daß auch noch andere Ortsgruppen sich durch Gewährung einer Beihilfe an der Deckung der Baukosten beteiligen werden. Mit der Ausführung des Wegebaues soll erst nach Friedensschluß begonnen werden.

6. Antrag des Vereins zur Erhaltung der Burgruine Heimbach auf Gewährung einer Beihilfe zur Einrichtung des Museums in der Burgruine Heimbach und zur Ausräumung des Schloßpühes. Zur Förderung der Tätigkeit des Burgenvereins wird der Jahresbeitrag des Eifelvereins von 5 Mark zunächst auf die Dauer von fünf Jahren auf 20 Mark erhöht.

7. Antrag der D.-Gr. Cöln auf Bereitstellung der Schülerherbergen in der Eifel an andere jugendliche Wanderer. Zu der nach Cöln einberufenen Besprechung dieser Frage sind einige diesem Ausschusse zugeleitete Mitglieder nicht eingeladen gewesen. Auf deren Einspruch wird in die weitere Beratung dieses Antrages nicht eingetreten.

8. Der Neudruck der Werbeschrift, die gänzlich vergriffen ist, wird als notwendig anerkannt und sogleich nach Kriegsbeendigung erfolgen.

9. Verschiedenes. Für die ausscheidenden Mitglieder des Hauptvorstandes (siehe Jahresbericht) sollen Neu- bzw. Wiederwahlen erst nach Friedensschluß vorgenommen werden; bis dahin haben die in Betracht kommenden Mitglieder ihr Vorstandsamt beizubehalten erklärt. Die Neuwahl für die durch den Tod erledigten Vorstandsämter soll gleichfalls erst nach Friedensschluß erfolgen. Als Ersatz für das verstorbene Mitglied des Verkehrs-ausschusses Ewerz wird Eisenbahn-Obersekretär Leuffgen gewählt.

Burgbrohl, Bonn, den 15. Oktober 1917.

Dr. Andreae, Berghoff.

Jahresbericht vom 1. Mai 1916 bis 30. September 1917.

Erstattet in der Hauptversammlung in Mayen am 7. Oktober 1917 durch den stellvertr. Vorsitzenden.

I. Hauptvorstand.

Die diesjährige Hauptversammlung unseres Vereins, die nach alter Ueberlieferung bereits am Sonntag nach Pfingsten hätte stattfinden müssen, ist in Gemäßheit eines Beschlusses der Gerolsteiner Vorstandssitzung in die Herbstzeit verlegt, weil man hoffte, daß es unserem Vaterlande alsdann vergönnt sein werde, auf einen ehrenvollen Frieden zurückzublicken. Das schöne Wort „Frieden“ ist heute zwar in aller Munde, aber unsere Feinde haben, trotzdem das kraftvolle deutsche Schwert unsere Unbesiegbarkeit zur Genüge bewiesen, die dargebotene Friedenshand bisher noch zurückgewiesen. Möglich, daß man hofft, mit Hilfe Amerikas, das inzwischen offen in die Reihe unserer Gegner eingetreten ist, Deutschland doch noch niederzuringen. Wir alle aber vertrauen, daß es unserem tapferen Heere unter Führung unseres Hindenburg und unseren tapferen U-Booten gelingen werde, unseren Feinden auch im vierten Kriegsjahr Trost zu bieten. Ueber die Tätigkeit des Hauptvorstandes während der Berichtszeit geben die im Vereinsblatt veröffentlichten Verhandlungs-Niederschriften der Vorstandssitzungen vom 22. Oktober 1916 und 25. März 1917 Auskunft. Insbesondere sei erwähnt, daß die in der Jahres-Hauptversammlung in Eustirchen einem besonderen Ausschusse übertragene Prüfung der Frage, ob Druck und Verlag des Vereinsblattes ab 1. Januar 1917 neu zu vergeben sind, zu folgendem Vorstandsbeschlusse geführt hat:

- Der laufende Vertrag mit der Firma Carl Georgi ist sofort mit Wirkung zu Ablauf des Druckes der Dezember-Nummer 1916 zu kündigen. Ab Januar 1917 wird der Druck des Eifelvereinsblattes dem Rhénania-Verlag in Bonn übertragen. Die Vertragsdauer wird auf 2 Jahre festgesetzt.
- Der Anzeigenteil des Eifelvereinsblattes wird vom Januar 1917 ab auf eigene Rechnung des Eifelvereins genommen. Dem Schriftführer Berghoff wird die Leitung übertragen.
- Der Verlag des Eifelvereinsblattes geht vom 1. Januar 1917 ab auf den Eifelverein über, dessen Vertretung gleichfalls dem Schriftführer übertragen wird.
- Wegen Uebernahme der bis zum 18. Juli 1916 abgeschlossenen noch über Dezember 1916 hinaus laufenden Anzeigenaufträge sollen die Vorschläge der Firma Georgi gehört werden.

Nähere Mitteilungen über die mit dem Vereinsblatt seit der Neuregelung des Druck- und Verlagsvertrages gemachten Erfahrungen sind von dem Schriftleiter des Blattes im II. Teile

des Jahresberichtes gemacht worden. Beschwerden über zu hohe Preisforderungen in Gasthöfen fanden in der Weise Erledigung, daß seitens des Vorstandes beschlossen wurde, die betreffenden Wirte bei übertrieben hohen und im allgemeinen nicht ortsüblichen Preisen zunächst schriftlich zu verwarnen, bei späteren wiederholten Klagen die Namen der Wirte und die verlangten Preise im Vereinsblatt zu veröffentlichen und, wie in den unabhängigen Reiseführern (Baedeker usw.), im Eiselführer, dem Sommerfrischenverzeichnis und den 180 Tageswanderungen bei der Aufführung der betreffenden Gasthöfe durch einen Zusatz („nicht billig“ oder dergl.) auf die unberechtigt hohen Preise hinzuweisen. Weiter hatte der Vorstand zu einem Antrage des Kölner Eifelvereins gegen die Auswüchse der heutigen Wanderbewegung Stellung zu nehmen. Es wurde beschlossen, die Bestrebungen des Kölner E. V., der sich bereits in einer am 10. August 1916 in Köln stattgefundenen Versammlung der Gebirgs- und Wandervereine Kölns eingehend mit der Angelegenheit befaßt, in jeder Weise zu unterstützen und nötigen Falles durch

Inanspruchnahme der Polizeiorgane zur Beseitigung des wüsten Treibens vieler farnevalistisch aufgeputzter gemischter Wandergruppen beizutragen. Zur Vertretung des E. V. im Kölner Verein zur weiteren Bekämpfung der Unsitte der jugendlichen Wanderer wurde Professor Schürmann-Düren gewählt. Der Antrag der Kölner D.-Gr. auf Bereitstellung der Schülerherbergen in der Eifel an andere jugendliche Wanderer wurde an den Herbergsausschuß, der zu diesem Zwecke durch Schellen (Kölner E. V.) und Vogt (D.-Gr. Köln) verstärkt wurde, zu besonderer Beratung überwiesen mit der Aufgabe, über das Ergebnis in der heutigen Jahres-Hauptversammlung zu berichten. Dem Herrn Oberpräsidenten der Rheinprovinz sind als Spende des E. V. für den Rheinischen Ausschuß der Nationalspende für die Hinterbliebenen der im Felde gefallenen Krieger 1000 Mk. zur Verfügung gestellt worden.

Aus dem Vorstande scheiden in diesem Jahre sagungsgemäß die Herren Berghoff, Hoß, Paulus und Tobias aus.

(Schluß folgt)

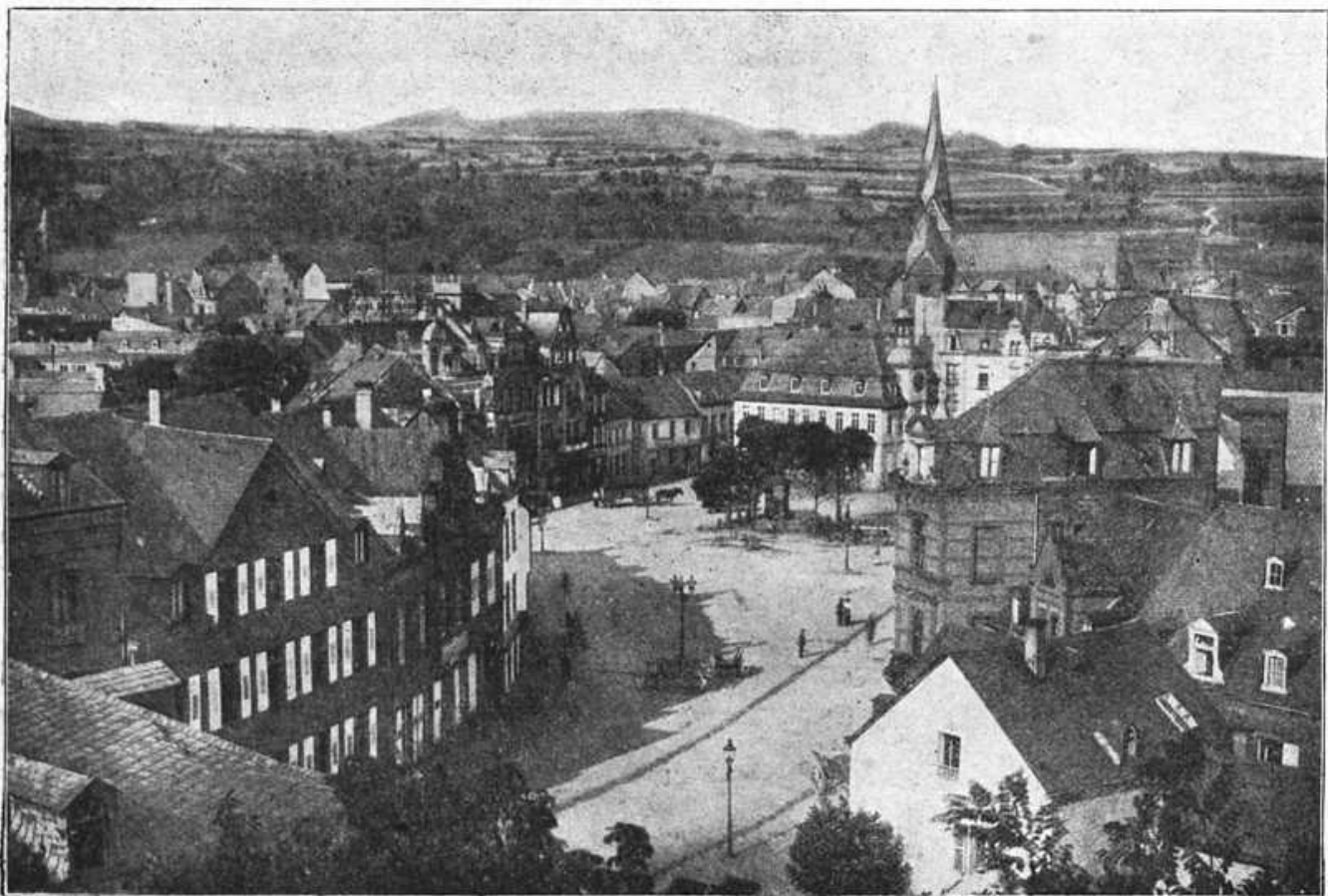
Unsere Tagung in Mayen.

Von Professor Schürmann, Düren.

Glimmendes, wibbelndes Nieseln am Nachmittag des 6. Oktobers*). Dem Zuge entströmen die Gäste. Aber der regen-

durch glimmerige, glitschrige Straßen. Man wird verstaubt. Jeder ist zufrieden.

Nachtmahl im Gasthof Müller. Wiedergewinnung des Glaubens an die Menschheit, an Kartoffeln und Zubehör, an alles Edle und Gute. Die Besten der Mayener sind da mit blühenden



Blick auf Marktplatz und Stadt von der Genovevaburg aus; im Hintergrund der Bellerberg (alter Krater).
(Aufgenommen von Rud. Böhm, Photograph in Mayen.)

bringende Gott ist auch der gastliche. Als sein Vertreter bemüht sich um uns der Schriftführer der Mayener Ortsgruppe, Herr Lehrer Hü r t e r. Zum Markte zwanzig dästige Minuten

Frauen und Töchtern. Anfangs etwas Absonderung, doch bald zieht, von verwandtschaftlicher Regung erfaßt, der Einheimische ins Lager der Fremden. Der Vorsitzende der Ortsgruppe, Herr Landrat Dr. P e t e r s, begrüßt die Gäste und spricht in bewegten Worten von den Leistungen der kleinen Eifelbauern für die ge-

*) Raummangel entschuldige die gedrängte Kürze der Darstellung.

meinsame Sache: die Frau und die jungen Kinder halten mit den Küssen in harter, nie ermattender Arbeit die Wirtschaft aufrecht, gilt's doch die Rettung der Heimat. Der Redner lädt uns zum ersten Friedensfest in seine Stadt. Gibt's etwas, das man lieber hören möchte? Gedenkt man doch des Eifelfestes von 1908, wo man die Gastfreundschaft Mayens mit goldenen Lettern ins Buch der Erinnerungen eintrug. Jetzt kommt Dichtung und Musik zu ihrem Recht. Ein Vorspruch, in Mayener Mundart Prolog genannt, von Frl. Briel trefflich vorgetragen, macht Stimmung. Er entstammt der Feder des Mayener Direktors und Heimatsdichters Joseph Hilgers, auf dessen Kriegslieder unter dem Titel „Aus West, Ost und Süd“ ich empfehlend hinweisen möchte. Auf sein vielgejungenes Einlied „Ein Bergland oft von Nord geföhlt“ — vertont von Ant. Weils — zog vollstimmig durch den Saal. Frl. Kipping und Herr Forstmeister Müller sangen ihre besten Lieder. Das Klavier war freilich verstimmt wie alle Eifelstklavier. Gebe der Himmel, daß es so bleibt, eine Ausnahme würde befremden. Aber wer stimmt dort das prächtige „Drunten am Wiesenrand“ an? Unser lieber stellvertretender Vorsitzender, Herr Dr. Andreae ist's, der es durch siebzehn Tonarten begeistert zu Ende führt. Viel Vergnügen macht auch der Vortrag eines Alt-Mayener Zwiegsangs in der heimischen Mundart. Herr Oppenheimer erfreute durch des Frankfurters stolze Prachtgedicht von Jonas, der sich überall durchdrückt. Die Herren Breuer-Neuß und Rechnungsrat Siebourg-Düsseldorf und Jansen-Nachen finden erbauliche und erheiternde Worte. Ein überaus freundlicher Abend, die besten Regungen der rauhen Eifelbrust kamen zur Geltung.

Bei den geschäftlichen Verhandlungen im Kasino ging unter der sicheren Hand des Herrn Dr. Andreae alles am Schnürchen. Die Abwesenheit unseres allverehrten ersten Vorsitzenden, des Herrn Zivilpräsidenten, Geheimrats Dr. Kaufmann, wurde aufs lebhafteste bedauert. Der Berichterstatter, mit der Abfassung einer Begrüßungsdringung beauftragt, entledigte sich seiner Aufgabe in folgenden Versen:



Herbstabend am Gemünder Maar in der Eifel.

Von Dr. Karl Hessel, Koblenz.

Hier spielten Geister der Tiefen
Mit dem feurigen Eifelgestein,
Sie wühlten sich Trichter und Kessel,
Und Fluten drangen herein.
Kreisrund liegst du, Maar, nun seit Urzeit
Zwischen Bergen in schweigender Ruh,
Wie entsprang dir ein Quell mit Geplauder
Und hüpfte dem Tale zu.

Du schlafender See im Walde,
Hörst du rauschen die Tannen im Kreis?
Das tun die herbftlichen Winde,
Da erwachst du und zitterst leis.
Horch! auch in den Buchenwipfeln
Treiben Winde ihr würendes Spiel:

Wie schreden und zittern die Zweige!
Da fallen der Blätter viel.

Die taumeln, golden und rötlich,
Verstoßen und heimatlos,
Suchen Zuflucht vor den Stürmen
In des Maares friedlichem Schoß,
Noch ein letzter Tanz in den Lüften,
Ein langer Kuß auf die Flut —
Und vorbei ist das Leben im Bichte,
Im Waldsee ruht sich's gut!

Und im letzten Abendscheine
Entschwebt ein Riesenleib
Der geheimnisvollen Tiefe —

Ein unterirdisches Weib!
Aus den flammenden Geisteraugen
Es liebend und lodend blinkt:
Ist das nicht die Mutter des Lebens,
Die ihren Kindern winkt?

Die steigen zum Himmelslichte,
Die sinken ins Du tel hinab,
Ein rastlos ewiges Wandern,
Eins löst das andere ab!
Mutter Erde, du holde, Frau Holle,
Du schicktest auch uns zum Licht.
Und winkst du uns wieder zur Heimat,
Deine Wohnungen schrecken uns nicht!
Da un, Oktober 1917



Eine empfehlenswerte Eifelschrift.

Das erste Heft der vom Eifelverein vor Ausbruch des Weltkrieges beschlossenen Herausgabe der Bücherfolge *Aus Natur und Kultur der Eifel*: „Georg Bärsch, ein Freiheitskämpfer und Pionier der Eifel“, von Dr. Hamacher, ist erschienen und für die Mitglieder des Eifelvereins beim Bezuge durch die Ortsgruppen zum Vorzugspreise von 50 Pfg. erhältlich. Bestellungen sind an den Schatzmeister Herrn Dr. Bonachten in Nachen zu richten. Für Nichtmitglieder und im Buchhandel ist der Preis auf 1 Mark festgesetzt.

Auf der jüngsten Jahrestagung des Eifelvereins in Mayen wurde die Schrift bereits durch den Schriftleiter den Mitgliedern aufs wärmste empfohlen, da sie in der trefflichen Schilderung Bärschs als Landrat von Prüm zugleich eine interessante Kulturdarstellung der Eifelgegend aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bietet und in der Darstellung seines vaterländischen Opfermutes in den Freiheitskriegen ein leuch-

Die Sehnsucht fliegt, der Taube gleich,
Dir, lieber Eifelvater, zu.
Ach käme mit des Delbaums Zweig
Das liebe Vöglein bald zur Ruh.
Bis dahin harren wir Getreuen
Und grüßen aus dem lieben Mayen.

Ein geeignetes, fröhliches Mittagmahl. Das Kaiserhoch brachte der Vorsitzende aus. Herr Bürgermeister Dr. Pohl sprach zu den Gästen mit wohlthuender Herzlichkeit. Der Berichterstatter dankte für die gewährte Gastfreundschaft. Der Bonner Professor der Mineralogie, Herr Geheimrat Brauns, hob an mit der Behauptung, daß Mayen nicht nur Kartoffeln liefere, sondern auch Steine, und bat alle Anwesenden, ihm zur Ergänzung seiner Sammlung behilflich zu sein. An seine Worte knüpfte Herr Jansen geschickt an, er habe vor 25 Jahren hier einen Edelstein gefunden, seine Frau, und ließ die Damen hochleben. Sein Verwandtschaftsgefühl übertrug sich auf alle, die da zusammensaßen. Die tadelnde Gesellschaft wurde zu einer großen Familie.

Als die Dunkelheit niederstieg, gedachte man der Heimkehr. Ja, die Dunkelheit! Etwas dunkleres als Mayen ist unaussprechbar. Der Regen von phantastischer Schlagkraft. In der eigentlichen Stadt noch hier und da ein Lichtschimmer. Aber auch der wurde von der unheimlichen Schwärze verschlungen. Ein Glück, daß rechts und links noch Häuser standen, an die man anstieß, sonst wäre man ins Bodenlose gefallen. Et, dort glänzt Asphalt und winkt Rettung! Leider ist's eine breitströmende Gasse, in die man knietief versinkt. Die Entfernung vom Markt zum Bahnhof ist doppelt soweit als die vom Bahnhof zum Markt am Bortage. Die Qual der Rückfahrt zu schildern, versage ich mir. Aber wir alle, die unter diesem Ungemach gelitten haben, sagen: Alles das wird reichlich aufgewogen durch die traulichen Stunden, die uns Mayen verschafft hat. Nochmals Dank der Stadt mit der drehschalen Pfarrkirche, der Genovevaburg, den trefflichen Gasthöfen, den lieben Bürgern! Mit leisem Heimweh denken wir an den 6. und 7. Oktober 1917 zurück.

tendes Vorbild zeichne für die große Gegenwart. Herr Akademie-Professor Dr. Ufr. Herrmann, allen Eifelreunden bekannt und vertraut durch die Herausgabe der denkwürdigen Eifelstiftschrift, schließt sich dieser Empfehlung an durch folgende Würdigung des neuen Wertes:

In den Tagen der Vorbereitung auf die 25jährige Jubelfeier des Eifelvereins wurde vom Hauptvorstand die Herausgabe einer Folge von Einzelschriften unter dem Titel „Aus Natur und Kultur der Eifel“ beschlossen. Der Eifelverein handelte damit lediglich getreu der Aufgabe, der er sich schon bei seiner Gründung gestellt hat, nicht nur der touristischen Erschließung der Eifel und ihrer wirtschaftlichen Hebung zu dienen, sondern auch die wissenschaftliche Erkenntnis des Eifellandes zu fördern. Mit der oben genannten Arbeit wird das erste Heft der Einzelschriften der Öffentlichkeit übergeben. Das Vorwort des Verfassers ist ebenso wie die Einführungs Worte des Vorsitzenden des Eifelvereins vom Juli 1914 datiert. Die Männer, die es schrieben, wurden wenige Tage darauf zur Kriegsarbeit

berufen, wie überhaupt die Stürme des Weltkrieges auch am Eifelverein nicht spurlos vorübergehen konnten. Welche Lebenskraft er aber besitzt, und wie tief er in den Interessen des Eifellandes und in den Herzen seiner Mitglieder verankert ist, davon zeugt, wie die ununterbrochene Folge des vortrefflichen Eifelvereinsblattes, so auch die trotz mancher Schwierigkeiten ermöglichte Herausgabe der Schrift von Dr. Hamacher. Mit ihr ist eine alte Ehrenschuld des Eifelvereins an einen Mann abgetragen, der nach einem buntbewegten Leben als Kaufmann und Freiharenoffizier, anderthalbjahrzehntelang im Herzen der Eifel als preussischer Landrat und dann fast ebenso lange als Regierungs- und Oberregierungsrat in Trier gewirkt hat. Zwar hat der selbstherrliche Mann oft mit rauher Hand eingegriffen und ein bequemer Herr ist er ganz gewiß nicht gewesen, aber durch seine unermüdlische, tatkräftige und umsichtige Verwaltungsarbeit war er ebenso sehr ein trefflicher Vertreter des preussischen Beamtentums, das damals die schwere Aufgabe hatte, sich am Rhein heimisch zu machen, wie durch seine vielgestaltigen wirtschaftlichen und kulturellen Bestrebungen ein Vorläufer des heutigen Eifelvereins. Die sorgfältige Schrift Hs. schildert das alles aufgrund gedruckten und ungedruckten Materials und bietet, über das rein Biographische hinaus, auch ein gut gezeichnetes Bild der Zeitereignisse, an denen Wärsch mitzuwirken berufen war. Ein besonderes Kapitel ist Wärsch als dem verdienstvollen Geschichtsschreiber der Eifel gewidmet. Näher auf den Inhalt des Büchleins einzugehen verbieten Zeit und Raum, aber es wird dessen auch kaum bedürfen, um ihm bei den Lesern dieses Blattes Eingang zu verschaffen. Sie werden zahlreich danach greifen, und Schreiber dieses ist frohbewegt bei dem Gedanken, es könnte sich dann vielleicht mancher Leser auch dessen erinnern, der mit diesen Zeilen der Eifel-Gemeinde, der er stets gern die Treue bewahrte, aus dem fernen Osten ein herzliches Frischauß sendet.

Wojen, den 1. November 1917.

Alfred Herrmann.

Da war der Krieg im Land.

(Von Ober- und Religionslehrer Oster in Prüm.)

(Schluß.)

Schwere Lasten verursachte die Schönedorfer Garnison für die ganze Umgegend. — Am 14. Okt. 1702 zog Graf de Tallard mit einer starken Armee von Bonn nach Luxemburg durch die Abtei Prüm. Aus dem luxemburgischen Land herüber verübten Hufaren immerfort Plünderungen. 1703 rückte die französische Garnison von Bonn durchs Land und forderte große Vorspanndienste nach Luxemburg und schwere Lieferungen. Im Mai 1705 zog die englische Armee unter dem Bruder des Herzogs von Marlborough durch die Abtei. Ende Juni stand dieselbe Armee bei Bidesheim. Sie zog über Hillesheim und Schmidheim. Der Amtsverwalter und der Kellner nahmen bald darauf eine Besichtigung der großen Schäden vor. Zur Bestreitung der Kosten mußte der Prümer Landtag immer neue Steuern auslegen.

Wohl das beste Bild über die Wirkungen des 150jährigen Krieges liefern uns die Akten der kirchlichen Visitationen von 1687/88 und 1712. Kirchen, Pfarrhäuser, Kirchhöfe sind fast ohne Ausnahme in trostlosem Zustande. Die Dächer und Mauern beschädigt, sie drohen einzustürzen, die Fenster zerstört oder zugemauert, die Kirchhöfe offen, ein Tummelplatz der Tiere. Oft droht der Visitator mit dem Interdict, wenn nicht bald dem Uebel abgeholfen werde. Laute Klage wird geführt gegen die Zehnherrn, die oft verarmt, ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Fast nirgends findet sich eine Schule. Die Kirchengüter sind vielfach verloren, die Schuldner gestorben und verdorben, die Rechnungen oft jahrelang nicht mehr geführt. Unsittlichkeit und Aberglauben herrschen im armen verwilderten Volke, Ausschreitungen im Clerus, Streitigkeiten sind an der Tagesordnung. — Ein Bild zum Erbarmen!

Da war der Krieg im Land bei uns. Gehen wir über unsere Bergeshöhen, durch unsere Dörfer, dort werden wir manches verwitterte alte Steinkreuz finden mit verkümmertem Jahreszahl. Bestkreuz nennt's der Volksmund; es erzählt uns von jenen Zeiten, da der Feind im Land war, der Krieg, der Hunger und die Pest.

Ganz kurz kann ich mich fassen über die zweite Leidensperiode, sie lebt noch in der Erinnerung unseres Volkes. Die

Scharen der französischen Emigranten ver kündeten unserem Lande das Nahen der neuen Zeit, die mit drohendem Wetterleuchten heraufzog.

Oesterreichs und Preussens Heere wälzten sich durch unser Land gegen die Königsmörder. Unsere Bauern seufzten unter den Frondiensten für die Magazine in Wittlich, Lutzerath, Birkenfeld, Oberstein.

Den zurückweichenden Verbündeten folgten die Sansculotten. Was sie unserem Lande und Volke brachten an Plünderung, Brandschatzung, Einquartierungslasten, Schändung des Heiligsten, das erzählt noch heute schauernd unser Volk.

Ueber das Erscheinen der ersten Franzosen hier in der Eifel besitzen wir einen Bericht der französischen Nationalagenten über ihre Tätigkeit in der Eifel 1794/95. Von Trier aus wurden sie im Herbst 1794 in die Eifel geschickt. Neben der Confiscierung der Güter des Adels und der Geistlichkeit hatten sie die Aufgabe, für den Unterhalt der Mosel- und Maasarmeen durch Requisition zu sorgen. Nach 6monatlicher Tätigkeit wurden sie verhaftet. Im Gefängnis des Revolutionstribunals zu Aachen verfaßten sie eine Rechtfertigungsschrift.

Rougemaitre de Dieuze berichtet über seine Tätigkeit: In Gerolstein ließ er eine Liste sämtlicher Lebensmittel aufstellen, die in seinem Bezirke sich fanden. Unterdessen begab er sich nach Prüm, requirierete dort Leder und Tuch. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, daß von Luxemburg und St. Vith her Oesterreicher im Anmarsch seien. In Eile versteigerte Rougemaitre die Möbel und was er sonst in der Abtei und den Häusern der geflüchteten Geistlichen gefunden; er fand dabei viel Geld, das die Mönche versteckt hatten. In Niederprüm raubte er das Silbergerät der Nonnen. Er ernannte 2 Bürger von Prüm als französische Offizier Pferde, Eisen und sonstige Dinge, die man von ihm forderte. Bei der Rückkehr fand er die Prümer Bürgerschaft, die sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, in hellen Haufen versammelt. Sie forderte die erpressten Dinge, Leder und Tuche wieder und drohte, das Kloster zu stürmen, wo diese Dinge aufgestapelt waren. Mit der Pistole in der Hand scheuchte Rougemaitre die Leute aus der Stadt und die Bauern, die sich zu Hunderten in und um die Abtei gesammelt hatten zurück, drohte, die Stadt in Brand stecken zu lassen, und machte sich dann wenigstens mit einem Teile seines Raubes nach Liffingen aus dem Staube.

Das war der Anfang der Leiden. Die nächsten Jahre brachten unerhörte Kriegslasten: Einquartierung, Lieferungen von Korn, Hafer, Brot, Fleisch, Heu, Stroh, Leder, Tuch. Die Bürgermeister und Ortsvorsteher mußten unbarmerzig liefern in die französischen Magazine nach Prüm, Hillesheim, Wittlich, Coblenz, Mainz. — Rücksichtslos nahmen die durchmarschierenden Truppen den Bauern ihre Gespanne. Ein Beispiel: Im Jahre 1797 erschien ein Detachement schwerer französischer Reiter in Schwirzheim und erzwang die Stellung von 3 Fuhrern für 2 Karren und 1 Wagen Bagage für die Division des Generals Bonnaud. Die Franzosen gaben vor, die Fahrt sei nur bis zum nächsten Dorfe zu leisten, zwangen dann aber die Schwirzheimer, bis Kinderbeuren im Kanton Wittlich zu fahren! Hier machten die Schwirzheimer sich in der Nacht mit ihrem Zugvieh aus dem Staube. Daraufhin zwangen die Franzosen die Gemeinde Kinderbeuren zur Stellung der Gespanne bis über den Rhein nach Weklar. Dabei gingen 2 Pferde, 1 Karren und 1 Wagen zugrunde, und die Gemeinde Kinderbeuren verklagte die Gemeinde Schwirzheim auf 1280 Fr. Schadenersatz — das ist ein Beispiel von vielen. Meist waren die Bauern garnicht im stande, die angeforderten Lieferungen und Frondienste zu leisten, weil nichts mehr da war, oder weil die Entfernungen zu weit waren, darum ließ man Geld, wo man es bekommen konnte, und es übernahmen Unternehmer die Leistungen gegen hohen Verdienst. Noch nach einem Jahrzehnt hingen die Prozesse, weil die armen, ausgefogenen Gemeinden zahlungsunfähig waren. Die Franzosen zahlten, wenn sie es überhaupt taten, mit Gutscheinen (soj. Bons) oder Assignaten, die aber bald so wertlos waren, daß die Franzosen selbst sie nicht mehr annahmen. Bei ihrem Einrücken ins Trierische Land legte der berückigte Bourbotte dem Lande eine Kriegsteuer von 7 Mill. Fr. auf, damals eine un-

geheure Summe; im 3. Jahre zahlten die Länder zwischen Maas und Rhein 10 Mill., im 5. Jahre das linke Rheinufer 12 Mill., im 6. Jahre 8 Mill. usw. Dabei lasteten diese Abgaben fast nur auf den Gemeinden; die großen Güter des Adels und der Kirche waren Nationalgüter geworden, wurden meist zu Spottpreisen verschleudert. Wir brauchen nicht weit zu gehen, unser Prüm, unser Kloster, unser Marienstift, unsere Bürgerschaft mit ihrer Steuerlast wissen davon zu erzählen. Gehen wir nach Coblenz, und ganze Berge von Akten des Kgl. Staatsarchivs erzählen von nichts weiter als von Kriegssteuern, von Prozessen und Schadenersatzansprüchen und Fronen und Schulden der Gemeinden und Kirchen, von Verwüstung der Wälder, die man niederzuschlag, um wenigstens die allerdringendsten Schulden zu bezahlen. Jegowiß, der Generalsekretär der Präfektur in Trier, berechnet im Jahre 1803 für das Arrondissement Prüm den Wert der veräußerlichen Güter der früheren Regierung auf 687 842 Fr., der nicht veräußerlichen Güter auf 567 492 Fr., der Kirchengüter der Pfarreien auf 58 282 Fr., der aufgehobenen Klöster und Stifter auf 2 031 066 Fr. Was die Franzosen dafür brachten, das war Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wie sie sie meinten. Einen Freiheitsbaum pflanzten sie auf. Die Prümer Bevölkerung scheint keine sonderliche Ehrfurcht vor diesem Gewächs gehabt zu haben. Meister Matth. Hermes mußte zu seinem Schutze einen „Stangetztenzaun drum machen“; im Jahre 1804 waren die 21 Fr. dafür noch nicht bezahlt.

Nehmen wir hinzu, wie die Franzosen, besonders in der ersten Zeit, verfuhrten gegen die Kirche, ihre Diener und ihre Güter, wie sie das Heiligtum schändeten und plünderten, Altäre niederrißen, Glocken aus den Türmen holten, die christliche Zeitrechnung verdrängten, allem Alten, woran das Volk seit Jahrhunderten in Treue hing, Krieg und Vernichtung ansagten, dann werden wir verstehen, mit welchem Ingrimm unser Eifelvolk das Joch der Fremdherrschaft trug, daß es nur murrend seine Söhne gab für das Heer des französischen Eroberers, dann verstehen wir den Klöppelkrieg von Arzfeld 1798, dann verstehen wir die Empörung der jungen Leute bei der Aushebung im Jahre 1809.

Napoleon hatte die erste Schlacht verloren bei Aspern und Epling, Schill zog von Berlin aus zur Befreiung Preußens, Freiheitsahnen ging durchs Land. Fünf der jungen Rekruten, die sich bei der Aushebung widersetzt, fielen am Kirchhof zu Prüm durch Pulver und Blei. — Da war der Feind im Land. —

Da verstehen wir den Jubelruf, mit dem der Feuerkopf und Freiheitsherold und Napoleonschaffer Joseph Görres den alten Blücher begrüßte, als es endlich über den Rhein ging! „Glück auf, du alter Degen, auf deinem Siegeszug!“ Da verstehen wir den Jubel, mit dem die Prümer Bürgerschaft die verbündeten Truppen begrüßte und bewirtete, als sie am 9. Februar 1814 in Prüm einrückten. — Eine lange Leidenszeit lag hinter unserem Volk, eine Zeit, von der ein Wort alles sagt, und dieses Wort heißt wiederum: Da war der Feind im Land! —

Kehren wir zum Schluß zurück zum Weltkrieg! Was waren die größten Kriege der Vergangenheit im Vergleich mit dem Drama, das heute die Welt erzittern läßt? Kinderspiel! Ein dänischer Millionär hat einen Teil seiner Kriegsgewinne verwendet zur Gründung einer „Gesellschaft für soziale Erforschung der Folgen des Weltkrieges“. Seine letzte Veröffentlichung meldet, daß bis dahin 4,6 Mill. Menschen durch den Krieg umgekommen seien, das heißt für jeden Tag des Weltkrieges 6336 Tote! Die 25 Kriegsjahre Napoleons kosteten ganz Europa etwa 2,1 Mill., der deutsch-französische Krieg 1870/71 zusammen 184 000 Kämpfer. Die Zahl der Verwundeten berechnet dieselbe Aufstellung auf 11,2 Mill., die der Invaliden auf 3,4 Mill. — Welch ein Meer von Elend! Und diese Berechnung ist nicht einmal vollständig, und dieses Meer zeigt vorläufig noch keine Ufer! Was waren die Verwüstungen der Kriege vergangener Zeiten gegen den modernen Krieg auf der Erde, unter der Erde, über der Erde, auf dem Wasser und unter dem Wasser? Welche Vernichtung von Milliardenwerten! Was waren die Kriegskosten der Vergangenheit? — Ein Bettel gegen die Riesensummen, die die Völker der Erde schon aufgebracht haben und noch immer aufbringen! —

Das alles wußte unser Kaiser, und darum geizte er nicht nach kriegerischen Lorbeeren, und darum wollte er ein Friedenskaiser sein, und darum ging er in seiner Friedensliebe so weit, daß heute manche ihm einen Vorwurf machen wollen, er habe zu lange gezögert, er habe den Feinden zu lange Zeit zu ihren Rüstungen gelassen. — Er sah das Unwetter, das heraufzog über die Welt, das die Welt in Flammen setzen sollte. Wiederholt gelang es ihm, es zu beschwören; er sah es kommen, und darum folgte er dem alten Spruche: Si vis pacem para bellum, willst du den Frieden, dann halt geschliffen dein gutes Schwert!

„Vor Gott und der Geschichte ist mein Gewissen rein,“ so hat er einmal inmitten der Grauel des Schlachtfeldes gesprochen, erschüttert ob des Massenelends — „vor Gott und der Geschichte ist mein Gewissen rein — ich habe diesen Krieg nicht gewollt!“

Das ist keine Phrase im Munde unseres Herrschers, das ist heiliger, blutiger Ernst, daran zweifelt kein ehrlicher Deutscher. Und wenn die Brandstifter dieses Weltbrandes auch hunderttausendmal wiederholen, wir hätten angefangen — wir wissen: vor Gott und der Geschichte ist unseres Kaisers Gewissen rein! —

Nach den Erfolgen in Rumänien hielt er die Stunde für gekommen, das Friedenswort zu sprechen. Am 12. Dezember hörte erstaunt die Welt das Friedensangebot der Mittelmächte. Wir alle sagten uns: Das ist das Werk Kaiser Wilhelms! Sein hohes sittliches Verantwortlichkeitsgefühl hat ihn zu diesem Schritte getrieben, den unsere Feinde uns höhrend als Schwäche ausgelegt haben. Wir hatten recht: Vor wenigen Monaten brachten die Zeitungen zur Vorgeschichte des Friedensangebotes den Brief des Kaisers an den Reichskanzler vom 31. Oktober 1916.

„Es ist klar“, schreibt er, „die in Kriegsspychose befangenen, von Lug und Trug, im Wahn des Kampfes und im Haß gehaltenen Völker unserer Feinde haben keine Männer, die imstande wären, und den moralischen Mut besäßen, das befreiende Wort zu sprechen. — Den Vorschlag zum Frieden zu machen ist eine sittliche Tat, die notwendig ist, um die Welt — auch die Neutralen — von dem auf ihnen lastenden Druck zu befreien. Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der ein Gewissen hat und sich Gott verantwortlich fühlt, der ein Herz hat für seine und die feindlichen Menschen, der unbekümmert um die eventuellen absichtlichen Mißdeutungen seines Schrittes, den Willen hat, die Welt von ihren Leiden zu befreien. Ich habe den Mut dazu, ich will es auf Gott wagen!“

Er hat es gewagt — was ihm aus dem Chor der Feinde entgegenklang, war Haß und Hohn — Haß, blindwütiger Haß, Vernichtungswille! Noch haben die Wogen des vergossenen Blutes das Hassesfeuer nicht erstickt, das eine gottlose Schule in Frankreich und eine noch gottlosere Presse im Laufe der Jahrzehnte angeblasen. „Das Feuer des Hasses,“ so schrieb im letzten Jahre der Figaro, „das Feuer des Hasses gegen die Deutschen muß unterhalten und geschürt werden. Der Wein des Schreckens muß getrunken werden. Der bezeichnende Zug des Franzosen ist die Milde. Aber verzeihen ist uns unmöglich. Die Rache tritt in ihre Rechte. Mit Zähneknirschen schaut das Auge hinüber nach Deutschland mit dem Gedanken: morgen, morgen! Die Aera des Hasses und der Rache beginnt. Nie mehr wird Deutschland ein Platz in der Reihe der zivilisierten Völker zugestanden werden. Auch der Engländer weiß zu hassen. Das hat er seit einem Jahrhundert bewiesen. Der Deutschen schleuderte er ein „Lasciate ogni speranza“ entgegen. Die Mütter Deutschlands werden zu bedauern sein, wenn die Söhne Cromwells den Rhein überschreiten!“

Was Frankreichs Scharen uns gebracht, das habe ich geschilbert, was Rußlands Horden unter Kultur verstehen, das sagt uns Ostpreußen, was England vermag, wenn es sich siegreich weiß, das meldet schauernd Irland, das Land der Martyrer, das erzählen Indien, Aegypten, die sterbenden Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern im Burenlande, das brennende Kopenhagen, das sagen uns die beiden Worte: Hungerkrieg — Griechenland! —

Weiter müssen darum rollen die blutigen Würfel des Krieges. Stahlhart müssen wir werden, draußen an der Front und hinter der Front die Heimatarmee! Mögen sie Konferenzen und Kriegsräte halten in London, Paris oder Rom — unser Frie-

denkaiser wird's schon machen mit seinem Hindenburg! Wir danken ihm, daß er den Frieden uns so lange gewährt, wir danken ihm, daß er den Frieden geben wollte, wir stehen zu ihm in Kampf und Not in echter, deutscher Treue!

Gerade der Bewohner des linksrheinischen Deutschlands, gerade der Eifler soll wissen in diesen schweren Tagen: tua res agitur! Es handelt sich um dich! Deine Scholle, deinen Herd, dein Kirchlein, deiner Väter Grab und Arbeit zu schirmen stehen die Wäckeren draußen an der Mier, an der Aisne, im

Hourisch & Bechstedt, Verlagsbuchhdlg. in Köln a. Rh.

empfehlen als Weihnachtsgeschenke:

Georg Hölscher, Kurzgefaßte Geschichte des Weltkrieges.

Vollständig in 4 Bänden für ca. 15 \mathcal{M} gebunden. Bis jetzt erschienen Band I bis III. Schlussband IV erscheint nach dem Kriege. Die erschienenen 3 Bände (Preis 10,80 \mathcal{M} geb.) enthalten 8 feldgedruckte farbige Karten, 53 Kartenzzeichnungen, 20 Bildnisse sowie ein ca. 1800 Worte umfassendes Sachregister, das dem Buche den Charakter eines wertvollen Nachschlagewerkes verleiht. Glänzende Besprechungen der Presse. „Eine bessere vollständige Kriegsgeschichte, auch in Anbetracht des Preises, gibt es nicht.“ (Düsseld. Tagebl.)

Fritz von Wille, Die Eifel im Wechsel der Jahreszeiten.

20 köstl. Vierfarbendrucke nach den hervorragend. Gemälden von Wille's, des „Malers der Eifel“. Mit Einleitung von Karl von Verfall. Ausg. in Album-Format (25 : 30 cm) 4,25 \mathcal{M} . Geänd. Ausgabe in künstl. Pappband auf Blütenkartons (27 : 34 cm) 7,50 \mathcal{M} . Vornehmes Geschenk für jeden Natur- und Kunstfreund. „Das Werk bietet eine wahre Erquickung inmitten der vielen überhäufigen Gelegenheitsarbeiten, die man heutzutage über sich muß ergehen lassen.“ (Dr. Theodor von Brimmel-Wien.)

Wilhelm Ruland, Rheinisches Sagenbuch.

In Ganzleinen gebunden 4,50 \mathcal{M} . — Die schönsten Sagen des Rheines und seiner Seiten-Täler und Höhen von der Quelle bis zur Mündung. Mit 21 wertvollen Illustrationen nach berühmten Gemälden.

Wilhelm Ruland, Annchen von Godesberg, ein Rheinlandsang aus unseren Tagen.

In künstl. Pappband geb. 3,00 \mathcal{M} . Reizend ausgestattet, mit Illustrationen von Vertud Schubring. Durchweht vom frischen Hauche vonner Studententebens, voll Schönheit und Wohlklang, voll rheinischer Lebenslust. Die behagliche Ausstattung, insbesondere die entzückenden Silhouetten lassen das Buch auch rein äußerlich als eine aparte Gabe erscheinen.

Becker's Neues Vortragsbuch „Vom Guten das Beste“.

Erster Band: „Ernstes und Heiteres.“ Zweiter Band: „Ernstes und Heiteres.“ Neue Folge. Dritter Band: Vorträge für Erwachsene über Kinder. Vierter Band: Vaterländisches Vortragsbuch: „Pro Gloria et Patria“. Jeder Band gebunden 3,00 \mathcal{M} .

Sorgfältige Auswahl nur wertvollster Dichtungen der neuesten Zeit, die hohen literarischen Anforderungen entsprechen und wegen ihrer poetischen Schönheiten und ihres dramatischen, erhebenden oder erheitenden Inhaltes besonders auch für die Lektüre hohen Genuß bieten.

Kölsche Krächcher. Gesammelt von August Hourisch.

Sämtliche bis jetzt erschienenen 9 Hefchen der beliebtesten Kölschen Krächcher. Künstlerisch gebunden. Preis 6,50 \mathcal{M} . Ein köstlicher Hauschat für jede kölsch-rheinische Familie. „Wohl dem, der's Beste nicht verlor, im Kampf des Lebens — den Humor“.

Wasgenwald, an der Düna, in Böhmen, am Stochod, in Galizien, am Sereth, am Msonzo, im Karst und nicht zuletzt im schwankenden U-Boot!

Der gallische Appetit nach dem Rhein ist älter als ein Jahrtausend. 876—80 wurde an des Rheines Gestade bei Andernach der erste Kampf ausgetragen um das linke Rheinufer. Ludwig der Jüngere schlug den habgierigen westfränkischen Oheim Karl den Kahlen. Jubelnd klingt das wachende Nationalgefühl aus dem Bericht des Prümer Chronisten Regino: „Die dichtesten Reihen des Königs Karl werden von Ludwig und seinen Leuten durchbrochen; wie das Feuer wütet, das man ins Stroh wirft, und alles im Augenblick verschlingt, so zermalmen sie die Kraft der Gegner mit dem Schwerte und streden sie zur Erde nieder. Das Heer Karls wendet, schwer geschlagen, sich zur Flucht, Ludwig gehört der Sieg“.

Mit unbegreiflicher Unverfrorenheit beansprucht noch heute das erlöste Frankreich unser Land als sein Eigentum. Eifler! Wie wäre es, wenn der Franzmann waltete in deinem Haus und Stall und Scheune, wie er sich's geträumt; wie wäre es, wenn er erntete, was du gesät mit saurem Schweiß? Was würdest du jagen, wenn die Front, diese Straße des Todes und der Vernichtung in diesem furchtbarsten der Kriege hindurchginge durch deine Fluren, wenn deine Aeder zermüht wären von der Granate, zerstampft vom Kriegsgroß, wenn deine Wohnstätte gesprengt wäre, hinweggefegt das Kirchlein, wo du und deine Väter gläubig gekniet seit vielen hundert Jahren? Eifler, willst du klagen, bist du versucht, fremde Not zu nützen zu schndem Kriegsgewinn, — denk an die Geschichte deiner Heimat, da der Feind bei uns war im Land!

Tua res agitur!



D.-Gr. Köln. Am 12. Oktober veranstaltete die Ortsgruppe im Saale des Vereinstokals ihren ersten Vortragsabend, der in erfreulicher Weise lebhaften Zuspruch seitens der Mitglieder fand. Soll es doch in erster Linie der Zweck solcher geselligen Abende sein, die Mitglieder, die heute durch die Schwierigkeiten der Zeit behindert werden, sich auf den Wanderungen zu begegnen und durch Gedankenaustausch die Ziele des Vereins in der schönen Natur zu fördern, immer wieder erneut darauf hinzuweisen, daß es auch hier heißt: durchhalten, treu zum Eifelverein stehen, bis wieder jene Tage kommen, in denen wir wieder alle vereint hinaus wandern können Sonntag für Sonntag. Die poetische Wanderung, die die Mitglieder nun am 12. Oktober unternahmen, führte in das Reich heimischer Dichter, in Schnorrenberg, eine außerordentlich begabte Schülerin Dr.

Große und kleine Lexika
Romane Sammelwerke

Schöne Literatur

Auch während des Krieges liefern wir

= alle Bücher =

für Mußstunden, Studium u. Bibliothek, also jedes einzelne Buch und jedes gr. und kl. Werk, ohne Erhöhung des regulären Verlegerpreises auf Wunsch in laufender Rechnung

gegen bequeme Monatsraten

schon von 5—10 \mathcal{M} an. Referenz: 60 000 Bücherbezieher aus allen Gesellschaftskreisen.

Buchhandlung Friedr. Kratz & Cie.
Köln, Stolksgasse 49 (am Hauptpostamt)
 (Alleiniger Inhaber: Fritz Kratz.)

Weltgeschichte
Klassiker

Sammelalbum Musikalien
Jugendschriften
Studienwerke Lehrmittel

24335/1001

12 1917



Nummer 12

Mitte Dezember 1917

18. Jahrgang

Verantwortlich, Schriftleiter:
 Rektor Zender, Bonn,
 Münsterstraße, Münster
 Druck des Rhénania-Verlags,
 Buch- und Steinruderei, in
 Bonn, Gangelstraße 9 u. 11.

Eifelvereinsblatt

herausgegeben vom hauptvorstande des Eifelvereins.

Er. heint Mitte jed. Monats.
 Jährlicher Bezugspreis durch
 die Post M. 3.—, vierteljährlich
 75 Pfg. Einzelnummer 25 Pfg.
 Anzeigengebühr für die
 6 gespaltene Kleinzeile 40 Pfg.
 Anzeigen auf dem Umschlage
 III nach besonderem Tarif III
 Beilagen nach Uebereinkunft.

Auflage: 17500.

Anzeigen für die nächste Nummer sind bis zum Vexten des Monats an den Verlag des Eifelvereinsblattes einzusenden.

An unsere Mitglieder!

Mit diesem Dezemberheft des Eifelvereinsblattes ist dessen Jahrgang 1917 abgeschlossen, weshalb das Inhaltsverzeichnis beigelegt wurde. Die geschmackvollen Einbanddecken können zu 50 Pfg. das Stück vom Schatzmeister des Eifelvereins, Herrn Dr. Bonachten in Aachen, bezogen werden. Da der Jahrgang 1917 wiederum eine reiche Fülle von heimatkundlichen Beiträgen aus der großen Gegenwart enthält, so sei das Einbinden der Hefte auch in diesem Jahre besonders dringlich empfohlen. Allen Mitarbeitern spreche ich erneut namens des großen Leserkreises den herzlichsten Dank aus für die freundlichst gewährte Unterstützung. Gewiß kann ich auch für die kommende Zeit auf diese treue Mithilfe rechnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach müssen wir für das Vereinsblatt von Januar ab bis auf weiteres mit gewöhnlichem Druckpapier vorlieb nehmen. Es wird uns dadurch aber wohl möglich, abwechselnd 16 oder 8 Seiten Text zu bringen. Daß wir in der schweren Gegenwart noch in dieser Weise den so notwendigen Zusammenhalt der Ortsgruppen mit dem Hauptverein wahren und den Mitgliedern auch weiterhin anregenden heimatlichen Lesestoff bieten können, das wollen wir auch in der Beschränkung dankbar begrüßen.

Mit dem bevorstehenden Jahreswechsel schließt auch das Vereinsjahr ab. Da darf ich wohl wiederum im Auftrage des Hauptvorstandes die dringende Bitte an sämtliche Mitglieder richten, dem Eifelverein auch weiterhin die Treue zu wahren. Alle Bedarfsgegenstände sind in der Kriegszeit so erheblich im Preise gestiegen, daß der Beitrag zum Eifelverein, der gegen alle Kriegsgesplogenheit keine Erhöhung erfuhr, ganz geringfügig erscheint und gar leicht zu tragen ist. Zudem gehen wir dank unserer jüngsten glänzenden Waffenerfolge mit raschen Schritten dem Frieden entgegen, so daß wir zuversichtlich hoffen können, im nächsten Vereinsjahr allmählich die frühere rege Vereinstätigkeit wieder aufnehmen zu können.

Allen Mitgliedern, vor allem unsern lieben Freunden, die da draußen vor dem Feinde für Heimat und Vaterland so schwere Opfer bringen, wünsche ich im Auftrage des Vorstandes geeignete Weihnachten und Glück und Wohlergehen zum Jahreswechsel!

Gott schütze Kaiser und Reich und unsere teure Heimat!

Bonn, Weihnachten 1917.

Zender.



Ghrentafel des Eifelvereinsblattes.



Von den Mitgliedern folgender Ortsgruppen starben den Heldentod fürs Vaterland:

- O.-G. Bonn:** Feldunterarzt Otto Winkler.
- O.-G. Eöln:** Landsturmmann Hans Kolde.
- O.-G. Eöln-Mülheim:** Oberlehrer Richard.



Mit dem Eisernen Kreuz wurden die Mitglieder nachstehender Ortsgruppen ausgezeichnet:

- O.-G. Hachen:** Ingenieur Kopplin.
- O.-G. Bonn:** Feldunterarzt Otto Winkler.
- O.-G. Brohlthal:** Leutnant d. Res. Carl Andreae (Eis. Kreuz I. Kl.)
- O.-G. Eöln:** Gefreiter Hüntemann, Leutnant d. R. Jos. Eschenbrenner (Eis. Kreuz I. Kl.).
- O.-G. Essen:** Landsturmmann Erik Claus, Vermessungs-Assistent, Stoppenberg; Sanitäts-Unters-offizier Balthasar Kohlepp, Kreissekretär, Vorsitzender der Ortsgruppe; Unteroffizier Hans Liborius, Kaufmann, Speldorf; Gefreiter Heinz Oestereich, Brennmeister; Leutnant d. Res. W. O. Schmidt, Lehrer, Essen.
- O.-G. Hillesheim, Eifel:** Oberlehrer Dr. Schöttke, Leutnant der Res., (Eis. Kreuz I. Kl.)
- O.-G. Prüm:** Fliegerleutnant Erich Scheer (Eis. Kreuz I. Klasse), Gefreiter Hans Brck.
- O.-G. Speicher:** Mil.-Krankenwärter Pet. Comes-Klaes, Bäckermeister.

Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhielten:

- O.-G. Hachen:** Vize-Postdirektor Strauch, Oberstadtssekretär Fischer, Fabrikbesitzer Schmck, Fabrikbesitzer W. Jürmieden.
- O.-G. Brohlthal:** Bürgermeister Beth, Rudolf Rhodius, Direktor Brandenburg, Direktor Friden, Peter Willmann in Burgbrohl, Pfarrer Vanvolkem in Wehr.
- O.-G. Düsseldorf:** Oberleutnant d. L. Hoffmann, Kgl. Hypothekensbewahrer.
- O.-G. Effen:** Fabrikant Konrad Troullier.
- O.-G. Mayen-Land:** Bürgermeistereisekretär Karl Gries, Mayen; Lehrer Reiner Wenthen, Weiler; Gemeindevorsteher Joh. Krehel, Hansen.
- O.-G. Speicher:** Gendarmerie-Wachtmeister Georg Schleich.
- O.-G. Zulpich:** Bürgermeister Melchers, Vorsitzender der Ortsgruppe; Spartassenrendant A. Müller.

Sonstige Auszeichnungen erhielten:

- O.-G. Eöln:** Leutnant Georg Hartwig (Hamburger Hanseatenkreuz).
- O.-G. Effen:** Leutnant der Res. W. O. Schmidt, Lehrer (Ritterkreuz des Friedrichsordens II. Kl. mit Schwertern).

Kriegsverse XXXX.

Von Max v. Mallinckrodt, Haus Broich bei Weingarten, Kreis Eustirchen.

Herold Krieg.

So oft sich neue Kräfte aufwärts ringen,
So oft der Mensch die alte Form zerschlägt,
So oft auch dient ein Herold dem Gelingen,
Der Schwert und Harnisch statt des Stabes trägt.

Des Todes dunkles Wappen auf der Brust
Tritt dröhnend er vor die Geschichte hin:
„Schreib was ich bringe, Weib, nicht was ich bin!
Der, der mich kennt, weiß nur mehr von Verlust“.

Geduld!

am 30. November 1917.

Es eilt ein Klang vom Osten übers Land:
Wird Friedenssehnsucht endlich dort zur Tat?
Fest schließt sich um die Wehr die deutsch. Hand.
Geduld du Volk im eisernen Gewand,
Die Saat der Kraft wird reif, die Stunde naht.

Bernichtung griff nach dir mit Riesen Händen.
Geduld du Volk auf deiner treuen Wacht!
Die Zeit der bitteren Prüfung muß sich enden.

Der Menschheit tiefste Hoffnung sich vollenden;
Einmal versinkt des Molochs Blut in Nacht!

Geduld du Volk, das für der Heimat Gau
So stark, so mutig, so geduldig war!
Es wankt der Feinde stolzfesüßter Bau,
Und über ihm im tiefen Himmelsblau
Zieht keine Kreise still der deutsche Nar.

Jahresbericht vom 1. Mai 1916 bis 30. September 1917.

(Schluß)

Durch den Tod hat der Vorstand zwei seiner hervorragendsten Mitglieder und zwar die Herren Bed und Poeschel verloren. Die großen Verdienste der Verstorbenen um unsere Vereinsjahre sind im Vereinsblatt in einem besonderen Nachrufe gewürdigt worden. — Ueber die Höhe der Mitgliederzahl können z. Bt. zuverlässige Angaben nicht gemacht werden. Die D.-Gr., von denen nur wenige infolge Einberufung des Vorstandes ihre Tätigkeit ganz einstellten, haben durch rege Teilnahme an den Hauptvorstandssitzungen zur Förderung der Vereinsausgaben während des 3. Kriegsjahres beigetragen. Zur Förderung der Schüler- und Studentenerherbergen in der Eifel ist auch in diesem Jahre von dem Herrn Oberpräsidenten der Rheinprovinz eine Beihilfe von 150 Mk. bewilligt worden. Ein weiterer Betrag von 250 Mk. wurde dem E. V. vom Herrn Oberpräsidenten zur Verwendung für die allgemeinen Vereinsziele überwiesen. Herr Landgerichtsrat a. D. v. Schnitzler überwies dem Eifelverein 3000 Mk. zum Zwecke des Ankaufs und der Instandsetzung der Oberburg bei Manderscheid. Ihm sei auch an dieser Stelle herzlich für die Spende gedankt.

II. Unternehmungen des Vereins.

1. Eifelvereinsblatt. Infolge der Weiterdauer des Weltkrieges, der naturgemäß den Bestand der Mitgliederzahl verminderte, sank die Höhe der Auflage des Vereinsblattes wiederum, doch in diesem Jahre nur in geringerem Maße, von 18 000 auf 17 500 Stüd. Der Umfang des Textes, der im Vorjahre auf 192 Druckseiten, d. i. 16 Seiten des Monatsheftes, bemessen wurde, ward auch im verflossenen Vereinsjahre beibehalten. Da die früherhin so ausgedehnten und zahlreichen Ortsgruppenberichte auch jetzt noch größtenteils in Wegfall kamen, konnte die beschränkte Seitenzahl fast ausschließlich für zeitgemäße heimatlische Beiträge aus der großen Zeit des deutschen Daseinskampfes verwandt werden, was dem Inhalt des Blattes nur förderlich war. So bilden auch die Kriegsnummern des letzten Jahrganges, dank treuester Mitarbeit aus allen Vereinsgebieten, eine bleibende erhebende Erinnerung an diese denkwürdige und opferreiche Kriegeszeit. Durch einen sachgemäßen Beitrag des Schriftleiters zu Beginn der diesjährigen Wanderzeit, der gegen die Auswüchse des Wanderwesens eingehend Front machte, fand das Vereinsblatt weit über sein Gebiet hinaus anerkennende Beachtung. Auf Empfehlung unseres Ehrenvorsitzenden, des Herrn Oberpräsidenten von Rheinbaben, an die Schulbehörden ward ein Sonderdruck des Aufsatzes in Auftrag gegeben, der schon in wenigen Tagen vergriffen war. Das letzte Vereinsjahr brachte für die Entwicklung des Eifelvereinsblattes eine bedeutende Neugestaltung. Mit Ablauf des Vertrages mit

der Verlagsfirma Carl Georgi in Bonn am Jahresluß 1916 wurde vom Januar 1917 ab der Druck des Vereinsblattes dem Rheinania-Verlag in Bonn vorläufig auf 2 Jahre übertragen. Den Verlag des Blattes übernimmt der Eifelverein, und der Anzeigenteil wird gleichfalls auf eigene Rechnung des Vereins verwaltet. Mit der Leitung des Verlags ist unser Schriftführer Berghoff betraut worden; ihm steht ein im Anzeigengeschäft wohl erfahrenes Mitglied der Bonner Ortsgruppe unterstützend zur Seite. Unter gewissenhafter Prüfung aller Verhältnisse sind diese tief eingreifenden Änderungen in bezug auf unser Vereinsblatt beschlossen worden. Die Übernahme des Anzeigenteils in eigene Verwaltung bringt dem Eifelverein ein neues Arbeitsfeld, das der tatkräftigen Unterstützung der Ortsgruppen und der Mitglieder bedarf, wenn es die hieran geknüpften Erwartungen erfüllen soll. Die seit Januar 1917 erschienenen Monatshefte bekunden in Druck und Ausstattung die gewissenhafte Sorgfalt der neuen Verlagsfirma; daß wir mit bedeutenden Mehrkosten für unser Blatt ins neue Vereinsjahr treten, war für die laufende Kriegszeit vorauszu sehen, da die Beschränkung des Geschäftslebens und des Fremdenverkehrs der Entwicklung des Anzeigenteils naturgemäß nicht günstig sein konnte. Sollte der kommende Winter aller Voraussicht entgegen noch immer nicht den ersehnten Frieden bringen, so wäre eine weitere Beschränkung der Seitenzahl ins Auge zu fassen; bereits hat die Schriftleitung durch die Einschränkung des Bildschmuckes und Verwertung vorhandener Bildstöcke eine kleine Verminderung der Ausgaben durchgeführt. Immerhin aber muß erneut betont werden, daß in der schweren Zeit der Gegenwart das Vereinsblatt durch sein unentwegtes Durchhalten dem Eifelverein sozusagen den einzigen Halt gegeben und den Zusammenhang gewahrt hat und daß die übrigen Vereinsausgaben ja fast ganz in Wegfall gekommen sind.

2. Eifel Führer, 180 Wanderungen, Lieberbuch. Der buchhändlerische Vertrieb des Eifel Führers war auch im 3. Kriegsjahre verboten, dagegen hat das Generalkommando den Vertrieb an Staats- und Kommunalbehörden und an die Direktionen höherer Lehranstalten ohne Erlaubnisschein gestattet. Auch zuverlässige Reichsdeutsche können den Eifel Führer beziehen, bedürfen dazu aber eines besonderen Erlaubnisscheines des Generalkommandos, wozu eine polizeiliche Erklärung über die Zuverlässigkeit des Bestellers erforderlich ist. Unter diesen Umständen war der Vertrieb des Eifel Führers kaum nennenswert. Dasselbe ist in Bezug auf die 180 Tageswanderungen der Fall, trotzdem sie völlig freigegeben wurden. Die meisten Wanderer sind eben nicht in der Lage zu wandern, da sie durch Militär- und Zivildienst gebunden sind. Die wenigen aber, die noch frei sind, wollen meist nicht wandern, da sie die Verpflegungsschwierigkeiten scheuen. Der Erlös aus dem Verkauf des Lieberbuches wurde der Kasse des Eifelvereins für die Schülerherbergen überwiesen.

8. Das Sommerfrischenverzeichnis ist gemäß Verfügung des stellvertr. Generalkommandos des 8. Armeekorps inzwischen zur Verbreitung freigegeben worden. Da unter den zeitigen Verhältnissen vielfach Sommerfrischler nicht aufgenommen werden konnten, andererseits auch die angegebenen Preise für Unterkunft usw. allerwärts eine außerordentliche Steigerung erfahren haben, fehlte dem S. F. B. der Wert, der es in Friedenszeiten so begehrenswert gemacht hatte. Infolge dieses Umstandes blieb der Absatz nur auf wenige Stücke beschränkt, die meist in die Hände der Verkehrsvereine gingen und dort zur allgemeinen Unterrichtung bei Nachfragen zweckdienliche Verwendung fanden.

4. Der Vulkanwegführer ist inzwischen gleichfalls zum Verkaufe freigegeben worden. Der Absatz litt unter der durch die Verpflegungsverhältnisse gebotenen allgemeinen Reiseeinschränkung.

5. Die Eifelkarte unterlag noch weiterhin dem Verbote der Verbreitung; die Werbeschrift, die gleichfalls inzwischen zur Verbreitung freigegeben worden war, ist nach Abgabe des Restbestandes vergriffen.

6. Die Bücherei wurde im Berichtsjahre noch weniger benutzt als vorher. Einige wissenschaftliche Arbeiten über die Eifel konnten gefördert werden. Die Anzahl der Bücher nahm erfreulicherweise zu; der Hauptvorsitzende überwies wieder eine größere Anzahl Nummern.

7. Schülerherbergen. Die Schüler- und Studentenherbergen waren auch im 3. Kriegsjahre geöffnet; sie hatten 2427 Besuche und 3150 Mk. Kosten gegen 11343 Besuche und 14000 Mk. Kosten im letzten Friedensjahre. Der Rückgang ist begreiflich, da die meisten Studierenden zum Heere oder zum vaterländischen Hilfsdienst eingezogen sind. Der Besuch aus den großen Städten war recht ungleich. Während Aachen mit 831 und Köln mit 640 Besuchen vertreten war, sandte Barmen nur 43, Düsseldorf nur 50. (Näheres enthält der Jahresbericht in der Märznummer.)

8. Der der Ortsgruppe Düsseldorf angegliederte Werbeausschuß konnte auch im letzten Berichtsjahr seine Tätigkeit nur in ganz beschränktem Umfange ausüben. Zahlreiche Anfragen aus allen Teilen des Reiches beweisen das immer mehr wachsende Interesse für die Eifel, die aus naheliegenden Gründen gerade jetzt in überaus großem Umfange als Wandergebiet und Sommerfrische gedacht war. Die Nachfragen nach der Werbeschrift „Die Eifel“ waren so groß, daß sie nicht alle befriedigt werden konnten, da der Vorrat zu Ende ist. Es muß an eine Neuauflage gedacht werden. Der Fremdenstrom mußte eingedämmt werden. Der größte Teil der Gastwirte stellte sich auf den vernünftigen Standpunkt, Gäste nur in dem durch die beschränkte Verpflegungsmöglichkeit gebotenen Umfange aufzunehmen. Den Arbeiten zur Bildung neuer Ortsgruppen legte der Krieg ebenfalls unüberwindliche Hindernisse in den Weg.

9. Wegeausschuß. Auch im verfloffenen Jahre war die Tätigkeit des W.-A. eine geringe, da die Bezeichnung der Wege während des Krieges nicht stattfinden soll. Es hat nur bei Gelegenheit der Hauptvorstandssitzung in Gerolstein eine eingehende Besprechung der nach dem Kriege zu treffenden Maßnahmen stattgefunden. Feste Beschlüsse sind in dieser Beziehung noch nicht gestellt worden.

Der Verkehrs ausschuß hat wegen noch stärkerer Einschränkung des Reiseverkehrs auf den Eisenbahnen infolge notwendig gewordenen Kriegsmassnahmen seine Tätigkeit nicht wieder aufnehmen können. Zur Festlegung der Richtlinien für sein Vorgehen nach dem Kriege ist die Einberufung des Ausschusses in nächster Zeit in Aussicht genommen.

11. Das Nachrichtenamt hat laufende Berichte nicht versandt.

12. Die Lichtbildersammlung erfuhr eine Bereicherung durch das Geschenk des Herrn Julius Schmitz, welcher dem Verein 100 Lichtbilder „Das Rurtal von den Quellen bis zur Niederung“ zur Verfügung stellte. Den Text zum Vortrag verfaßte Herr Kaufmann P. Janssen. Beiden Herren sei an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen. Mögen die beiden Herren auch weiterhin im Interesse der Lichtbildersammlung tätig sein.

13. Die Beiträge der Ortsgruppen sind erheblich zurückgegangen. Von dem höchsten Stande, der im Jahre 1913 mit 19608 Mk. erreicht wurde, sind die Beiträge im Berichtsjahr auf 13240,50 Mk. zurückgegangen. Infolgedessen sind auch die Gesamteinnahmen gegenüber den Vorjahren erheblich geringer. Wenn dieselben gleichwohl zur Deckung der Ausgaben hinreichten, so ist dies nur darauf zurückzuführen, daß die Ausgaben für Wegebezeichnung und die Beihilfen an die Ortsgruppen gering waren. Die größten Ausgaben verursachte der Druck des Eifelvereinsblattes. Bei den Ausgaben sind die Aufwendungen zu wohltätigen Zwecken hervorzuheben. Der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen wurden 1000 Mk. überwiesen. Seit Kriegsbeginn sind insgesamt 11500 Mk. zu Kriegswohlfahrtszwecken verausgabt: 10000 Mk. zum Besten des Roten Kreuzes und 500 Mk. für das Rote Kreuz in Bulgarien. Dreiviertel des Gesamtvermögens des Eifelvereins ist in Krieganleihe angelegt. Die Gesamteinnahmen betragen 20508,74 Mk., die Gesamtausgaben 19158,74 Mk., bei einer Rücklage zum Reservefonds von 6000 Mk. Der Abschluß der Schülerherbergenkasse ist gleichfalls günstig. Dank der eifrigen Werbetätigkeit des Herrn Hoig sind zahlreiche Spenden eingegangen. Die Einnahmen betragen 8740,38 Mk., die Ausgaben 8049,51 Mk. bei einer Rücklage zum Reservefonds von 5000 Mk.

Volkstümliche Tier- und Pflanzennamen im Bidgau.

Von Schukat Lenk, Bitburg.

Im Mai d. J. besuchte ich eine Schule meines Aufsichtskreises und stellte, um die Leistungen der Kinder im „Aussag“ kennen zu lernen, die Aufgabe „Unser Garten im Mai“. Mehrere hatten als Blume des esterlichen Gartens das Mairöschen erwähnt. Die Rosen blühten aber in der Eifel noch nicht; deshalb ließ ich mir das Mairöschen näher beschreiben, wurde aber nicht klug daraus, welche Blume sie damit meinten. Auf mein Geheiß holte eines der Kinder aus einem nahe gelegenen Garten ein „Mairöschen“ und nun stellte sich heraus, daß sie *Kerria japonica* so benannten, einen vielfach auch in Bauergärten gepflanzten Zierstrauch mit grünen, rutenförmigen Zweigen ohne Stacheln, eiförmigen, stark zugespitzten Blättern und gelben, meist gefüllten Blüten. Ein deutscher Name ist nicht bekannt. Das Volk hat sich selbst geholfen und der Blume eine treffende Bezeichnung gegeben; denn sie gleicht einer kleinen gelben Rose, blüht vor diesen schon im Mai, und der Strauch gehört tatsächlich zu den Rosengewächsen.

Die Erfahrung, die ich so gemacht, veranlaßte mich, eine Umfrage bei der Lehrerschaft nach volkstümlichen Namen für Pflanzen und Tiere zu halten.

Dabei stellte sich heraus, daß deren nicht allzu viele sind, und das ist auch erklärlich. Das Volk kennt und bezeichnet mit eigenen Namen nur die Pflanzen und Tiere, zu denen es eine Beziehung gefunden hat, die ihm bei der Arbeit begegnen, ihm nützen oder schaden oder durch eine Lebensgemeinschaft auffallen. Die Namen, die es ihnen beilegt, bezeichnen, wie schon vorhin erwähnt, oft in treffender Weise eine Eigenschaft oder Tätigkeit, wenn auch zuweilen eine bloß vermeintliche, angedichtete. Manchmal sind sie uns nicht mehr recht verständlich, weil alte, absterbende Wörter.

Bei dem immer mehr zunehmenden Einflusse des Hochdeutschen durch Schule und Schrifttum kann uns das nicht wundernehmen. Die Mundarten und damit auch alte volkstümliche Bezeichnungen verschwinden immer mehr, und die Jugend kennt deshalb auch für die Tiere und Pflanzen fast nur noch die schulgemäßen, hochdeutschen Namen, wenn auch mundartlich gefärbt. Es war deshalb hohe Zeit, daß das Wörterbuch der rheinischen Mundarten in Angriff genommen wurde, um wenigstens ihre Kenntnis der Nachwelt zu erhalten.

Die Fledermaus heißt in Bitburg und manchen Orten der Umgebung *Plantermous* oder *Plantermous*; der erste Wortteil bedeutet wohl „flattern“; aber an andern *Planamous*, *Blandamous* und man denkt dabei an „blinde Maus“ mit Rücksicht auf das schwach ausgebildete Gesicht des Tieres. Wertwürdiger-

weise heißt aber der Schmetterling ebenfalls und manchmal in demselben Dorfe *Flantermous* oder *Fludermous*, während er in andern *Schmandlecker* genannt wird (Schmand = Rahm), offenbar weil er den süßen Saft (Nektar) der Blumen aufsucht.

Der Maulwurf hat seinen alten richtigern, mittelhochdeutschen Namen (*Moltwurf*, *Molt* = Mulm, weiche Erde) behalten; man nennt ihn mit umgestelltem *v* *Moltr^e*, aber auch nach den Erdhaufen *Molthiw^l*, setzt also die Wirkung für die Ursache.

Den Igel bezeichnet man seines Stachelpanzers wegen als *Spießigel* oder *Spizigel*.

Der Iltis heißt *Stinkert*, der Marder meist *Viehdier*, auch *Möter*, *Möterdier* oder bloß *Dier*; das Wiesel *Wieseldier*, *Wieseldierchen* oder *Wiesendier*.

Mannigfaltig sind die Namen des Eichhörnchens, aber ebenso rätselhaft wie die hochdeutsche Bezeichnung. Man hört: *Quackech^rreck*, *Kackech^lch^e*, *Kawech^rreck*, *Kawech^rrickes*, *Kawesch^rt*, *Kaji^{ch}t*.

Bemerkenswert erscheint unter den Vogelnamen der der Elster, die in Speicher *Dutsvügel*, in Sülm *Dutsko^rder* genannt, also mit dem Tod in Zusammenhang gebracht wird wie sonst das Käuzchen. Dunkel ist mir der Wortbestandteil *Ko^rder*, der sich auch in *Ko^rderbunge* (dicke Bohne, Saubohne) findet. Der Rabe heißt wohl in der ganzen Eifel *Köb*, wie der Spatz *Mesch*, auch wohl *Kamesch*. Die Grasmücke wird *Grasmesch* genannt, in Wittburg auch wohl *Klêgröt* = das kleine graue (Vögelchen).

Der Zaunkönig, der wie eine Maus oft an der Erde durch das Gestrüpp schlüpft, führt den Namen *Maisknig*, auch *Maiskigelch^e*, in einzelnen Orten auch *Zunkenschleffer*; die Lerche *Lêverêkelchen*, *Iwalêkelchen*, *Liwereck*, *Liwêrchen*, *Liwertchen*, *Learmchen*. In Speicher nennt man den Eisvogel *Kilbompelche*. Ich möchte das mit Kylltaucher erklären. An den rauschenden Mühlwehren der nahen Kyll ist der Vogel, der nach Fischen im Wasser stößt und taucht, oft zu beobachten. Oder weiß jemand bessern Bescheid?

Marktward, der Häher, ein arger Räuber, obwohl er nicht zu den Raubvögeln gehört, hat offenbar wegen seines schrillen Rufes, mit dem er andere Tiere warnt, in der Kyllburger Gegend den Namen *Dätsch* erhalten, während er sonst *Mo^rrkolf* heißt.

Von den Vögeln seien zum Schluß noch erwähnt *Ge^lh^än^schen* (Goldammer), *Dest^lpit^tchen* (Distelfint) und *Pannest^äzchen*, die Bachstelze, die am Niederrhein bezeichnend *Adermännchen* heißt. Wenn sie dort Pfannenst^rzchen genannt würde, wo die Dächer, über die sie, mit dem Schwänzchen wippend, st^rzt, mit Pfannen (Ziegeln) gedeckt sind, so würde man sich das erklären können, aber für hiesige Gegend nicht, wenn man nicht an den langen Stiel oder Griff der Kuchenpfanne denken soll.

Ein weiteres Rätsel gibt der Salamander auf, der folgende Namen führt: *Peutlich Mell*, *Penkelich Mell*, *Picklich Mell*, *Klanke Mell*, *Ge^le Schne^dder* (gelber Schneider), während der Teichmolch bloß *Mell* oder auch *Dielschneider* heißt. *Mell* wird wohl Molch bedeuten; denn das *ch* ist erst später angetreten (Kluge), und die Wörter *Peutlich*, *Penkelich*, *Picklich* haben wohl den Sinn von „gest^rckt“.

Die Kröte führt allgemein den Namen *Muck*, die Blind- schleiche *Blaneschlecher*, *Blaneschl^äje*, die Ringelnatter *Unk*.

Für das ungeheure Heer der Insekten hat das Volk nur wenige Namen. Am bekanntesten unter den Käfern ist natürlich der Maikäfer, der uralte Gespieler der Kinder, der deshalb auch *h^lech^hin Käwêreck*, *Käwêrick*, *Käwêrickes*, *Käwêrneckel* heißt, der Junikäfer in Mölsch, *Brüt^kwêreck* (Brotk.) wohl wegen der Farbe der Flügeldecken, während man die Engerlinge bei Duldorf *Schiffelsmade* nennt, vielleicht, weil sie beim Schiffeln (Umarbeiten der Bodendecke) vielfach zutage kommen!

Für den Mist- oder Roßkäfer hört man die Namen *Pe^äs^kwêreck*, *Pe^äs^kdier*, *Pe^äs^kwînel*, *Pe^äs^kwîbel*, *Pe^äs^kr^äwêler*. *Wîbel* ist ein alter Name für Käfer. Kriebeln und wiebeln jagt man noch heute und diese Wörter deuten auf die sinken Bewegungen der Käfer hin. Der Leuchtkäfer heißt *Gêh^lmsjonk* und der Marienkäfer *Himmelsdierchen*, *Himmelsperdchen*, auch *Markusperdchen*, in Speicher *Herrgottsschengchen* (Schönchen??).

Reider stirbt der Hirtkäfer, der Herkules unter den deut-

lichen Käfern, mit den alten, mulmigen Eichen unserer Wälder immer mehr aus, so daß die Kinder ihn nicht mehr an ein Wäglein spannen können, das er auf dem Tisch herumfuhr. Den *Hiaz* kennen sie nicht mehr, den man früher auch noch unterscheid nach *Ii zomân* und *Hiazevrâ^l*!

Vor Derbheiten scheut das Volk bei seinen Benennungen nicht zurück. Die Ameise nennt es *Sêcho^mmes*, *Sâo^mmes*, *Piß^omes*, den Kohlweißling *Ko^mpeschesser* und die Schlammfliege, deren Schwanzmaden an unreinen Orten sich zeigen, wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Biene *Sch^l . . . bei*.

Erwähnenswert erscheinen noch folgende Namen: Hummel = *Brummelbei*, *Brumler*; Hornisse = *Husch*, *Hormes*, *Horbes*, *Hoalisch*; Wespe = *Vesper*, *Briams*, *Briamen*; Biene = *Bäier*; Wäden = *Fränzchen*; Motten = *Schöfen*; Ohrwurm = *Uhrscheffler* oder *Schêreschliefer*; Libelle = *Auestiesser* (Augenstößer); Schuster oder auch *Schmandlöffel* (Gestalt des Leibes?), der Heuschreck endlich *Heisprunk*, also wörtlich dasselbe; denn die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „schrecken“ ist ja auch springen, aufspringen, und der Weberknecht bezeichnend *Huhb^ön* wegen der langen, hochgestellten Beine.

Pflanzennamen. Außer dem schon erwähnten *Maisröschen* sind mir noch folgende volkstümliche Namen für Blumen des Bauerngartens aufgefallen: *Packedi^vche* für Bartvelle; Tausendschön; *Federh^än^sche* für Grasnelke, *Mezzevaj^üle* für Goldblat (Märzviole); *Hufschmied* für Eisenhut (Sturmhut); *Osterblume* und *Furwatz* (Worwitz, recht treffend) für Narzisse; *Lievstock* oder *Liebstengel* für Liebstödel, alle drei volksetymologische Uebertragungen des botanischen Namens *Levisticum*.

Bertram heißt *Batteralzem* (Bitterbalsam?) und *Schnittlauch* *Brazzel*; Stachelbeeren und Johannisbeeren *Grischeln*; erstere der Größe wegen auch *Deck*- oder *Pe^äsgrischeln*, wie die Pfingstrose, P^äonie *Pe^äsrus*; die dicken Bohnen werden *Flätschbunge*, *Flätschig Bunge* oder *Ko^rderbunge* benannt; die Kohlrabi *Knippcher*, die so wichtig gewordenen Kohlrüben *Strink*.

Auf der Wiese haben folgende Pflanzen dem Volke Anlaß zu besonderer Benennung gegeben: Die Dotterblume (*Fröscheblöme*), die Wucherblume (*Gehansblom* = Johannisbl.), die Schafgarbe (*Tausendblättche*), (*Achillea millefolium*), der Ampfer (*Ströf* oder *Sträf*), der Kummel (*Stierk*); der Löwenzahn (*Eierblättche*, *Eierblesch*, *Eierpleisch*, *Eierflatsche*, *Kettenbleisch*) in Speicher vor dem Blühen *P^ltsch^dn*, der blühende *Höhⁿblum* (Hühnerblume), das Knabentraut wird stellenweise *Muhkuh* genannt, während dieser Name sonst wohl der Herbstzeitlose beigelegt wird, die anderwärts wieder *Juchtenblum* heißt. Mehrere Namen führt auch das Wiesenschaumkraut (*Wässerblum*, *Zuckerblum*, *Vügelblum*, *Herrgottstringchen* = tränchen). Auch wurde mir *Herrgottsschühchen* genannt. Diesen Namen trägt aber auch die Bachmelkenwurz (*Geum rivale*) und der Schotenklee (*Lotus corniculatus*) und für diesen scheint er mir auch der Form der Blüte wegen am besten zu passen. An die heilige Legende erinnern ebenfalls *Herrgottsnügelchen* (Odermennig — Form der Früchte?) und *Herrgottsblut* (Hartheu, Johanniskraut). Beim Zerdrücken der Blütenknospen erscheint ein dunkelroter Saft.

Auf leichtem Boden baut der Landmann *Hedlich* oder *Welku^r* d. i. Heidetorn, Wildtorn, Buchweizen. Dort findet sich im Getreide auch die *Ho^hneblum* (der Klatfchmohn) und das *Knopströh* (die blaue Kornblume). Dieser sonderbare Name erklärt sich wohl durch die dicken, kugelförmigen Blütenböden die nach dem Verblühen zurückbleiben und in den Garben aufpassen, besonders von der zuweilen auch ins Korn geratenden roten Stablosen = Flockenblume.

An Ackerändern und Hecken finden sich der Hufblattich (*Bolzebläder*), der Schachtelhalm (*Kätzeschwanz*), die Wolfsmilch (*Hexekraut*, *Hundskraut*), die Hauhechel (*Hutdorn*) und der Wegeric (*Wegbläder*, auch *Hohnas^edeln*?).

Die Früchte der wilden Rose werden *Spack^lt^r* genannt, zuweilen auch die der Kornelkirsche (*Cornus mas*), während diese in Wittburg *D^ordeln* (Datteln?) heißen. Früher suchte die Wittburger Jugend auf den umgepflügten Brachfeldern auch die Wurzelknollen einer Kummelart (*Carum bulbocastanum*), die *Hirkelneß* (Hirkelnüsse, welche für wohlgeschmeckend gehalten und

gegessen wurden. An feuchten Begestellungen und in sumpfigen Wiesen wachsen die *Jinken* (Winsen), kaum von *Juncus* herzu leiten. Als Nachlese bringe ich noch die *Glözbeere* (Moosbeere, *Vaccinium oxycoccos*), *Gëskühl* (Fieberklee, Biberklee, [*Biwakli*], *Menganthes trifoliata*) und *Gësknapp* (die Mistel). Ob *Gës* hier Weiß bedeuten soll, wie angenommen wird, ist mir zweifelhaft. Die *Fetthenne* (*Sedum*) heißt *Woozelkraut*, was vielleicht durch *Wargenkraut* zu erklären ist (der Saft der Blätter soll die *Wargen* vertreiben); die verwandte *Dachwurz* (*Sedum tectorum*) *Dimerkraut* (*Dimer* = Gewitter) beschützt nach altem Volksglauben die Häuser, auf deren Dächern sie steht, vor *Blitzschlag*, weshalb sie auf die *Firste* gepflanzt wird.

Diese Sammlung macht weder Anspruch auf Vollständigkeit, noch alle Deutungen auf Richtigkeit. Ebenso ist, wie ich wohl weiß, die Lautdarstellung der mundartlichen Wörter unvollkommen und kann nicht allen Lautfärbungen gerecht werden. Sie sollt auch nicht der *schreiblichen* Lautschrift für die Mundarten um den nicht daran Gewöhnten das Lesen nicht zu erschweren. Ich glaubte aber für die Zusammenstellung hier und da Interesse zu finden, und wollte zugleich eine Anregung geben, damit auch anderwärts alte, absterbende und verschwindende Namen und Wörter gesammelt und so dem Verfall durch die jüngeren Geschlechter erhalten werden. Auch die Bearbeiter des Wörterbuches der heimischen Mundarten legen Wert darauf, Sammlungen solcher Wörter zu erhalten.

Pilger Tod.

Von Willipold Diergart, z. B. in Mainz.

Den Todeskeim im Herzen, Ein Pilger tritt ganz sachte
Im wilden Fieberbann Dem Sterbenden zur Seit'
Liegt sorgsam in den Kissen Und hält in seiner Rechten
Ein junger Kriegersmann. Das Stundenglas bereit.

Neugierig huscht durchs Fenster Er neigt sich zu dem Kranken,
Ein goldner Sonnenstrahl Vollendet sein Geschick,
Und glänzt aufs weiße Linnen Und küßt die toten Augen
Wie funkelnder Kristall. Mit wehmutsvollem Blick.

Ein Vöglein singt im Garten
Sein Lied mit süßem Klang,
Das wird dem tapfern Helden
Zum Auferstehungsang.

Die Kölner Kriegsstadtküche.

In ihrer besonderen Beziehung zur Eifelbevölkerung dargestellt von Pfarrer Krause in Eschweiler bei Münster-eifel.

Obgleich die Eifel nie an Uebervölkerung gelitten hat, so ist trotzdem ein nicht unbeträchtlicher Teil ihrer Kinder in die benachbarten Städte, wozu auch Köln gehört, abgewandert und hat dort Beschäftigung und ein dauerndes Heim gesucht und gefunden. Es wird wohl kaum eine Eifelgemeinde geben, die nicht in den naheliegenden Städten und Industriemittelpunkten Angehörige hätte, die sich jetzt während des Krieges recht gern ihrer Verwandtschaft in der Eifel erinnern und oftmals sicher sehr lebhaft wünschen, in ihr Stammland zurückwandern zu können — zu den Fleisch- und Fettöpfen Aegyptens! Gift doch die jetzt in der Kriegszeit von städtischen Hamsterscharen heimgejagte Eifel nach Ansicht mancher Städter als ein Land, wo man noch im „Fette“ schwimmt. Diese Ansicht ist ebenso richtig, wie die unserer „wahrheitsliebenden“ Feinde, daß nämlich in unsern Großstädten ein Hungeraufbruch dem andern folge und die Menschen in den Straßen vor Hunger wie die Fliegen umfallen. Daß beides nicht der Fall ist, dafür sorgt eine wohlthätige Verwaltung von Tag zu Tag besser; in der treu abliefernden Eifel erstickt keiner im Fette und in der Stadt fällt auch keiner vor Hunger um.

Gewiß besteht eine der schwierigsten Kriegsaufgaben der Großstädte darin, für eine ausreichende beförmliche Ernährung der Volksmassen, insbesondere der arbeitenden Bevölkerung zu sorgen. Diese Aufgabe ist gelöst durch unsere Kriegsstadtküchen und in ganz besonders mustergiltiger Weise in der Festung Köln durch die in einer ehemaligen Eisen- und Stahlwerke am Klingespüh untergebrachten Kölner Stadtküche. Sie wurde durch den jetzt regierenden Herrn Oberbürgermeister Adenauer ins Leben gerufen. Die Verwaltung ist einem Dreigestirn anvertraut, den Herren Fuhrparksdirektor Adolfs, Baumeister Heinrich und Oberstadtssekretär Großenheiden. Natürlich steht die Leitung des Küchenbetriebs selbst, wie es sich für eine Küche gebührt, unter weiblichem Oberkommando. Frau Rektor Hennes mit ihrem Stab von 6 technischen Lehrerinnen und andern weiblichen Hilfskräften waltet des nährenden, Leib und Seele zusammenhaltenden Kochamtes. Uebrigens steht, geht, läuft oder rennt je nach der jedesmaligen Beschäftigung — wie auch im Bilde zu sehen — die holde Weiblichkeit fast ausschließlich mit verbundenem Kopfe herum. Ausdrücklich sei aber der notorischen wahnwitzigen Verleumdungsjucht unserer Feinde halber bemerkt, die Köpfe sind nicht verbunden wegen Kriegswunden aus dem Felde. Wir haben noch nicht, wie die Franzosen, ein Amazonenkorps nötig. Unsere heldgraue Männlichkeit besorgt da draußen das Kämpfen und Siegen ganz allein. Auch sind die Köpfe nicht etwa ver-



Blick in den Vorküchenraum der Kölner Stadt-Kriegsküche.
Aufgen. von Phot. E. Wiegand in Köln-Rodenkirchen.

bunden infolge von Beteiligung an Hungerrevolten, die nur in der Phantasie der verlogenen Kriegsbeher unserer verblendeten Feinde bestehen. Auch haben sich die Stadtküchendamamen nicht etwa wegen Küchenmeinungsverschiedenheiten die Köpfe zerschlagen, denn die gute Frau Rektor mit ihrem Stabe sorgt für eine musterhafte Ordnung. Die Köpfe, oder vielmehr Haare, sind aus Reinlichkeitsgründen eingebunden. Diese Sitte sollte eigentlich in allen Küchen eingeführt werden. Ob sie als neue Erfindung nur für die Stadtküche in Köln eingeführt ist, ist mir nicht bekannt. Reinlichkeit und eine peinliche Sauberkeit herrscht übrigens in allen Räumen des Kiesenbetriebes, in dem überhaupt verhältnismäßig nur wenige menschliche Hilfskräfte tätig sind; die allermeiste Arbeit wird durch Maschinen getan, die eine Sauberkeit garantieren, wie sie in Privatküchen nicht wohl möglich ist. Kartoffeln und Gemüse werden in eigens dazu erfundenen Apparaten gewaschen, zerschnitten bezw. geschält, wobei an Wasser in keiner Weise gespart wird. Da die Küche Tausende mit nahrhafter Speise zu versorgen hat, ist naturgemäß alles in ihr aufs Riesenhafte eingestellt. Es gibt dort wahre Riesenräume. Der Kartoffelschälraum z. B. stellt eine Halle von 25—30 Meter dar. Die Hauptkochhalle ist 30 Meter lang, 15 Meter breit und 10 Meter hoch. In ihr steht eine Reihe von Riesenkochtöpfen, die einen Inhalt von 70—80 Hektoliter haben. In 5 großen Kesseln, von denen jeder 500 Liter faßt, wird das Fleisch im Vorküchenraum gargekocht

und die Brüche auf mechanischem Wege in einen 2000 Liter fassenden Behälter gesammelt, um von dort in die Riese köch- töpfe geleitet zu werden. Dem Riesenverbrauche entsprechen es natürlich auch einen Riesenfleischkühlschrank. Die Fleisch- mühle bewältigt auf einmal einen halben Zentner Fleisch. An Kartoffeln verbraucht die Küche täglich 2—300 Zentner. Der Riesenwasch- und Schälapparat stellt eine eigene Kriegserfi- bung der genialen Leiter der Anstalt dar. Der Kartoffelschä- um ist dadurch merkwürdig, daß dort 15—20 Frauen mit dem „rau- samen“ Werke des Augenausstechens beschäftigt sind, die sie aber nicht an armen Kriegsgefangenen nach den Märkten u- berer Feinde ausüben, sondern an der hochgeschätzten Kartoffel.

Ein Nichtgarwerden gibt es in der Stadtküche nicht, denn es wird mit Dampf, gegebenenfalls unter hohem Druck gekocht. Auch Anbrennen ist ausgeschlossen. Die in die Kessel eingeluteten Riesenrührlöffelwerke sorgen dafür. In etwa 20 Minuten ist jede Speise gargekocht und kann dann in die 50—100 Liter fassenden Emaillentonnen abgefüllt werden, die in der ganzen Stadt zur Bequemlichkeit der Speiseabnehmer herumgefahren werden. Die Eintopferichte können nach Belieben im eigenen Heim, oder im Hotel, oder auch in dem reinlichen, mit freundlichen Sprüchen verzierten Speiseraum der Stadtküche verzehrt werden, wo die Gäste von der holden, kopfverbundenen Weiblichkeit bedient werden. Aber NB! Schlüssel mitbringen, falls man nicht, wie der Verfasser, das Glück hat, zu einer Besichtigungskommission zu gehören, der nach Anhörung eines interessanten Vortrages, nach anschließendem Rundgange ein leeres Probeessen der Tageskucherci — mit Löffelbeigabe — zuteil wurde und die dann noch in dankenswerter Weise in Auto und Kutsche zum Bahnhof, zur Besichtigung der „Höllenküche“ in Troisdorf gefahren wurde. Der gütige Leser verzeihe die Abschweifungen, aber vielleicht interessieren die Beigaben noch mehr als die trockenen Zahlen und Angaben. Auch in ernster Zeit darf und soll uns der Humor nicht ausgehen. Wir sind ja auch Sieger und werden es bleiben bis zum Endsiege. So sorgt die Kölner Stadtküche — und in anderen Großstädten wird es ebenso sein — für die arbeitende Bevölkerung. Der brave Arbeiter braucht nicht zu fürchten, daß seine Angehörigen in der Stadt verhungern müssen, wenn sie nur guten Willens sind, sich der Stadtküche anzuschließen. Hamsterfahrende Kölner aber kann er auch nach Klingelpütz zur Stadtküche verweisen, wenn sie dem Eifelbauern allzuschwere Versuchungen gegen die Kriegsgesetze auf ihren Hamsterfahrten bereiten. Und auch unsere braven Feldgrauen aus der guten Stadt Köln und andern Großstädten sollten sich nicht durch törichte Jammerbriefe aus der Heimat beunruhigen lassen. Die Städte sorgen, daß niemand verhungert, sondern sich für wenige Groschen ein bekömmliches, ausreichendes Kriegessen täglich verschaffen kann. Was die Gulaschanone für die Feldgrauen da draußen vor dem Feinde, das leisten unsere Stadtküchen im Lande für die arbeitende Bevölkerung. So lange beide funktionieren — und dafür sorgt deutsche Organisationskraft und -freude — wird weiter gekämpft und im Lande weiter gearbeitet. Und deutscher Kampf und deutsche Arbeit führen zum Endsiege und Weltfrieden, der kommen muß und kommen wird.

Die deutschen Barbaren in Frankreich oder „Französische Hinterlist“.

Der Landwirt und Küster Th. Krenes in Berg vor Nideggen, Mitglied der D.-G. Nideggen, sandte der Schriftleitung nebenstehende photographische Aufnahme seines in Flandern kämpfenden Sohnes und beifolgende Verse in Nordeifler Mundart, die wir ihrer drastischen Eigenart wegen gerne zur weiteren Kenntnis bringen.

De dütsche Feldgraue, Barbare genannt,
Seht, wie de huse en Feindesland.
Se leve mem Zivil ganz fredlich on göht,
Send beid jo net schold am vergossene Blot,
On mänig alt Mütterche, an der Hank ihre Weeg,
Kritt us de Feldlösch ihr Zupp on och noch jett Flesch.
De Franzmann, e zegt sech erkenntlich darop,

On fängt, hat hä nils andersch, nen Hahs mött em Stropp.
Dat Dier deht he brode, et kött meddags op der Deesch,
Hä sät: „Bon aptit, mer send jo net schold an dem Krea.“
On hätt mer uhs Langwiel de Pief ens gestonn,
Et Schängche hält schnell enem eh Schwägelsche drop.
Gene Feldgraue su gar en Könnermäd os
On spilt mit dem Schörgsche „Hopp Pädche“ om Schösch.
He fuppte on song om: „Hopp Pädche Gallop“,
On: „Hurra, de Dütsche schlohn löstlig darop.“
He song om e Leedche vam Keng on vam Belt
On: Deutschland öffer alles, öffer alles en der Welt.
De Kleen, de daht juhze on hatt werklisch Spaj
On mäht dem Dütsche — de Boh öhndlich naß.
He gitt en der Mama zerök slöd on säht:
Ondank os doch överall der Welt Lohn op der Erd.



Römischer Kopf aus der Eifel.

Von Peter Förster in Mayen.

Im Sommer 1914 führte mich mein Weg von Dodweiler in der Eifel nach dem in südwestlicher Richtung etwa 2 1/2 Kilometer entfernten Dorfe Hinterweiler (Kr. Daun). Hier sah ich in der Wand einer Scheune eingemauert den nebenstehend abgebildeten, fast lebensgroßen weiblichen Kopf, welcher mit weißer Kalkfarbe überstrichen war und römischen Ursprungs zu sein schien.



Ich erkundigte mich nun bei dem Besitzer der Scheune, wo der Kopf her sei. Er sagte mir, sein Großvater habe denselben an dem Abhang des in der Nähe gelegenen Ernstberges gefunden. Erst habe er lange Jahre auf seinem Speicher gelegen, dann habe er ihn

in die Wand seiner Scheune eingemauert. Nachdem ich mit dem Besitzer über den zu zahlenden Preis einig war, haben wir den Kopf aus dem Mörtel herausgemeißelt und ich nahm ihn für das Mayener Museum mit.

Der Kopf gehört zu einer freistehenden Figur und ist ziemlich gut erhalten, nur Nase und Kinn sind etwas bestoßen. Das wellige Haar ist hinten zu einem Knoten zusammengedreht, auf dem Scheitel glatt anliegend.

Das Material ist roter Sandstein und der römische Ursprung ist zweifellos.

Wie mir der Besitzer sagte, werden in der Nähe der Fundstelle heute noch öfters beim Beackern der Felder Mauerreste, dicke rote Ziegelplatten und Scherben gefunden.

Bei Dodweiler führt ja auch die Römerstraße Andernach—Mayen—Kellberg—Lüttich vorbei. Ob der Kopf etwa einer Götterstatue angehörte, ist schwer zu sagen.

Literarisches und Verwandtes

Ueber Zweck und Bedeutung der Zeitschrift „Deutschland“ hat der Schriftleiter des Eifelvereinsblattes in der Juni-Nummer eingehend berichtet. Heute liegt eine „Dem Land der roten Erde“ gewidmete Deutschland-Sondernummer vor. Mit künstlerischem Bilderschmuck reich und glänzend ausgestattet, sucht sie die mannigfachen Vorzüge des Westfalenlandes in helles Licht zu rücken, seine natürlichen Reize, seine Bedeutung für Kunst und Wissenschaft, seine große geschichtliche Vergangenheit und ganz besonders die großartige industrielle Entwicklung der Neuzeit. Mit der Entstehungsart der Sondernummer hängt es zusammen, daß die Werkstätten der „modernen Zyklopen“, die in ihren gewaltigen Feueröfen des deutschen Volkes Waffen schmieden, daß kurz gesagt, die in fabelhaftem Geschwindigkeit herangewachsenen Hauptorte der westfälischen Industrie den breitesten Raum in Anspruch nehmen und geschildert von berufenen einheimischen Federn sich ihres stolzen Werdeganges und ihrer heutigen Bedeutung rühmen. So wird die westfälische Sondernummer zu einem beredten Zeugnis der kraftvollen neuzeitlichen Entwicklung deutscher Tüchtigkeit und deutschen Gewerbesieges überhaupt. Der Preis — 2 Mark — ist bei dem reichen Inhalt des 256 Folio-Seiten starken Bandes recht bescheiden.

Bonn.

Schulrat Dr. Baedorf.

Bericht über die Tätigkeit des Bonner Provinzialmuseums.

Der Direktor des Provinzialmuseums, Herr Prof. Dr. Lehner, hat über die Tätigkeit und Erwerbungen des Museums in der Zeit vom 1. April 1916 bis 31. März 1917, wie alljährlich, einen Bericht herausgegeben, dem wir folgendes entnehmen. Die Ausgrabungen vorgeschichtlicher Ansiedlungen bei Sarmshem im Kreise Kreuznach wurden fortgesetzt. Dort sind bis jetzt 128 Gruben und ähnliche Vertiefungen mit reichen Fundstücken ausgegraben worden. Die Funde und die Beschaffenheit der Gruben, Trichtergruben, weisen die Ansiedlung in die Zeit der handkeramischen Kultur der jüngeren Steinzeit. Die Gruben sind Abfall- und vielleicht Vorratsgruben gewesen. Bei Kottenheim im Kreise Mayen hat die Verwaltung mit neuen Ausgrabungen begonnen. Hier wurden bisher vier rechteckige Hüttengrundrisse freigelegt und Werkzeuge aus Stein nebst rohen Töpfergefäßen gefunden, die mit Typen der Pfahlbauperiode der jüngeren Steinzeit übereinstimmen. Bei Alenz und Kehrigh, ebenfalls auf dem Boden des in altertumswissenschaftlicher Hinsicht so ergiebigen Kreises Mayen wurden Bandgräber der Hallstattperiode ausgegraben, deren Befund die interessante Tatsache ergab, daß diese Gräber als Hügelgräber angelegt waren. Auch am Matronenheiligtum bei Pech wurden durch Grabungen weitere Feststellungen gemacht und die noch stehenden Mauern weiter gesichert, wie wir schon zur Zeit ausführlicher berichteten. Ebenfalls eingehend konnten wir schon über die weiteren Forschungen im unterirdischen Remagen berichten. Ueber die Grabungen an der Erdfestung am Scheidkopf bei Remagen, die wir auch schon berichtungsweise in unserem Blatte veröffentlichten, sind noch keine näheren Angaben gemacht.

An Erwerbungen sind wieder interessante Münzen aus der Römerzeit, dem Mittelalter und der Neuzeit erwählt, ferner Grabbeigaben, Beile, Meißel, Reibschalen, Töpfe aus vorgeschichtlicher Zeit.

Aus den Ortsgruppen

D. G. Büllingen. Die am Sonntag, den 30. September 1917 im Gasthause Küches am Bahnhof hieselbst stattgefundene Hauptversammlung der Ortsgruppe Büllingen war schwach besucht. Aus den Verhandlungen ist zu entnehmen, daß die Ortsgruppe 3. Zt. 59 Mitglieder zählt. Im Laufe des Jahres starben drei Mitglieder, deren Andenken die Erschienenen durch Erhebung von den Sigen ehrten. Nach dem Kassenbericht betragen die Einnahmen für 1916 305,61 Mark, die Ausgaben 144,48 Mark, mithin Bestand 161,13 Mark. Dem Kassensführer Herrn Kentsmeister Jansen wurde Entlastung erteilt. Zum Besuch der

Hauptversammlung in Mayen am 7. Oktober meldete sich Niemand, was wohl auf die schwierige Reisepflege in der Jetztzeit zurückzuführen ist. Geplante Wanderungen wurden bis zur nächsten Versammlung zurückgestellt. Zu Anfang und am Ende der Versammlung wurden die Teilnehmer durch gediegene Klavier- und Geigenvorträge einer jungen Dame und eines jungen Offiziers erfreut.

D. G. Köln. Am zweiten diesjährigen Vortragsabend, am 23. November, sprach Prof. Dr. Bender an Hand bildlicher Darstellungen über das Kölner Stadtbild im 16. Jahrhundert. Gestützt auf reiches geschichtliches Material, u. a. aus dem städtischen Archiv, der Plantammer und den städtischen Museen ließ er das „heilige Köln“, „die größte Stadt in ganz Teutschland, sowohl dieß- als jenseit des Rheins“ aus dem römischen Heerlager und drei großen Stadterweiterungen in mittelalterlichem Glanze vor unsern Augen erstehen. Die alte Reichsstadt hat von je nicht nur den Historiker, sondern auch Maler und Zeichner immer wieder angezogen. Infolgedessen besitzen wir denn eine Reihe von Bildern und Plänen der Stadt, von denen zwei im 16. Jahrhundert entstandene besonders großartig und wertvoll sind: Die aus 9 Blättern bestehende sogenannte malerische Darstellung von Antonius Woensam aus Worms und der Stadtplan des Arnold Mercator: Colonia Agrippina A. D. 1571 exactissime descripta. Ein glücklicher Zufall, so jagte der Redner, hat es gewollt, daß wir außerdem für daselbe Jahrhundert von Köln ein Kulturdokument einzig dastehender Art besitzen: die Selbstbiographie des Hermann von Weinsberg, die das ganze Jahrhundert umfaßt und sich durch ungeschminkte Wahrheit und seltene Offenheit auszeichnet. Was fast sämtlichen Ansichten von Köln einen charakteristischen Reiz verleiht, ist der majestätische Rheinstrom, der die wirkungsvolle Gruppierung des Stadtpanoramas ermöglicht. Dazu kommen dann die zahllosen Kirchen und Klöster mit ihren Türmen und Türmchen, insbesondere die drei Wahrzeichen am Rhein: St. Martin, mit seiner imposanten Vierung, der majestätische Dom und die ehrwürdige Ruhestätte des hl. Kunibert. Leider ist der gewaltige Mauerring mit seinen Bollwerken heute fast spurlos verschwunden; nur der trostige Turm am Bayen dominiert noch heute im südöstlichen Stadtbild, während von 1180—1881 die ganze Landseite von der Befestigung beherrscht wurde. Gewiß, auch heute hat das Panorama Kölns, zumal bei abendlichem Dunkel, seinen wunderbaren Reiz, wie ihn Rudolf Herzog im „Abenteurer“ so feinsinnig geschildert hat: „Auf der Schiffsbrücke wurden die Laternen hochgezogen. Die Stadt war langsam in der Dunkelheit verschwunden. Nur die Masse des Doms hob sich gespenstisch, einer rätselhaft übernatürlichen Erscheinung gleich, gegen den Abendhimmel ab. Und als hätten die Laternen der Schiffsbrücke das Zeichen gegeben, so blühte es am Ufer auf, und die Lichter ließen die Hafenstraße entlang bis zur alten Truhburg Kölns, dem Bayenturm, entzündeten sich in der Rheinstraße und drangen weiter ins Herz der Stadt, kreuz und quer durch die Gassen der Altstadt in die Prunkstraßen der Neustadt. Und aufs neue trat die Silhouette Kölns hervor, in roten, magischen Dunst gehüllt. Gegiebelt und

Schöne Literatur

Auch während des Krieges liefern wir

= alle Bücher =

für Mußestunden, Studium u. Bibliothek, also jedes einzelne Buch und jedes gr. und kl. Werk, auf Wunsch in laufender Rechnung

gegen bequeme Monatsraten

schon von 5—10 Mk an. Referenz: 60 000 Bücherbezieher aus allen Gesellschaftskreisen.

Buchhandlung Friedr. Kratz & Cie.
Köln, Stolkgasse 49 (am Hauptpostamt)
(Alleiniger Inhaber: Fritz Kratz.)

Jugendschriften

Große und kleine Lexika

Romane Sammelwerke

Weltgeschichte

Klassiker

Sammelalbum Musikalien

Studienwerke Lehrmittel